

Der christlich-jüdische Dialog in
Deutschland
am Beispiel der Gesellschaften für
christlich-jüdische Zusammenarbeit
(GcjZ)

Dissertation
zur Erlangung des akademischen Grades
Doktor der Philosophie
der Fakultät für Kulturwissenschaften
der Eberhard-Karls-Universität Tübingen

vorgelegt von
Esther Braunwarth
aus Coburg

2009

Gedruckt mit Genehmigung der Fakultät für Kulturwissenschaften der Eberhard Karls Universität Tübingen

Gutachter: Professor Dr. Günter Kehrer
Professor Dr. Burkhard Gladigow

Tag der mündlichen Prüfung: 19.11.2009

Dekan: Professor Dr. Jürgen Leonhardt

Erklärung

Hiermit erkläre ich, dass ich die Dissertation selbstständig verfasst habe. Ich habe nur die angegebenen Quellen und Hilfsmittel benützt und wörtliche und inhaltliche Zitate als solche gekennzeichnet.

Tübingen, 10. April 2009,

Esther Braunwarth

Danksagung

Besonders möchte ich Herrn Professor Dr. Kehrer für die vielen anregenden Diskussionen danken und Herrn Professor Gladigow für die Übernahme des Zweitgutachtens.

Ich danke meinem Ehemann, Dr. Andreas Braunwarth, für Unterstützung und Rückenstärkung und meinen Eltern Josef und Elisabeth Kraus, die mir die lange Ausbildung ermöglicht haben.

Dr. Horst Junginger, Religionswissenschaftler in Tübingen, danke ich dafür, dass er mir zu Beginn der Arbeit viele hilfreiche Tipps gab. Ich danke Dr. Assia Harwazinski, Religionswissenschaftlerin in Tübingen, Dr. Klaus Notz aus München, der mich zu dieser Arbeit ermuntert hat, den zahlreichen Vorstandsmitgliedern der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit, des Koordinierungsrates bzw. des International Council of Christians and Jews, die mir Informationen und Literaturhinweise gegeben haben, unter ihnen ganz besonders Rudolf Sirsch, Rachel Dror, Professor Dr. Martin Stöhr, Professor Dr. Hans Hermann Henrix, Dr. Ingrid Weiß, Sonja Weichert, Angela Müllenbach-Michel, Mitgliedern des Forums Junger Erwachsener und vielen anderen, die auch in dieser Arbeit erwähnt werden.

Noch ein Hinweis zum Text der Dissertation:

Einige Personen, die für die christlich-jüdische Zusammenarbeit eine Rolle spielen, sind bei der ersten Erwähnung kursiv gedruckt. Eine kurze Biographie dieser Personen finden Sie, wenn nicht direkt im Text, im Anhang (Biographieverzeichnis).

Diese Dissertation wurde meinem Mann, Dr. Andreas Braunwarth, gewidmet.

Die vorliegende Veröffentlichung als Dissertation wurde von der Fakultät für Kulturwissenschaften der Universität Tübingen angenommen.

Inhaltsverzeichnis:

1. Einführung.....	1
1.1 <i>Stand der Forschung</i>	1
1.2 <i>Ziel der Arbeit</i>	7
2. Die erste deutsche GcjZ in München: Geschichte der Entstehung und Entwicklung bis 2008 10	
2.1 <i>Anlass für die Gründung der GcjZ München, persönliche Initiativen</i>	10
2.2. <i>Wichtige Personen, die zu Gründung und Fortbestand der GcjZ München beigetragen haben:</i>	14
2.3 <i>Ziele und Prinzipien der neugegründeten GcjZ München</i>	22
2.4 <i>Der Verlauf der Gründung: Mitglieder, erste Veranstaltungen</i>	23
2.5 <i>Exkurs: Die Geschichte um die “Deggendorfer Gnad”</i>	25
2.6 <i>Die GcjZ München ab den 50er Jahren</i>	27
2.7 <i>Was hat sich verändert? Vergleich der GcjZ München 1948 und 2006</i>	44
3. Die GcjZ München heute (2009)	45
3.1 <i>Mitglieder: Anzahl, Struktur der Gruppe</i>	45
3.2 <i>Aktivitäten: Zielgruppen der einzelnen Veranstaltungen</i>	49
3.3 <i>Das Christentum im Spiegel der GcjZ München</i>	49
3.4 <i>Das Judentum im Spiegel der GcjZ München</i>	49
4. Die GcjZ Stuttgart.....	50
4.1 <i>Anlässe für die Gründung der GcjZ Stuttgart, persönliche Initiativen</i>	50
4.2 <i>Die GcjZ Stuttgart ab den 50er Jahren</i>	51
4.3 <i>Die GcjZ Stuttgart heute</i>	64
4.4 <i>Was hat sich verändert? Vergleich der GcjZ Stuttgart 1948 und 2008</i>	69
5. Ein Sonderweg: Die GcjZ Freiburg und Dr. Gertrud Luckner.....	69
6. Der Deutsche Koordinierungsrat der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit (DKR)	74
6.1 <i>Gründungsgeschichte</i>	74
6.2 <i>Der erste Kongress</i>	77
6.3 <i>Die Geschichte des DKR</i>	90
6.4 <i>Der DKR als Richtungsweiser: Ideen, Grundsätze</i>	129
6.5 <i>Die Woche der Brüderlichkeit</i>	131
6.6 <i>Die Idee der Brüderlichkeit</i>	151
6.7 <i>Treffen Rabbiner-Bischöfe</i>	152

6.8 Die Behandlung des Themas "Holocaust" in den Emuna-Heften	153
7 „Gemeinsamer Gottesdienst“ oder „Gemeinschaftsfeiern“	160
7.1 Einleitung	160
7.2 Vorgeschichte zum ersten gemeinsamen Gottesdienst	161
7.3 Umsetzung der Liturgie: Was ist eigentlich christlich-jüdisch?	187
7.4 Welche Unterschiede zwischen katholischen, evangelischen und jüdischen Gottesdiensten mussten beachtet werden?	194
7.5 Stellungnahmen von Juden zu christlichem Brauchtum	200
7.6 Vergleich: Christlich-Jüdische Gemeinschaftsfeiern des DKR/der Gesellschaften – Ökumenische Gottesdienste	202
7.7 Vergleich: „Beten in Anwesenheit des Anderen“ und Gemeinschaftsfeiern	203
7.8 Chanukka-Weihnachten-Weihnukka	205
7.9 Umstrittene Arten von Synkretismus	207
7.10 Was haben die Gemeinschaftsfeiern bewirkt?	209
8. Die GcjZ und der DKR heute	209
8.1 Der Vorstand des DKR und das Forum Junger Erwachsener	209
8.2 Mitgliederzahlen	213
8.3 Tochtergesellschaften	214
8.4 Kontakte	216
8.5 Motive von Christen und Juden für ihren Eintritt in die GcjZ	217
8.6 Kritik am Deutschen Koordinierungsrat und an den Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit, Kritikpunkte	221
8.7 Dialog und Diskussionen innerhalb der einzelnen Gesellschaften und innerhalb des Deutschen Koordinierungsrates	229
8.8 Finanzen	244
9. Veränderungen im christlich-jüdischen Dialog in Deutschland seit 1948	245
9.1 Historische Abfolge des christlich-jüdischen Dialogs	245
9.2 Historische Ereignisse, die für die Gesellschaften und für den DKR von Bedeutung sind	248
9.3 Die 8. Laupheimer Gespräche 2007: Podiumsdiskussion zum Stand des christlich-jüdischen Dialogs	277
9.4 Ungelöste Probleme der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit	288
10. Ausblick: Bedeutung der Erfahrungen in der GcjZ für interkulturelles Zusammenleben .	289
10.1 Verbesserungen in der deutschen Gesellschaft aufgrund des christlich-jüdischen Dialogs: Was wurde erreicht?	289
10.2 Auswirkungen der Auftritte von Prominenten auf die Gruppenarbeit	290
10.3 Die Darstellung der Gesellschaften nach außen: Gelingt die Repräsentation bestimmter Wertvorstellungen?	291
10.4 Demokratie innerhalb des Vereins	292

10.5 Die GcjZ und die Kirchen: Einfluss und Grenzen der Kommunikation.....	295
10.6 Beteiligung der Jugendlichen.....	296
11. Theologische Probleme im christlich-jüdischen Dialog	298
11.1 Christliche Missionierung.....	298
11.2 Jesus Christus als Erlöser.....	300
11.3 Die Bedeutung Israels für Juden.....	302
11.4 Die Haltung gegenüber der Thora und dem Alten Testament.....	303
11.5 Feministische Theologie und Judentum.....	308
11.6 Auswirkungen des christlich-jüdischen Dialogs auf die evangelische Kirche.....	309
11.7 Auswirkungen des christlich-jüdischen Dialoges auf die katholische Kirche.....	312
12. Zusammenfassung, Ergebnis.....	319
Anhang:.....	323
1. Interviews.....	323
1.1 Interview mit Martin Stöhr.....	323
1.2 Interview mit Hans Hermann Henrix.....	327
1.3 Interview mit Sonja Weichert, Vorstandsmitglied der GcjZ Minden/Westfalen.....	333
1.4 Interviews mit Rudolf Sirsch, Generalsekretär des Deutschen Koordinierungsrates.....	334
1.5 Interview vom 5. Januar 2007 mit Rachel Dror, Leiterin des Erzieherausschusses der GcjZ Stuttgart.....	342
Interview vom 27. Juli 2007 mit Rachel Dror, Leiterin des Erzieherausschusses der GcjZ Stuttgart (weitere Fragen):	344
1.6 Email vom 27.08.2008 von Ingrid Weiß, katholische Vorsitzende der CJZ Stuttgart, über ihre Motivation für den Eintritt in die „Gesellschaft“ und ihre Aktivitäten als Vorsitzende	348
2. Biographien.....	350
3. Literaturliste	359
3.1 Bücher, Themenhefte, Jubiläumsschriften.....	359
3.2 Aufsätze	362
3.3 Zeitungsartikel, Meldungen.....	365
3.4 Internetseiten.....	366
3.5 Akten, Tätigkeitsberichte.....	368
3.6 Interviews	370
3.7 Aufzeichnungen mündlicher Äußerungen.....	371
4. Abkürzungen	372

Der christlich-jüdische Dialog in Deutschland am Beispiel der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit (GCJZ)

1. Einführung

1.1 Stand der Forschung

Der christlich-jüdische Dialog wird seit der Ankunft der „Kontingentflüchtlinge“ in Deutschland bei den beteiligten Personen besonders engagiert diskutiert. Die meisten Titel, die jedoch explizit zu diesem Thema erschienen sind, sind Aufsatzsammlungen. In diesen Sammelwerken legen die verschiedenen Autoren aus unterschiedlichen Institutionen (Kirchen, jüdischen Gemeinden, christlich-jüdischen Vereinen) ihre jeweiligen Erfahrungen in der interreligiösen Begegnung dar, die dann nebeneinander stehen. Je nach Position reichen die Einschätzungen des Themas von dem Statement, es gebe gar keinen christlich-jüdischen Dialog, bis hin zur positiven Feststellung, dass Juden und Christen fast das Gleiche glauben, ja dass das Christentum schon beinahe im Judentum enthalten sei. Von Mitgliedern der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit gibt es bereits Dokumentationen und Bücher über bestimmte Gesellschaften und über bestimmte Zeitabschnitte, z.B. die Dissertation von Josef Foschepoth: „Im Schatten der Vergangenheit, die Anfänge der Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit“ (Göttingen 1993), Den Sammelband von Christoph Münz und Rudolf W. Sirsch: Wenn nicht ich, wer? Wenn nicht jetzt, wann? Zur gesellschaftlichen Bedeutung des Deutschen Koordinierungsrates der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit“ (Münster 2004) und Festschriften der örtlichen Vereine.

Die genannten Bücher möchte ich hier vorstellen:

1.) Foschepoth, Josef: Im Schatten der Vergangenheit. Die Anfänge der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit (Dissertation), Göttingen 1993:

Der Historiker und ehemalige Vorsitzende der Dachorganisation der Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit (DKR), Josef Foschepoth, ging von der These aus, dass die Amerikanische Militärverwaltung die Deutschen nach dem Zweiten Weltkrieg nicht nur umerziehen, sondern auch re-christianisieren wollte. Damit hätten sie den christlich-jüdischen Dialog eher behindert als gefördert, weil der christliche Antijudaismus unter den Teppich gekehrt worden sei. (Dies stellte Werner Jochmann in seinem Vorwort zum Buch heraus.) Die Absicht Foschepoths war es, die Vereinsgeschichte als Mentalitätsgeschichte der Deutschen (der Jahre 1948-1952) im Umgang mit der Vergangenheit darzustellen. Als wichtigen Faktor wertete er die „Säkularismusthese“ des Schweizer Theologen Emil Brunner. Nach ihr war der „entchristlichte Mensch“ für die Naziverbrechen verantwortlich. Diese These vertraten im Deutschland der Nachkriegszeit viele Christen und auch Juden. Foschepoth kritisierte sie als unhistorisch. Die Folge der These war, dass sich Christen sozusagen als freigesprochen von möglichen Anklagen im Zusammenhang mit dem Nationalsozialismus ansahen und sich als „Opfer“ neben Juden stellten. Als Vertreter zumindest von Teilen einer solchen Sichtweise machte Foschepoth auch GcjZ-Mitglieder wie den Geschäftsführer des Münchner Vereins, Josef Brandlmeier oder den Münchner Professor Hugo Lang aus. Bei den Kirchen sei in der Nachkriegszeit das Bekenntnis zum christlichen Versagen die Ausnahme gewesen. Bei einem Treffen der Deutschen katholischen Bischöfe im August 1945 verharmlosten Bischöfe die Beteiligung am Nationalsozialismus. Pfarrer boykottierten die „Entnazifizierung“, indem sie in Massen positive Zeugnisse und „Persilscheine“ für ehemalige Parteimitglieder der NSDAP ausschrieben, so Foschepoth. Beide Kirchen, die katholische wie die evangelische, bleiben Juden gegenüber mehrheitlich kühl bis ablehnend und distanziert, während sie „gläubige“ Parteimitglieder teilweise in Schutz nahmen. Es überraschte Foschepoth also nicht, dass die Statistik der in Deutschland lebenden Juden folgendermaßen aussah:

1945: 3.000

1950: > 200.000

Anfang der 50er Jahre: 15.000¹

Wer konnte, verließ Deutschland in der Regel auf dem schnellsten Wege wieder. Juden suchten Hilfe bei den Amerikanern und kamen deshalb aus dem Osten in die amerikanische Besatzungszone. Sie betrachteten aber ihre DP-Lager als exterritoriales Gebiet. Die jüdischen Mitglieder der GcJZ waren meist zurückgekehrte deutsche Juden, die blieben (also eine große Ausnahme) oder Juden aus jüdisch-christlichen „Mischehen“.

Nach Foschepoth gab es 1946-52 ca. 50% Antisemiten in Deutschland. Das System der „Spruchkammern“, die Deutsche in die fünf Kategorien Hauptschuldige, Belastete, Minderbelastete, Mitläufer und Entlastete einteilten, scheiterte nicht zuletzt am massiven Widerstand der Kirchen. Auch Martin Niemöller rief zum offenen Widerstand gegen die Amerikaner auf. So setzte sich die Schlussstrich-Mentalität durch.²

Die Vorgeschichte zur Gründung der GcJZ in Deutschland begann in Amerika. Der Zulauf zum Ku-Klux-Klan war in den 20er Jahren beängstigend. 1925 hatte er geschätzte 5 Millionen Mitglieder. Einen Höhepunkt der Hasstiraden gegen Minderheiten bemerkte man im Jahr 1928. Alfred E. Smith kandidierte für die Demokraten. Der Gouverneur von New York war Katholik und modern orientiert und verkörperte damit das Feindbild der Ku-Klux-Klan Mitglieder und Sympathisanten. Es entstand eine Welle von „Katholikenhass“. Bei den gemäßigten Amerikanern stieg die Angst vor Hasstiraden, die sich auch auf andere Minderheiten richten konnten. Deshalb gründeten Protestanten und Juden zusammen das „Comitee of Goodwill“, dem sich später auch Katholiken anschlossen. 1928 ging daraus die „National Conference of Christians and Jews“ (NCCJ) hervor. In ihrer Präambel war bereits die Überwindung der Vorurteile zwischen Protestanten, Katholiken und Juden festgeschrieben. Das primäre Interesse jedoch war nach außen gerichtet, auf eine Verbesserung der amerikanischen Gesellschaft, angefangen von der Bekämpfung des Alkoholismus bis hin zur Arbeit am Problem von straffälligen Jugendlichen.³

Foschepoth untersuchte auch die Vorläufer der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit in Europa. 1942 gründete man in Großbritannien das „Council of Christians and Jews“. Dessen Vorläufer wiederum war die „Society of Jews and Christians“, die in London von liberalen Juden ins Leben gerufen worden war, der jedoch orthodoxe Rabbiner die Mitarbeit verweigerten. Die orthodoxe und die liberale Richtung unterscheiden sich in vielen Punkten. Ein wichtiger Aspekt ist die Rolle der Frau: Im liberalen Judentum gibt es Rabbinnen, Kantorinnen und Frauen dürfen sich in der Synagoge unter die Männer mischen. Im orthodoxen Judentum wird eine Trennung von Männern und Frauen im Gottesdienst aufrechterhalten und Frauen dürfen nicht aus der Tora vorlesen.⁴ Deshalb gründete man stattdessen das „Council of Christians and Jews“. Anlass für die Gründung war die Nationalsozialistische Bedrohung. Bereits damals in Großbritannien legte man fest, dass es nicht zu einer Religionsvermischung kommen dürfe. 1941 gründeten Franzosen in Paris die „Amitié Chrétienne“. Dies war sozusagen ein Deckname für „Amitié Judeo-Chrétienne“, der wegen der Nationalsozialisten nicht offen genannt wurde. 1946 entstand in der Schweiz die „Christlich-Jüdische Arbeitsgemeinschaft zur Bekämpfung des Antisemitismus. Nach einigen internationalen christlich-jüdischen Treffen mit Beteiligten der verschiedenen Organisationen erfolgte 1947 in der Schweiz (Seelisberg) die Gründung der Dachorganisation „International Council of Christians and Jews“ (ICCJ). 1949 gaben die Vorsitzenden das Büro des ICCJ in Genf schon wieder auf. Grund war, dass in Paris die „World Brotherhood“ unter der Leitung von NCCJ-Präsident Everett Clinchy ins Leben gerufen wurde, ein undemokratisch arbeitender Verband mit allgemein formulierten, nicht auf christlich-jüdische Verständigung präzisier-

¹ Vgl.: Foschepoth, Josef: Im Schatten der Vergangenheit, die Anfänge der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit, Göttingen 1993, S. 31

² Vgl. ders.: S. 35 ff

³ Vgl. ders.: S. 43 ff

⁴ Vgl. Brumlik, Micha: Was stimmt? Judentum, die wichtigsten Antworten, Freiburg im Breisgau 2007, S. 85ff

ten Zielen, aber „mit dem Segen seiner Heiligkeit“, des Papstes. In Deutschland initiierte Clinchy den Aufbau einer Organisation nach dem Modell des NCCJ. Dahinter stand die amerikanische Militärverwaltung mit den entsprechenden Departements:

HICOG (General Clay)



Education and Religious Affairs Branch (Leiter: Sterling W. Brown)



Abteilung: Interfaith and Intergroup Relations (Leiter: Sterling W. Brown)⁵

Auf Clinchys Bitte hin rief General Clay Carl F. Zietlow nach Deutschland. Dieser war methodistischer Pfarrer in Minnesota und war 10 Jahre lang Direktor der North Central Region des NCCJ gewesen. Nach einem bestimmten Schema, das auch in meiner Dissertation genau beschrieben wird, organisierte er zunächst die Gründung der Gesellschaften München, Stuttgart, Wiesbaden, Frankfurt und Berlin und dann noch viele andere Gründungen. Um dann das persönliche Kennenlernen von Mitgliedern verschiedener GcjZ zu fördern, bauten einzelne Vorstandsmitglieder mit Zietlow zusammen innerhalb eines Jahres den Dachverband „Deutscher Koordinierungsrat“ auf.

Carl F. Zietlow betrieb die Profilierung des DKR. Sowohl für den DKR als auch für die Gesellschaften wünschte er sich, dass sie keine Massenbewegung, aber einflussreich sein sollten und dass es möglichst in jedem örtlichen Verein und im Dachverband je acht Ausschüsse geben sollte. Er versäumte es jedoch, auf die spezifisch deutsche Problematik, die gravierende Schädigung des christlich-jüdischen Verhältnisses durch den Holocaust, einzugehen. Foschepoth untersuchte auch die Finanzierung durch die HICOG in den ersten Jahren und stellte fest, dass der DKR, den Carl Zietlow inoffiziell leitete, mehr als zehn mal mehr Geld bekam als einzelne Gesellschaften. Natürlich führte dies zu Unmut und Abwendung der örtlichen Gesellschaften vom Dachverband. Zu Beginn der 50er Jahre kam es zu einer Krise sowohl bei den einzelnen Gesellschaften als auch im DKR. Die lokalen Gesellschaften litten unter Finanzierungsproblemen, die Ablösung von der Organisation „World Brotherhood“ aufgrund konzeptioneller und politischer Diskrepanzen führte zu Streit mit Amerikanern. Die HICOG stellte jedoch Gelder für die Gründung weiterer Gesellschaften bereit, und so entstanden die örtlichen Vereine Bremen, Kassel, Nürnberg, Hannover, Hamburg, Düsseldorf, Heidelberg, Augsburg und Karlsruhe. Freiburg war bereits 1950 aus Eigeninitiative entstanden. Bald entstand eine Debatte, ob Atheisten aus den Gesellschaften ausgeschlossen bleiben sollten oder nicht, diese löste sich im Laufe der Zeit zugunsten der Atheisten auf.

Nach einer vollständigen Trennung von der World Brotherhood konnten die Gesellschaften ihr eigenes Profil entwickeln und erholten sich wieder von der Krise.

Foschepoth schloß seine „Mentalitätsgeschichte“ mit dem Fazit, dass es den meisten Mitgliedern zu dieser Zeit (1948-52) um die Rehabilitation der Deutschen gegangen sei.⁶

Bemerkung:

Foschepoth sah den größten Anstoß bei „den Amerikanern“, so, als hätten Deutsche nicht von sich aus Bewusstsein für Toleranz und Nächstenliebe entwickeln können, sondern lediglich ihr Ansehen retten wollen. Foschepoth vermischte thematisch oft die Mentalität der deutschen Mehrheit mit der Mentalität von GcjZ/DKR-Mitgliedern und zog Entgleisungen innerhalb der Vereine als Bestätigung seiner skeptischen These heran. Dabei räumte er denjenigen, die bereits bei den Nationalsozialisten Widerstand leisteten, nicht das Gewicht in seiner Arbeit ein, das ihrer Bedeutung für die Gesellschaften zukommt. Wer dies alles war und wie groß die Vorarbeit gewesen ist, geht aus der Zusammenfassung des nächsten Buches hervor:

⁵ Vgl. Foschepoth, Josef: Im Schatten der Vergangenheit, die Anfänge der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit, Göttingen 1993, S. 62 ff

⁶ Vgl. ders.: S. 203

Münz, Christoph; Sirsch, Rudolf: Wenn nicht ich, wer? Wenn nicht jetzt, wann? Zur gesellschaftspolitischen Bedeutung des Deutschen Koordinierungsrates der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit (DKR), Münster 2004:

Die Herausgeber sind beide bis heute DKR-Mitglieder.

Christoph Münz kam 1992 als Vertreter des „Jugendbeirates“ zum DKR-Vorstand. 1961 geboren, studierte er Germanistik und Geschichte als Stipendiat des Cusanuswerkes, promovierte 1994. Er arbeitet als Übersetzer und Publizist und ist Herausgeber des COMPASS-Infodienstes für christlich-jüdische und deutsch-israelische Tagesthemen im Web.

Rudolf W. Sirsch hat seit 2000 die Stelle als Generalsekretär des DKR. Er ist 1954 geboren, Kaufmann und evangelischer Theologe und arbeitete als Familientherapeut. 1992-96 war er Studienleiter der evangelischen Akademie Görlitz, 1992-2000 Leiter des Odenwald-Institutes der Karl-Kübel-Stiftung. Außerdem war er Gründungs- und Vorstandsmitglied der GcjZ Görlitz.⁷

Im Folgenden werden die einzelnen Beiträge vorgestellt:

Stöhr, Martin: Notwendigkeiten und Schwierigkeiten einer christlich-jüdischen Zusammenarbeit – Einige Rückblicke

Martin Stöhr begann mit dem Hinweis der Erklärung amerikanischer Rabbiner „Dabru emet“, die eine Antwort darauf war, dass kirchliche Gremien nach dem 2. Weltkrieg ihre Reue über die Misshandlungen von Juden und Judentum auszudrücken und seitdem versuchen, ein Umdenken in der Theologie durchzusetzen. („Dabru emet“ wird noch in einem späteren Kapitel genau erläutert.)

Er betonte, dass auch Atheisten an den GcjZ teilnehmen können. Sie seien gleichberechtigt, denn es gebe keinen „Widerstandsbonus“ der Kirchen. Er sprach sich gegen die „Totalitarismus-These“ aus, eine Theorie, die in Deutschland mit dem Mauerbau aufkam und die besagte, dass der Nationalsozialismus bereits überwunden sei und man sich demnach gegen die „rote Diktatur“ wenden müsse. Aktuell sah Stöhr die Notwendigkeit, sich mehr mit dem Islam auseinanderzusetzen. Religion sei ein die Gesellschaft positiv und negativ gestaltender Faktor. Er übte Kritik an der Interpretation der Vereinsgeschichte der GcjZ (des DKR) durch Josef Foschepoth:

„Wer, wie Josef Foschepoth – die Entstehung des DKR und seiner GcjZ auf die Anordnung der US-amerikanischen Besatzungsmacht allein zurückführt, tut vielen Gründungsmüttern und –vätern Unrecht.“⁸

Stöhr nannte einige Gründungsmitglieder der Gesellschaften, die bereits in der Nazizeit Charakter gezeigt hatten:

Adolf Freudenberg kollaborierte mit Dietrich Bonhoeffer,

Franz Böhm hielt zu seiner Ehefrau, der Tochter von Richarda Huch. (Richarda Huch hatte gegen Hitler protestiert, zu dieser Zeit konnte das „Sippenhaft“ bedeuten.) Zu nennen wären außerdem Theodor Bäuerle, Gertrud Luckner und viele andere, auf die ich später noch eingehe. Stöhr berichtete, dass die Gesellschaften erst ab 1965 nach dem Wurzeln des Antisemitismus im Neuen Testament suchten (z.B. Joh 8,44; Thess 2,14-16). Er ging auch auf die Entwicklung der Organisation „Studium in Israel“ ein, deren Sprecher er war.

⁷ Vgl.: Münz, Christoph; Sirsch, Rudolf (Hrsg.): Wenn nicht ich, wer? Wenn nicht jetzt, wann? Zur gesellschaftspolitischen Bedeutung des Koordinierungsrates der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit, Münster 2004, S. 303 f

⁸ Münz, Christoph; Sirsch, Rudolf (Hrsg.): Wenn nicht ich, wer? Wenn nicht jetzt, wann? Zur gesellschaftspolitischen Bedeutung des Koordinierungsrates der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit, Münster 2004, S. 48

Sirsch, Rudolf: Gegen das Vergessen – Der Beitrag des Erzieherausschusses im Deutschen Koordinierungsrat zur Aufarbeitung der Vergangenheit

Rudolf Sirsch machte darauf aufmerksam, wie stark der Erzieherausschuss des DKR gegen die Verdrängungsmechanismen der deutschen Bevölkerung ankämpfte. Nach dem Krieg bestand der Antisemitismus weiter, gleichzeitig entstand eine „Schlussstrich-Mentalität (s.o.: Auch Foschepoth beschrieb die Reaktion auf die Spruchkammern.) Leitmotiv des Erzieherausschusses war „Erziehung der Erzieher“. Aktivitäten waren unter anderem:

1. Aufmerksam machen auf NS-Indoktrination von Schülern und Lehrern
2. Publikation von neuem Unterrichtsmaterial
3. Schulbuchrevision in den 50er Jahren
4. Tagungen
5. Studienreisen nach Israel
6. Ab den 60er Jahren: Zeitzeugenberichte organisieren (nach dem Eichmann-Prozess)
7. Israelreisen organisieren
8. Informationsveranstaltungen für Pädagogen und Theologen

Die letzte Aufzeichnung des Erzieherausschusses ist von 1975. Warum die Arbeit nicht fortgesetzt wurde, kann nicht mehr rekonstruiert werden.

Sirsch, Rudolf W.: Erfahrungen und Eindrücke aus meiner Arbeit als Generalsekretär des DKR

Rudolf Sirsch folgte *Ansgar Koschel* 2000 als Generalsekretär nach. Er sah die Lage kritisch: 23% der deutschen Bevölkerung vertraten 2004 latent antisemitische Ansichten. Es gab wenig Bewusstsein für rechte Gewalt und Geschichtsverdrehung. Als vorrangige Aufgaben schilderte er also: Zivilcourage fördern, Gewaltursachen benennen, Handlungsschritte gegen Rechtsradikalismus einleiten. Als Mittel schlug er vor: Vorträge, Seminare, Tagungen, Woche der Brüderlichkeit. Für den christlich-jüdischen Dialog hielt Sirsch die Kooperation mit kirchlichen Weiterbildungsinstituten für besonders wichtig.

Levinson, Natan Peter: 20 Jahre Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit – Rückblick und Vorschau

Levinson, der zusammen mit Martin Stöhr von 1965 bis 1983 Präsidiumsmitglied war, schilderte die Eindrücke jener Zeit. Er warnte vor einer Missachtung der Besonderheit des Holocaust, da viele ihn sozusagen als Symbol für andere Verfolgungen heranzogen. Nach Meinung von Levinson hat sich das christlich-jüdische Verhältnis seit dem 6-Tage-Krieg verschlechtert. Er kritisierte Teile der deutschen Friedensbewegung, die mit der „El Fatach“ zusammenarbeiteten. Positiv empfand er, dass der katholische Vorsitzende neben Stöhr und Levinson, Pater W. Eckert, durch Forschung zur Abschaffung des Kultes des Simon von Trient⁹ beitrug. Veränderungen in der Bevölkerung müssten friedlich erreicht werden. Allerdings wünschte er sich mehr Engagement der deutschen Justiz, die zu verantworten hat, dass Massenmörder straffrei ausgehen und die NPD nicht verboten wird. Als besonders erfreulich empfand er die Aktion des DKR „Unbesungene Helden“ von 1967, bei der Retter von Juden im „Dritten Reich“ ausgezeichnet wurden. Er übte auch Selbstkritik:

⁹ Bei dem Kult des Simon von Trient handelte es sich um einen aus dem Mittelalter überlieferten Kult um eine Legende, nach der Juden in Trient ein Kind gemartert und ermordet haben sollten. Diese Geschichte wurde frei erfunden aufgrund des Ereignisses, dass das Kind Simon verschwand und tot wieder aufgefunden wurde. (S. Gidal, Nachum: Die Juden in Deutschland von der Römerzeit bis zur Weimarer Republik, Köln 1997², S. 74

„Wir kranken an fehlender Begeigerungswilligkeit und gehören schon zum Establishment“¹⁰

Eckard, Willehad Paul: Die Schola Grande Tedesca und das Ghetto von Venedig

Eckert berichtete, wie der DKR 1972-73 eine Synagoge renovieren half und dabei von der Spende Willy Brandts unterstützt wurde, der 300.000 DM von seinem Friedensnobelpreis dazu gab.

Henrix, Hans Hermann: Eine unterirdische Arbeitsgemeinschaft“, Deutscher Koordinierungsrat und Deutsche Katholikentage

Henrix beschrieb die Entwicklung der Zusammenarbeit mit der katholischen Kirche. Bereits seit 1970 gab es christlich-jüdische Gemeinschaftsfeiern auf den deutschen Katholikentagen. Der liberale Rabbiner Henry G. Brandt folgte Natan Peter Levinson bei der Beteiligung an diesen Feiern nach. Die Elemente der Zusammenarbeit zwischen DKR und Katholikentagen waren (und sind)

1. Gemeinschaftsfeier
2. Jüdisches Lehrhaus
3. Gesprächskreis Juden und Christen

Kammerer, Gabriele: Die Woche der Brüderlichkeit im Spiegel der Presse

Gabriele Kammerer beleuchtete die Rezeption der Woche der Brüderlichkeit durch die Zeitungen. Sie konstatierte, dass ein Pathos sich durch die Berichterstattung zieht. Auffällige Stellungnahmen waren: Die Ritualkritik, also Kritik daran, dass sich vieles bei den Wochen der Brüderlichkeit wiederhole, der Ruf nach der Jugend, die Hervorhebung der Einbeziehung anderer Minderheiten und die intensive Befassung mit den Trägern der Buber-Rosenzweig Medaille. Sie bemerkte aber auch nicht selten die Darstellung und Produktion von Peinlichkeiten, wie etwa die Überschrift von 1970:

„Auch Gastarbeiter sind Mitmenschen“¹¹

Ginzel, Günter B.: Gegen den Ungeist. Der DKR und sein Kampf gegen den Antisemitismus in den ersten Jahren

Wie bereits angesprochen, blieben Nazi-Verbrecher bis in die 60er Jahre und länger im Amt und saßen Nazis im Parlament, wie Ginzel schrieb, mit der Unterstützung der Alliierten. Dies führte, so Ginzel, zur Isolation der Juden in Deutschland, denn Juden wagten sich nicht aus dem Kreis der verlässlichen Freunde hinaus. Die GcjZ waren ein Hoffnungsschimmer, bedeuteten aber auch „Leistung“. Vieles bedeutete für die jüdischen Mitglieder eine Geduldsprobe:

1. Reuige Nazis suchten Aufnahme bei den GcjZ
2. Christen versuchten, mit Hilfe von Juden Erkenntnisse über eigenen Glauben zu finden, schafften es aber nicht (wegen theologischer Unbußfertigkeit)
3. Christen stilisierten sich selbst als Opfer
4. Altes Denken lebte fort, auch im DKR

¹⁰ Münz, Christoph; Sirsch, Rudolf (Hrsg.): Wenn nicht ich, wer? Wenn nicht jetzt, wann? Zur gesellschaftspolitischen Bedeutung des Koordinierungsrates der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit, Münster 2004, S. 159

¹¹ Münz, Christoph; Sirsch, Rudolf (Hrsg.): Wenn nicht ich, wer? Wenn nicht jetzt, wann? Zur gesellschaftspolitischen Bedeutung des Koordinierungsrates der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit, Münster 2004, S. 159

Dahlhaus, Horst: Jüdisch-Christlicher Dialog ist politische Bildung

Der Verfasser war 20 Jahre Leiter der Bundeszentrale für Politische Bildung (BpB) ab 1973 und Mitglied der Bonner GcjZ. Er berichtete von der Zusammenarbeit mit dem DKR. Ab 1952, nach der Gründung der damaligen „Bundeszentrale für Heimatdienst“ gab es Kontakte zwischen den Generalsekretären des DKR und einem Mitarbeiter der „Bundeszentrale“. (Ab 1963 hieß sie Bundeszentrale für politische Bildung.) 1952 fand eine gemeinsame Arbeitstagung statt, an der unter anderem Max Horkheimer, Eugen Kogon, Krausnick und Rengstorf teilnahmen. Damals sprachen einige noch von der „Judenfrage“. Der DKR fungierte als Gutachter für bestimmte BpB-Broschüren. Die DKR-Studienreisen nach Israel hatten Vorbildfunktion für die Studienreisen der BpB-Studienreisen nach Israel. Es gebe weiterhin eine gute Beziehung der BpB zu den Generalsekretären, aber die Intensität der Zusammenarbeit habe seit Ende der 60er Jahre abgenommen.

Koschel, Ansgar: Erfahrungen und Eindrücke aus meiner Zeit als Generalsekretär des DKR (1990-99)

Nach der Grenzöffnung, so berichtete Koschel, gewährte das Bundesministerium des Inneren mehr Geld, damit auch im Osten GcjZ gegründet würden. Es gab aber bereits ähnliche Gruppen der Evangelischen Kirche in Dresden, Leipzig, Erfurt, Eisenach, Potsdam und Magdeburg. 1984 wurde bereits die Buber-Rosenzweig-Medaille an Siegfried Theodor Arndt, Pfarrer in Leipzig, und an Helmut Eschwege (Leipzig) verliehen. Nicht alle dieser Gruppen waren bereit, sich dem DKR anzuschließen. Neue GcjZ entstanden in Dresden, Potsdam und Görlitz, andere bezeichnen sich bis heute als „assoziierte Mitglieder“. Neue Aufgaben des DKR nach der Grenzöffnung waren: Hilfe zur Integration der Kontingentflüchtlinge und Betreibung von Lobbyarbeit zur Gründung neuer jüdischer Gemeinden. Die Friedensgespräche in Oslo zwischen israelischen und palästinensischen Politikern förderten die Verleihung der Buber-Rosenzweig-Medaille an Persönlichkeiten der israelischen Friedensbewegung.

Schaller, Berndt: Die Zukunft des christlich-jüdischen Gesprächs und der christlichen Zusammenarbeit

Berndt Schaller hielt fest, dass die Aufgaben des DKR für die Zukunft im Grunde die gleichen wie immer blieben:

1. Kampf gegen Antisemitismus
2. Abwehr von rassistischen Übergriffen und Vorurteilen
3. Aufdeckung und Abbau von theologischen Feindbildern
4. Umsetzung der theologischen Verlautbarungen für den christlich-jüdischen Dialog
5. Zusammenarbeit von Christen und Juden in der Öffentlichkeit

1.2 Ziel der Arbeit

Einige Passagen des christlich-jüdischen gemeinsamen Weges sind also schon recht genau beschrieben worden. Dennoch stehen die christliche und die jüdische Perspektive nebeneinander, und es ist offensichtlich, dass die jüdischen GcjZ und DKR-Mitglieder noch lange nicht mit dem heutigen Stand der gemeinsamen Arbeit zufrieden sind. Einzelne Vorstandsmitglieder haben ihre Wünsche und Konzepte dargestellt.

In dieser Dissertation soll jedoch ein Gesamtüberblick geboten werden. Dieser soll unter dem Aspekt der Aussage von Martin Buber erfolgen:

„Alles wirkliche Leben ist Begegnung.“¹²

¹² Buber, Martin: Ich und Du (1923), in: Das Dialogische Prinzip, Heidelberg 1979⁴

Das Hauptaugenmerk liegt darauf, wie sich die Begegnung unter der Prämisse gestaltet, dass eine religiöse Annäherung vermieden werden soll. Nach George Caspar Homans ist es eigentlich unausweichlich, dass sich Menschen, die häufig miteinander Umgang haben, in einigen Punkten ähnlich werden. Es stellen sich also folgende Fragen:

1. Wie intensiv ist der Austausch unter christlichen und jüdischen Mitgliedern?
2. Was unterscheidet die „Gesellschaften“ von anderen Gruppen, so dass eine Einheit in der Verschiedenheit möglich wird?
3. Was bedeutet das für andere interkulturelle Initiativen?
4. Welche Regeln und welche Basis entwickelte die christlich-jüdische Zusammenarbeit, die bis heute gelten? Kann man auch das Recht auf Abweichung zur Regel machen?
5. Wie lassen sich die Anforderungen der Moderne (Intergruppenkontakte, Flexibilität, rationales Handeln) mit traditionellen religiösen und kulturellen Eigenheiten auf harmonische Weise vereinbaren?

George Caspar Homans ging davon aus, dass Menschen in einer Gruppe sich zumindest teilweise aneinander anpassen:

„Je häufiger Personen miteinander in Interaktion stehen, desto mehr tendieren ihre Aktivitäten und Gefühle dazu, sich in mancher Hinsicht einander anzugleichen.“¹³

Nun wurde bei den „Gesellschaften die Angleichung in der Anfangszeit von vorneherein reglementiert, indem in der Satzung des DKR und auch einiger örtlicher Vereine festgeschrieben wurde, dass eine religiöse Annäherung nicht erwünscht ist. Das Zusammenarbeiten erfordert also eine über das übliche in der menschlichen Kommunikation hinausgehende Fähigkeit zur Differenzierung zwischen den Inhalten, den Meinungen, der Sache und der Person. Viele Menschen, um nicht zu sagen, die meisten, suchen sich Freunde und Bekannte unter der Voraussetzung aus, dass man in den wesentlichen und zahlreichen Vorlieben, Handlungsweisen und Ansichten übereinstimmt. „Normal“ ist es auch, dass man sich „um des lieben Friedens willen“ an die Meinung anpasst, von der man glaubt, dass sie die Mehrheit der eigenen Umgebung teilt. Welche Motive treiben die Mitglieder an, an einer Gruppe teilzunehmen, in der es vorwiegend um unterschiedliches Empfinden, unterschiedliche religiöse Ausrichtungen, unterschiedliche Ernährungsweise etc. geht und die eine ständige Selbstkontrolle und viel Taktgefühl erfordert, um dem anderen gerecht zu werden?

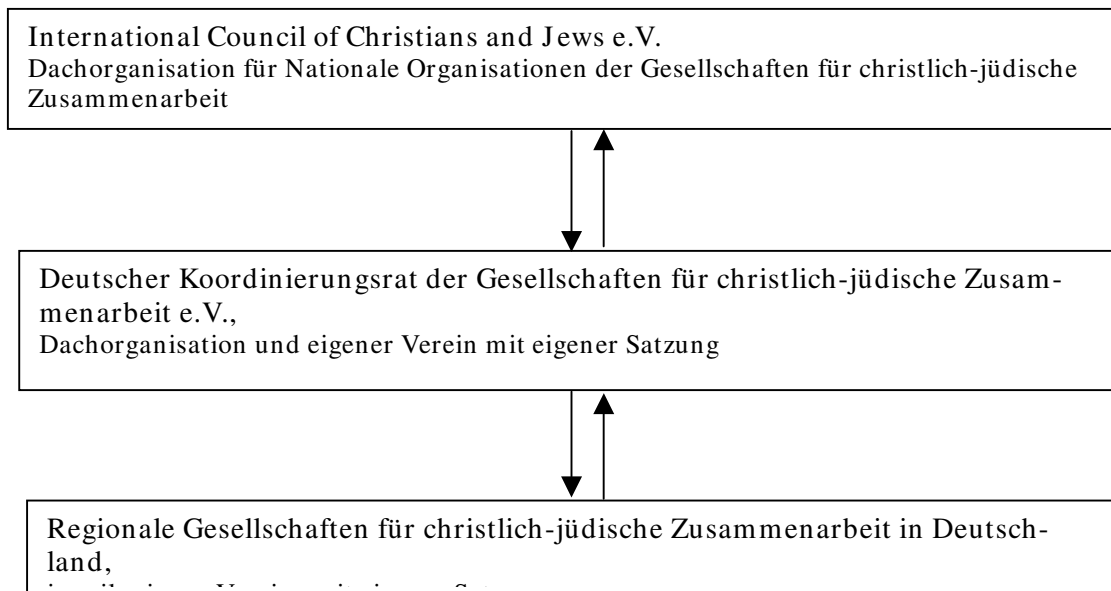
Es geht in dieser Arbeit um ein Beispiel für interkulturelle Kommunikation. Die Hauptfrage ist, ob es bereits möglich ist, dass Menschen verschiedener Religionen, auch missionierender Religionen, kooperieren, ohne dass kulturelle Konkurrenz entsteht.

Entwickelt sich eine neue Vorstellung von Kommunikation, die es ermöglicht, die eigenen Normen und Gefühle und die des Gesprächspartners gleichzeitig wahrzunehmen, ohne das Bedürfnis zu verspüren, sich möglichst aneinander anzugleichen, bzw. den anderen zu beeinflussen? Was bedeutet dies für religiöse „Wahrheiten“? (Die Mehrzahl sagt schon, dass sich der Wahrheitsbegriff verändert, denn traditionell stand Wahrheit immer im Singular.) Welcher Rahmen ist erforderlich, um eine solche Kommunikationsweise einzuüben? All dies soll anhand der „Gesellschaften“ erörtert werden.

¹³ Homans, George Caspar: Theorie der sozialen Gruppe, Opladen 1960, S. 133

Die „Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit sind folgendermaßen strukturiert:

Schaubild: Struktur der christlich-jüdischen Zusammenarbeit in Deutschland



Dass jeder Ortsverein eine eigene Satzung hat, ist etwas Besonderes. Die meisten Vereine sind zentral organisiert. Doch liegt dies auch an der Geschichte der Gesellschaften¹⁴: Bevor eine zentrale Koordinierungsstelle eingerichtet war, gab es bereits fünf örtliche Vereine.¹⁴ Eine umfassende historische Abhandlung darüber, wie sich die Vereine „Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit“ und „Deutscher Koordinierungsrat“ seit der Nachkriegszeit entwickelt haben, eingebettet in die Analyse der Gesamtentwicklung des christlich-jüdischen Dialogs, gab es bisher noch nicht. „Zusammenarbeit“ ist übrigens ein etwas anderes Konzept als Dialog. Religionsdialog betreibt zum Beispiel das „Projekt Weltethos“ von Hans Küng, die Arbeitskreise „Christen und Juden“ der Kirchen in Deutschland und das Parlament der Weltreligionen in Chicago. Bei der Zusammenarbeit geht es um den Abbau gegenseitiger Vorurteile, nicht allein durch Gespräche, sondern auch, indem man gemeinsam etwas in Angriff nimmt: Ein Projekt, ein gemeinsames Buch, die Gestaltung von Gedenkveranstaltungen oder die Organisation der Renovierung einer Synagoge. Es geht nicht in erster Linie um das Diskutieren theologischer Grundsatzfragen. Somit stehen die „Gesellschaften“ auch theologischen Laien offen. Ausgehend von der christlich-jüdischen Zusammenarbeit soll in dieser Doktorarbeit dieses Konzept als Ergänzung zu den theologischen Fachdiskussionen unter hochrangigen Würdenträgern vorgestellt werden. Damit zeigt sich auch für andere Religionsgemeinschaften eine Möglichkeit der Horizonterweiterung, die nicht nur Geistlichen vorbehalten ist. Durch die genaue Beobachtung des historischen Verlaufs der Vereinsarbeit zeige ich auf, welche Ansätze erfolgreich waren, also zu einer besseren Verständigung zwischen Juden und Christen führten, und welchen weniger Erfolg beschieden war. Um dies herauszufinden, habe ich die vorhandenen schriftlichen Quellen genutzt, aber auch viele Mitglieder befragt und an zahlreichen Veranstaltungen der Gesellschaften München und Stuttgart bzw. der Dachorganisation „Deutscher Koordinierungsrat“ teilgenommen, darunter die „Woche der Brüderlichkeit“ 2007 und die Mitgliederversammlung mit Delegierten von 80 Vereinen aus ganz Deutschland.

¹⁴ Deutscher Koordinierungsrat: Geschichte, <http://www.deutscher-koordinierungsrat.de/index.php>, Abrufdatum: 23. März 2009

2. Die erste deutsche GcjZ in München: Geschichte der Entstehung und Entwicklung bis 2008

2.1 Anlass für die Gründung der GcjZ München, persönliche Initiativen

Aus München, der im Nationalsozialismus so genannten „Hauptstadt der Bewegung“, wurden nahezu alle Juden vertrieben oder in das KZ Dachau oder andere Konzentrationslager verschleppt.

„Die amerikanischen Befreier fanden am 30. April 1945 lediglich 84 überlebende Juden in München vor. Doch das jüdische Leben kehrte nach Deutschland zurück. Bereits im März 1946 zählte die Jüdische Gemeinde Münchens wieder ca. 2.800 Mitglieder.“¹⁵

Viele dieser neu angekommenen Juden waren obdachlos und lebten dann in den Lagern der displaced persons (DP), die sich zum Teil auf ehemaligem KZ-Gelände befanden.¹⁶

München war den vertriebenen und verfolgten Juden nach dem zweiten Weltkrieg nicht egal, so beispielsweise *Schalom Ben-Chorin*. Er wurde 1913 geboren und lebte als Kind in München. Seine ersten Werke veröffentlichte er noch dort, bevor er fliehen musste, so „Das Messiasspiel“ 1935. Auch studierte er bei dem Religionswissenschaftler Joseph Schnitzer in München. Dann wanderte er nach Israel aus, wo er sich für die Verständigung zwischen Juden und Christen, auch in Deutschland, einsetzte. Er schrieb unter anderem: „Jenseits von Orthodoxie und Liberalismus“ (Tel Aviv 1939) und „Die Antwort des Jona“ (Hamburg 1956). Schalom Ben-Chorin hat nach dem Krieg zusammen mit dem katholischen Vorstand der GcjZ München, *Dr. Anton Fingerle*, ein Buch veröffentlicht: „Im Geiste der Brüderlichkeit“. Der Kontakt nach Deutschland und speziell nach München riss seitdem nicht mehr ab.¹⁷

Ab 4. Mai `06 war sein Sohn Tovia Ben-Chorin in Tübingen, um mit Studenten im Rahmen der jüdisch-christlichen Initiative „Dabru emet - Redet Wahrheit“ mit Tübinger Studenten über das Judentum und das Christentum zu diskutieren. In diesem Zusammenhang hat Tovia Ben-Chorin auch München besucht.

Ein Gedicht von Schalom Ben Chorin, das er bereits 1957 verfasst hat, soll sein Bild von München verdeutlichen:

München

Immer ragst du mir in meine Träume
meiner Jugend - zart-geliebte Stadt,
die so rauschenden Kastanienbäume
und das Licht des nahen Südens hat.

Ja, die Schatten deiner schlanken Türme
liegen blau auf meinem Augenlied
deine langen Regen, deine Stürme
rauschen, brausen noch durch mein Gemüt.

Dass ich dir so sehr gehöre
Stadt am Rand der Berge und der Seen
dass ich deine Kirchenchöre
deine Schrammel-Weisen in mir höre
wusste ich - und musste dennoch gehen.

¹⁵ Jüdisches Zentrum Jakobsplatz: Jüdisches Leben in München heute,
<http://www.juedischeSueddeutscheZeitentrumjakobsplatz.de/gemeinde.html>, Abrufdatum:
12.08.2008

¹⁶ Oberstein, Peter: Siedlung Ludwigsfeld, die letzten Überlebenden,
<http://www.sueddeutsche.de/immobilien/artikel/770/138487/>, Erscheinungsdatum: 18.10.2007, Abruf-
datum: 12.08.2008

¹⁷ Vgl. Ben-Chorin, Schalom: Bruder Jesus, der Nazarener in jüdischer Sicht, München 1985⁸, „Der Autor“

Ist das Echo meiner Kinderschritte
in den Strassen dort noch nicht verhallt?
Hängt noch manche ungewährte Bitte
in den dunklen Kronen dort im Wald?

Sitzt vielleicht ein Mädchen noch am Feuer
in dem stillen Hause vor der Stadt
die mich einst vergnügter und beglänzter
und beschwingter auch gesehen hat.

Sicher binden mich solch feine Fäden
- wie Altweiberhaar im Sommerwind -
Warum machtest du mich sonst in jedem
meiner Träume krank und tränenblind?

Sicher träumst du, wenn die Ave-Glocken
aus den Türmen auf die Dächer taun
von den wilden, hellen Kinderlocken
von den Augen, die dich staunend schau'n.

Meine Augen waren´s und mein Haar.
Der Vertriebenen gedenkst du nun.
Der ich, ferne Stadt der Deine war
darf in deinen Mauern nicht mehr ruhn.

Aber deine Mauern ruhn in mir.
In den Nächten baue ich dich neu.
Durch die nie verschlossene Träume-Tür
darf ich dich betreten ohne Scheu.¹⁸

Bei diesem Gedicht fällt auf, mit welcher Zärtlichkeit der Autor von einer Stadt spricht, die er als unschuldig Entrechteter verlassen musste. Dreimal wird das Christentum positiv erwähnt: Als Erinnerung an die Türme, die Kirchenhöre und die Ave-Glocken. Dass er sich nicht um Bilder handelt, aus denen eine nachträgliche Idealisierung spricht, in der der Autor verharren möchte, zeigte sich daran, dass er 1967 auf der "Woche der Brüderlichkeit" in München, einer Veranstaltung der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit (GcjZ) und des Deutschen Koordinierungsrates (DKR), die Eröffnungsrede hielt. Doch es gab auch unter den verbliebenen Münchnern Einzelpersonen, denen daran gelegen war, dass es wieder möglich sein sollte, dass Juden die Stadt München nicht nur in Träumen betreten, sondern gerne darin leben können. In mehreren Schritten entwickelten sich direkt nach dem Krieg zunächst Stellungnahmen von diesen Personen zum Antisemitismus, dann ein „Komitee gegen Antisemitismus“ und schließlich eine ganze "Gesellschaft". Damit aus den wenigen engagierten Bürgern aber viele wurden, gab die damalige amerikanische Militärverwaltung „High Commission of Germany“ (HICOG) Starthilfe. Die GcjZ München wurde am 9. Juli 1948 als erste der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit gegründet. 1948 formulierten die Gründerväter als Ziel:

„Eine Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit strebt die Verständigung zwischen Katholiken, Protestanten und Juden an. Dieses Ziel soll erreicht werden durch die Untersuchung der Vorurteile, welche die religiösen, wirtschaftlichen und politischen Beziehungen vergiften.“¹⁹

Diese religiöse Ausgangsbasis schränkte man jedoch bald ein, unter anderem aus Angst vor

¹⁸ Ben-Chorin, Schalom: München (1957), in: Lamm, Hans: Von Juden in München, München 1959, S. 91

¹⁹ Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit e.V. Augsburg-München-Regensburg (Hrsg): Reden, Lernen, Erinnern, 50 Jahre Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit e. V., München 1998, S. 6

gen“.²⁰ “(...) einem Verschwimmen der religiösen und konfessionellen Konturen und Überzeugungen“.

Es handelte sich übrigens im wahrsten Sinne des Wortes um Gründerväter. Bei der Gründungssitzung waren ausschließlich Männer anwesend, und fast ausschließlich Akademiker: Ministerialdirektor Dr. Menzel, Senator; Dr. Julius Spanier, Arzt; Dr. James Eagan, Amerikanische Militärverwaltung; Dr. Anton Fingerle, Stadtschulrat; Dekan Friedrich Langenfaß; Reverend Carl F. Zietlow; Dr. Karl Scharnagl, Oberbürgermeister; Dr. Everett R. Clinchy, Präsident des International Council of Christians and Jews; Hans H. Gensert, Redakteur.²¹ Dass München eine Vorreiterrolle spielte, hatte verschiedene Gründe:

1.) Es gab Bemühungen für die Einrichtung einer solchen Gesellschaft sowohl in München als auch in Berlin. Über die Absichten, welche Stadt Vorreiter bei der Gründung der Gesellschaften sein sollte, gibt es abweichende Ansichten. In Berlin verzögerte sich jedenfalls die Gründung aufgrund der sowjetischen Blockade der Westsektoren im Mai 1948, die Pfarrer *Carl F. Zietlow*, einen hochrangigen Mitarbeiter der amerikanischen “National Conference of Christians and Jews” (NCCJ) dazu veranlasste, sein Büro von Berlin nach Westdeutschland zu verlegen. Carl F. Zietlow sollte im Auftrag der “International Conference of Christians and Jews” die Gründung von Gesellschaften nach dem Vorbild der amerikanischen Vereinigung „National Council of Christians and Jews“ (NCCJ) in ganz Deutschland initiieren. Die NCCJ war die Dachorganisation der in den USA bereits bestehenden „Gesellschaften“.²²

2.) In München landeten Ende 1945 ca. 350 000 sogenannte DPs, vor allem aus Osteuropa. 1949 hielten sich noch 151 641 DPs in München auf, von denen 29 500 Juden waren.²³ Die Anzahl der DPs war in München die größte von ganz Deutschland. Schon der Name “displaced person” sagt einiges über die Situation dieser Leute aus: Sie fühlten sich selbst fehl am Platze und konnten im allgemeinen nicht auf das Mitgefühl ihrer Mitbürger hoffen, die damit beschäftigt waren, ihr Überleben zu sichern. Es kam zu Konflikten in der bayrischen Landeshauptstadt, das heißt, zu Bekundigungen von Aversionen gegen die Bewohner der Flüchtlingslager. In der völlig zerbombten Stadt ging es eher unübersichtlich zu. Die Lage in den Flüchtlingslagern, in denen die DPs untergekommen waren, war im Jahr 1948 noch schlecht. So berichtete das “Schwäbische Tagblatt” am 8. September 1948:

“In den Flüchtlingslagern Dachau und Allach bleibt die Belegschaft weiter im Hungerstreik. In Allach sind einige Flüchtlinge bereits vor Schwäche zusammengebrochen und erhielten Traubenzuckerinjektionen.”⁸

Einige ehemalige Zwangsarbeiter und deren Nachkommen leben heute noch in einer Siedlung auf dem Gelände eines KZ-Außenlagers, der „Siedlung Ludwigsfeld“. Sie haben den Sprung in die aufstrebende Münchner Gesellschaft nie geschafft.²⁴

Dazu muss gesagt werden, dass nach dem Krieg, ja, bis in die 60er Jahre nicht nur Misstrauen gegenüber Fremden, sondern auch wenig religiöse Offenheit herrschte. Sogenannte “Mischehen” nahm man noch als großes Problem wahr, Katholiken, die ohne Einverständniserklärung (Dispens) des Pfarrers einen Protestanten oder Andersgläubigen heirateten,

²⁰ Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit e.V. Augsburg-München-Regensburg (Hrsg): Reden, Lernen, Erinnern, 50 Jahre Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit e. V., München 1998, S. 7

²¹ Ebd., S. 24

²² Grimm, Ulrich W.: Die erste Berliner Mahnmaldebatte, <http://www.textagentur-grimm.de/mahnmal.html>, Berlin 1999, Abrufdatum: 23. März 2009

²³ Lieb, Ulrich; Oberdorfer, Bernd: München, in: Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit e.V. Augsburg-München-Regensburg (Hrsg): Reden, Lernen, Erinnern, 50 Jahre Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit e.V., München 1998, S. 20
Schwäbisches Tagblatt, 08.09.1948, S. 2

²⁴ Oberstein, Peter: Siedlung Ludwigsfeld, die letzten Überlebenden, <http://www.sueddeutsche.de/immobilien/artikel/770/138487/>, Erscheinungsdatum: 18.10.2007, Abrufdatum: 12.08.2008

wurden exkommuniziert²⁵, und gegenüber Juden hatten sowohl Katholiken als auch Evangelische häufig Mißtrauen. Die Kommunalverwaltung hatte großes Interesse, die Spannungen zu beenden und förderte deshalb Aktivitäten, die zur "Toleranz" aufrufen sollten. Eine solche war zum Beispiel die Gründung des "Komitees zur Bekämpfung des Antisemitismus" 1947 durch Schulrat Dr. Anton Fingerle, welches 1948 in der GcjZ aufging.²⁶

Die jüdischen DPs hatten meistens auch gar nicht das Bestreben, sich dauerhaft in München niederzulassen. Sie saßen auf gepackten Koffern – sofern sie überhaupt noch etwas besaßen - und versuchten, ebenso wie alle anderen Einwohner, sich von einem Tag auf den anderen über Wasser zu halten. Dazu gehörte bei manchen in der Nachkriegszeit der Schwarzhandel, der allgemein in der ganzen Bevölkerung verbreitet war. Einige Münchner Bürger ereiferten sich besonders, wenn Juden Schwarzhandel trieben, behaupteten, die amerikanischen Kontrollen drückten bei ihnen ein Auge mehr zu und ließen in diesem Zusammenhang ihrem Antisemitismus freien Lauf. Der Streit um die Handelsgeschäfte wurde zum Anlass genommen, den nie abgelegten Vorurteilen Luft zu machen. Dies rief wiederum die amerikanische Militärverwaltung auf den Plan, die auf Beschwerden der jüdischen Bürger reagierte und sich um das neue Aufleben antijüdischer Gefühle sorgte.²⁷ Die aus heutiger Sicht in Anbetracht des weit schwerwiegenderen Themas "Nationalsozialismus" auffällig ausführliche und emotional aufgeladene Beschäftigung mit dem Thema "Schwarzhandel" zeigt, dass die eigene Schuld im Nationalsozialismus in dieser Zeit von vielen noch nicht wahrgenommen oder thematisiert wurde. Die wahren Relationen realisierten viele Bürger gar nicht: Weder, dass statistisch gesehen nicht mehr Juden Schwarzhandel trieben als Nichtjuden, noch das Ausmaß dessen, was Juden im Vergleich zu den Schwarzhandels-Streitereien Nationalsozialismus ertragen mussten.

3.) Natürlich hatte die amerikanische Militärverwaltung ein wachsames Auge auf München, der "Hauptstadt der Bewegung". Die Gründung der GcjZ erfolgte nicht ohne Ermunterung und finanzielle Unterstützung von Seiten der amerikanischen Militärverwaltung. Zu den Anregungen, die bereits anwesende Mitglieder der Militärverwaltung einflussreichen Münchner Bürgern gaben, kamen Besuche aus den USA:

Anregungen und Besuche der Amerikaner:

a.) Einen Stein ins Rollen brachte ein Besuch Dr. Everett Clinchys und Sterling W. Browns als Vertreter der amerikanischen Militärregierung im Oktober 1947 bei Oberbürgermeister Karl Scharnagl in München mit dem Anliegen, eine „Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit“ zu gründen. Karl Scharnagl, ehemals Zentrumsmitglied, war von den Amerikanern wieder in sein Amt eingesetzt worden, nachdem er aus dem KZ Dachau zurückgekehrt war. Während des „Dritten Reiches“ war er von den Nationalsozialisten seines Amtes enthoben worden.

b.) John McCloy, der amerikanische Hochkommissar (Vertreter für den amerikanischen Sektor), sah die Einrichtung von GcjZ in Deutschland als Prüfstein für den Gesinnungswandel der Deutschen und ihren demokratischen Aufbauwillen.²⁸

c.) Dr. Everett R. Clinchy, Präsident des International Council of Christians and Jews, welches im Kapitel "DKR" noch ausführlicher dargestellt wird, machte sich in Deutschland ein Bild über die Stärke antisemitischer Strömungen. Er nahm bei dieser Gelegenheit "mit allen Kreisen" Fühlung auf: Mit Christen beider Konfessionen, mit Konfessionslosen, mit Juden,

²⁵ Honecker, Martin: Grundriss der Sozialethik, Berlin 1995, S. 167

²⁶ Vgl. Lieb, Ulrich; Oberdorfer, Bernd: München, in: Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit e.V. Augsburg-München-Regensburg (Hrsg): Reden, Lernen, Erinnern, 50 Jahre Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit e.V., München 1998, S. 16

²⁷ Vgl. Ebd., S. 21

²⁸ Augsburg-München-Regensburg (Hrsg): Reden, Lernen, Erinnern, 50 Jahre Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit e.V., München 1998, S. 15

mit Menschen aller sozialen Schichten.²⁹ Er kam zu dem Ergebnis, dass der Antisemitismus in München noch immer oder erneut weit verbreitet sei.

Die erwähnten Mitglieder der amerikanischen Militärverwaltung bzw. der christlich-jüdischen Einrichtungen in den USA, überzeugten nicht nur die verantwortlichen Münchner von der Notwendigkeit einer solchen Organisation wie der GcjZ, sondern unterstützten die GcjZ München auch bis weit in die 50er Jahre hinein durch Briefe, Bücher und Gespräche. Denn obwohl einige der deutschen Mitglieder sehr aktiv waren, lief man zunächst bei der eigenen Umgebung gegen Windmühlenflügel.

4.) Die Initiative der Unterstützung der GcjZ gehörte zur allgemeinen amerikanischen Umerziehungspolitik (re-education) in Deutschland. Die antisemitischen Strömungen der Nachkriegszeit drückten sich aus in Zeitungsartikeln, Reden, Leserbriefen "braunen" Inhalts und in Friedhofsschändungen.³⁰ Die GcjZ München versuchte zunächst, durch allgemeine Appelle an Menschlichkeit und Toleranz ein Umdenken zu erwirken. Der kirchliche Antijudaismus wurde zunächst gar nicht aufgearbeitet, obwohl er nach wie vor manifest war (zum Beispiel in später noch zu erwähnenden karikaturistischen Darstellungen wie der "Judensau" in Kirchen, Brauchtum, Wallfahrten etc. So wurde bis 1945 in Dettelbach (Franken) eine "Judensau" als farbig gefasstes Modellgebäck gebacken und verkauft.)³¹

Die Frage ist noch, warum es eine christlich-jüdische und nicht etwa eine jüdisch-nicht-jüdische Organisation wurde. Das liegt daran, dass die Münchner Gesellschaft zunächst in allen Punkten dem amerikanischen Vorbild folgte und sich am amerikanischen "Council of Christians and Jews" orientierte.

In den USA war aber das Judentum zunächst einmal Religion und nicht "Rasse". Schließlich war die „jüdische Rasse“ ja eine Erfindung Hitlers.

Zum anderen pochten Mitglieder der Kirchen, die ebenfalls in der GcjZ vertreten waren, darauf, dass zur Wiederherstellung der Moral in Deutschland nicht nur die Umerziehung, sondern auch die "Re-Konfessionalisierung" notwendig sei. Nachdem die nationalsozialistische Ideologie den Führerkult eingeführt hatte, sahen sie als einziges wirksames Gegenmittel die Rückführung der vom Glauben abgekommenen Bürger in die Kirchen. Besonders Weihbischof Dr. Anton Scharnagl, Mitglied der GcjZ München, Bruder des Münchner OB und Vorsitzenden der GcjZ Karl Scharnagl, betonte, dass eine Hebung der Moral ohne religiöse Motivation nicht zu erwarten sei.³²

Die Militärverwaltung spielte also die wichtigste Rolle bei der Gründung der GcjZ München. Aber ohne das persönliche Engagement, besonders einiger Bürger, gäbe es diesen Verein heute nicht mehr.

2.2. Wichtige Personen, die zu Gründung und Fortbestand der GcjZ München beigetragen haben:

2.2.1 Dr. Anton Fingerle

Fingerle war, so äußerte sich der heutige Generalsekretär des Deutschen Koordinierungsrates, Rudolph Sirsch, eine „Koryphäe“ der GcjZ München. Der klassische Philologe wurde bereits am 8. Mai 1945 als Stadtschulrat nach München bestellt. In dieser Funktion war er unter anderem mit der Inspektion von Schulbüchern beauftragt. Die Aufgabe der Inspektoren war es, im Auftrag der amerikanischen Verwaltung Schulbücher auf rassistische und nationalsozialistische Vorurteile hin zu untersuchen und neue Ideen in die Schulbücher einzubringen, die diese Klischees überwinden helfen. Außerdem ging es darum, die Unterrichtsmate-

²⁹ Gümbel, Miryam: München, in: Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit e.V. Augsburg-München-Regensburg (Hrsg): Reden, Lernen, Erinnern, 50 Jahre Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit e.V., München 1998, S. 39

³⁰ Ebd., S. 40

³¹ Daxelmüller, Christoph: Jüdische Kultur in Franken, Würzburg 1988, S. 189

³² Vgl. Foschepoth, Josef: Im Schatten der Vergangenheit, Göttingen 1993, S. 81ff

rialien von dem Einfluss der nationalsozialistischen Ideologie zu befreien und ein weltoffenes und unvoreingenommenes Bild der deutschen Geschichte und der anderen Kulturen zu vermitteln. So arbeitete Dr. Fingerle bereits vor den Anfängen der GcjZ mit der amerikanischen Militärverwaltung zusammen.

Dr. Fingerle war katholisches Vorstandsmitglied der GcjZ München 1949 bis 1971. In der neugegründeten GcjZ leitete Anton Fingerle außerdem den Erziehungsausschuss, der auf Gewerkschaften, Schulen, andere Vereine usw. Einfluss hatte. Dr. Fingerle war einerseits voll in die GcjZ integriert, er war bei allen Versammlungen anwesend, andererseits hatte er nationale und internationale Kontakte, sowohl innerhalb der Gesellschaften, als auch zu anderen Vereinen und zu Wissenschaftlern.

Von 1956 - 1964 war er auch im erweiterten Vorstand des Deutschen Koordinierungsrates, der Dachorganisation aller Gesellschaften. Auch diese Dachorganisation hatte einen Erziehungsausschuss, und Fingerle nahm dort an zahlreichen Versammlungen teil.³³ Nicht alle Ideen Fingerles hielten sich auf Dauer in der GcjZ.

Er unterstützte die Bildung einer Münchner Frauenarbeitsgruppe. Diese existiert heute allerdings nicht mehr. Eine Idee dieser Gruppe war der Gedanke, dass die "Immunsierung" gegen totalitäre Bestrebungen bereits im Kleinkindalter beginnen sollte. Zu dieser Zeit existierte auch der Vorschlag, interreligiöse Kindergärten für christliche und jüdische Kinder einzurichten (Intergruppenkindergärten), der jedoch nie umgesetzt wurde.³⁴

Fingerle leitete Diskussionen auf der nationalen wie internationalen Ebene. Außerdem betrieb er die Gründung der Tochtergesellschaften Augsburg und Regensburg, die an die Münchner Gesellschaft angeschlossen wurden. In seinem Arbeitszimmer wurde die Arbeit der Ausschüsse koordiniert.

Zu diesen gehörten:

der Ausschuss für die Schulbuchrevision,

der Frauenarbeitskreis,

der religiös-kirchliche,

der zivile- und der

Erziehungsausschuss.³⁵

Dass Dr. Fingerle als besondere Persönlichkeit in Erinnerung geblieben ist, liegt vor allem an Fingerles persönlichem Engagement, wobei er seine Meinung auch dann zeigte, wenn sie nicht der Mehrheit entsprach. Dafür spricht auch folgende Episode im Jahr 1968:

"Dr. Lamm (Mitglied der israelitischen Kultusgemeinde d.V.) protestierte gegen eine Veranstaltung, die die Gesellschaft als Gast der Siemens-Stiftung abhalten wollte, da der Geschäftsführer der Siemens-Stiftung, Dr. Armin Mohler, kein passender Gastgeber sei. Der Vorstand fand den Adenauer-Preisträger Mohler nicht so unpassend wie den "intoleranten" Lamm und feuerte den Störenfried (dem Vernehmen nach einstimmig bei Stimmenthaltung Dr. Fingerles) (...)"³⁶

Was hier am Rande erwähnt wird, sagt einiges über die Situation der Gruppe und ihres katholischen Vorsitzenden aus.

³³ Münz, Christoph; Sirsch, Rudolf (Hrsg.): Wenn nicht ich, wer? Wenn nicht jetzt, wann? Zur gesellschaftspolitischen Bedeutung des Koordinierungsrates der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit, Münster 2004, Anhang

³⁴ Vgl. Lieb, Ulrich; Oberdorfer, Bernd: München, in: Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit e.V. Augsburg-München-Regensburg (Hrsg): Reden, Lernen, Erinnern, 50 Jahre Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit e.V., München 1998, S. 17

³⁵ Vgl. Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit e.V. Augsburg-München-Regensburg (Hrsg): Reden, Lernen, Erinnern, 50 Jahre Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit e.V., München 1998, S. 27

³⁶ Gümbel, Miryam: München, in: Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit e.V. Augsburg-München-Regensburg (Hrsg): Reden, Lernen, Erinnern, 50 Jahre Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit e.V., München 1998, S. 46

Dr. Fingerle war zwar auf der einen Seite ein Gruppenmensch, der gerne an den Veranstaltungen teilnahm. Durch seine regelmäßige Beteiligung und das dauerhafte Engagement genoss er das Vertrauen der anderen Mitglieder. Aber er war auch kein Mensch, der völlig in einer Gruppe aufging. Auf der anderen Seite unterhielt er nämlich zahlreiche sogenannte "weak ties", eher unverbindliche Beziehungen außerhalb der Gruppe, die dem Fortkommen aller dienten, und er vertrat seine eigene Meinung. Aus Sicht der Netzwerkanalyse wusste Fingerle zwei Arten sozialen Kapitals zu nutzen:

"Soziales Kapital können Akteure sowohl aus dicht geknüpften und nach außen klar abgegrenzten Netzwerken beziehen, als auch aus einer Position als "Cutpoint" zwischen diesen eng vernetzten Cliquen. Soziales Kapital auf der Grundlage sozialer Schließung (Parkin 1983) beruht darauf, dass die Netzwerkakteure auf hohe Solidaritäts- und Hilfpotentiale aus dem Netzwerk zurückgreifen können. Gleichzeitig unterliegen sie aber auch starker sozialer Kontrolle. (...) Ein Cutpoint-Akteur entzieht sich jedoch der starken Vernetzung mit nur einer Clique."³⁷

Fingerle war sowohl integriert als auch "Cutpoint-Akteur". Dass er damit so lange Vorstandsmitglied war, zeigt, dass differenzierte Persönlichkeiten gefragt waren (und sind), die verschiedenen Interessen unter einen Hut zu bringen wissen.

Ein Dilemma

Die Episode, in der sich Dr. Lamm gegen die Idee, den für die GcjZ ominösen Armin Mohler einzuladen, aussprach, deckte ein Dilemma auf: Die GcjZ bemühte sich, einem Konzept von Sterling Brown und Zietlow entsprechend, um die Mithilfe einflussreicher Persönlichkeiten in Politik, Kirche und Wirtschaft in Deutschland.

"Oberstes Ziel war es, Persönlichkeiten von Rang für die Mitarbeit zu gewinnen."³⁸

Nun hatten gerade solche Persönlichkeiten von Rang und auch ganze Firmen, nicht selten eine "Geschichte" im Nationalsozialismus. Dies hatte die amerikanische Militärverwaltung offensichtlich nicht bedacht. Schließlich war ja die Mehrheit der deutschen Bevölkerung nicht im Widerstand gegen das „Dritte Reich“ gewesen, sondern Mitläufer oder zumindest Zuschauer. Aus welchen Motiven sie in dieser Zeit den fließenden Übergang vom Anti- zum Philosemitismus vollzogen, konnte kaum nachgeprüft werden. Wie sollte man mit dem teilweise opportunistisch und unreflektiert wirkenden Sinneswandel umgehen? Wie konnten Menschen, die bereits zur Nazizeit behauptet hatten, aus christlichen Motiven zu handeln, und dennoch mitliefen, nun aus dem gleichen Grund plötzlich kulturell offene, unvoreingenommene Menschen sein? Dieses Problem gab es nicht nur in der Münchner „Gesellschaft“, sondern auch in den anderen früh gegründeten Gesellschaften.

Dr. Lamm war nun derjenige, der, auch zu seinem Ungunsten, beim Umgang mit Antisemiten keine Kompromisse einging und Probleme sofort ansprach.

Die GcjZ München glaubte, auf die Unterstützung von Dr. Armin Mohler angewiesen zu sein und verzichtete dafür lieber auf einen "unbequemen" Mitarbeiter. Dass *Hans Lamm* später Mitglied des Deutschen Koordinierungsrates der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit wurde, zeigt, dass dort mehr Freiheiten herrschten als etwa in der Münchner Gesellschaft.

2.2.2 Dr. Hans Lamm

Dr. Hans Lamm war derjenige, der meist als erster unbequeme Wahrheiten verkündete. Er war kein Vorstandsmitglied der GcjZ München, wohl aber später, von 1977 bis zu seinem Tode 1985 Mitglied im Deutschen Koordinierungsrat, dem Dachverband der Gesellschaften. Lamm galt als kämpferischer Mensch, der auch einmal gegen den Strom schwimmt:

³⁷ Jansen, Dorothea, Einführung in die Netzwerkanalyse, Opladen 2003, S. 106

³⁸ Foschepoth, Josef: Im Schatten der Vergangenheit, Göttingen 1993, S. 84

“Den Mitmenschen zu achten, aufzurütteln, wachzuhalten, für die Rechte von Minderheiten zu kämpfen, war sein Lebensziel.”³⁹

1967 machte sich Lamm Gedanken um die Weiterentwicklung der “Woche der Brüderlichkeit”, einer seit 1952 jährlich stattfindenden Veranstaltung der Gesellschaften:

“Verändern, erneuern und verjüngen wir uns wirklich Jahr um Jahr? Oder erliegen wir der Gefahr, die Woche der Brüderlichkeit als Routinemaßnahme - wie Zähneputzen - oder als notwendiges Übel - wie das Steuerzahlen - zu absolvieren? (...) Nur, wer dem reißenden Wolf im Menschen - in jedem Menschen - ins Auge blickte, hat ihn erkannt, aber nur derjenige, der gleichzeitig in ihm auch den göttlichen Funken, die Gabe zum Guten erblickte, hat die Vielfalt des Menschen erahnt und wird in immer sich erneuernden Bemühungen um ihn ringen, sei es nun mit den Worten des Gottesstreiters Israel “Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn” oder mit denen Goethes: “Wir heißen euch hoffen!”⁴⁰

Hans Lamm war lange Präsident der Israelischen Kultusgemeinde München.⁴¹

2.2.3 Professor Dr. Ernst Lichtenstein

Ernst Lichtenstein ist am 13. Dezember 1900 in Ostpreußen geboren. Ab 1949 hatte er eine Professur für Erziehungswissenschaften in Erlangen. Trotzdem war er von 1948 bis 1953 evangelischer erster Vorsitzender der GcjZ München. 1955 wurde er Direktor des Pädagogischen Seminars in Münster.⁴² Er hat zahlreiche Bücher veröffentlicht, unter anderem die Titel:

„Die Schule im Wandel der Gesellschaft“

„Bildungsgeschichtliche Perspektiven“

„Umriss einer soziologischen Jugendkunde“

„Erziehung, Autorität, Verantwortung“

„Das Problem der Autorität in der Pädagogik“

und „Der Ursprung der Pädagogik im griechischen Denken“.

Weitere Titel hat er zusammen mit anderen Autoren herausgegeben, wie z.B. „Schule und Schülerschaft“, das im Christian-Verlag des DKR-Generalsekretärs Knud C. Knudsen erschienen ist.

2.2.4 Dr. Julius Spanier

Dr. Spanier, der erste jüdische Vorsitzende der GcjZ München, war Arzt. Julius Spanier wurde am 18. April 1880 in München geboren. Er hatte 1924 aus eigener Tasche die Mütterberatungsstelle in München weiterfinanziert, als der Staat die Mittel strich. In der Zeit vor dem ersten Weltkrieg war er Mitbegründer der Münchner Säuglingsfürsorge gewesen. Im ersten Weltkrieg diente er als Sanitätsoffizier. Danach war er Schul- und Chefarzt des Israelitischen Krankenhauses München. Er ist mit seiner Frau 1942 in das KZ Theresienstadt verschleppt worden.

1945 wurde er mit Fleckfieber aus dem KZ befreit. Im selben Jahr wurde er Präsident der israelitischen Kultusgemeinde München bis 1951. Ab 1945 leitete er den ärztlichen Bezirksverein München Stadt und Land und war zusätzlich Chefarzt des Säuglingskrankenhauses München bis 1955. Außerdem war er Mitglied der die bayerische Verfassung vorbereitenden Landesversammlung und Mitglied des Bayerischen Senats.

³⁹ Tremel, Manfred; Weigard, Wolf: Geschichte und Kultur der Juden in Bayern, München 1988, S. 324

⁴⁰ Lamm, Hans: Kain und Abel (1967), in: GcjZ; DKR (Hrsg.): 50 Jahre Woche der Brüderlichkeit, Bad Nauheim 03.03.2002, S. 13

⁴¹ Gümbel, Miryam: Puzzlearbeit des Erinnerns, Wie Historiker des Stadtarchivs die Namen der Münchner Schoa-Opfer zusammentrugen, in: Jüdische Allgemeine, 19.07.2007, S. 18

⁴² Vgl. Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit e.V. Augsburg-München-Regensburg (Hrsg): Reden, Lernen, Erinnern, 50 Jahre Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit e.V., München 1998, S. 27

Er war Präsident des bayerischen Hilfswerkes und Mitglied der GcjZ München von deren Gründung an bis zu seinem Tod am 27. Januar 1959 in seiner Heimatstadt.⁴³

Spanier sprach von Katholizismus, Protestantismus und Judentum als „drei Konfessionen“, deren Versöhnung er anstrebte.⁴⁴

Seine erste Begegnung mit Dr. Anton Fingerle hatte er auf der ersten offiziellen Totenfeier für die Opfer des Nationalsozialismus auf dem Perlacher Friedhof im Sommer 1945. Spanier hielt dort eine Ansprache und begann mit den Worten aus der „Antigone“: „Nicht mitzuhasen, mitzulieben bin ich da“. Anton Fingerle war davon tief beeindruckt, er schrieb in seiner Dokumentation der ersten Jahre der GcjZ, dass ihn damals eine tiefe Zuneigung zu Spanier erfasste, die sich im Laufe der Zeit noch steigerte.

2.2.5 Karl Scharnagl

Karl Scharnagl ist am 17. Januar 1881 geboren und verstarb am 6. April 1963.

Er war ein Münchner Bäckersohn und übernahm das väterliche Geschäft. Ab 1911 betätigte er sich als Abgeordneter der Zentrumspartei. Nach dem ersten Weltkrieg war er für die „Bayerische Volkspartei“ im Landtag aktiv. 1919 wurde er in den Münchner Stadtrat gewählt, ab 1925 war er erster Bürgermeister von München, 1929 wurde er Oberbürgermeister. 1926 war er erster offizieller Gast aus Deutschland in den USA.

Bald darauf wurde er von den Nationalsozialisten aus seinem Amt als Oberbürgermeister vertrieben. 1944 verschleppten ihn Nationalsozialisten in das KZ Dachau. 1945 wurde er in das Bürgermeisteramt zurückgeholt. Er war CSU-Mitbegründer.

„Ein Mann (...) der zugleich von tiefer Religiosität und warmer, auf Ausgleich bedachter menschlicher Güte erfüllt war (...).“
wurde er charakterisiert.

„Dass unter denen, die er gewann, auch sein eigener Bruder, der damalige Weihbischof Dr. Anton Scharnagl war, war für die Verbindung mit der offiziellen Kirche von größter Bedeutung.“⁴⁵

Sowohl der Oberbürgermeister als auch der Weihbischof Scharnagl waren also bereits zu deren Beginn bei der GcjZ aktiv. Außerdem wendete sich Karl Scharnagl auch erfolgreich an den evangelischen Dekan Friedrich Langenfaß, um ihn als Vereinsmitglied zu gewinnen. Scharnagl war erster katholischer Vorsitzender bis zu seinen Äußerungen über „Flüchtlingskreise“ Mitte 1949. Danach engagierte er sich weiterhin als „einfaches“ Mitglied in der GcjZ München und stand dem „Aktionskomitee“ zur Vorbereitung der Woche der Brüderlichkeit 1952 vor.⁴⁶

2.2.6 Gerty Spies

Gerty Spies wurde 1897 geboren, liberal-jüdisch erzogen und heiratete einen Nichtjuden.⁴⁷ 1929 zog sie nach München. Sie war besonders aktiv am Münchner Musikleben beteiligt. 1941 wurde sie zur Zwangsarbeit abkommandiert. 1942 kam sie ins Konzentrationslager Theresienstadt.⁴⁸ Sie war von Juni 1942 bis Juni 1945 dort. Während dieser Zeit dichtete sie,

⁴³ Vgl. GcjZ München-Nürnberg/Fürth-Augsburg-Regensburg-Bamberg-Würzburg (Hrsg.): Im Geiste der Brüderlichkeit, München 1965, S. 8-10

⁴⁴ Ebd. S. 28

⁴⁵ Ebd. S. 10

⁴⁶ Lieb, Ulrich; Oberdorfer, Bernd: München, „Es gibt Situationen, in denen Schweigen schon Stellungnahme ist“, Zur Frühgeschichte der Münchner Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit, in: Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit e.V. Augsburg-München-Regensburg (Hrsg.): Reden, Lernen, Erinnern, 50 Jahre Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit e. V., München 1998, S. 21

⁴⁷ Salamander, Rachel: Gerty Spies, in: Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit e.V. Augsburg-München-Regensburg (Hrsg.): Reden, Lernen, Erinnern, 50 Jahre Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit e. V., München 1998, S. 30

⁴⁸ Lamm, Hans: Von Juden in München, München 1959, S. 374

wenn sie nachts nicht schlafen konnte, und merkte sich die Worte, weil sie kein Papier hatte.⁴⁹

Die Gedichte kamen 1947 in dem Buch "Drei Jahre Theresienstadt" im Freitag-Verlag, München heraus. Außerdem veröffentlichte sie: "Erinnerungen an Elsa Bernstein" in der Zeitschrift "Der Regenbogen", 1955. Weitere Veröffentlichungen von ihr hatten ebenfalls die Nazizeit zum Thema. Sie war Gründungsmitglied und Ehrenvorsitzende der GcjZ München.

Gerty Spies beschrieb ihre Tätigkeit bei der GcjZ in ihrem Aufsatz "Und das Leben ging weiter". Ein Gedicht von Gerty Spies erklärt, warum sie sich trotz der aufzehrenden Erlebnisse nach dem Krieg bei den GcjZ engagierte:

„Was ist des Unschuldigen Schuld –
Wo beginnt sie?
Sie beginnt da, Wo er gelassen, mit hängenden Armen
Schulterzuckend daneben steht,
Den Mantel zuknöpft, die Zigarette
Anzündet und spricht:
Da kann man nichts machen.
Seht, da beginnt des Unschuldigen Schuld.“⁵⁰

Sie wurde nach dem Krieg von Dr. Spanier angesprochen, ob sie nicht die Frauengruppe der GcjZ leiten wolle.

Spanier begründete dies:

„Sie werden Menschen kennenlernen, gute Menschen kennenlernen - und werden wirken können, wieder Mut bekommen. Nehmen Sie an.“⁵¹

Sie gab ihm im Nachhinein recht. Sie war von ihrer Arbeit für die GcjZ begeistert:

„Ohne Arg begegnete man sich, und keines unter uns, das nicht schon Freundschaften geschlossen hätte, die sich weit über das Konventionelle hinaus durch Tat und Verhalten bestätigt haben. (...) Und hängt nicht vieles letzten Endes von uns selbst ab - wie weit wir imstande sind, auch die bittersten Erlebnisse zwar nie zu vergessen, aber im stillen, steten Selbstgespräch zu verarbeiten, zu vertiefen und mit unserem Wesen zu verschmelzen, so dass die Träne zur Perle wird.“⁵²

Gerty Spies hat also Freundschaften bei der „Gesellschaft“ schließen können. Ihre schmerzlichsten Erfahrungen aber musste sie im „stillen, steten Selbstgespräch verarbeiten“. Obwohl sie zahlreiche Veröffentlichungen zu ihren Erlebnissen in Theresienstadt machte, die erste 1947, blieb ihr die Unterstützung beim Umgang mit diesem Schmerz versagt. Deshalb die Metapher „dass die Träne zur Perle wird“. Was auf den ersten Blick positiv klingt, hat doch noch eine weitere Bedeutung: Nur in einer verschlossenen Auster entstehen Perlen. Da sie selbst ja durchaus mitteilend war, sagt diese Metapher einiges über ihre Umwelt aus. Diese ließ es offenbar nicht zu, dass Gerty Spies ihre Verletzungen direkt ihren Mitmenschen zeigte, oder Gerty Spies hat es zumindest so empfunden.

2.2.7 Dekan Friedrich Langenfaß

Friedrich Langenfaß ist am 8. Juli 1880 geboren und starb am 5. Februar 1965. Er war ab 1953 evangelischer Vorsitzender der GcjZ München.

1920 war er von der Pfarrstelle Rothenburg aus nach München gekommen. Zehn Jahre lang war er Pfarrer der Münchener Matthäuskirche. Ab 1933 stand er in der vordersten Reihe der „Bekennenden Kirche“. (Die „Bekennende Kirche“ war eine 1934 beginnende Bewegung

⁴⁹ Salamander, Rachel: Gerty Spies, in: Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit e.V. Augsburg-München-Regensburg (Hrsg): Reden, Lernen, Erinnern, 50 Jahre Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit e. V., München 1998, S. 31

⁵⁰ Dies.

⁵¹ Spies, Gerty: Und das Leben ging weiter, in: GcjZ München-Nürnberg/Fürth-Augsburg-Regensburg-Bamberg-Würzburg (Hrsg.): Im Geiste der Brüderlichkeit, München 1965, S. 45

⁵² Ebd. S. 46

innerhalb der evangelischen Kirche Deutschlands, die sich gegen den Nationalsozialismus und die ihm nahestehenden sogenannten „Deutschen Christen“ stellte. Sie wandte sich gegen den „Arierparagraphen“ und gegen die Verbannung des AT aus dem Religionsunterricht. Nach 1945 gestaltete die „Bekennende Kirche“ die Neuordnung der Evangelischen Kirche in Deutschland mit.⁵³⁾

„Mit der Israelitischen Kultusgemeinde in München verband ihn seit dem Herbst 1938 eine besonders sichtbar gewordene Schicksalsgemeinschaft. Denn mit ähnlich frivoler Begründung wie kurz vorher die Hauptsynagoge am Lehnbachplatz wurde damals die Mathäuskirche, die Hauptkirche der Münchner evangelischen Kirchengemeinde, von den Nationalsozialisten abgerissen.“⁵⁴

Allerdings schrieb Mathias Rösch über Dekan Friedrich Langenfaß in seiner Doktorarbeit, dass dieser Ende der 20er Jahre Antisemit gewesen sei.⁵⁵ Das eine schließt das andere nicht unbedingt aus: Es gab in den Kirchen einige Amtsträger, die zwar bereit waren, getauften Juden zu helfen, aber bei „richtigen“ Juden distanzierter reagierten.

Langenfaß war nach dem Krieg Lizenzträger für evangelische Presse, Kirchenrat und Dekan. 1965, mit 85 Jahren, wurde er auf seine dringende Bitte als Vorsitzender der GcJZ abgelöst. Im selben Jahr ist er verstorben.⁵⁶

2.2.8 Die Vorstände

Die ersten Vorsitzenden sind immer jeweils ein(e) Katholik(in), ein(e) „Protestant(in)“ und ein Jude/eine Jüdin. In der Regel sind es Leute, die in der Bürgerschaft des jeweiligen Ortes, in diesem Fall München, neben ihrem GcJZ-Vorsitz eine verantwortungsvolle Aufgabe in Kirche, Synagoge oder Politik einnehmen. Außerdem gibt es noch zweite Vorsitzende und Ehrenvorsitzende. Die Vorstände werden auf der jährlichen Mitgliederversammlung der örtlichen Gesellschaften nach demokratischem, geheimen Wahlrecht in Mehrheitswahl bestimmt.

Den ersten Münchner Vorstand bildeten (nach einer relativ kurzen Beteiligung von Hans Gensert) OB Karl Scharnagl (katholisch), Universitätsprofessor Dr. Ernst Lichtenstein (ev.) und der Arzt Dr. Julius Spanier (jüd.)⁵⁷

Scharnagl musste den Vorsitz nach einem Jahr niederlegen, aus folgendem Grund:

Er war als Gast der amerikanischen „Gesellschaften“ in New York im Frühjahr 1949 und hielt dort eine Rede. Danach bat ihn ein Journalist zu einer Stellungnahme dazu, dass die US-Militärregierung einen Bericht in vielen amerikanischen Zeitungen veröffentlichen ließ, in dem von einer Zunahme des Antisemitismus in Bayern die Rede war. Scharnagl - als Münchner OB - versuchte daraufhin, sich zu rechtfertigen, erklärte den Antisemitismus mit dem Verhalten der „Flüchtlingskreise“. Gemeint waren Personen, die aus den DP-Lagern kamen und sich teilweise in der Stadt niedergelassen hatten. Die Darstellung von Scharnagl führte zu einem Protestbrief und einer Gegendarstellung u.a. durch den Staatskommissar für rassisch, religiös und politisch Verfolgte in München, Philipp Auerbach. Nachdem auch der DKR von der Aussage Scharnagls unterrichtet worden war, konnte sich der OB als Vorstand der GcJZ München nicht mehr lange halten und trat am 17. August zurück. Er arbeitete jedoch weiterhin als normales Mitglied mit. Sein Nachfolger im Vorstand wurde Schulrat Dr. Anton Finger-

⁵³ Vgl. Brockhaus, F. A. (Hrsg.): Brockhaus Kompaktwissen, Wiesbaden 1983, S. 132

⁵⁴ GcJZ München-Nürnberg/Fürth-Augsburg-Regensburg-Bamberg-Würzburg (Hrsg.): Im Geiste der Brüderlichkeit, München 1965, S. 11

⁵⁵ Vgl.: Rösch, Mathias: Die Münchner NSDAP 1925-33, eine Untersuchung zur inneren Struktur der NSDAP in der Weimarer Republik, Oldenburg 2002, S. 50

⁵⁶ Vgl. GcJZ München-Nürnberg/Fürth-Augsburg-Regensburg-Bamberg-Würzburg (Hrsg.): Im Geiste der Brüderlichkeit, München 1965, S. 11

⁵⁷ Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit Augsburg-München-Regensburg (Hrsg.): Geschichte Vorsitzende, <http://www.gcjz-m.de/new2/index.php?sm=63>, 2002-2006, Abrufdatum: 2. Mai 2006

le.⁵⁸ Zu bemerken ist, dass die evangelischen Vorstände der GcjZ München bis 1977 mehr als doppelt so häufig wechselten wie die katholischen. Erste Vorsitzende waren⁵⁹:

Evangelisch:

		Dienstjahre:
1. Gensert, Hans H.	1948	weniger als 1 Jahr
2. Lichtenstein, Ernst Professor	1948 – 1953	5 Jahre
3. Langenfaß, Friedrich	1953 – 1965	12 Jahre
4. Geipel, Gottfried	1965 – 1971	6 Jahre
5. Kotzmar, Eva	1971 – 1973	2 Jahre
6. Loewenich, Reinhard von	1973 – 1975	2 Jahre
7. Vogt, Hans J.	1976 – 1977	1 Jahr
8. Strack H. D.	1977 – 1979	2 Jahre
9. Wagner, Falk Professor	1979 – 1996	17 Jahre
10. Töllner, Brunhilde	seit 1996	12 Jahre
11. Müller, Hans-Jürgen Pfr.	seit 2007	

Katholisch:

		Dienstjahre
1. Scharnagl, Karl	1948 – 1949	1 Jahr
2. Fingerle, Anton Dr.	1949 – 1971	22 Jahre
3. Höck, Michael Dr.	1971 – 1977	6 Jahre
4. Aulitzky, Horst J. Dr.	1977 – 1979	2 Jahre
5. Ott, Georg Dr.	1979 – 1982	3 Jahre
6. Hipp, Marlise Dipl. Ing.	1982 – 1983	1 Jahr
7. Frania, Rupert	1983 - 1999	15 Jahre
8. Weggen, Stefan	1999 – 2003	4 Jahre
9. Tagliacarne, Pierfelice Professor Dr.	seit 2003	

Jüdisch:

		Dienstjahre
1. Spanier, Julius Dr.	1948 – 1959	11 Jahre
2. Jonas, Edmund	1959 – 1970	11 Jahre
3. Grünwald, Hans	1971 – 1974	3 Jahre
4. Künstler, Käthe	1974 – 1979	5 Jahre
5. Grünwald, Hans	1979 – 1982	3 Jahre
6. Lehner, Moris Dr.	1982 – 1984	2 Jahre
7. Seidemann, Henny	1984 – 1993	9 Jahre
8. Pitum, Abi Professor	seit 1993	15 Jahre

Vorstände der regionalen GcjZ können auch gleichzeitig in der Dachorganisation DKR im Vorstand oder in einem Ausschuss sein, wie das bei Dr. Anton Fingerle und Professor Abi Pitum der Fall war (ist).

⁵⁸ Vgl. Lieb, Ulrich, Oberdorfer, Bernd: München, in: Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit e.V. Augsburg-München-Regensburg (Hrsg): Reden, Lernen, Erinnern, 50 Jahre Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit e. V., München 1998, S. 15

⁵⁹ Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit e.V. Augsburg-München-Regensburg (Hrsg): Reden, Lernen, Erinnern, 50 Jahre Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit e. V., München 1998, S. 34, Vorstände ab 1998: GcjZ München: Die ersten Vorsitzenden der GcjZ München, <http://www.gcjz-m.de/index.php?id=76>, Abrufdatum: 24. März 2009

Auffällig ist, dass neun von 25 Vorständen nicht länger als zwei Jahre bei ihrem Vorsitz blieben, während sieben Personen von neun bis zu 22 Jahren (Anton Fingerle) im Vorstand waren. Bei der Dauer der Vorstandschaft spielte es keine Rolle, ob jemand Akademiker war.

2.3 Ziele und Prinzipien der neugegründeten GcjZ München

Der Methodistenpfarrer von der NCCJ, Carl F. Zietlow, der Leiter der Unterabteilung der amerikanischen Militärregierung „Interfaith and Intergroup Relations“, Sterling W. Brown, der Präsident des „International Council of Christians and Jews“ Everett Clinchy und Hoher Kommissar der amerikanischen Militärregierung John McCloy erhofften sich durch die Gründung von „Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit“ eine Erneuerung der deutschen Gesellschaft. Sie zeigten sich optimistisch, was die Umerziehung der Bayern betraf. Aus heutiger Sicht ist im Rückblick zu sehen, dass sie mit diesen hohen Erwartungen der GcjZ München eine harte Nuss zu knacken gaben. In den USA hatte sich der Antisemitismus nicht so mörderisch ausgewirkt wie in Deutschland.

In Deutschland konnte man bei vielen Menschen eine unreflektierte, nicht bewusst gemachte Abneigung gegen alles Jüdische beobachten, eine Distanziertheit, die sich hinter Phrasen verbarg, die sowohl feindlich als auch freundlich formuliert sein konnten, im Grunde aber nur vermieden, dass man sich wirklich näher kam.

Die GcjZ sah aufgrund der nationalsozialistischen Verbrechen in Deutschland die vordringliche Aufgabe in einer Verständigung mit Juden und wollte ihren Aufgabenbereich nicht stark auf andere kulturelle Probleme ausweiten.

„Nach der Zeit des Nationalsozialismus sollten die Gesellschaften zur Reeducation der Deutschen beitragen sowie mit ihrer Hilfe [der Amerikaner, d.V.] allgemein Vorurteile und Hass entsprechend dem Gebot der Brüderlichkeit [...] beseitigt werden. Die deutschen christlich-jüdischen Gesellschaften „modifizierten“ dann diesen Auftrag, was zu Auseinandersetzungen mit den amerikanischen Förderern sowie zwischen und innerhalb der deutschen Gesellschaften führte. Angesichts der Verbrechen, die von Deutschen an den Juden begangen worden waren, wollte man vor allem zur Verständigung zwischen Christen und Juden beitragen.“⁶⁰

So wichen also teilweise der Anspruch des 1950 gegründeten Deutschen Koordinierungsrates (DKR), der den Vorstellungen der Amerikaner näher kam, und die Umsetzung in der Münchner Gruppe, voneinander ab. In einigen Punkten zeigten sich die Münchner konservativer als der Koordinierungsrat:

1. Der Koordinierungsrat kam offenbar besser mit der Persönlichkeit Hans Lamm zurecht.
2. Der Koordinierungsrat reagierte ablehnender auf antijüdische kirchliche Bräuche
3. Der Koordinierungsrat distanzierte sich schneller von der Organisation „World Brotherhood“

Wichtige Anregungen zu pädagogischen Themen innerhalb der „Gesellschaften“ gingen in der Anfangszeit auch von Theodor Adorno, Herbert Marcuse und Max Horkheimer aus. Alle drei waren als jüdische Sozialphilosophen bzw. Soziologen von Frankfurt aus in die USA emigriert und nach dem Krieg zurückgekehrt. Während Adorno und Horkheimer Mitglieder des Dachverbandes der Gesellschaften in Frankfurt wurden, hielt sich Marcuse nur zeitweise in Deutschland auf und war auch kein GcjZ-Mitglied. Er sollte in den sechziger Jahren die Ideen des Sozialistischen Deutschen Studentenbundes (SDS) prägen.

Sowohl Adorno wie auch Horkheimer beschäftigten sich relativ wenig mit religiösen Themen und mit der Auswirkung von Religion auf die zwischenmenschlichen Beziehungen und auf die Erziehung. Den Gesellschaften, einschließlich der Münchner Gesellschaft fehlte hier der fachliche soziologische Rat. Sie *musste* sich nämlich konkret mit diesem Problem befassen.

⁶⁰ Grimm, Ulrich Werner: Die erste Berliner Mahnmal-Debatte, Berlin 1999, <http://www.textagentur-grimm.de/mahnmal.html>, Abrufdatum: 12.08.2008, S. 1

Besonders in München gab es wiederholt Auseinandersetzung der GcjZ mit Kirchenmitgliedern, die für harmlos-barockes Brauchtum oder berechtigten Ausdruck der Volksfrömmigkeit hielten, was jüdische Mitglieder als Diskriminierung und Antisemitismus wahrnahmen. Im Vergleich zum DKR war die GcjZ München aber stärker darauf bedacht, mit ihren neuen Vorschlägen und Ideen die Kirchenleitungen nicht zu verprellen.

Mit einem Mitglied der evangelischen Kirche, dem bayrischen Landesbischof Hans Meiser, gab es einprägsame Erlebnisse. Er war bereits unter den Nationalsozialisten Landesbischof gewesen. Er war von den Nationalsozialisten unter Hausarrest gestellt worden, weil er sich nicht auf deren Linie bringen ließ. Dies bedeutete aber noch lange nicht, dass er frei von Vorurteilen gegenüber Juden gewesen wäre. Seine Probleme im Umgang mit dem jüdischen Volk zeigten sich auch an folgender Begebenheit: 1949 lud er zu einer Tagung über „Christentum und Judentum in die Evangelische Akademie Tutzing ein. Als Grund gab er an: „Schwere Schuld hat unser Volk auf sich geladen“. Die Bekämpfung des „alten Wahns einer angeblichen Verwerfung Israels durch Gott“ sei nötig. Dann nahm er selbst aber nicht an der Veranstaltung teil, wollte sie drei Tage vor Beginn absagen. Sie fand dennoch statt - mit Beteiligung der Münchner GcjZ. Professor Ernst Lichtenstein kam und Dr. Ohrenstein, Landesrabbiner und Vorsitzender des kirchlichen Ausschusses der GcjZ München. Ohrenstein wandte sich aus der Versammlung gegen die christliche Rede, Israel sei ein „Geheimnis“ und gegen die Personalisierung und Isolierung der Vorstellung vom Messias.⁶¹

2.4 Der Verlauf der Gründung: Mitglieder, erste Veranstaltungen

Die aktivsten Gründungsmitglieder sind bereits vorgestellt worden. Insgesamt gab es 43 Gründungsmitglieder, von denen 13 Frauen waren. Die ersten Mitglieder gehörten den unterschiedlichsten Berufen an, jedoch nicht der „Arbeiterklasse“. So gab es mehrere Journalisten, einen Intendanten, einen Geheimrat, einen Bankier, Kaufleute und Lehrer. Die Frauen waren in der GcjZ München, anders als innerhalb der römisch-katholischen und der orthodox-jüdischen Gemeinden, völlig gleichberechtigt. Dennoch waren unter den bisher 26 Vorstandsmitgliedern seit 1948 nur fünf Frauen, allerdings waren im Vorstand der GcjZ München von 1998 vier Frauen und fünf Männer.

Die Stadt München förderte die GCJZ von Anfang an.

Im November 1948 hatte der Verein bereits 80 Mitglieder.⁶²

Die Hauptarbeit sollte in den Ausschüssen stattfinden. Die meisten Ausschüsse konnten bald erste Erfolge erzielen: Der zivile Ausschuss etwa mit einem Kongress für bessere menschliche Beziehungen, der vom 30. bis 31. April 1949 stattfand, mit Reden von Rudolf Bultmann, Hans-Joachim Schoeps, Michael-Schmaus, Carola Barth und Franz Böhm, oder der Erziehungsausschuss mit einem Rundfunkbeitrag. Der religiös-kirchliche Ausschuss jedoch kam, obwohl engagiert, nicht vorwärts:

„Von geringerem Erfolg war die Arbeit des religiös-kirchlichen Ausschusses geprägt.“⁶³

Unregelmäßig waren die Zusammenkünfte, gering das Publikum. Als jedoch Clinchy vorschlug, den „Internationalen Rat der Juden und Christen“ in „Europäischer Rat für bessere menschliche Beziehungen“ umzubenennen, kam trotzdem heftige Ablehnung aus den Reihen des Münchner kirchlichen Ausschusses.⁶⁴

Die Themen der Veranstaltungen der GcjZ waren und sind überwiegend allgemeins menschliche oder auch philosophische Themen und nur zu etwa einem Drittel explizit theologisch-religiöse. Einen religiösen Ausschuss gibt es heute nicht mehr.

⁶¹ Stöhr, Martin: Christlich-jüdische Zusammenarbeit - Rückblicke, in: Münz, Christoph; Sirsch, Rudolf (Hrsg.): Wenn nicht ich, wer? Wenn nicht jetzt, wann? Zur gesellschaftspolitischen Bedeutung des Koordinierungsrates der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit, Münster 2004, S. 88

⁶² Foschepoth, Josef: Im Schatten der Vergangenheit, Göttingen 1993, S. 84

⁶³ Ebd., S. 85

⁶⁴ Ebd., S. 86

So war man sich von Anfang an einig, dass alle Mitglieder den Menschen als solchen, unabhängig von seiner Religion, respektieren und achten sollen. Eine Missionierung sollte vermieden werden. Dennoch ging der Wandel bei der Aufarbeitung des religiös bedingten Antisemitismus und dem Überdenken des Sprachgebrauches nur sehr langsam voran. Immer wieder wurde von außen kritisiert, dass die 1951 in München eingeführte Veranstaltung "Woche der Brüderlichkeit" eine Ausnahmesituation sei, in der sich alle bestens zu verstehen scheinen, während im Alltag die alten Ressentiments oder auch Ängste weiterlebten. In den ersten Monaten wurde viel Zeit mit Auseinandersetzungen zwischen Juden und Christen, Amerikanern und religiösem Ausschuss, christlichen Mitgliedern und der amerikanischen Militärverwaltung etc. verbracht.

So wichen in der Einschätzung des Maßes an Antisemitismus in der Münchner Bevölkerung christliche und jüdische Mitglieder erheblich voneinander ab. Nachdem OB Scharnagl in den USA auf den Antisemitismus angesprochen worden war, verfasste der christliche Teil des Vorstandes einen Brief an Hochkommissar McCloy mit dem Tenor: "Wir Münchner sind doch gar nicht antisemitisch." Dieser wiederum löste bei den jüdischen Mitgliedern Empörung aus.⁶⁵ Die Frage "sind die Münchner antisemitisch", wurde so ausgiebig diskutiert, dass die eigentliche Arbeit, nämlich den (tatsächlich vorhandenen) Antisemitismus außerhalb der GcjZ anzusprechen und die Bürgerschaft aufmerksam zu machen, zunächst zurücktrat. Die Sensibilität dafür, was überhaupt antisemitisch war und was nicht, entwickelten viele Mitglieder erst durch Diskussionen und Ermahnungen von der jüdischen Seite.

Ein weiterer Grund für die mangelnde Öffentlichkeitswirksamkeit war, dass die meisten Mitglieder, nach allem, was sie im Krieg erlebt hatten, Hemmungen und Bedenken, sogar Ängste hatten, ihr Anliegen einer größeren Masse von Menschen vorzutragen.

Die Hauptthemen, nach der Verfassung Bekämpfung des Antisemitismus und deutsche Vergangenheit, wurden aus Angst vor den Reaktionen des Publikums kaum angesprochen.

Der Arzt Dr. Spanier lehnte Protestkundgebungen ab, weil er sie für etwas Unsittliches hielt:

"Wir dürfen den hohen sittlichen Ernst unserer Aufgabe *nicht durch Protestkundgebungen verfälschen*. [Hervorhebung von mir]"⁶⁶

Um diese Einschätzung zu verstehen, muss man sich vor Augen halten, dass die Nationalsozialisten durch Aufmärsche, Fackelzüge und laute Reden die Massen hinter sich gebracht hatten. Nach dem Krieg musste für Betroffene, die durch den Nationalsozialismus geschädigt worden waren, alles, was sie an diese Zeit erinnerte, unerträglich gewesen sein. Dazu gehörten auch Massendemonstrationen und propagandistische Reden, welche gutem Zweck sie auch immer dienen sollten. Es bestand in der Anfangszeit ein so starkes Bedürfnis nach „heiliger Welt“, dass die Realitäten, nämlich Brandmarkung von Juden als Schwarzhändler, „Einschleimungsversuche“ ehemaliger Nationalsozialisten und zweifelhafte Traditionen in der katholischen Kirche, teilweise schöngeredet wurden oder die Konfrontation vermieden wurde.

So dauerte es viele Jahre, bis die GcjZ gegenüber nationalsozialistisch geprägten Politikern, Kirchenmitgliedern und Bürgern an Profil und auch an Schärfe gewann. Noch vom Jahr 1967 wird im Zusammenhang mit dem damaligen Wallfahrtsort "Deggendorfer Gnad" berichtet:

"Journalisten, z.B. Hans Lamm (München), die sich kritisch äußerten, wurden von Regensburger Vorstandsmitgliedern mit *Protestbriefen eingedeckt*. [Hervorhebung von mir]"⁶⁷

Hier äußerte sich also Protest, gegen die eigenen Mitglieder, aber kaum nach außen.

⁶⁵ Foschepoth, Josef: Im Schatten der Vergangenheit, Göttingen 1993, S. 84

⁶⁶ Ebd., S. 88

⁶⁷ Angerstorfer, Andreas: Der lange Streit, in: Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit e.V. Augsburg-München-Regensburg (Hrsg): Reden, Lernen, Erinnern, 50 Jahre Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit e. V., München 1998, S. 67

2.5 Exkurs: Die Geschichte um die „Deggendorfer Gnad“

In Deggendorf gab es seit dem frühen Mittelalter bis in die neunziger Jahre einen Wallfahrtsort, die „Gnad“, deren Gründung auf einen erfundenen „Hostienfrevel“ von 1337 zurückgeführt wurde, den man „den Juden“ anhängte. Das heißt, man glaubte, Juden hätten mit spitzen Gegenständen in die Hostien gestochen, worauf angeblich Blut herauslief, was man als eine Art Offenbarung ansah. Schließlich lehrte(e) die katholische Kirche, dass Leib und Blut Jesu Christi nach der Wandlung ganz in den Hostien enthalten sei.

Der Verlauf der Ereignisse um diesen „Gnadenort“ spielte auch für die Gesellschaft München und die später als zu München gehörig gegründete Regensburger „Gesellschaft“ eine Rolle.

Die Anfänge liegen im frühen Mittelalter.

Mit Beginn der Kreuzzüge entstand der Vorwurf der „Hostienschändung“ gegen Juden in Europa.

Ab Ende des 13. Jahrhunderts erhob man diesen Vorwurf immer häufiger, die meisten Anklagen wegen angeblicher „Sakramentsschändungen“ erhoben sich in Süddeutschland und Österreich.

1338 verbrannten und erschlugen Deggendorfer Bürger, wahrscheinlich unter der Anführerschaft eines Herrn Hartmann - vom Schloss Natternberg – alle Deggendorfer Juden. Diese Mordtaten führten die Chronisten, möglicherweise auch erst im Nachhinein, auf einen den Juden zur Last gelegten „Hostienfrevel“ zurück, der sich im Jahr **1337** in Deggendorf ereignet haben soll. Verschiedene Quellen nehmen dazu Stellung.

1338 hieß es im „Breve Chronicon Bavariae“, es sei der Verdacht aufgetaucht, „die Juden“ würden in Synagogen den Leib des Herrn verspotten. Daraufhin seien in ganz Bayern und Österreich (außer Regensburg und Wien) „die Juden ermordet worden“.⁶⁸

Es gilt als historisch, dass Deggendorfer Einwohner damals *alle* Juden der Stadt umgebracht haben.

Am 14.10.1338 verfasste Herzog Heinrich von Niederbayern eine Urkunde, aus der hervorgeht, dass aufgrund dieser Bluttaten die Deggendorfer Bürger bei ihm in Ungnade gefallen waren. Der sogenannte Hostienfrevel wurde dabei gar nicht erwähnt. Das heißt, für ihn stand das Verbrechen an den Juden im Zentrum der Aufmerksamkeit. Die betreffende Legendenbildung ging also nicht vom Staat, sondern von Teilen des Volkes und vom Klerus aus.

Die Legende von der Hostienschändung wurde zum Anlass genommen, eine Grabkirche zu bauen, welche **1360** fertiggestellt war und sofort zum Wallfahrtsort wurde.

In den Jahren **1361, 1401 und 1489** erhielt diese Auszeichnungen mit Ablässen.

1390 hielt ein anonymer Mönch fest:

„In diesem Jahr [1337] wurde der Leib des Herrn, den die Juden gemartert haben, in Deggendorf gefunden und sie wurden deshalb im Jahre 1338 verbrannt.“⁶⁹

Dazu gibt es weitere, ähnlich lautende Aufzeichnungen, z. B. von dem Passauer Priester Joannes Steindelius. Der Klerus glaubte an die erfundenen „Gräueltaten“. Da in Deggendorf alle diesbezüglichen Chronisten Kleriker waren, gibt es keine objektiven Darstellungen des damaligen Geschehens. Die Legende war kein Einzelfall, sondern sie war (ist) an mindestens 20 weiteren Orten vorhanden. Motive, aus denen sich solche Vorstellungen nährten, finden sich in der bereits im Mittelalter verbreiteten „Gregoriusmesse“.

Zu Beginn des 15. Jhds. stattete ein Maler die Deggendorfer Grab- und Wallfahrtskirche mit Bildern aus, die die erfundene „Hostienschändung“ darstellten, so zum Beispiel das Kratzen der Hostien mit Dörnern, backen in einem Backofen, Schlagen mit Hämmern...

Anfang des 16. Jhds. entstand ein Gedicht zu dem Thema, aus dem wiederum ein Lied hervorging, dass sich in mehreren Bearbeitungen verbreitete.

⁶⁸ Krotzer, Gunther: Der Judenmord von Deggendorf und die Deggendorfer „Gnad“, in: Eckert, Willehad Paul; Ehrlich, Ernst Ludwig (Hrsg.): Judenhass – Schuld der Christen? Versuch eines Gesprächs, Essen 1964, S. 314

⁶⁹ Ebd., S. 311

1604 schrieb der Deggendorfer Pfarrer Joannes Sartorius ein Buch mit dem Titel „Memoria mirabilium dei, das ist von dem hochwürdigen Sakrament“. Dies wurde das erste Wallfahrtsbuch, mit „Ausschmückungen“ über Brunnenvergiftung und Kindermorde durch Juden.

1711 erneuerte man die oben genannten Wandbilder.

1737 feierte Deggendorf das 400jährige Jubiläum der „Gnad“ acht Tage lang.

1800 wurde eine Art Bauerntheater zur „Gnad“ in Regen (Bayrischer Wald) aufgeführt, in dem folgendes Fazit aus den Judenmorden gezogen wurde:

„Hartmann: Nun meine Freundel izt können wir frey Athmen, sanft jeder Bürger an den Busen seiner Gattin ausruhen (...) ausgerottet ist die Brut, zerstört das Nest der Skorpionen, nun singet Danklieder, schreibt es in ewigen Zeiten auf (...) dass eure Nachkömmlinge nicht vergessen, welche that ihr ausgeübet und jeder vorbey Reisende euch gottesfürchtige Bürger nennt und beneydet um den Mut des gerechten Eifers, denn ihr bei dieser Gelegenheit habt glänzen lassen.“⁷⁰

1870 wurden 100.000 Wallfahrer bei der Grabkirche registriert.

1926 erschien ein weiteres Theaterstück über die Deggendorfer „Gnad“ mit Namen „Das heilige Mirakel“, in dem es heißt:

„Ach was, ich rede deutsch und sag´ es offen:
Wär´ besser euer Moses im Nilschlamm ersoffen
Und Abraham, Isaak und Jakob dazu
Dann hätt´ die Welt von euch Judenpack Ruh´.“⁷¹

1938 gab es drei jüdische Familien in Deggendorf. Diese nahm man in „Schutzhaft“. Im Frühjahr 1939 brachte sie ein Transport nach Osten in Vernichtungslager.⁷²

Nach einer Tagung der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit Nürnberg, Augsburg, Regensburg und München vom **29. bis 30.10.1960** brachten die Tagungsberichte die Vorgänge in Deggendorf an eine breitere Öffentlichkeit. Dort wurde nämlich die Wallfahrt wie im Mittelalter weiter zelebriert.

Am 26.07.1961 berichtete der „Spiegel“ von dem „Mirakel“.

Daraufhin wurden die „Gnadenbüchlein“ eingezogen und die Bildunterschriften der Grabkirche, bei denen der Maler seinen sadistischen Phantasien freien Lauf gelassen hatte, entfernt.

1962 fand eine „Jubelgnad“ statt. Der neu ernannte Bischof Graber hielt eine Rede, bei der er sich um eine neue Deutung der Grabkirche als „Eucharistische Sühnekirche“ bemühte.

1964 wurden jedoch die angeblich aus dem Jahr 1337 erhaltenen „gemarterten Hostien“ weiterhin ausgestellt und verehrt, der Glaube an den „Hostienfrevel“ wurde wie ehemals aufrecht erhalten.⁷³

Bis 1992 fand deshalb eine Wallfahrt zu diesem „Gnadenort“ statt, dem man besondere Wirkung des Ablasses von Sünden zusprach.

„Am 24. Oktober 1966 protestierte die Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit beim Regensburger Bischof Dr. Rudolf Graber gegen die „antisemitischen Tendenzen“ der „Gnad“.“⁷⁴

⁷⁰ Krotzer, Gunther: Der Judenmord von Deggendorf und die Deggendorfer „Gnad“, in: Eckert, Willehad Paul; Ehrlich, Ernst Ludwig (Hrsg.): Judenhass – Schuld der Christen? Versuch eines Gesprächs, Essen 1964, S. 320

⁷¹ Ritter, Gallus O.S.B.: Das heilige Mirakel, ein Spiel vom Gnadenwunder zu Deggendorf, Musik von Max Kanzlsperger, Metten 1926, S. 177

⁷² Vgl. Molitor, Johannes: Deutsche Weihnacht und Rundfunkverbrechen, Deggendorfer Geschichte (48) – Zwölf Jahre der Diktatur, in: Passauer Neue Presse, 30.11.2002, Lokalteil Deggendorf

⁷³ Historische Zusammenstellung auf der Grundlage von: Krotzer, Gunther: Der Judenmord von Deggendorf und die Deggendorfer „Gnad“, in: Eckert, Willehad Paul; Ehrlich, Ernst Ludwig (Hrsg.): Judenhass – Schuld der Christen? Versuch eines Gesprächs, Essen 1964, S. 309ff

⁷⁴ Angerstorfer, Andreas: Der lange Streit, in: Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit e.V. Augsburg-München-Regensburg (Hrsg.): Reden, Lernen, Erinnern, 50 Jahre Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit e. V., München 1998, S. 66

Daraufhin begann eine Auseinandersetzung darum, wie mit den dortigen Darstellungen zu verfahren sei. Graber lies die Bilder, die die erfundenen "Hostienschändungen" darstellten, zunächst nur mit einem "braunen Tuch" verhüllen, der DKR wollte aber, dass sie ganz aus der Kapelle entnommen würden. Auch die GcjZ München beteiligte sich an der Debatte, verhielt sich aber eher zurückhaltend und vermittelnd gegenüber Graber, der bereits vor dem Krieg folgende Meinung kundgetan hatte:

"Ich glaube, es liegt in dem Kampf gegen das Judentum eine *instinktive Abneigung des ganzen Deutschen Volkes* [Hervorhebung von mir], das sich unbewusst als das auserwählte Volk neuteamentlicher Verheißung betrachtet und nun einmal mit Recht nicht verstehen kann, warum das verworfene Israel die Welt beherrschen soll (...)"⁷⁵

Schalom Ben-Chorin reiste nach Deggendorf und fragte, ob erst wieder sechs Millionen Juden umgebracht werden müssten, ehe Deggendorf die Wahrheit erkenne.⁷⁶ Während der DKR seine Haltung gegenüber Graber unverblümt zeigte, verhielten sich die Gesellschaften eher zurückhaltend. Der 1. katholische Vorsitzende in Regensburg, Andreas Angesdorfer, stellte kritisch fest:

"Die hier aus den Akten der GcjZ München und Regensburg dargestellte Auseinandersetzung um die "Deggendorfer Gnad" ist ein Lernbeispiel dafür, wie Inkonsequenz, andienende Gehorsamsübungen und falsche Rücksichtnahmen für den sensiblen Sektor zwischen Religionsgemeinschaften und in der Gesellschaft unglaublich wirken."⁷⁷

Der Nimbus des Heiligen, mit dem – und dies beweist diese Geschichte – manchmal auch destruktive und das menschliche Zusammenleben schädigende Geschichten umgeben werden können, kann jahrhundertlang Traditionen begründen, wie im Fall der „Gnad“. Diese zu durchbrechen fiel selbst intellektuellen und kritischen Personen bei den Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit schwer.

Die Erfindung der Geschichte von den Hostienschändungen zeigt außerdem, wie unmittelbar das Leiden Christi im Mittelalter von den Gläubigen wahrgenommen wurde und teilweise auch heute noch erlebt wird. Wie ein zeitloser Mythos wurde die Passionsgeschichte einfach in die gegenwärtige Zeit übertragen und die gegenwärtig lebenden Juden angegriffen. Da die Passionsgeschichte eine zentrale Rolle in der christlichen Tradition spielt, besteht auch heute noch die Gefahr, diese so zu vermitteln, dass Juden Hass geweckt werden kann.

2.6 Die GcjZ München ab den 50er Jahren

2.6.1 Einleitung

Das öffentliche Echo in den Zeitungen entsprach nicht der gesellschaftlichen Bedeutung, zumindest nicht mehr ab Ende der 60er Jahre. Ob es eine Rolle spielt, dass die Meinungen von Linksinтеллектуellen und der GcjZ seit 1968 in einigen Punkten voneinander abwichen, lässt sich nicht eindeutig belegen. Es ist nur anhand der Artikel der "Süddeutschen Zeitung" in den 50er, 60er und 70er Jahren zu verfolgen, dass die GcjZ vor allem im Zusammenhang mit den "Wochen der Brüderlichkeit" wahrgenommen wurde, jedoch nicht als eigenständige Organisation, die das ganze Jahr über Veranstaltungen leitet. Anfang der 50er Jahre sprach

⁷⁵ Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit e.V. Augsburg-München-Regensburg (Hrsg): Reden, Lernen, Erinnern, 50 Jahre Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit e. V., München 1998, S.67

⁷⁶ Eder, Manfred: Deggendorfer Gnad, S. 695

⁷⁷ Angerstorfer, Andreas: Der lange Streit, in: Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit e.V. Augsburg-München-Regensburg (Hrsg): Reden, Lernen, Erinnern, 50 Jahre Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit e. V., München 1998, S. 74

Anton Fingerle mit einem der Herausgeber der Süddeutschen Zeitung über die knappe Berichterstattung, konnte aber keine größere Anteilnahme erreichen.⁷⁸

Die GcjZ fand mit ihren Vorträgen und Veranstaltungen in der Süddeutschen Zeitung ein eher geringes Echo. Dies, obwohl sie an Mitgliedern zunahm und auch ein großes Publikum ansprach.

50erJahre:

1951 gründete sich durch Initiative des Münchner Geschäftsführers Brandlmeier die Augsburger Gesellschaft, die sich als Tochtergesellschaft der Münchner verstand und auch personell eng mit ihr verbunden war. (Einige Vorstandsmitglieder waren in beiden Vereinen im Amt.) Die Augsburger CSU setzte die GcjZ Augsburg sogleich auf eine Liste von „getarnten kommunistischen und kommunistenfreundlichen Organisationen in Westdeutschland“. Wegen ihrer Proteste wurde die GcjZ Augsburg jedoch wieder aus dieser Liste gestrichen.⁷⁹ Auch die **1952** gegründete Regensburger Gesellschaft hatte es nicht leicht, weil ihr Umfeld kein Verständnis für kulturelle Offenheit zeigte. Die Politiker und Theologen, die bei der Regensburger GcjZ auftraten, waren teils sehr konservativ, teils ehemalige Mitläufer der Nationalsozialisten. Die Mitglieder boten demgegenüber keine Reibungsfläche, sie passten sich ihrer Umgebung bis zur Selbstaufgabe an. Der heutige katholische Vorsitzende Angerstorfer schrieb kritisch:

„Es gab damals viele christlich-jüdische Veranstaltungen, mit denen selbst überzeugte Nazis keine Probleme gehabt hätten: Verdis Macht des Schicksals, Mozarts Zauberflöte, Diavorträge zu „Deutsche Kriegsgräber“ usw., nur keine christlich-jüdische Problematik.“⁸⁰

Bereits die erste WdB **1951** zählte 4900 Besucher bei Veranstaltungen der Münchner „Gesellschaft“ und 1700 Personen bei Rahmenveranstaltungen.⁸¹ Im Rahmen der ersten „Woche der Brüderlichkeit“ fand in Bayern 1951 auch ein „Tag der Heimatvertriebenen“ statt, an dem ein ehemaliger Staatssekretär über die Aufnahme von „zwölf Millionen Heimatvertriebenen“ referierte, „umrahmt durch Heimatlieder, die der gemischte Chor des Schlesier-Vereins München vorträgt.“⁸²

Philipp Auerbach, der Staatskommissar für rassisch, religiös und politisch Verfolgte in München, der in der Anfangszeit einen Disput mit Karl Scharnagl gehabt hatte, wurde wegen angeblicher Untreue aus dem Staatsdienst entlassen. Er soll 1,3 Millionen Mark (in der Stuttgarter Zeitung wurden 3 Millionen Mark angegeben) Entschädigungsgelder an „unberechtigte Personen“ gegeben haben.⁸³ Die Verhaftung hatte der als „Ochsensepp“ bekannte CSU-Mitbegründer und bayrische Justizminister Josef Müller veranlasst, indem er Auerbach bei der Staatsanwaltschaft anzeigte. Vorausgegangen waren Streitigkeiten um Wiedergutmachungszahlungen und Um die Aufarbeitung der NS-Vergangenheit. Das Urteil über Auerbach fällten laut Hagalil folgende Herren:

⁷⁸ Gümbel, Miryam: München, Die Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit im Spiegel der Presse, in: Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit e.V. Augsburg-München-Regensburg (Hrsg): Reden, Lernen, Erinnern, 50 Jahre Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit e. V., München 1998, S. 41

⁷⁹ Oberdorfer, Bernd: Augsburg: Die Anfänge der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit in Augsburg, in: Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit e.V. Augsburg-München-Regensburg (Hrsg): Reden, Lernen, Erinnern, 50 Jahre Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit e. V., München 1998, S.48f

⁸⁰ Angerstorfer, Andreas: Regensburg: Die Entwicklung der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit in Regensburg 1952-1958, in: Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit e.V. Augsburg-München-Regensburg (Hrsg): Reden, Lernen, Erinnern, 50 Jahre Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit e. V., München 1998, S. 57

⁸¹ Foschepoth, Josef: Im Schatten der Vergangenheit, Göttingen 1993, S. 85

⁸² GcjZ München: Reden, Lernen, Erinnern, 50 Jahre Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit München, S. 63

⁸³ „Phillip Auerbach wegen angeblicher Untreue aus dem Staatsdienst entlassen“, in: Stuttgarter Zeitung, 10.03.1951, S. 2

„Der Richter, Landgerichtsdirektor Josef Mulzer, der außerplanmäßig den Vorsitz übernommen hatte, war nicht nur ein ehemaliger Oberkriegsgerichtsrat, sondern auch ein früherer Kollege des Josef Müller (Ochsensepp), aus dessen Anwaltskanzlei. Ihm entfuhr während der Verhandlung schon einmal Bemerkungen wie die, dass Auerbach eine "arische Ehefrau" hätte. Ein Beisitzer des Gerichts war ein früherer SA-Mann, der Staatsanwalt ebenso wie der psychiatrische Sachverständige, der Auerbach als "Psychopathen und Phantasten" beurteilte, ein ehemaliges NSDAP-Mitglied.“⁸⁴

Am 13. August 1952 verkündete Josef Mulzer das Urteil – eine Gefängnisstrafe von zweieinhalb Jahren und eine Geldstrafe von 2700€. Philipp Auerbach nahm in der Nacht nach der Urteilsverkündung eine Überdosis Schlaftabletten, am 16. August 1951 war er tot.⁸⁵

1952 fand die Gründung der Regensburger GcjZ, ebenso wie bei der Augsburger „Gesellschaft“ als Tochtergesellschaft von München, statt. Auch hier waren Vorstandsmitglieder sowohl in München als auch in der Tochtergesellschaft tätig. Die Münchner GcjZ nannte sich nun: Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit Augsburg-München-Regensburg. Im selben Jahr organisierte die Münchner Gesellschaft erstmals eine „Woche der Brüderlichkeit“. Diese Tradition hatte in den USA begonnen. Innerhalb einer Woche bot der Verein verschiedenste Veranstaltungen an, die an das Ideal des brüderlichen Umgangs aller Menschen miteinander erinnern sollten.

1953 stellte der katholische Vorsitzende von Augsburg, Redakteur Heinz Hagen, bereits verärgert sein Amt zur Verfügung, wurde aber vom Münchner Geschäftsführer Brandlmeier zum Bleiben überredet. Hintergrund für die Entrüstung waren rassistische und antijüdische Äußerungen einer Augsburger Lehrerin im Amerikahaus bei einer Veranstaltung zu den „Mischlingskindern“. (Dies war keine GcjZ-Veranstaltung.) Die „Gesellschaft“ hatte sich nach Meinung Hagens nicht genügend klar davon abgegrenzt und nicht dagegen protestiert.⁸⁶

Weitere Probleme gab es in den Jahren **1954/55** in Regensburg. Als die Stadt die Errichtung eines Mahnmals für die Opfer des Nationalsozialismus auf dem Grund der jüdischen Gemeinde auf deren eigene Kosten nicht genehmigte, mischte sich die Gesellschaft nicht ein, ebenso wenig, als 1955 bekannt wurde, dass von ehemals 170 Mahnmalen für Ermordete der Evakuierungsmärsche der Konzentrationslager nur noch drei existierten.⁸⁷

Die Münchner Gesellschaft war vielen Regensburgern bereits viel zu aufmüpfig. Allerdings sicherten die Münchner sich damit größeren Respekt in der Öffentlichkeit als die Regensburger.

1956 waren in München die Belegschaften von fünf Firmen auf der Woche der Brüderlichkeit anwesend: Münchner Betriebe nutzten die Veranstaltungen der „Woche der Brüderlichkeit“ für Betriebsversammlungen. (1953:6, 1954:4). Dies hätte ein erster Ansatz sein können, Arbeiter in die Aktivitäten des Vereins einzubeziehen. 1957 kam allerdings kein einziger Betrieb mehr. Das Interesse der Firmen war eingeschlafen, und damit brach zum ersten Mal eine Verbindung auch zu weniger Privilegierten und gebildeten Bürgern ab, die im Zuge der Betriebsversammlungen Veranstaltungen besucht hatten, in die sie möglicherweise aus Eigeninitiative nicht gegangen wären.⁸⁸

⁸⁴ Kraushaar, Wolfgang: Die Auerbach-Affäre, in: Schoeps, Julius (Hrsg.): Leben im Land der Täter, Berlin 2002

⁸⁵ Vgl. GcjZ München: Reden, Lernen, Erinnern: 50 Jahre Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit München, München 1998, S. 20/Kraushaar, Wolfgang: Die Auerbach-Affäre, in: Schoeps, Julius: Leben im Land der Täter, Berlin 2002

⁸⁶ Vgl. Oberdorfer, Bernd: Augsburg: Die Anfänge der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit in Augsburg, in: GcjZ München: Reden, Lernen, Erinnern, 50 Jahre Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit München, S. 50

⁸⁷ Vgl.: Ebd. S. 55

⁸⁸ Vgl.: Oberdorfer, Bernd: Die „Wochen der Brüderlichkeit“, Schlaglichter auf die Geschichte der Gesellschaft, in: GcjZ München: Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit e.V. Augsburg-München-Regensburg (Hrsg): Reden, Lernen, Erinnern, 50 Jahre Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit e.V., München 1998, S. 79

Als **1957** ein geplanter Kongress der GcjZ München nicht stattfinden konnte, weil mehrere Teilnehmer abgesagt hatten, berichtete die Presse eingehend darüber. Bundespräsident Theodor Heuss schrieb aus dem Anlass besorgt einen Brief an den ersten evangelischen Vorsitzenden Kirchenrat Friedrich Langenfaß.⁸⁹ Die Funktion der Gesellschaften und ihre Wichtigkeit lag also dem Präsidenten am Herzen.

1958 widmete sich die Glosse „Streiflicht“ der Süddeutschen Zeitung der „Woche der Brüderlichkeit“ und warnte vor Verdrängung der deutschen Vergangenheit.⁹⁰ Die Münchner GcjZ hatte bereits einige Jahre zuvor einen „Ausschuss für Wachsamkeit“ gegründet, um den Antisemitismus zu beobachten. Anton Fingerle war es, der besonders nachdrücklich dafür sorgte, dass möglichst viele Münchner den Film „Nacht und Nebel“ zu sehen bekamen. Über 2600 Menschen sahen ihn in München.⁹¹ Der Film handelt von der Verschleppung von Gegnern der Nationalsozialisten in Konzentrationslager. Diese Verschleppungen fanden unter dem Decknamen „Nacht und Nebel“ und oft auch bei Nacht statt.

Trotz der etwas größeren Aufmerksamkeit Ende der 50er Jahre fand eine detaillierte und differenzierte Auseinandersetzung der Presse mit Anliegen der GcjZ München kaum statt. Hinzu kam, dass die jährlich Anfang März zelebrierte „Woche der Brüderlichkeit“ in München ab Mitte der 60er Jahre mit den „Münchner Modewochen“ zusammenfiel. So nahm das Thema „Was die Dame trägt“ meist viel mehr Platz in der Öffentlichkeit ein als die intellektuell anspruchsvollen, aber nicht gerade wirtschaftlich interessanten Brüderlichkeitsbekundungen der GcjZ.

Die Zeitungsberichte, die während der fünfziger Jahre in der Regel von Martin Rehm verfasst wurden, geben die Ereignisse im Rahmen der Woche so wieder, dass der Eindruck einer Veranstaltung entsteht, auf der revolutionäre Ideen so vermittelt worden sind, als handle es sich um bereits allgemein anerkannte und etablierte Erkenntnisse, die keine konkreten Umstellungen innerhalb der deutschen Gesellschaft erforderten. Berichtet wurde vor allem von der Notwendigkeit der Nächstenliebe, der gegenseitigen Anerkennung, der Offenheit gegenüber anderen Völkern und Kulturen. Nur selten erwähnt der Journalist Gesellschaftskritik und Statements, die deutlich machen, dass die oben genannten Werte zwar in aller Munde seien, aber kaum verwirklicht würden. Die Gesellschaften Augsburg, München und Regensburg verfahren nach dem Prinzip „steter Tropfen höhlt den Stein“, indem sie bei jeder Gelegenheit zu Toleranz und Menschlichkeit aufriefen, vermieden aber heftige Proteste gegen den damals noch allgegenwärtigen Antisemitismus.

2.6.2 60er Jahre

Der Leser kann dieses Verhalten besser verstehen, wenn er sich vor Augen hält, dass vieles, was heute im Umgang mit der jüdischen Geschichte selbstverständlich erscheint, damals für die breite Masse noch unerhört und sogar als unschicklich galt. Das Verhältnis zwischen Christen und Juden war geprägt von Unsicherheit und vorsichtigen Annäherungsversuchen innerhalb der GcjZ. Bezeichnend ist die Rezeption einer Tagung der GcjZ München zum Thema „Christlicher Religionsunterricht und Antisemitismus“ im Jahr **1960**. „Auch Jesus und die Apostel waren Juden“ titelte die SZ den entsprechenden Bericht, als sei dies eine brandneue Sensationsmeldung.⁹²

Am **16. Januar 1961** erschien ein Artikel zu einer Münchner Ausstellung zum Thema „Menschenrechte“, die von der deutschen Sektion der „World Brotherhood Organisation“ auf die Beine gestellt worden war. Anton Fingerle empfahl den Besuch. Die „World Brotherhood“ ist

⁸⁹ Vgl., Gümbel, Miryam: München, Die Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit im Spiegel der Presse, in: Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit e.V. Augsburg-München-Regensburg (Hrsg): Reden, Lernen, Erinnern, 50 Jahre Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit e. V., München 1998, S. 41

⁹⁰ Vgl. Streiflicht, in: Süddeutsche Zeitung, 10.03.1958, S. 1

⁹¹ Gümbel, Miryam: München, Die Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit im Spiegel der Presse, in: Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit e.V. Augsburg-München-Regensburg (Hrsg): Reden, Lernen, Erinnern, 50 Jahre Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit e. V., München 1998, S. 45

⁹² Ebd.

1950 in Paris gegründet worden und arbeitete kurze Zeit eng mit den „Gesellschaften“ und dem Koordinierungsrat zusammen. Sie ging aus dem „National Council of Christians and Jews“ hervor. 1961 hatte sich der Dachverband „Deutscher Koordinierungsrat“ bereits schon wieder vollständig von der World Brotherhood gelöst, weil sie den dortigen Vorstandsmitgliedern zu stark antikommunistisch ausgerichtet und zu undifferenziert in ihren Zielen vorkam. Die katholische Kirche allerdings erkannte die World Brotherhood an, während sie den Koordinierungsrat und die „Gesellschaften“ bis 1964 ablehnte. Da verschiedene aktive Mitglieder der Münchner GcjZ (Geschäftsführer Brandlmeier, erster katholischer Vorsitzender Fingerle, die beiden Scharnagls usw.) überzeugt katholisch und eher kirchenkonform orientiert waren, liegt es nahe, dass sie den Kontakt zur World Brotherhood aufrecht erhielten.

Am 17. Januar 1961 stand die 80. Geburtstagsfeier des ehemaligen Oberbürgermeisters und GcjZ-Mitgliedes Karl Scharnagl in der Zeitung. Erwähnt war, dass er vor dem 2. Weltkrieg bayrischer Landtagsabgeordneter der Zentrumsparterie war und durch einen Besuch in den USA 1926 eine 8-Millionen-Finanzspritze für München erreicht hatte. Auch seine Internierung im KZ Dachau berichtete der Journalist Alois Hahn. Die Arbeit Scharnagls für die GcjZ München fand keine Erwähnung.⁹³ Ein weiteres Zeichen dafür, dass diese Ehrenamtliche Tätigkeit nicht überall honoriert wurde.

Die WdB 1961 stand unter dem Motto: „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“.

Zur Eröffnung hielt Dr. Alois Wenzel einen Vortrag über „Sinn und Bedeutung der Freiheit für die personale und soziale Existenz des Menschen“. Außerdem fand eine Bücherschau in der „internationalen Jugendbibliothek“ in der Kaulbachstrasse statt, die im Rahmen der Woche der Brüderlichkeit angekündigt wurde.⁹⁴ Die „Internationale Jugendbibliothek sollte Kinder zu freiem, weltoffenen Denken animieren. Außerdem wollte die Gründerin Jella Lepmann sie von der nationalsozialistischen Denkweise abbringen, denn bis zur Nachkriegszeit hatte es für Kinder und Jugendliche wenig Literatur, vorwiegend nationalsozialistische Schriften gegeben. Jella Lepmann war ebenso wie ihr Cousin Max Horkheimer aus dem Exil in den USA nach Deutschland zurückgekehrt. Sie war nach dem Krieg Major bei den US-Streitkräften und sollte die Militärverwaltung der amerikanischen Zone in Frauen- und Jugendfragen beraten. Kurz nach dem Krieg konnte sie ihre Vorgesetzten überzeugen, ihren Traum von der Einrichtung einer Internationalen Jugendbibliothek zu unterstützen.⁹⁵ Professor Dr. Anton Fingerle war 1958 bis 1970 neben seiner Tätigkeit für die GcjZ Vorsitzender der „Vereinigung der Freunde der Internationalen Jugendbibliothek“.⁹⁶

Während 1961 von jeder einzelnen Veranstaltung der WdB in der Süddeutschen Zeitung berichtet wurde, fand sich **1962** gar kein Bericht, **1963** erst einmal lange nichts, dann aber im Nachhinein:

„Nächstenliebe - eine Woche lang gepredigt“.⁹⁷

Dies war schon fast ein Abkanzeln und eine geringe Resonanz in der Öffentlichkeit.

Diesmal schnitt die Gesellschaft auch religiöse Themen an, wie „Der Messias der Christen und Juden“ und „Altes Testament und christlicher Staat“.⁹⁸ Offenbar trafen diese religiösen Erörterungen auf ein weniger großes Echo als die revolutionären Töne von 1961, als „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“ das Motto war.

1964 ging es innerhalb der GcjZ um die Beziehungen zu Israel, welches fast zeitgleich mit der GcjZ München gegründet worden war: Israel am 14. Mai 1948, die GcjZ München am 9.

⁹³ Scharnagl wurde im Zusammenhang mit einem Anschlag auf Hitler nach Dachau gebracht, mit dem er aber nichts zu tun hatte. Vgl. Fingerle, Anton; Ben-Chorin, Schalom (Hrsg.): Im Geiste der Brüderlichkeit, München 1965, S. 10

⁹⁴ Vgl. Nennecke, Charlotte: Zeitgeschichte - den Kindern erzählt, in: Süddeutsche Zeitung, 06.03.1961, S. 14

⁹⁵ Ledig, Eva-Maria: Eine Idee für Kinder, die Internationale Jugendbibliothek; München 1988, S. 13

⁹⁶ Ebd., S. 52

⁹⁷ Süddeutsche Zeitung, 09./10.03.1963, S. 10

⁹⁸ Vgl. ebd.

Juli 1948. Für die Mitglieder der GcjZ hatte dies symbolische Bedeutung, die meisten Mitglieder fühlten sich dem jungen Staat eng verbunden.

1965 erschien das Buch "Im Geiste der Brüderlichkeit" von Anton Fingerle und Schalom Ben-Chorin. Es war eine Aufsatzsammlung mit Beiträgen von GcjZ-Mitgliedern und Gleichgesinnten. Einzelne Beiträge sollen hier kurz vorgestellt werden, um einen Eindruck vom damaligen Entwicklungsgrad der christlich-jüdischen Zusammenarbeit zu geben.

Beiträge:

Anton Fingerle stellte in seinem Beitrag "Im Geiste der Brüderlichkeit" "10 Gebote an uns selbst" auf und schloß mit "Herr, dein Reich komme", was die Folgerung zulässt, dass er dem ganzen Text, ja, seiner Tätigkeit in der GcjZ, den Sinn einer Dienerschaft für Gott gab:

"1. Lasst uns in dem Glauben an den gemeinsamen Vatergott einander in unserem Kreise, aber darüber hinaus allen Menschen in geschwisterlicher Liebe begegnen und der Versuchung widerstehen, die uns Unsympathischen in der Betätigung dieser geschwisterlichen Liebe gegenüber den uns Sympathischen hintanzusetzen! Denn gerade an den Unsympathischen können wir unsere Liebe bewusster üben; gegenüber den uns Sympathischen leuchtet sie ohnehin leichter und mehr von selber durch!

2. Lasst uns den Mut aufbringen, gegen jede Verletzung der Nächstenliebe, insbesondere gegen jede Diskriminierung um der Zugehörigkeit zu einer bestimmten Gruppe willen, aufzutreten, wo immer es unsere Lebenssituation und Lage erlaubt und die Gelegenheit sich bietet, freilich ohne selbst dem Verletzer der brüderlichen Liebe gegenüber wiederum die brüderliche Liebe zu verletzen!

3. Lasst uns also, wenn wir das Recht für uns in Anspruch nehmen, gegen die Intoleranz intolerant zu sein, doch auch die Mahnung der Schrift beachten, zwar den Irrtum zu hassen, den Irrenden aber zu lieben!

4. Lasst uns auch auf der Hut vor uns selber sein, dass sich nicht in unserem Denken oder in unserem Sprachgebrauch veraltete Schablonen, Stempel und Etiketten erhalten und unversehens neu einschleichen, die einem Einzelnen unkontrolliert Eigenheiten oder gar nur vermutete Eigenschaften einer Gruppe zuschreiben! Denn wie nach dem Psalmwort jeder Mensch ein Lügner ist, so ist auch keiner von uns ganz frei von Vorurteilen!

5. Lasst uns deshalb nicht müde werden, unsere Kenntnis und Erkenntnis von der Geschichte und der gegenwärtigen Entwicklung der christlich-jüdischen Beziehungen und aller Gruppenspannungen und -vorurteile zu erweitern und zu vertiefen! Denn für jeden aus unserem Kreise ist dies eine Ehrenpflicht und noch wichtiger als der Mitgliedsbeitrag! [bezogen auf die Mitglieder der GcjZ d.V.]

6. Lasst uns, selber belehrt durch die Vergangenheit, auch anderen bei ihrer Aufarbeitung und Überwindung mithelfen, denn die Zahl derer, die dazu bereit sind, war nie zu groß, und die Reihen derer, die dies aus der Erschütterung des eigenen Erlebens und Erleidens in der Zeit der gemeinsamen Verfolgung von Juden und Christen in unserem Lande tun können, lichten sich ständig!

7. Lasst uns aber auch wachsam und besonnen in die Gegenwart hineinschauen und hineinhorchen und den Anfängen neuer Verfemungen in unserem Lande wehren! Da wir aber mit beklommenen Herzen daran zu denken gezwungen sind, dass die Bühne des Menschheitsdramas der Intoleranz und Unfreiheit nicht leer geworden ist, sondern nur ihren Hauptschauplatz verlagert hat, von dem uns nur ein dünner Vorhang trennt, so lasst uns auch daran denken, welche Rolle wir spielen wollen, wenn sich der Vorhang eines Tages öffnen sollte, und das wir keine Zeit verlieren sollten, diese Rolle rechtzeitig zu lernen!

8. Lasst uns in der ernstesten Verantwortung um die geistige Verteidigung der Freiheit und um die Überwindung des Materialismus und des Atheismus als der ins Extrem der Leugnung vorgetriebenen Vorurteile gegen den Geist überhaupt und gegen Gott und jeden übernatürlichen Glauben auch Geschichte und Gegenwart, Theorie und Praxis dieser Weltanschauungen planmäßiger als bisher studieren und beobachten! Dieses Studium wird umso fruchtbarer sein, je weniger wir selbst der Materie verfallen und je mehr wir aus dem Geist des Glaubens und der göttlichen Ordnung leben.

9. Lasst uns unser Bemühen verdoppeln, den großen Zusammenhang zwischen der Aufarbeitung der Vergangenheit, der Gestaltung der Gegenwart und dem Bereitsein für die Zukunft auch unseren jungen Freunden so klarzulegen, dass sie in größerer Zahl als bisher zu uns finden! Denn der Blick geht weniger in die Vergangenheit als in die Zukunft!

10. Lasst uns mit diesem Zukunftsblick, der die Blickrichtung des Advents ist, dem Herrn die Wege bereiten und lasst uns ihn um seine Gnade bitten, dass er dies im kommenden Jahr wieder und vielleicht ein wenig mehr als bisher ermöglicht! Herr, dein Reich komme!"⁹⁹

⁹⁹ Fingerle, Anton; Ben-Chorin, Schalom (Hrsg.): Im Geiste der Brüderlichkeit, München 1965, S. 14

Fingerle hatte hohe Ansprüche, wenn er forderte, den Irrenden zu lieben. Denn dies konnte lebensgefährlich sein, etwa in einer Situation wie unter Hitler. Damals waren Juden in Deutschland mit dem eindeutigen Vernichtungswillen der Nationalsozialisten konfrontiert. Gerade die Liebe zu Deutschland, die Tausende Juden hoffen lies, bis es zu spät war, kostete sie das Leben. Verschlüsselt sprach Fingerle vom „Eisernen Vorhang“, wenn er behauptete, dass sich *andernorts* Unfreiheit und Intoleranz fortsetzten. Die damalige Propaganda des Kalten Krieges, etwa von Radio Liberty¹⁰⁰ bewirkte, dass viele Menschen Probleme in den Osten übertrugen, die es auch in der eigenen Gesellschaft gab. Alles, was hinter dem „Eisernen Vorhang“ lag, wurde als dunkel und bedrohlich wahrgenommen, dies lenkte von eigenen Defiziten ab. So stellt Fingerle ja auch klar, dass er selbst einen klaren Standpunkt hatte: Religiös, gegen „Materialismus“ - damals oft als Synonym für den Kommunismus gebraucht. Er machte aber auch deutlich, dass er andere Ansichten ablehnte, die Menschen, die diese vertreten aber trotzdem nicht bekämpfen würde. Dies stand ganz gegen die scholastische Argumentationsweise, bei der das Argument „ad hominem“ immer letzte Waffe war.¹⁰¹

Hans Werner Jordan, ein Pfarrer aus einer jüdischen Familie, der sich für andere so genannte „nichtarische Christen“ eingesetzt hatte¹⁰² stellte den damals gebräuchlichen Umgang mit den Begriffen „Antisemitismus“ und „Philosemitismus“ in Frage. Sie seien nur eine unpassende Umschreibung für „Judenhass“ und „Judenfreundschaft“. Denn nicht die „semitische Rasse“ sei entscheidend, sondern:

„Nur eines verband sie alle miteinander und schied sie von uns: Die Bindung an die Thora.“¹⁰³

Er sah christliche Wurzeln im Judenhass. Der christliche Unterricht habe ein verzerrtes Bild von „den Juden“ vermittelt.

„Wir kennen doch das törichte Urteil: „Die Juden“ haben Jesus ans Kreuz geschlagen - als ob der kleine Baruch in irgendeiner mitteldeutschen oder polnischen Stadt Jesus ans Kreuz geschlagen hätte?! Da wirken unterschwellige Eindrücke aus Predigt und Unterricht.“¹⁰⁴

Außerdem hätten viele Christen die Bibel als „selbstkritisches Buch“ nicht verstanden. Es gehe in der Bibel nicht um die Überhöhung eines Menschenbildes.

„Und die Bibel selbst hat solche Überhöhungen eines Menschen- oder Volksbildes abgelehnt und abgebogen. (...) Hier ist nicht Achill oder Siegfried.“¹⁰⁵

Damit wollte er sagen, dass die Idealisierung, wie sie bei den griechischen und germanischen Helden vorkam, nicht in der Bibel zu finden sei. Schwächen werden in der Bibel ebenso wie Stärken erwähnt. Es ging Jordan darum, zu vermeiden, dass aus schockierenden Passagen der Bibel das Klischeebild eines Volkes konstruiert würde.

Er kritisierte *Hans-Joachim Schoeps*, welcher dem Judenhass etwas Ewiges, Unabwendbares zuschrieb, denn diese Vorstellung führe zur Haltung des „ewigen Märtyrers“.

Der Begriff „Philosemitismus“, ein Ausdruck der als Gegenpol zu „Antisemitismus“ für eine generell positive Einstellung zu Juden gebraucht wird und umstritten ist, treffe ebenfalls nicht

¹⁰⁰ Vgl. Stöver, Bernd: Rezension zu: Arnold, Klaus: Kalter Krieg im Äther. Der Deutschlandsender und die Westpropaganda in der DDR. Münster u.a. 2002, in: H-Soz-u-Kult, <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/rezensionen/2003-2-090>, Erscheinungsdatum. 14.05.2003, Abrufdatum: 26.08.2008

¹⁰¹ Vgl. Schleichert, Hubert: Wie man mit Fundamentalisten diskutiert, ohne den Verstand zu verlieren, oder Anleitung zum subversiven Denken, München 1997⁵, S. 43

¹⁰² Seiler, Matthias: Tritt ein für die Schwachen! : Hans Werner Jordan - ein Pfarrer jüdischer Herkunft im Einsatz für "nichtarische" Christen während des 3. Reiches, in: Zeitschrift für bayerische Kirchengeschichte 74(2005), S. 200 - 232

¹⁰³ Fingerle, Anton; Ben-Chorin, Schalom (Hrsg.): Im Geiste der Brüderlichkeit, München 1965, S. 17

¹⁰⁴ Ebd., S. 23

¹⁰⁵ Ebd., S. 25f

zu auf Menschen, die sich für die jüdische Religion interessierten und Sympathie für jüdische Kultur empfänden.¹⁰⁶

Schalom Ben-Chorin eröffnete seinen Artikel "Judentum und Christentum heute" mit den Spannungen zwischen Judentum und Christentum. Christlicher Hass auf das Judentum habe zur Revanche des "Toledoth Jeschu", einer Art Anti-Evangelium, geführt. Es folgten weitere Angriffe von Seiten der Christen, unter anderem Martin Luthers "Von den Juden und ihren Lügen". Im 18. Jahrhundert habe dann ein neuer Geist geweht, im 19. Jahrhundert habe es aber wieder einen spezifisch christlichen Antisemitismus, z. B. durch Adolf Stoecker (einen antisemitischen Prediger des 19. Jahrhunderts) gegeben. Das "Alte Testament" wurde als "Juden-Bibel" diffamiert. Nach dem zweiten Weltkrieg erschütterte die Gründung des Staates Israel das Ahasver-Bild vom unsteten und stets flüchtigen Juden. (Ahasver soll ein legendärer Jude sein, der Jesus verspottet haben soll und deshalb ewig auf der Erde umherirren müsse.¹⁰⁷) Erst die Überwindung dieses Bildes hat Ben-Chorin zufolge zu einer Annäherung zwischen Christen und Juden geführt:

"Aus dem Gefühl der Schuld einerseits und Staunen über die **Auferstehung** [Hervorhebung von mir] Israels (...) andererseits suchten und fanden Christen in Europa und Amerika das Gespräch mit dem Judentum. Der Weltrat der Kirchen, der die protestantischen und orthodoxen Kirchen zum größten Teil umfasst, einerseits und das ökumenische Konzil der römisch-katholischen Kirche andererseits, erließen Erklärungen, die einer Überwindung des christlichen Antisemitismus dienen sollten."¹⁰⁸

Hier wird der Einfluss des Christentums auf den Dialog deutlich: Ben-Chorin verwendet die gleichen Begriffe, die die Apostel zur Überzeugung der Juden für Christus verwendet hatten. Israel sei *auferstanden*, und nun sei es an den Christen, zu staunen und zu erkennen.

Das zweite Vatikanische Konzil (1962-1965) hatte nach Ben-Chorins Ansicht bei den Interessierten an kultureller Offenheit der Kirchen, bei Anhängern der Befreiungstheologie und eben auch bei der Münchner "Gesellschaft" große Hoffnungen geweckt.

Das Verhältnis zu Jesus beschrieb Ben-Chorin so, dass er ihn, wie dies auch Martin Buber tue, als "großen Bruder" ansehe. Dies wiederum veranlasste Christen, auch dieses Bild der Brüderlichkeit für ihr Verhältnis zu Juden zu akzeptieren.

Herrmann Dietzfelbinger, der Evangelische Landesbischof Bayerns, dessen Vortrag zur Eröffnung der WdB am 7. 3. '65 in München als Aufsatz abgedruckt wurde, stellte fest, dass die Menschen im Allgemeinen noch nicht verstanden hätten, wie man Frieden schaffe. "Die Seele ist noch nicht da", zitierte er einen Psychotherapeuten. Die Welt sei hoch technisiert, der menschliche Umgang komme da nicht nach.

Das Buch schließt mit einem Theaterstück: "Esthers Klage an ihr Volk", welches Karl Scharnagl besonders gefiel, er hätte es gern in der WdB als Ganzes auf einer Münchner Bühne gesehen. Es handelt sich um ein eindeutig pro-christliches Stück im Stil des Volkstheaters, in dem die biblische Königin Esther über das "3. Reich" klagt. Sie wird am Schluss getröstet¹⁰⁹:

"Eine Frau wird noch höher steigen als du: Mirjam - Maria (...), die Mutter des Gottes-Sohnes heißt."

Hier endet das Stück mit der Regieanweisung:

"Völliges Dunkel und fühlbares Schweigen."¹¹⁰

¹⁰⁶ Vgl. Fingerle, Anton; Ben-Chorin, Schalom (Hrsg.): Im Geiste der Brüderlichkeit, München 1965, S. 25ff

¹⁰⁷ Vgl. Lenau, Nikolaus: „Der ewige Jude“, in: Lenau, Nikolas: Gedichte, Frankfurt 1998

¹⁰⁸ Fingerle, Anton; Ben-Chorin, Schalom (Hrsg.): Im Geiste der Brüderlichkeit, München 1965, S. 118

¹⁰⁹ Ebd., S. 160

¹¹⁰ Fingerle, Anton; Ben-Chorin, Schalom (Hrsg.): Im Geiste der Brüderlichkeit, München 1965, S. 164

Das „fühlbare Schweigen“ gibt sehr gut die Situation zwischen Juden und Christen nach einem solchen Statement wieder, obwohl dies vermutlich nicht die Absicht des Autors war. Es kommt nämlich unweigerlich zu einem Schweigen aus Verlegenheit:

Dem Autor dieses Stückes war offensichtlich nicht bewusst, dass man jemanden nicht trösten kann, wenn man ihn nicht so annimmt, wie er ist, selbst wenn er eine andere Einstellung hat. In diesem Drama werden Juden dazu angehalten, sich mit Christen zu identifizieren, um ihren Schmerz über die eigene Vergangenheit zu kompensieren. Der Aufstieg der Gottesmutter Maria kann aber schwerlich einen Juden über all dies hinwegtrösten, zumal Maria für ihn durch seine Erziehung und religiöse Prägung eine ganz andere Bedeutung hat als für einen Christen.

Auf der Woche der Brüderlichkeit **1966**, Motto war diesmal „Der unbequeme Bruder“, hob Dr. Fingerle in seiner Eröffnungsrede zwei Ereignisse des vergangenen Jahres hervor: Die Aufnahme diplomatischer Beziehungen und die „Judenerklärung des Konzils“ (gemeint ist das 2. Vatikanische Konzil).¹¹¹ Der israelische Botschafter sendete Grüße. Rabbiner H. J. Grünwald (München) sagte in einer Ansprache über die Arglosigkeit vieler Juden zu Beginn des „Dritten Reiches“:

„Wir wollten nicht glauben, dass uns jemand gehasst hat.“¹¹²

Noch weniger wollten viele glauben, dass der Hass noch nicht überwunden war, eine Tatsache, die durch den Zulauf zur NPD bald unausweichlich zum Thema wurde.

1967 gab es erste Stellungnahmen der Münchner GcjZ zur NPD. Es fand eine Diskussionsrunde über die rechtsextreme Partei statt.

„Vor allem jüngere Leute sprachen sich (...) für ein Verbot aus.“¹¹³

1968 nahmen die GcjZ in Deutschland an der WdB nicht etwa an den politischen Protesten teil, sondern sie wurden in Karlsruhe und Berlin von den „Linken“ bestreift. Die Versammlungen, auf denen sich Politiker, Direktoren und Theologen zusammenfanden gehörten in den Augen der Linken zur Welt des „Establishments“. Die Süddeutsche Zeitung fand deshalb wohl die Aktivitäten der GcjZ München zur „Woche der Brüderlichkeit“ nicht erwähnenswert. Dagegen sprach der Chefredakteur der SZ, Immanuel Birnbaum, im folgenden Jahr **1969** selbst als Redner auf der WdB München zum Thema: „Der arabisch-israelische Konflikt“. Er trug dem 68er Geist durch eine Podiumsdiskussion Rechnung. Diesmal erschien ein langer Artikel von Martin Rehm. Die WdB wählte das Motto: „Rufet Freiheit aus im Land für all seine Bewohner“.

Schalom Ben-Chorin kam nach München und hielt die Festansprache zur Eröffnung der Woche. Thema war unter anderem „Erziehungs- und Unterrichtsfragen der Kinder von Gastarbeitern“.

Während die GcjZ in den 60ern zahlreiche Veranstaltungen anbot, gibt es über die nächsten zwei Jahrzehnte wenig Aufzeichnungen. Auch in anderen Zeitungen und von anderen „Gesellschaften“ finden sich kaum Artikel, selbst in der „Jüdischen Wochenzeitung“, die die Aufnahme der WdB hoffnungsvoll kommentiert hatte.

¹¹¹ Oberdorfer, Bernd: Die „Wochen der Brüderlichkeit“, Schlaglichter auf die Geschichte der Gesellschaft, in: GcjZ München: Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit e.V. Augsburg-München-Regensburg (Hrsg): Reden, Lernen, Erinnern, 50 Jahre Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit e.V., München 1998, S. 14

¹¹² Ebd.

¹¹³ Rehm, Martin: „Dem Radikalismus die Wurzel ausreißen“, in: Süddeutsche Zeitung, 08.03.1967, S. 9

2.6.3 70er Jahre

1970 lautete das Motto der WdB: "Verkannt - verfemt - geduldet?"

Bereits in diesem Jahr nahm Rabbiner Uri Thernal einen Rückgang des Interesses der "Unterschicht" wahr:

"Wir feiern uns selbst mit großem Operngetöse in einer Festhalle, in der kein Mensch Zeuge des Brimboriums ist, der in dieser Gesellschaft geächtet, verachtet oder unbeachtet lebt."¹¹⁴

1971 befasste sich die Münchner GcjZ zumindest thematisch mit Menschen, die selten Teilnehmer der Festakte waren. Thema war damals: „Menschenwürde – Menschenrechte“. Es fanden Veranstaltungen über Gastarbeiter, behinderte Menschen und Zivildienstleistende (damals noch Außenseiter) statt.¹¹⁵

1972 verübte eine palästinensische Terrororganisation im olympischen Dorf in München einen Anschlag auf die israelischen Sportler. Die Rettungsaktion einer deutschen Sondereinheit missglückte. Die Olympischen Spiele setzte das Komitee trotzdem ohne Unterbrechung fort. Dies erzeugte bei vielen Menschen Empörung.

1973 fand im Münchner Haus der evangelischen Jugend - außerhalb der "Woche" - eine von der GcjZ organisierte Veranstaltung statt. Sie lautete: "Begegnung mit Außenseitern der Gesellschaft". Die Besucher sollten sich abermals mit den Problemen von alten Menschen, Behinderten, Gastarbeitern, Hungernden, Lehrlingen und Zivildienstleistenden auseinandersetzen. Dazu fand ein Gesprächsabend über "Das Recht des Rockers" und ein Vortrag über "Frieden mit Polen" statt.

1974 war das Thema der "Woche" ebenfalls ein bürgerrechtliches: "Zwischen Zwang und Freiheit - der geplante Mensch".¹¹⁶

Ab **1975** begannen die Gesellschaften, so auch die Münchner, sich vor allem mit den folgenden politischen Themen auseinanderzusetzen: Rechts- und Linksextremismus, Nahostkonflikt, BRD und Israel.

Die Wochen der Brüderlichkeit fanden zwar von Anfang an in verschiedenen Städten in ganz Deutschland statt, es gab aber immer eine Stadt, die die "Wochen" schwerpunktmäßig austrug - meist mit Beteiligung des Fernsehens - und in der seit 1968 die Buber-Rosenzweig-Medaille verliehen wird. 1975 war München erstmals der Gastgeber. Das Motto lautete: "Brennpunkt Jerusalem - Symbol und Wirklichkeit". Die Buber-Rosenzweig-Medaille erhielten der Erzbischof George Appleton, Jerusalem/Wantage und der Abt Laurentius Klein, Jerusalem.¹¹⁷

Die "Gesellschaft" in München wuchs im Laufe der Jahre kontinuierlich an.

Im Jahr **1976** verzeichnete sie 216 katholische Mitglieder, 143 evangelische, 115 jüdische und 54 "ohne Angaben".¹¹⁸ (Die Münchner Gesellschaft fragte und fragt bei Aufnahme eines neuen Mitgliedes nach dessen Religionszugehörigkeit, während die Stuttgarter Gesellschaft darin einen Eingriff in die Privatsphäre sieht.)

¹¹⁴ Münz, Christoph; Sirsch, Rudolf (Hrsg.): Wenn nicht ich, wer? Wenn nicht jetzt, wann? Zur gesellschaftspolitischen Bedeutung des Koordinierungsrates der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit, Münster 2004, S. 191

¹¹⁵ Oberdorfer, Bernd: Die „Wochen der Brüderlichkeit“, Schlaglichter auf die Geschichte der Gesellschaft, in: Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit e.V. Augsburg-München-Regensburg (Hrsg.): Reden, Lernen, Erinnern, 50 Jahre Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit e. V., München 1998, S. 79

¹¹⁶ Oberdorfer, Bernd: Die Wochen der Brüderlichkeit, in: Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit e.V. Augsburg-München-Regensburg (Hrsg.): Reden, Lernen, Erinnern, 50 Jahre Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit e. V., München 1998, S. 78f

¹¹⁷ Münz, Christoph; Sirsch, Rudolf (Hrsg.): Wenn nicht ich, wer? Wenn nicht jetzt, wann? Zur gesellschaftspolitischen Bedeutung des Koordinierungsrates der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit, Münster 2004, Anhang, S. 272

¹¹⁸ Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit e.V. Augsburg-München-Regensburg (Hrsg.): Reden, Lernen, Erinnern, 50 Jahre Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit e. V., München 1998, S. 58

Der bayrische Ministerpräsident Goppel eröffnete **1977** die WdB (Motto: "Der Zionsgedanke in christlicher und jüdischer Verantwortung") in München unter anderem mit dem Rat, sich nicht auf die Religion als "unpolitisch" zurückzuziehen.

Aufgrund ihrer Verbundenheit mit Personen des öffentlichen Lebens fand die Auseinandersetzung mit intolerantem, vorurteilsbehaftetem Verhalten teilweise so statt, dass bestimmte Personen des öffentlichen Lebens Aufgaben übernehmen wollten oder Fördergelder anboten. Die Gesellschaft wurde dann mit deren abwertenden Aussagen konfrontiert. Dies ereignete sich mehrmals. Während zu Beginn der Aktivitäten noch so verfahren wurde, dass die Mehrheit der GcjZ sozusagen alle Augen zudrückte, um die Vergangenheit und zweifelhafte Persönlichkeit bestimmter Leute nicht zum Hinderungsgrund werden zu lassen, wurde es später unumgänglich, Proteste aus den eigenen Reihen ernst zu nehmen. Ein Beispiel für einen Redner, der die ganze Arbeit der GcjZ in Frage stellte, war Franz Josef Strauß. Aus verschiedenen Gründen lehnten jüngere Mitglieder der Münchner Gesellschaft Strauß als Festredner ab. Gabriele Kammerer, Mitglied der Münchner Gesellschaft, untersuchte die Medienechos auf Vorgänge bei den Gesellschaften in München und fand die Berichterstattung über einen Protest gegen Strauß einseitig:

"Als 1979 beispielsweise jüngere Mitglieder der bayerischen Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit gegen den Ministerpräsidenten Franz Josef Strauß als Schirmherrn und Eröffnungsdredner der "Woche der Brüderlichkeit" protestierten, wird das zwar in der Süddeutschen Zeitung erwähnt. Der umfangreiche Artikel lässt den Kritisierten aber ausführlich zu Wort kommen und kommentiert Passagen wie die folgende nicht: "Ich halte es für äußerst verhängnisvoll, wenn sich deutsches Geschichtsverständnis und -bewusstsein vorrangig oder gar ausschließlich auf die Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus begründen würde."¹¹⁹

Da die GcjZ vorrangig die Bekämpfung des Antisemitismus anstrebte, richtete sich ihr Blick mit besonderer Aufmerksamkeit auf die Phase des Nationalsozialismus, um eine Wiederholung dieser Entwicklungen zu verhindern. Dass Strauß seine Vorstellung vom richtigen Umgang mit der Geschichte gerade in diesem Zusammenhang vor der GcjZ so darlegte, zeigt, dass er ihr keine bedeutende Rolle als kulturhistorische Instanz anerkannte bzw. dass er sie nicht wirklich wertschätzte.

2.6.4 Die 80er Jahre

In den 80er Jahren setzte sich wieder das Thema "Begegnung von Christen und Juden" aus historischer und theologischer Perspektive durch, diesmal aber erweitert um das Thema "Israel". Anfang der Achtziger beschäftigte sich die GcjZ zunächst vorwiegend mit dem "jüdischen Erbe" in Deutschland. Sowohl bei der GcjZ als auch beim DKR ist für die Folgejahre eine gewisse Flaute erkennbar, die sich sowohl in geringer Berichterstattung in den Zeitungen, als auch in einem Rückgang der Veranstaltungen und der Vielfalt zeigt. In den achtziger Jahren ist ein Rückzug aus den Medien zu beobachten und gleichzeitig ein Zusammenrücken zwischen Juden und Christen innerhalb des Vereins. Die Konfrontation der Ziele und Standpunkte der Münchner GcjZ mit der politischen Wirklichkeit hatte sich schließlich in einer Schärfe aufgedrängt, die die Vorsitzenden immer vermeiden wollten. Die Reaktion war nicht etwa eine Flucht nach vorne, sondern ein erneutes Streben nach Anpassung.

Das Motto der WdB **1981** lautete: "Vernichtet und doch lebendig - jüdisches Erbe unserer Zeit",

1984 war das Motto: "Jüdisches Erbe in Deutschland - Botschaft und Herausforderung".

1986 eröffnete der bayerische Innenminister Karl Hillermeier die "Woche der Brüderlichkeit" der Gesellschaften Augsburg-München-Regensburg in einer geschlossenen Veranstaltung im Sitzungssaal des Münchner Rathauses. Hillermeier distanzierte sich von antisemitischen Äußerungen, die in Berufung auf die Freiheit der Kunst für Unmut sorgten, und munterte auf:

¹¹⁹ Kammerer, Gabriele: Die Woche der Brüderlichkeit im Spiegel der Presse, in: Münz, Christoph; Sirsch, Rudolf (Hrsg.): Wenn nicht ich, wer? Wenn nicht jetzt, wann? Zur gesellschaftspolitischen Bedeutung des Koordinierungsrates der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit, Münster 2004, S. 192

Er wolle nicht, dass aus Beunruhigung und Enttäuschung Verbitterung bei der jüdischen Bevölkerung werde.¹²⁰

Trotz dieses Zuspruchs ging das **1987** Engagement der GcjZ merklich zurück.

“Das Programm von 1987 zeigt gerade noch sieben Veranstaltungen.”¹²¹

Professor Falk Wagner, erster evangelischer Vorsitzender der GcjZ München zu diesem Zeitpunkt, kritisierte auf der Eröffnungsveranstaltung der „Woche der Brüderlichkeit“ die Weigerung der bayerischen Staatsregierung, einen Beitrag für die internationale Begegnungsstätte Auschwitz zu zahlen. Es ging um 180 000 DM. Im Publikum saßen der ehemalige Ministerpräsident Alfons Goppel (der 1977 zu politischer Aktivität aufgerufen hatte) und Kultusminister Hans Zehetmair.¹²² Die Frustration über das Verhalten der bayerischen Staatsregierung hielt offenbar an. Die Offenheit der GcjZ reduzierte sich weiter.

Allerdings bürgerte sich gerade in dieser eher wenig Aufsehen erregenden Zeit, sozusagen der “Latenzphase”, die gemeinsame Feier religiöser Ereignisse ein, so zum Beispiel:

- 1.) Das festliche Erew-Schabbat-Essen im Restaurant der Israelitischen Kultusgemeinde in der Münchner Reichenbachstrasse,
- 2.) Das Kennenlernen jüdischer Tradition durch aktive Teilnahme¹²³
- 3.) Gemeinsame Gottesdienste wie der am 20. Oktober 1985 während der Herbsttagung der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit Augsburg-München-Regensburg: An der Stelle, an der die Regensburger Synagoge stand, erklang erstmals seit 1519 wieder ein hebräisches Gebet.¹²⁴

Nachdem die GcjZ München **1988** “40 Jahre Staat Israel” thematisiert hatte, feierte sie das eigene 40jährige Jubiläum erst ein Jahr später, obwohl sie doch bisher immer so viel Wert darauf gelegt hatte, im gleichen Jahr wie Israel gegründet worden zu sein.

Zu bemerken ist, dass im Jahr **1989** die GcjZ bei einigen Veranstaltungen nicht beteiligt war, deren Themen laut ihrer Verfassung zu ihren Hauptanliegen gehören. So berichtete GcjZ-Mitglied und Journalistin Miryam Gumbel am 19. November in der Süddeutschen Zeitung über eine Ausstellung der israelitischen Kultusgemeinde in der Reichenbachstrasse, die bis 7. Dezember stattfand. Brigitte Schmidt vom Stadtarchiv München zeigte darin die Geschichten von 40 Juden, die in der Reichskristallnacht in München verhaftet worden waren (insgesamt waren es 1000). In der gleichen Ausgabe der SZ findet sich ein Bericht einer Veranstaltung des Münchner Kreisjugendringes über Republikaner unter dem Titel “Einfach Mal das Maul aufmachen”. An beiden Ereignissen war die GcjZ München nicht beteiligt.¹²⁵

Im gleichen Jahr war Bonn Ort der Verleihung der Buber-Rosenzweig-Medaille an *Sir Yehudi Menuhin*. Dieser bestand darauf, dass der Zentralrat der Sinti und Roma an dieser Veranstaltung teilnähme. Gleichzeitig machte er deutlich, dass er gerne auch einen Muslim zu seiner Feier begrüßt hätte. Damit bekam die Überlegung Gewicht, die Idee der Toleranz ge-

¹²⁰ Loerzer, Sven: Woche der Brüderlichkeit in München eröffnet, Süddeutsche Zeitung, 03.03.1986, S. 16

¹²¹ Oberdorfer, Bernd: Die Wochen der Brüderlichkeit, in: Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit e.V. Augsburg-München-Regensburg (Hrsg): Reden, Lernen, Erinnern, 50 Jahre Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit e. V., München 1998, S. 79

¹²² Vgl. Süddeutsche Zeitung, 09.03.1987, S. 14

¹²³ Vgl.: Oberdorfer, Bernd: Die Wochen der Brüderlichkeit, in: Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit e.V. Augsburg-München-Regensburg (Hrsg): Reden, Lernen, Erinnern, 50 Jahre Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit e. V., München 1998, S. 79

¹²⁴ Vgl. Oberdorfer, Bernd: Augsburg, in: Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit e.V. Augsburg-München-Regensburg (Hrsg): Reden, Lernen, Erinnern, 50 Jahre Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit e. V., München 1998, S. 65

¹²⁵ Gumbel, Miryam: Einfach mal das Maul aufmachen, in: Süddeutsche Zeitung, 18./19.11.1989

genüber allen ethnischen Gruppen, die ja bei den GcjZ in den USA in größerem Maß demonstriert wurde, nun auch in Deutschland zu betonen.¹²⁶

So begann auch der Münchner Verein zu planen, Muslime mit in die Veranstaltungen einzu-beziehen. Die Ausweitung der Zielgruppe lief aber eher zögerlich ab und ist bis heute nicht abgeschlossen.

2.6.5 Die 90er Jahre

1991 wurde die Aufnahme sogenannter Kontingentflüchtlinge, nämlich russischer und ukrainischer Juden, in ganz Deutschland beschlossen. Mit den Ankömmlingen waren zunächst die jüdischen Gemeinden, weniger die Gesellschaften, beschäftigt.

Nachdem der katholische Vorsitzende der GcjZ Regensburg, Andreas Angerstorfer, **1991** vergeblich den DKR und die Münchner Gesellschaft um Unterstützung gegen die „Gnad“ in Deggendorf gebeten hatte, stellte er im nächsten Rundbrief der Regensburger Gesellschaft ausdrücklich seine Ablehnung gegen die Deggendorfer Wallfahrt klar.

1992 erlebten die Gesellschaften Augsburg, München und Regensburg den Erfolg, dass die Wallfahrt zur „Deggendorfer Gnad“ eingestellt wurde.¹²⁷

Eine Begebenheit für alle drei Religionen war zum Beispiel, dass **1997** die Palästinenserin Sumaya Farhat-Naser ein Referat für die GcjZ München hielt, das unter anderem den Friedensprozess im Nahen Osten darlegte.¹²⁸

Judentum, Christentum und Islam wurden vom Verein als „abrahamitische Religionen“ betrachtet, das heißt, Abraham galt (und gilt) als ihr Stammvater. Bei wenigstens einer Veranstaltung arbeitete die GcjZ München mit den „Freunden Abrahams e. V.“ zusammen, die ihren Prinzipien sehr nahe stehen.

Die 90er Jahre waren eine Phase der Neuorientierung, die Umbrüche mit sich brachte, wie etwa die stärkere Auseinandersetzung mit dem eigenen Sprachgebrauch und mit feministischen Themen. Das Wort „Geschwisterlichkeit“ statt Brüderlichkeit, welches von Frauen wie Hildegard Hamm-Brücher, Hilde Domin und anderen bei den Gesellschaften eingeführt wurde, setzt sich mehr und mehr durch.

1998, im Jahr des 50jährigen Jubiläums, war wieder München die austragende Stadt für die Fernsehübertragung und die Überreichung der Buber-Rosenzweig-Medaille während der Woche der Brüderlichkeit. Das Thema lautete: „Wenn nicht ich, wer? Wenn nicht jetzt, wann?“ Die Buber-Rosenzweig-Medaille ging an Leah Rabin, die Witwe des 1995 ermordeten Israelischen Ministerpräsidenten Yitzak Rabin. Der Sinn der Veranstaltung war es, zu Verantwortung und Zivilcourage aufzurufen. Der Spruch des Rabbi Hillel: „Wenn nicht ich, wer?“ Sollte das Gegenteil von dem weit verbreiteten Argument ausdrücken: „Wenn ich es nicht tue, macht es ein anderer“, denn mit diesem Argument waren bereits viele Verbrechen geschehen.

Die Gesellschaften München, Augsburg, Regensburg fühlten sich immer noch zusammengehörig, auch wenn Augsburg mittlerweile eine eigene Gesellschaft „Augsburg und Schwaben“ gegründet hatte. Die Bedingungen für die Vereinsarbeit waren jedoch in den einzelnen Städten äußerst verschieden. Während in München die GcjZ von der Stadt in jeglicher Hin-

¹²⁶ Vgl. Lengwenus, Helga: Die Synagoge als „Mutter der Kirche“, in: Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit; Deutscher Koordinierungsrat (Hrsg.): 50 Jahre Woche der Brüderlichkeit, Bad Nauheim 2002, S. 26

¹²⁷ Angerstorfer, Andreas: Der lange Streit: Die drei südbayrischen Gesellschaften Augsburg – München – Regensburg und die „Deggendorfer Gnad“, in: Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit e.V. Augsburg-München-Regensburg (Hrsg): Reden, Lernen, Erinnern, 50 Jahre Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit e. V., München 1998, S. 73f

¹²⁸ Vgl. Oberdorfer, Bernd: Augsburg, in: Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit e.V. Augsburg-München-Regensburg (Hrsg): Reden, Lernen, Erinnern, 50 Jahre Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit e. V., München 1998, S. 80

sicht unterstützt wurde, hatte es die Regensburger Gesellschaft schwerer. So monierte sie **1999** in ihrem Tätigkeitsbericht:

“In Regensburg ist jüdisch-christliche Arbeit seit Jahren harte politische Auseinandersetzung (...) hier kann man Projekte, die andernorts ganz selbstverständlich sind, nur im Streit mit der CSU-Stadtratsfraktion und gegen die Stadt auf die Beine stellen.”¹²⁹

2.6.6 Ab 2000

Doch inzwischen hatte die Regensburger Gesellschaft ihr Profil entwickelt und ließ sich von eingefahrenen politischen Strukturen nicht mehr schrecken. Nur so schafften es die Regensburger im Jahr **2000**, die Demonstration “Ein Zeichen gegen Rechts” mit zu organisieren, die mit 10 000 Demonstranten die größte Demonstration in Regensburg seit dem Krieg wurde.¹³⁰ Im Jahr **2001** stießen zahlreiche Neulinge zur Münchner Gesellschaft und lernten das Konzept der GcjZ auf einer Aufnahmeveranstaltung kennen. Die meisten von ihnen waren relativ junge Leute, Studenten und andere junge Erwachsene. Auch *Walter Joelsen*, ein evangelischer Pfarrer, der regelmäßig Gottesdienste in der Versöhnungskirche Dachau hält und sich an der Aufklärung der Jugendlichen über das Konzentrationslager beteiligt, trat der GcjZ bei. Die meisten der Neuen, einschließlich Walter Joelsen, zogen sich nach einiger Zeit, manche nach Wochen, andere nach Jahren, aus dem Vereinsleben zurück und besuchten keine Veranstaltungen mehr. Sie waren mit Erwartungen gekommen, Juden zu treffen, kennen zu lernen und mit ihnen zu diskutieren, gegen den Alltags-Antisemitismus an Universitäten und im Arbeitsleben gewappnet zu werden und die richtigen Argumente zu finden und viele Gemeinschaftserlebnisse zu haben. Diese Erwartungen konnten sie nicht in ausreichendem Maße befriedigen.

Paul Spiegel hielt 2001 auf der Woche der Brüderlichkeit in München den Festvortrag. Ein Höhepunkt der folgenden Jahre war die Einladung der israelitischen Kultusgemeinde an die Mitglieder der GcjZ, an der Grundsteinlegung für das neue jüdische Gemeindezentrum in der Reichenbachstrasse teilzunehmen. Eine rechtsradikale Gruppe plante, an dem Platz, an dem das Gemeindezentrum entstand, eine Bombe zu zünden, was die Polizei aber noch rechtzeitig verhinderte. Dieses Ereignis machte noch einmal deutlich, wie gefährlich es sein konnte, sich in den Räumlichkeiten der jüdischen Gemeinde aufzuhalten und warum die Münchner Jüdische Gemeinde unter Polizeischutz stand. Die Gesellschaft ließ sich davon aber nicht beirren und startete wieder vielfältige Aktivitäten.

Vorträge ab 2001 waren unter anderem:

2001: “Die jüdische Vorstellung von der Offenbarung”

2002: Josua - Jeschua - Jesus

2003: “Das Buch der jüdischen Jahresfeste”

2003: “Dem Guten auf die Spur kommen” (kreative Entdeckungsreise ins Innere des Buches der Bücher)

2004: “Der Philosoph Hans Jonas und das Prinzip der Verantwortung”

2005: “Thorabilder als Quelle der Inspiration”

2006: “Maschallah - Muslime in München” und:

“Landesbischof Hans Meiser als Kirchenpolitiker 1919 – 1955“

2002 fand unter anderem in der Seidlvilla unter der Leitung eines christlichen Theologen ein jüdisch-christlicher Theaterworkshop statt, in dem Mitglieder beider Religionen in selbst erfundenen “stummen Bildern” Worte aus der Bibel darstellten, die sich um den Schutz von Schwächeren und die Vermittlung zwischen streitenden Parteien drehten. Da der Raum für die Szenerie knapp bemessen war, war dies ein Ereignis, bei dem die Beteiligten sich - beabsichtigt oder unbeabsichtigt - im wahrsten Sinne des Wortes nahe kamen: Die “Bilder” sahen von außen teilweise wie Wollknäuel aus.

¹²⁹ Deutscher Koordinierungsrat: Tätigkeitsberichte 1999, Bad Nauheim 2000, S. 210

¹³⁰ Ebd., S. 8

Besonderheit des Jahres **2003** war der Vortrag von *Evelyne Goodman-Thau*: „Eine unorthodoxe orthodoxe Frau“. Sie schilderte ihren Werdegang zur Rabbinerin und wie Sie durch ihr Studium der Thora und des Talmud auf Abschnitte stieß, die sie als Frau verwunderten. Sie äußerte ihre Meinung, dass auch Frauen die heiligen Schriften studieren sollten. Der Lebenslauf der feministischen Rabbinerin erinnert ein wenig an den Film „Yentl“, in dem ein Mädchen sich als Junge verkleidet, um den Talmud in einer Religionsschule studieren zu dürfen. Doch hat die aufgeklärte Evelyne Goodman-Thau ihre Weiblichkeit nie versteckt und vielmehr direkt um ihre Anerkennung als Rabbinerin gebeten. Auf meine Frage, ob sie von der „Priesterweihe“ katholischer Frauen (einige Frauen ließen sich entgegen der Erlaubnis der katholischen Kirche auf einem Boot auf der Donau zur Priesterin weihen) gehört habe, sagte sie:

„Ich war auf dem Boot.“¹³¹

Folgende Buber-Rosenzweig-Medaillen wurden im Laufe der Jahre im Bereich München-Augsburg-Regensburg verliehen:

1975 an Archbishop G. Appleton (Jerusalem/Wantage) und Abt Laurentius Klein (Jerusalem) in München,

1985 an Professor Franz Mußner (Passau) in Augsburg und

1998 an Lea Rabin (Tel Aviv) in München.

2.6.7 Ein Zeitzeugenabend in München

Zu den Traditionen der Münchner „Gesellschaft“ gehört es auch, zum Gedenktag 27. Januar Zeitzeugenabende zu organisieren. Ich möchte als Beispiel dafür den Abend am 25. Januar 2007 herausgreifen. An diesem Donnerstag um 19:30 Uhr fand in der Seidlvilla in München ein von der GcjZ Augsburg-München-Regensburg und dem Verein „Phönix aus der Asche“ (München) ein Abend mit zwei Zeitzeuginnen aus der Ukraine statt. Es ging um das Massaker von Babij Jar, bei dem 33.771 jüdische Männer, Frauen und Kinder in der Schlucht von Babij Jar in der Ukraine von Deutschen erschossen wurden. Anlässlich des Holocaust-Gedenktages am darauffolgenden Samstag fand dieser Zeitzeugenabend statt.

Die erste Ansprache hielt der jüdische Vorsitzende der GcjZ München, Professor Abi Pitum. Er sprach sich mit den Worten des ehemaligen Bundespräsidenten Roman Herzog dafür aus, wie wichtig es sei, den Jungen den Blick dafür zu schärfen, woran man die Anfänge von Rassismus erkennt und begrüßte die Zeitzeuginnen, Renata Koporovska und Viktoria Ivanova.

Der zweite Redner war Wolfgang Küppers vom Bayerischen Rundfunk. Er zeichnete den zeitlichen Verlauf nach, in dem sich die Ereignisse für Juden zuspitzten:

1935 wurden die Nürnberger Gesetze erlassen, gleichzeitig erfolgte die Aberkennung der Bürgerrechte für Juden. Am 9. November 1938 kam es zu den Pogromen, die von den Nationalsozialisten als „Reichskristallnacht“ deklariert wurden. Zu dieser Zeit war in der Nazi-Propaganda die Rede von einer „Verschwörung des Weltjudentums“. „Die Juden“ sollten eine „Sühneabgabe“ leisten, ihr Grundbesitz wurde „arisiert“. 1939 war Kriegsbeginn. Es wurden weitere Verbote für Juden herausgegeben. Ab September 1941 hatten sie einen „Judenstern“ zu tragen, ab Oktober 1941 galt das Emigrationsverbot. In dieser Zeit erfolgte die Ghettobildung, die Ghettos hatten allerdings nichts mit aus dem Mittelalter bekannten Ghettos zu tun, sondern waren, so formulierte es Küppers, „Wartesäle zur Vernichtung“. Ab Frühjahr 1941 wurde die Vernichtung der europäischen Juden geplant. Hermann Göring gab (am 31. Juli 1941) den Befehl an Heydrich, die sogenannte „Endlösung“ vorzubereiten. Göring, Heydrich und Eichmann nahmen später (am 20. Januar 1942) auch an der „Wannsee-Konferenz“ teil.

Nun wurde ein Bild der Schlucht von Babij Jar gezeigt. Küppers erläuterte:

¹³¹ Goodman-Thau, Evelyne: Eine unorthodoxe orthodoxe Frau, Vortrag mit anschließender Diskussion im evangelischen Gemeindezentrum München am 03.11.2003

In Babij Jar wurde die Schlucht extra vertieft, weil sie als Grab der dortigen Juden dienen sollte. Die Juden wurden brieflich aufgefordert, am 29. 9. um 8.00 Uhr an einer bestimmten Straßenecke zu erscheinen.

Was dann geschah, wurde an dem Zeitzeugenabend von einer Theatergruppe von aus Russland und der Ukraine eingewanderten Jugendlichen aufgeführt, die sich in die Opfer von Babij Jar hineinversetzten. Sie sprachen Augenzeugenberichte nach. Die Aufführung endete mit dem Wunsch, dass die Internationale erklingen möge, wenn der letzte Antisemit im Grabe liege.

An die Aufführung schloss sich der erste Zeitzeugenbericht an, den Renata Koporovska vortrug. (Die Berichte der Zeitzeuginnen, die Ukrainisch sprachen, wurden von Peter Oberhuber übersetzt.)

“Renata Koporovska, Jahrgang 1937, flüchtete zusammen mit ihrer Mutter und dem jüngeren Bruder vor dem Massaker von Babij Jar, während der Vater an der Front war. In einem Dorf wurden die Flüchtenden von einer Familie aufgenommen, obwohl Flugblätter dazu aufriefen, Partisanen, Juden und Kommunisten zu verraten. Bei Nichtbeachtung drohte der Tod. Renata, ihr Bruder und ihre Mutter wurden dennoch versteckt. Am Vorabend der Befreiung des Dorfes wurde die Familie denunziert, konnte aber fliehen und fand Schutz in einem Nachbardorf. Renata Koporovska und ihre Familie leben seit 1999 als Neuzuwanderer in München.”¹³²

Renata Koporovska erzählte, dass sich einzelne Personen retten konnten, vor allem Kinder, und dass sie und ihr Bruder darunter waren. Sie war damals fünf, ihr Bruder drei Jahre alt. Am 29. Februar 1941 haben sie sich entschieden, zu flüchten. Sie lebten damals in einem Haus, dessen Hausmeister sie vor den Deutschen warnte und zur Flucht riet, sie aber nach Babij Jar schickte. Die Großeltern starben bald darauf. Als sie von dem Befehl der Deutschen erfuhren, ist ihre Mutter nach Kurinovka gegangen. Sie gerieten in eine riesige Menschenmenge. Der Mutter gelang es, ihre beiden Kinder an den Händen, sich hinauszuwinden. Sie liefen ins nächste Dorf. Niemand half ihnen zunächst oder nahm sie auf, weil die Bewohner erkannten, dass sie Juden waren. Schließlich gewährte doch eine Frau Unterschlupf, obwohl überall Plakate hingen, dass man keine Juden und keine Kommunisten aufnehmen dürfe. In der Gegend waren Partisanen aktiv. Ein Partisan kam zu ihnen. Sie erinnert sich an Schüsse (Minenwerfer). Tagsüber waren sie in einem Keller versteckt, bis Kiew befreit wurde. Kälte und Hunger waren ihre Begleiter. Sie wurden denunziert und sollten abgeholt werden, aber die Frau, die sie versteckt hielt, brachte sie an einen anderen Ort. In dieser Zeit erkrankte ihr Bruder. Er ist mit 24 Jahren an der Krankheit gestorben. Auch die Mutter war nervlich erschöpft und ist mit 48 Jahren gestorben. Die Frau, die sie rettete, mit Namen Kuperovska, bekam einen Baum in der Allee der Gerechten bei Yad Vashem.

Die zweite Zeitzeugin war Victoria Ivanova. Sie wurde 1934 in Kiev geboren.

“Dem Massaker von Babij Jar fiel 1941 die Großmutter zum Opfer. Viktoria, ihre Schwester Nadja und ihre Mutter wurden von Nachbarn versteckt und entkamen so dem Massaker. 1942 drangen deutsche Soldaten in ihr Versteck ein und nahmen Nadja ins Quartier der Gestapo mit, Viktoria und ihrer Mutter gelang die Flucht. Die Soldaten versprachen die Herausgabe der kleinen Nadja, wenn die Mutter zu ihnen käme, was diese schließlich auch tat. Nadja kam frei, die Mutter wurde bei einer weiteren Erschießung in Babij Jar ermordet. Mit Hilfe mehrerer ukrainischer Familien überlebten die beiden Mädchen. Viktoria Ivanova und ihre Familie leben seit 2001 als Neuzuwanderer in München.”¹³³

¹³² Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit e. V.: Zum Gedenktag für die Opfer des Nationalsozialismus 2007 (Einladung), München 2007

¹³³ Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit e.V.: Zum Gedenktag für die Opfer des Nationalsozialismus 2007 (Einladung), München 2007

Viktoria Ivanova berichtete, dass sie die damaligen Ereignisse das ganze Leben begleiten. Es komme ihr vor, als sei alles gestern passiert.

„Sie war neun Jahre alt. Auch bei den Zuhörern soll ein Bild der Ereignisse vor den Augen entstehen.

Sie kommt aus Kiev. Sie erzählte folgendes: Es begann alles am 22. Juni 1941, als die Bombardierungen angingen. Sie lebten damals in einem jüdischen Stadtteil. Am 18. September kamen die Deutschen und marschierten durch die Strassen. Es gab Menschen, die sie mit Blumen begrüßten, viele, die gleichgültig waren. Diejenigen, die Blumen brachten, haben später auch Partisanen verraten, so Viktoria Ivanova. Es kam zu Plünderungen. Sie selbst wollte auch eine Puppe aus einem Kaufhaus mitnehmen, weil ihre alte Puppe kaputt war, hat es aber dann doch nicht getan. Nach dem 18. September begannen Razzien der Nazis. Dann kam die Zeit der Okkupation und Babij Jar, die schrecklichste Zeit. Deutsche durchstöberten die Häuser mit Schäferhunden. Die Mutter hielt einen anderen Juden in der Kommode versteckt. Sie sprach Jiddisch mit einem Deutschen, der ins Haus kam, um ihn abzulenken. Der Deutsche streichelte Viktoria Ivanova über den Kopf. Auf dem Hof wurde eine alte Frau erschossen und begraben. Männer wurden aus den Häusern gestoßen, mit Gewehrkolben auf den Rücken geschlagen und die leblosen Körper auf Autos geladen.

Die Razzien veranlassten, dass sich die Juden versteckten. An allen Straßenecken lagen Leichen. So ging es bis zum 29. September. Dann kam der Befehl, sich in Babij Jar einzufinden. Von allen Enden der Stadt strömten die Leute zusammen und dann nach Babij Jar. Ihre Mutter schickte die Tochter, sich von der Großmutter zu verabschieden. Die Menschenmenge setzte sich in Bewegung, die Großmutter und die Tante mussten gehen. Sie gingen zur Ecke Melinkova und Dokhturovska Straße.

Die Mutter und die beiden Töchter versteckten sich im Keller. Um fünf Uhr morgens gingen sie immer nach oben in ihre Wohnung im ersten Stock, um sich zu waschen. Eines Morgens um sechs Uhr kam die Gestapo. Die Mutter sagte, sie sei Ukrainerin. Sie hatte eine Diskussion von eineinhalb Stunden mit den Deutschen. Menschen liefen zusammen. Die Mutter konnte entkommen, aber die kleinere Schwester wurde als Geisel genommen. Viktoria Ivanova erzählte der Mutter, dass die Schwester umgebracht wird, wenn die Mutter sich nicht innerhalb von zwei Stunden stellt. Die Mutter lief daraufhin verzweifelt in der Stadt herum. Dann kam sie zurück. Der Gestapo-Mann befahl ihr, den Morgenmantel, den sie noch trug, auszuziehen und ihre Kleider anzuziehen. Die Mutter zog sich schön an und sagte: „Ich bin bereit zum Sterben.“ Die Gestapo nahm sie dann mit. Viktoria Ivanova wartete bis zum Alter von 14 Jahren auf ihre Mutter, aber sie war tot. Die Zeitzeugin verbeugt sich tief vor Menschen, die damals anderen geholfen haben.“¹³⁴

An den Bericht schlossen sich Fragen an:

1. Frage: Wie ist das Leben nach dem Krieg ohne Mutter weitergegangen?

Antwort: Es ist sehr schwer, ohne Mutterliebe aufzuwachsen. Aber es waren immer gute Menschen um mich und ich habe meine Entscheidungen selbst getroffen, zum Beispiel wenn ich die Schule gewechselt habe.

2. Frage: Was ist aus der Schwester geworden?

Antwort: Die Schwester wurde freigelassen, die Mutter erfuhr es aber nicht mehr. Wir Kinder wurden dann woanders versteckt. Ich selbst studierte später.

3. Frage: Wie haben sie es geschafft, wieder auf Deutsche zuzugehen?

Antwort: Seit dieser Zeit sind drei Generationen vergangen. Die Kinder, die nach dem Krieg geboren wurden, trifft keine Schuld. Mein Sohn lebte schon in Deutschland.

4. Frage (eines polnischen Juden): Wer hat Hilfe geleistet, fromme Ukrainer, Kommunisten oder einfache Menschen?

Antwort: Ganz verschiedene, Menschen mit Überzeugungen. Es gab Leute, die helfen wollten, sich aber fürchteten.

Bemerkung des Fragenden: Die polnische Bevölkerung sei streng religiös gewesen, und der Klerus habe gegen Juden Hass gepredigt. Geholfen hätten vor allem Linke und Kommunisten. Der Klerus sei passiv gewesen. Es gab nach Ansicht des Sprechers zwei Gruppen von Partisanen. Religiöse, rechtsgerichtete, hätten keine Juden aufgenommen. Juden seien in

¹³⁴ Ivanova, Victoria, Bericht am Zeitzeugenabend am 25.01.2007 in der Seidlvilla, Übersetzer: Peter Oberhuber (Der Bericht wurde von der Verfasserin mitgeschrieben.)

linksgerichtete Partisanengruppen gegangen. Wenn ein Jude sein Leben retten konnte, so der Pole, dann nur in linksgerichteten Partisanengruppen. Diese Feststellung wurde nicht weiter kommentiert.

Nach der Diskussion wurde das Schlusswort von Nina Safian gesprochen. Sie kommt aus der ehemaligen Sowjetunion. In der Schule, so berichtete sie, wurde nicht gelehrt, was Babij Jar bedeutet. Sie habe es erst durch ein Gedicht erfahren. In der Ukraine herrschte nach dem zweiten Weltkrieg eine ähnliche Verdrängung jüdischen Leids wie in Deutschland. Die Veranstaltung wurde mitgestaltet vom Verein "Phönix aus der Asche", einem Verein von Juden, die von Deutschen verfolgt wurden und doch später nach Deutschland kamen. Der Vereinsprecher Moschovic sagte, er sei froh, dass Deutsche gekommen sind, die ihren Kummer und ihr Leid mit ihnen teilen. Letztes Jahr (2006) war der 65. Jahrestag von Babij Jar, leider hätten das nicht viele mitbekommen. Er kündigte an, dass im Herbst ein großer Jahrestag von Babij Jar geplant sei.

Der Zeitzeugenabend war ein erfolgreicher Versuch, russische Juden trotz ihrer Sprachschwierigkeiten und trotz ihrer anderen Kultur in die Münchner „Gesellschaft“ zu integrieren. Die Initiative dazu ging sowohl vom Vorstand der Münchner „Gesellschaft“, als auch von verschiedenen Gruppen der russischen Juden aus.

2.7 Was hat sich verändert? Vergleich der GcjZ München 1948 und 2006

Hans Lamm befürchtete 1967, die Woche der Brüderlichkeit verkomme zu eine Art Zähneputzen, einem eintönigen Ritual ohne großes Engagement. Viele andere warnten vor einer Alibi- und Feigenblatfunktion der Gesellschaften. Der Mangel an Jugendlichen stand stets als Menetekel des Aussterbens vor der GcjZ München. Keine dieser Befürchtungen ist eingetroffen. Stattdessen hat sich die GcjZ seit der Nachkriegszeit emanzipiert und in vielen Punkten an Eigenständigkeit und Individualität gewonnen.

1. Die GcjZ ist nicht mehr auf die Hilfe der Gesellschaften der USA angewiesen. Sie hat ihre eigenen Forderungen durchgesetzt, obwohl dies einen Rückzug der amerikanischen Unterstützung zur Folge hatte. Sie wollte von Anfang an ihre Betonung auf die Zusammenarbeit zwischen Christen und Juden legen, nicht auf allgemeine Versöhnungs- und Verständigungsarbeit und hat dieses Konzept erfolgreich bis heute ausgeführt. 1948 gab die US-amerikanische Militärverwaltung vor, wie die Idee der Brüderlichkeit in der deutschen Gesellschaft zu verankern wäre. Heute entwerfen die Mitglieder gemeinsam ihre eigenen Konzepte. Teils folgen sie den Ideen des DKR, teils kreieren sie ihre Vorhaben auch basisdemokratisch, indem jeder eigene Ideen aufschreiben und an Pinnwände anbringen kann, und nachher darüber jeder mit abstimmen kann. Während Anton Fingerle noch relativ unkritisch das plakative Bild der Propaganda des „Kalten Krieges“ übernahm, dass sich nun alle Intoleranz hinter „einem Vorhang“ (s.o.) befinde, so herrscht heute eine größere Vielfalt der Meinungen, politischen Ansichten und Ausdrucksmöglichkeiten.

2. Die GcjZ München hat sich ebenfalls von kirchlicher Bevormundung distanziert und trotzdem einen konstruktiven Austausch mit Gemeindemitgliedern und kirchlichen Würdenträgern erhalten. In dem langen Streit um die Deggendorfer Gnad haben sich die Gesellschaften Augsburg-München-Regensburg gemeinsam durchgesetzt und dadurch die Erfahrung gewonnen, dass man auch Bischöfen widersprechen und sogar recht bekommen kann. Sie haben das Thema angeschnitten und für die Foren gesorgt, auf denen diskutiert wurde. Auf diese Weise haben sie sich den Ruf einer Instanz aufgebaut, mit der Kirchengemeinden rechnen müssen, wenn sie sich antisemitisch oder antijudaistisch betätigen. Dies hat sich so weit ausgewirkt, dass sich heute nicht die GcjZ den Bischöfen unterordnen müssen, sondern die Pfarrer vermeiden zum Teil selbständig, noch vom "Alten Testament" oder vom "Bund des Gesetzes" zu sprechen.

3. Die GcjZ München hat, gemäß dem Motto „Reden, Lernen, Erinnern“ eine eigene Redekultur durchgesetzt, die normalerweise auch eingehalten wird: Auf Diskussionen kann jeder

ausreden. Persönlich habe ich es nicht erlebt, dass einer dem anderen ins Wort fällt. Dies hängt auch damit zusammen, dass es gelungen ist, allen Mitgliedern das Gefühl zu vermitteln, dass sie gleichberechtigt sind. Anders als in der Anfangszeit trägt man Konflikte heute intern aus und involviert nicht weitere Stellen, Politiker oder Kirchenmänner, um sich zu rechtfertigen.

5. Das politische Gewicht der CSU, das am Anfang durch den CSU-Mitbegründer Karl Scharnagl gegeben war, ist heute nicht mehr da, das heißt, auch der latente Streit zwischen eher progressiv orientierten Mitgliedern (z.B. Lamm) und eher konservativen (z.B. Karl Scharnagl) behindert nicht mehr die Vereinsarbeit.

6. Die GcjZ ist durch die Zunahme der Mitgliederzahlen nicht mehr so stark wie am Anfang auf Spenden angewiesen und es gibt insofern auch keinen Streit darum, ob man sich zu kulant gegenüber Spendern gezeigt hat.

7. Die Zusammenarbeit mit der evangelischen Akademie Tutzing hat sich im Vergleich zu dem Vorfall mit Hans Meiser (s.o.) verbessert. Die GcjZ lädt immer wieder zu Tagungen dieser Akademie ein, welche sich ebenfalls mit dem christlich-jüdischen Dialog beschäftigt.

8. Auch die Geschlechter, also Männer und Frauen, haben nicht mehr die Distanz wie in den 40er, 50er Jahren. Die Frauen arbeiten nicht mehr extra in einer Frauengruppe, sondern die "Frauenthemen" diskutieren beide Geschlechter mit. Allerdings ist das Thema "Kindererziehung" im Vergleich zur Anfangszeit immer mehr in Vergessenheit geraten.

9. 1948 war die Tendenz, seine Religiosität zu beteuern, stärker, aufgrund von Scharnagls und Fingerles christlich geprägtem Humanismus. Kombiniert mit der Überzahl der Christen führte dies auf Tagungen dazu, dass es vorwiegend darum ging, Juden einen Platz in einem christlichen Weltgebäude oder Weltbild zuzuweisen, aber nicht, sie als gleichberechtigte Partner zu sehen. Auch ein Hang zur Demonstration christlicher Überlegenheit konnte sich früher in Einzelfällen durchsetzen (z.B. durch Abdruck von „Esthers Klage an ihr Volk“). Heute ist der Umgang mit jüdischen Themen sensibler und aufmerksamer, alles, was im Entferntesten nach Missionierung aussieht, wird vermieden. Das Bedürfnis nach einer alles interpretierenden und erklärenden Ordnung hat abgenommen. Die Bereitschaft, sich durch die Begegnung mit Individuen überraschen zu lassen, ist größer geworden.

Aus der Geschichte der Münchner GcjZ ist zu erkennen, dass die anfängliche starke Anpassung an die politischen und kirchlichen Amtsinhaber bzw. an die „öffentliche Meinung“ zu Misserfolg geführt hat. Umgekehrt hat es letztendlich zu Erfolg in Hinblick auf die Zielsetzung geführt, wenn sich die Gesellschaften durch öffentlich auffällige Kritik profiliert haben. Auch individuelle Entwicklungen, wie die Advent-Chanukka-Feier, erregten die Neugier Außenstehender und konnten so Botschaften transportieren.

3. Die GcjZ München heute (2009)

3.1 Mitglieder: Anzahl, Struktur der Gruppe

Die GcjZ München hat heute 600 Mitglieder. Das heutige Profil der Münchner Gesellschaft sieht folgendermaßen aus:

Vorstand:

Professor Dr. Abi Pitum, jüdischer Vorsitzender

Pfarrer Hans-Jürgen Müller, evangelischer Vorsitzender

Professor Dr. theol. Pierfelice Tagliacarne, katholischer Vorsitzender

weitere Vorstandsmitglieder:

Ingrid Franz (kath.),

Pfarrerinnen Melitta Müller-Hansen (evang.),

Nina Safyan (jüdisch)

Peter Lüddeckens (Schatzmeister)

Geschäftsführung: im Wechsel zwischen den Vorsitzenden

Ehrevorsitzende: Henny Seidemann und Rupert Frania

Gemeinnützigkeit: anerkannt¹³⁵

Die Anerkennung der Gemeinnützigkeit ist nicht selbstverständlich, nachdem die Bundesregierung die generelle Gemeinnützigkeit der Gesellschaften anzweifelt, da sie exklusiv für Juden und Christen da seien. Wie in den meisten Gesellschaften dominiert auch in München die ältere Generation, also Rentner. Bei den Veranstaltungen war ich regelmäßig mit Abstand das jüngste anwesende Mitglied.

Durch Professor Abi Pitum sind gute Kontakte zu weiteren Institutionen vorhanden. Der jüdische Vorsitzende nimmt nämlich noch folgende Ämter ein:

1. Schatzmeister des International Council of Christians and Jews (Dachorganisation der Gesellschaften der verschiedenen Länder)
2. Vorsitzender des Finanzreferates der Israelitischen Kultusgemeinde München
3. Vorstand des Deutschen Koordinierungsrates.¹³⁶

Zum Koordinierungsrat sind ja schon traditionell enge Kontakte vorhanden, weil bereits Anton Fingerle gleichzeitig in München und Frankfurt agierte und Hans Lamm von München zum Koordinierungsrat wechselte.

In einigen Statements und Charakterisierungen sollen im Folgenden die Vorstandsmitglieder und ihre Ziele kurz vorgestellt werden:

Der erste jüdische Vorsitzende, Professor Abi Pitum bittet um offene Worte über Israel, er fordert Ehrlichkeit und Natürlichkeit statt verschnörkelter, gedrechselter Aussagen:

“Denken Sie mit, kritisieren Sie, aber prüfen Sie auch, ob mit ihrer Kritik nicht auch antisemitische Ressentiments verbunden sind.”¹³⁷

Die meisten Juden, die sich mit dem christlich-jüdischen Austausch beschäftigen, reagieren auf “Philosemitismus” skeptisch, denn wieder machen die “Philosemiten” aus der jüdischen Bevölkerungsgruppe etwas Exotisches, Geheimnisumranktes, dem von Geburt an bestimmte Eigenschaften gegeben sind, die andere nicht haben. Der Philosemitismus beinhaltet manchmal auch das Anstaunen der “Semiten”, ein rationaler Austausch auf Augenhöhe ist durch diese Mystifikation wieder unmöglich gemacht. Abi Pitum sieht die Aufgaben für die Zukunft auf den Gebieten der Integration von Jugendlichen und russischen Juden in die Vereinsarbeit:

“Unsere Aufgabe ist es also für die Zukunft, junge Juden und Christen einander näher zu führen, dies kann nur gelingen, wenn man einander kennt, sich versteht, ins Gespräch kommt und dabei bleibt. (...) Herausforderung und Chance zugleich sind die jüdischen Menschen, die in den letzten Jahren aus den ehemaligen Sowjetrepubliken zu uns gekommen sind.”¹³⁸

Viele Glaubensbrüder in Israel wie in Deutschland sehen die russischen Juden nicht als sicher und informiert in ihrem Glauben an. Sie hätten ihre Religion vergessen, müssten erst aufgeklärt werden, ist die Erläuterung dazu. Viele essen zum Beispiel nicht koscher.¹³⁹ Abi

¹³⁵ Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit Augsburg-München-Regensburg: Wer wir sind (2008), <http://www.gcjz-m.de/new2/index.php?sm=2>, Abrufdatum: 25. März 2009

¹³⁶ Interview vom 08.09.2006 mit Herrn Rudolph Sirsch, Generalsekretär des Deutschen Koordinierungsrates

¹³⁷ Beim evangelischen Zeitfragengottesdienst, dokumentiert in: Joisten, Hartmut (Hrsg): Sonntagsblatt München, 16.-21.04.2002

¹³⁸ Reden, Lernen, Erinnern, 50 Jahre Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit e. V., München 1998, S. 87

¹³⁹ Ihre Annäherung an das Judentum in Deutschland hat Wladimir Kaminer in seinem Buch “Russendisko” thematisiert: Kaminer, Wladimir: Russendisko, München 2000. Die “Russendisko” ist übrigens

Pitum engagiert sich intensiv für die russischen Juden, die zum Teil aus der Mongolei stammen. Seit Mitte 2008 übt Abi Pitum zusätzlich zu seinen zahlreichen anderen Aufgaben auch das Amt des Honorargeneralkonsuls der Mongolei aus.¹⁴⁰

Der erste katholische Vorsitzende Professor Dr. theol. Pierfelice Tagliacarne, geboren 1948 in der Gegend von Pavia in Italien, studierte an der Gregoriana und am Päpstlichen Bibelinstitut in Rom und kam 1980 durch einen Lehrauftrag nach Bayern. Er hatte ab 1991 eine Professur für Exegese des Alten Testaments und Biblische Didaktik an der Universität Passau und ab 1996 einen Lehrauftrag an der Hochschule für Philosophie der Jesuiten in München. 2003 wurde er zum ersten katholischen Vorsitzenden der GcJZ München gewählt.¹⁴¹

Pfarrer Hans-Jürgen Müller, evangelischer Vorsitzender, ist hauptberuflich Pfarrer in Aschau im Chiemgau. Auch in seiner Gemeinde kümmert er sich um Aufklärung der Bevölkerung über das Judentum, so bei einer Veranstaltung im Gemeindehaus am Donnerstag, 24. Juli 2008: „(...) dass Jesus Christus ein geborener Jude sei“ - Die Reformation und eine (Wieder)-Entdeckung des Judentums?¹⁴²

Die zweite katholische Vorsitzende Ingrid Franz hält zwei Schritte des katholischen Klerus für entscheidend im Zusammenleben mit anderen Religionen, nämlich das zweite Vatikanische Konzil und das Dekret „Nostra Aetate“ von Johannes Paul II. Sie hat einen evangelischen Ehemann und interessiert sich deshalb auch für die Ökumene.¹⁴³

Pfarrerinnen Melitta Müller-Hansen (evang.) ist 1963 in Siebenbürgen geboren. Sie studierte Theologie in Heidelberg und Erlangen und war Gemeindepfarrerinnen in München und Umgebung. Heute arbeitet sie als „Rundfunkpfarrerinnen“, d. h. ihre Aufgabe ist die Verkündigung des Evangeliums im Bayrischen Rundfunk.¹⁴⁴ So hält sie im Wechsel mit anderen Pfarrern die Evangelische Morgenfeier auf Bayern 1. Dort predigte sie z.B., dass die Gleichberechtigung ein wichtiges Fundament der Freundschaft sei – eine Tatsache, die auch für christlich-jüdische Freundschaften gilt.¹⁴⁵

Nina Safyan, die zweite jüdische Vorsitzende, war russische Einwanderin. Sie hatte zunächst wenig Gelegenheit, Deutsch zu sprechen, bemühte sich dann jedoch aktiv darum, indem sie sich im Stadtteilbüro Neuperlach engagierte, einer Einrichtung zur Bürgerbegegnung, die zur Hälfte von Migranten und Migrantinnen besucht wird. Nun möchte sie vor allem für ihre Landsleute eine Brücke sein, wie sie sagt:

„(...) durch die Angebote des Stadtteilbüros habe ich begonnen, Deutsch besser zu sprechen, an mich zu glauben, sogar in die Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit einzutreten. Jetzt bin ich dort Vorstandsmitglied und versuche, für meine Landsleute eine Brücke zu sein.“¹⁴⁶

eine Veranstaltung, die in München jährlich stattfindet und die auf ihre Art ebenfalls der Begegnung zwischen Deutschen und christlichen oder jüdischen Russen dient. (In Schwabing gibt es zahlreiche Russen, in ganz München etwa 10 000.)

¹⁴⁰ Vgl. Kaiser, Alexander: Abi goes East, in: Jüdische Zeitung, Nr. 35/Juli 2008

¹⁴¹ Katholische Universität Eichstätt-Ingolstadt: Mehr zur Person, http://www.ku-eichstaett.de/Fakultaeten/RPF/professuren/exegese_at/person.de, Erscheinungsdatum 07.11.2006, Abrufdatum: 12.08.2008, S. 1

¹⁴² Evangelisch-Lutherisches Dekanat Rosenheim: Protestanten unter der Burg Hohenaschau, <http://www.rosenheim-evangelisch.de/550.php>, Abrufdatum: 26.08.2008

¹⁴³ Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit e.V. Augsburg-München-Regensburg (Hrsg): Reden, Lernen, Erinnern, 50 Jahre Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit e. V., München 1998, S.

¹⁴⁴ Vgl.: Strecker, Marius; Neukirch, Johannes: E wie evangelisch, Internetseite der Evangelisch-lutherischen Kirche in Bayern und der Evangelisch-lutherischen Landeskirche Hannovers, 2008 <http://www.e-wie-evangelisch.de/>, Abrufdatum: 12.08.2008

¹⁴⁵ Müller-Hansen, Melitta, Evangelische Morgenfeier, Bayern 1, 08.06.2008

¹⁴⁶ Interview mit Frau Nina Safian, Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit München, in: Jahresbericht Stadtteilbüro Neuperlach, München 2007, S. 9

Ehrenvorsitzende Henny Seidemann war früher jüdische Vorsitzende der GcjZ München und besonders mit Volkshochschulkursen aktiv. Sie war auch noch im hohen Alter gerne auf Veranstaltungen und wurde in der Regel auch mit besonderer Freude begrüßt. Dem Ehrenvorsitzendem Dekan Frania geht es vor allem um einen progressiven Umgang mit der Sprache, der eine Diskriminierung von Juden vermeidet.

“Ich träume davon, dass wir eine Sprache finden, die den anderen nicht mehr verletzt mit Bezeichnungen wie “Altes” und “Neues Testament” oder Begriffen wie “Bund des Gesetzes” und “Bund der Liebe.”¹⁴⁷

Heute beschäftigt sich die Münchner GcjZ mit dem Problem, dass die zwei jüdischen Gemeinden (eine orthodoxe und eine Reformgemeinde in München) vor allem damit befasst sind, die russischen Einwanderer zu integrieren und sich somit weniger dem christlich-jüdischen Dialog widmen. Nina Safian hat dieses Problem allerdings bereits in die Hand genommen, indem sie bei der Gedenkveranstaltung am 25. Januar 2007 den russisch-jüdischen Verein „Phönix aus der Asche“ mit einbezog. Außerdem hat man den Anspruch entwickelt, auch die Muslime zunehmend in die Gespräche einzubeziehen, das bedeutet, aus der Dreier-Beziehung wird ein Gebilde des jüdisch-christlich-muslimischen Kennenlernens. Dies entwickelt sich allerdings sehr langsam. Zu den religiösen Entwicklungen ist zu sagen, dass es weder eine gemeinsame Doktrin gibt, noch irgendeine theologische Festlegung darüber, was die Gesellschaft über Jesus, Maria, Josef, Abraham und die Bibel denkt. Jeder kann seine eigenen Ansichten vertreten, solange er nicht die Menschenrechte der anderen Mitglieder verletzt. Keiner muss heute religiöse Rechenschaft ablegen. Es gibt die unterschiedlichsten Meinungen. Auch die Angst vor dem Kommunismus, die sich in den fünfziger Jahren hinderlich auf die Vereinsarbeit auswirkte, spielt heute keine Rolle mehr. Um zu wissen, was in den betagten Menschen vorgeht, die noch im Krieg im KZ Dachau waren, muss man sich vor Augen halten, dass die Erlebnisse, die sie im Gedächtnis haben, nicht wie etwas lange Vergangenes wirken, sondern präsent sind, dass sie nicht, wie für Menschen der zweiten und dritten Generation, durch einen Filter der Medien oder Vermittlung durch Vorträge an sie herantreten, sondern bis heute wie ein unmittelbares Geschehnis, zuzusagen wie ein „flashback“ immer wiederkehren. Auch Kinder und Enkel der Betroffenen sind verletzte Menschen. Deshalb gibt es für die Kommunikation viele Stolperfallen, und es erleichtert das Zusammenleben, wenn die nichtjüdischen Gesprächspartner diese Stolperfallen kennen. Gerty Spies hat ihre Empfindungen in Worte gefasst, die bis heute den Gefühlen der meisten KZ-Überlebenden nahekommen:

Nachher

Ich bin zurückgekehrt - ich weiß nicht wie
ein sanftes Wunder ist an mir geschehen.
Ich hör´ der Heimatglocken Melodie
Die Berg´ und Wälder darf ich wiedersehen.

Ich bin zurückgekehrt - mir ist so weh.
Ist alles anders, als es einst gewesen,
weil ich´s mit neuen Augen seh´
mit denen ich das Leid der Welt gelesen.

Ich bin zurückgekehrt - oh fragt mich nicht
nach jenen Schatten, die die Sinne meistern
und bei des Mondes weißem Totenlicht
des Nachts durch die zersprungne Seele geistern¹⁴⁸ Gerty Spies, 1946

¹⁴⁷ Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit e.V. Augsburg-München-Regensburg (Hrsg): Reden, Lernen, Erinnern, 50 Jahre Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit e. V., München 1998, S. 83

¹⁴⁸ Lamm, Hans: Von Juden in München, München 1959, S. 374

3.2 Aktivitäten: Zielgruppen der einzelnen Veranstaltungen

Inzwischen haben sich bei der GcjZ München mehr gemeinsame christlich-jüdische religiöse Veranstaltungen eingebürgert als noch zu Beginn: So feiern die Vereinsmitglieder jedes Jahr im Winter Chanukka und Advent zusammen, gehen gemeinsam auf den WdB zur Schabbat-Eröffnung usw.

Es gibt eine Reihe von Veranstaltungen der GcjZ München, die vor allem für externe Zuhörer gedacht sind: Vorträge, Lesungen, Informationsveranstaltungen in Schulen, Ausstellungen usw. und interne Veranstaltungen: Stammtisch, Gesprächsabende, Diskussionsveranstaltungen, gesellige Treffen, Tagesausflüge, Reisen. Die Chanukka-Advent-Feier im City Hilton ist eine Zwischenform: Es kommen zwar auch Interessenten von außerhalb, allerdings in erster Linie Personen mit hohem gesellschaftlichen Status. Es ist eine Veranstaltung, zu der *man* hingeht. *Man*, das sind Politiker, Manager, das „gehobene“ Bildungsbürgertum.

Die Zielgruppe bei internen Veranstaltungen sind alle Mitglieder. Die externen Zielgruppen sind: Schülergruppen, Lehrer, besonders Religions- und Geschichtslehrer, Kunst- und Kulturinteressierte, Journalisten, Politiker und engagierte Münchner Bürger. Es finden z.B. gezielt Vorträge in Schulen für die Schüler statt.

3.3 Das Christentum im Spiegel der GcjZ München

In der GcjZ München werden bestimmte Aspekte des Christentums betont, andere wiederum abgelehnt oder kritisiert.

Folgende Aspekte werden betont:

1. Dass Jesus, die Jünger und die Apostel Juden waren
2. Dass alle Menschen der Bibel nach von Adam und Eva abstammen und somit nach Gottes Ebenbild geschaffen sind. Daraus wird geschlossen, dass man in jedem Menschen, egal welcher Religion er angehört, ein Kind Gottes sehen soll.
3. Dass die drei Religionen Judentum, Christentum und Islam auf den Stammvater Abraham zurückgehen und sich deshalb miteinander beschäftigen sollten.
4. Dass das Gebot der Nächstenliebe gebietet, dem Nächsten beizustehen, wenn er bedrängt wird, auch wenn er eine andere Religion oder ein anderes Weltbild hat.

Folgende Aspekte werden kritisiert:

1. Das Idealbild einer rein christlichen Gesellschaft à la „Gottesstaat“, aus der Andersdenkende ausgeschlossen werden
2. Die Vorstellung, die sich in der Nazizeit durchsetzte, dass man sich mit dem „Alten Testament“ nicht mehr beschäftigen müsse
3. Die Vorstellung, dass das „Alte Testament“ vorwiegend grausam und brutal und das „Neue Testament“ ausschließlich von Liebe durchdrungen sei
4. Die Vorstellung, dass „Obrigkeiten“ oder Regierungen von Gott eingesetzt seien und man ihnen gehorchen müsse
5. Die Darstellung von Juden als Mörder Christi oder „Gottesmörder“

Die Gesellschaft legt viel Gewicht auf alle verbindenden Texte der Bibel, die zeigen, dass Menschen trotz verschiedener Hautfarben und Kulturen zusammengehören und zusammenstehen müssen. Sie warnt vor Gegenüberstellungen in schwarz-weiß-Manier, die zu Diskriminierungen unter Menschen führen können: Hier das Alte Testament, da das Neue, hier die Bösen, da die Guten, hier die Teufel, da die Engel. Das von der „Gesellschaft“ vertretene Christentum ist kommunikativ, integrativ und von allgemein humanistischer Ethik geprägt. Nicht die Normen stehen im Mittelpunkt, sondern der Mensch. Das bedeutet, dass es aufgrund von Reflexion über bestimmte Leitsätze modifizierbar ist, aber nicht, dass es sich an das Judentum angleicht.

3.4 Das Judentum im Spiegel der GcjZ München

Das Judentum wird in seiner Vielfalt wahrgenommen und diese Vielfalt wird auch unterstützt, indem man z.B. eine „orthodoxe Rabbinerin“ einlädt, Kontakt mit liberalen Rabbinern und gleichzeitig mit Charlotte Knobloch, der IRK München und der Einheitsgemeinde hält.

Die Veranstaltungen sind aber vorwiegend von den Gedanken des liberalen Judentums geprägt. Rabbiner Henry G. Brandt leitet die Allgemeine Rabbinerkonferenz und wohnt in Augsburg, was die Hinwendung zu den liberalen Kreisen noch verstärkt. Außerdem spielt der Zionismus eine wichtige Rolle. Doch auch hier gilt es wieder zu beachten, dass es unterschiedliche Richtungen gibt. In der GcjZ München gelten noch Ideale eines gemäßigten, eher linksliberalen Zionismus, wie ein friedliches Zusammenleben mit Palästinensern und das Ideal von der geistigen (und materiellen!) Befreiung des Menschen, die in Israel selbst ständig von der Tagespolitik eingeholt und in das Reich der Träume verbannt werden.

Grundsätzlich sind Juden aller Richtungen willkommen, Voraussetzung ist allerdings immer eine gewisse Offenheit für andere Kulturen und die Bereitschaft, beispielsweise Chanukka und Advent zusammen zu feiern.

Leitfiguren sind Martin Buber und Franz Rosenzweig. Leitmotive sind in Dabru emet („Redet Wahrheit“), einer Erklärung zur Zusammenarbeit mit Christen, enthalten.

4. Die GcjZ Stuttgart

4.1 Anlässe für die Gründung der GcjZ Stuttgart, persönliche Initiativen

Die Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit Stuttgart entstand als eine der ersten Gesellschaften in Deutschland, wie München im Jahr 1948. In diesem Jahr wurden zahlreiche Verbrechen der Nationalsozialisten im Raum Baden-Württembergs erst aufgedeckt. So fand der Grafeneck-Prozess erst gegen Ende des Jahres 1948 statt.

“Grafeneckprozess nicht vor Ende des Jahres

Bei einer Besichtigung der Heil- und Pflegeanstalt Grafeneck durch Vertreter der Presse - sie erfolgte auf Veranlassung des Justizministeriums am Mittwoch - gab der zuständige Untersuchungsrichter, Oberlandesgerichtsrat Dr. Gilsdorf, Münsingen, einen umfassenden Überblick über die Ereignisse der von der Justizbehörde in Württemberg-Hohenzollern geführten Untersuchung (...) Nach zuverlässigen Feststellungen sind in Grafeneck in 10 Monaten des Jahres 1940 etwa 9000 Personen mit Kohlenoxidgas umgebracht worden.”¹⁴⁹

Die Initiative für die Gründung ging diesmal zunächst alleine von Everett Clinchy, dem bei der Gründung der GcjZ München beteiligten Präsidenten des ICCJ, aus und nicht von Clinchy und Sterling W. Brown zusammen. Es fand zunächst ein Essen mit Clinchy und lokalen Honoratioren statt, um sie für die Idee der Brüderlichkeit zu gewinnen. Daran teil nahmen der baden-württembergische Kultusminister Theodor Bäuerle, Dr. Arnulf Klett, eine Landtagsabgeordnete, die Vorsitzende des katholischen Frauenbundes, der Direktor des Caritasverbandes, ein Vertreter des Bischöflichen Ordinariats, der Superintendent der Methodistenkirche, ein Oberstudiendirektor und, als einziger Jude, Josef Warscher.

Als nächster Schritt trafen fünf Personen aus Politik, Kirche und Synagoge zusammen: Kultusminister Bäuerle, Landtagsabgeordneter Müller, der katholische Kaufmann Dr. Kruse und als jüdischer Vertreter, Dr. Benno Ostertag. Sie erstellten gemeinsam mit Carl F. Zietlow eine Liste möglicher Mitglieder. Carl F. Zietlow kümmerte sich mit seiner Sekretärin um das Ansprechen der Personen und das Anlegen von Dossiers über sie. Die Gründung erfolgte nach monatelangen Vorgesprächen am 7. Dezember 1948 im Hotel Frauenkopf.¹⁵⁰ Die anwesenden 32 Mitglieder von der Liste wählten den Vorstand, der wie in München aus renommierten Persönlichkeiten bestand:

Ministerialrat Heinrich Hassinger,
Oberstudiendirektor Dr. Lehmann und
Landesgerichtspräsident Dr. Robert Perlen.

Außerdem rief die Versammlung folgende Ausschüsse ins Leben:
Den Erzieherausschuss,

¹⁴⁹ o.V.: Grafeneckprozess nicht vor Ende des Jahres, in: Schwäbisches Tagblatt 19.03.1948, S. 6

¹⁵⁰ Vgl. CJZ Stuttgart e. V. (Hrsg.): Gegen das Vergessen, 40 Jahre CJZ in Stuttgart, Stuttgart 1989, S. 6

den religiösen Ausschuss,
den politischen Ausschuss,
den Ausschuss für Öffentlichkeitsarbeit und
den Sprecherausschuss.¹⁵¹

Von all diesen Gruppen existiert heute nur noch der Erzieherausschuss unter dem Namen „Projekt Schule“.

Im selben Jahr hielt die CJZ Stuttgart ihre Motive für die Gründung in einem Dokument fest. Diese lauteten:

1. Es gibt eine Grundlage des Vertrauens zwischen Protestanten, Katholiken und Juden durch den Glauben an den einen Gott.
2. Die Idee der ökumenischen Tagung von Oxford 1946 soll fortgeführt werden.
3. Die Idee der Tagung von Seelisberg, auf der der „International Council of Christians and Jews“ entstand, soll weitergeführt werden.¹⁵²

4.2 Die GcJZ Stuttgart ab den 50er Jahren

4.2.1 50er Jahre

1950 schied Dr. Lehmann aus dem Stuttgarter Vorstand aus und die Mitgliederversammlung wählte den Kaufmann Dr. Helmut Kruse neu in den Vorstand.

1951 druckte das „Schwäbische Tagblatt“ eine öffentliche Warnung der Bundesregierung, die die Zusammenarbeit unter verschiedenen Vereinen betraf. Es ging darum, dass die Unterstützung „staatsfeindlicher Organisationen“ negative Sanktionen nach sich ziehen sollte. Fünfzehn, vor allem links orientierte Gruppen und Vereine listete der Bericht auf, die niemand unterstützen dürfe. Die CJZ Stuttgart war darin nicht enthalten, aber diese Bewertung von anderen Vereinen bedeutete, dass Zusammenarbeit mit ihnen zu Problemen führen konnte. Dazu gehörten unter anderem die „Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes“.¹⁵³

1952 verließ Gründungsmitglied Heinrich Hassinger den Vorstand, für ihn wählten die Mitglieder den damaligen Baden-Württembergischen Kultusminister *Dr. Theodor Bäuerle* hinein.¹⁵⁴ Im selben Jahr war die Einweihung der wiedererrichteten Stuttgarter Synagoge.¹⁵⁵

1953 erhielt der Vorsitzende der CJZ Stuttgart, Oberlandesgerichtspräsident Robert Perlen die Leitung der Wiedergutmachungsabteilung des Justizministeriums Baden-Württemberg.¹⁵⁶ Die Woche der Brüderlichkeit fand unter dem Motto „Sich nicht beschmutzen – Brücke benutzen“ mit zwei Ausstellungen im Amerikahaus statt. Außerdem organisierte die CJZ einen „frohen Nachmittag“ für alte Menschen im katholischen Gesellenhaus.¹⁵⁷ Bei der Stuttgarter CJZ, ebenso wie bei der Münchner GcJZ, ließ sich aus dem Programm der Veranstaltungen erkennen, dass sie über das christlich-jüdische Verständnis hinaus am Wohlergehen gesellschaftlicher Randgruppen und vereinsamer Menschen (hier der Alten) interessiert war.

1955 hielt Pfarrer Albrecht Goes (bekannt durch sein Buch: „Unruhige Nacht“) eine Rede auf der Woche der Brüderlichkeit in Stuttgart. Ansonsten fand allerdings nur eine einzige Veranstaltung auf der „Woche“ statt, nämlich die Vorführung des Films „Lang ist der Weg“.¹⁵⁸

1956 bot die CJZ zur Woche der Brüderlichkeit wieder eine Filmvorführung an: „Israel, Staat der Hoffnung“ von Rolf Vogel und anderen.¹⁵⁹

1957 wählte die Mitgliederversammlung einen ganz neuen Vorstand: Statt Dr. Theodor Bäuerle, Dr. Helmut Kruse und Robert Perlen standen nun Dr. Edgar Winkler (Ministerialrat), Karl

¹⁵¹ Vgl. Foschepoth, Josef: Im Schatten der Vergangenheit, Die Anfänge der Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit, Göttinger 1993, S. 72ff

¹⁵² Vgl. CJZ Stuttgart e. V. (Hrsg.): Gegen das Vergessen, 40 Jahre CJZ in Stuttgart, Stuttgart 1989, S. 11f

¹⁵³ Öffentliche Warnung der Bundesregierung: Bonn warnt vor Unterstützung staatsfeindlicher Organisationen, in: Schwäbisches Tagblatt, 29.09.1951, S. 1

¹⁵⁴ CJZ Stuttgart e. V. (Hrsg.): Gegen das Vergessen, 40 Jahre CJZ in Stuttgart, Stuttgart 1989, S. 8

¹⁵⁵ Begegnung mit der Synagoge, in: Stuttgarter Zeitung, 04.03.1952, S. 11

¹⁵⁶ Oberlandesgerichtspräsident a.D. Perlen 70 Jahre, in: Stuttgarter Zeitung, 06.10.1954, S. 13

¹⁵⁷ Die Woche der Brüderlichkeit, in: Stuttgarter Zeitung, 28.02.1953, S. 11

¹⁵⁸ Ernsthaftige Ermahnungen zu Verständnis und Toleranz, in: Stuttgarter Zeitung, 10.03.1955, S. 15

¹⁵⁹ Israel, Staat der Hoffnung, in: Stuttgarter Zeitung, 10.03.1956, s. 11

Walter, (Oberlandesgerichtsvizepräsident) und Josef Warscher (Geschäftsführer) der CJZ Stuttgart vor.

1958 fanden einige Reden des Journalisten Hans Lamm aus München im Rahmen der Veranstaltungen der CJZ Stuttgart statt. Der Erziehungsausschuss hatte seine ersten Sitzungen. Einige Treffen von christlichen, jüdischen und arabischen (muslimischen) Jugendlichen fanden im Jugendhaus statt, initiiert von der CJZ Stuttgart. Die Gesellschaft führte außerdem den Film „Bei Nacht und Nebel“ am 10. März 1958 für Schüler der oberen Klassen vor, in dem schonungslos die Gräueltaten der KZs gezeigt wurden.¹⁶⁰

1959 hielt Erich Lüth einen Vortrag für die Woche der Brüderlichkeit in Stuttgart, in dem er dazu aufrief, die 25000 „übriggebliebenen“ Juden in Deutschland zu schützen. Kaum einer dieser Juden, so Lüth, empfinde Hass gegenüber Deutschland, jeder aber ein Gefühl von tiefer Trauer.¹⁶¹

4.2.2 60er Jahre

1960 schied Josef Warscher aus dem Vorstand aus, dafür kam Alfred Korn, Kaufmann, neu herein.

1964 veranstaltete die CJZ Stuttgart eine Pädagogenreise nach Israel, für die sie hohe Zuschüsse von Stadt und Land erhielt. Die Ausgaben lagen mit 60.729,52 DM in diesem Jahr ungewöhnlich hoch. Außer der Reise musste auch die Ausstellung „Leben, Kampf und Tod im Ghetto Warschau“ bezahlt werden. Dank der Unterstützung blieb die Bilanz aber ausgeglichen.

1965 folgte auf die Pädagogenreise eine Israelfahrt für Schüler.

1967 organisierte die CJZ Stuttgart wieder eine Israelreise. Außer an den DKR zahlte man auch an den Verein „Germania Judaica“ Mitgliedsbeiträge, beides zusammen 990 DM.

1968 fand auch wieder eine Israelreise statt. An den DKR zahlte die CJZ 944 DM Mitgliedsbeitrag.

1969 organisierte der Verein eine Studienreise nach Prag.

4.2.3 70er Jahre

1973 bot die CJZ einen Hebräischkurs an.

1975 kam Schalom Ben-Chorin für einen Vortrag, „Jesus und Paulus in jüdischer Sicht“, nach Stuttgart. Der Pflichtbeitrag für den DKR war nun auf 500 DM festgelegt.

1978 hielt Willehad Paul Eckert die Eröffnungsrede auf der Woche der Brüderlichkeit über „Zwiesprache – Martin Buber heute“.¹⁶²

1979 schieden Edgar Winkler und Johannes Binkowski aus dem Vorstand aus und der Verleger Heinz M. Bleicher und Franz Posset (VHS-Leiter) kamen hinzu. Heinz M. Bleicher bewahrte mit Hilfe der CJZ Stuttgart im selben Jahr die Synagoge Freudental vor dem Abriss. Die Woche der Brüderlichkeit wurde durch Professor Storz eröffnet, mit der Rede: „Toleranz heute – 250 Jahre nach Lessing und Mendelssohn“.

4.2.4 80er Jahre

1980 hielt Otto Küster eine Eröffnungsrede zur Woche der Brüderlichkeit mit dem Titel: „Gewissen und Gedächtnis – Jüdische Geschichte in Deutschland“. Es fand ein Ausflug nach Natzweiler, zum KZ Stutthof und nach Straßburg zur Synagoge statt, an dem 98 Personen teilnahmen.

1981 eröffnete Hans Lamm die Woche der Brüderlichkeit in Stuttgart mit der Rede: „Beter und Rebellen“. Der Jahresausflug führte nach Mainz zu den Chagall-Fenstern und ins Gu-

¹⁶⁰ Hegmann, Jenny: Vom Aufbau der CJZ Stuttgart, in: CJZ Stuttgart e.V. (Hrsg.): Gegen das Vergessen, 40 Jahre CJZ in Stuttgart, Stuttgart 1989, S. 19

¹⁶¹ „Es gilt, Menschenwürde und Freiheit zu verteidigen“, in: Stuttgarter Zeitung, 09.03.2008, S. 9

¹⁶² CJZ Stuttgart e.V. (Hrsg.): Gegen das Vergessen, 40 Jahre CJZ in Stuttgart, Stuttgart 1989, S. 43

tenberg-Museum, 48 Leute nahmen daran teil. Die CJZ beteiligte sich an der Organisation der Ausstellung „Franz Rosenzweig (1886-1929) – Leben und Werk des jüdischen Religionsphilosophen“

1982 sprach Joel Berger (damals Landesrabbiner von Baden-Württemberg) auf der Woche der Brüderlichkeit zum Thema „Exodus und Exil“. Der Ausflug ging nach Amsterdam zum Anne-Frank-Haus, zur Portugiesischen Synagoge und zum Reichsmuseum, es nahmen 44 Leute daran teil.

1983 schied Franz Posset aus dem Vorstand aus, neu kam die Journalistin Elisabeth Plünnecke dazu. Stuttgart war Gastgeber der Zentralen Eröffnungsfeier der Woche der Brüderlichkeit. Der Politikwissenschaftler und Soziologe Eugen Kogon eröffnete die Festivitäten mit der Rede „Widerstehen zur rechten Zeit“. Die Buber-Rosenzweig-Medaille bekam Helene Jacobs, Mitglied der GcjZ Berlin. Es fällt auf, dass der Bundespräsident Carl Carstens dazu eingeladen wurde, obwohl er als ehemaliges NSDAP und SA-Mitglied nicht als Schirmherr der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit akzeptiert worden war. Er nahm trotzdem an der Verleihung der Buber-Rosenzweig-Medaille teil.

Die Reise ging in diesem Jahr nach Zürich „Auf den Spuren der Juden in der Schweiz“

1984 lautete die Eröffnungsrede der WdB: „Jüdisches Erbe in Deutschland – Botschaft und Herausforderung“. In Konstanz wurde die dortige GcjZ und die jüdische Gemeinde besucht und der Campus der Universität besucht. Zusätzlich fuhr man einen halben Tag nach Bad Teinach, um dort die kabbalistischen Lehrtafeln der Prinzessin Antonia in der Dreifaltigkeitskirche zu besichtigen.

1985 führte die CJZ Stuttgart ein zusätzliches Vorstandsmitglied ein: Den Schatzmeister. So kam Stadtdirektor Willi Scheiblen zur „dreiköpfigen“ Spitze des Vereins hinzu. Die CJZ beschloss, sich zu einem Drittel am Nutzerverein der Synagoge Freudental zu beteiligen und erhielt so das Recht, dort zwei Vorstandsmitglieder zu stellen.¹⁶³ Heinz Galinski eröffnete die Woche der Brüderlichkeit mit der Rede „Im Blick auf morgen: Juden und Christen in der Verantwortung“. Der Ausflug ging in den fränkischen Raum zum Besuch ehemaliger jüdischer Stätten und Friedhöfe.

1986 wählte der Historiker und Orientalist Hermann Simon zur Eröffnungsrede der WdB das Thema: „Moses Mendelssohn – deutscher Aufklärer und gesetzestreuer Jude“.

Am **11. März 1987** berichtete die Stuttgarter Zeitung von der Woche der Brüderlichkeit unter dem Titel „Klaus Schütz bei der Eröffnung der Woche der Brüderlichkeit: „Es gibt kein Vergessen“, Juden und Christen bemühen sich um Dialog.“ Der ehemalige regierende Bürgermeister von Berlin und damalige deutsche Botschafter in Israel, eröffnete am Montag, 9. März die Woche der Brüderlichkeit in der Stuttgarter Landesbibliothek. Er erinnerte daran, dass die Deutschen aufgrund des Nationalsozialismus in kollektiver Verantwortung stünden. Er bezeichnete es als Illusion, wenn man glaubte, das Verhältnis zwischen Deutschen und Juden könne nach Auschwitz jemals frei von Belastung sein. Heinz M. Bleicher eröffnete die Woche der Brüderlichkeit für die Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit Stuttgart. Er prangerte antisemitische Vorfälle der jüngsten Vergangenheit an: Die Forderung rechtsradikaler Kreise, die „Anne-Frank-Schule“ im Fasanenhof umzubenennen und die „Heil-Hitler“-Rufe eines Künstlers bei der Vernissage des Kunstvereins, die keiner der Anwesenden abgewehrt hatte.¹⁶⁴ In derselben Zeitung (S. 12) wurde über weitere Vorfälle an der „Anne-Frank-Schule“ berichtet: In Pamphleten wurde allen Lehrern der Tod angedroht. Die Schreiber dieses Textes nannten sich „Nationale Front“. Dies war einer der Vereine, die bereits 1951 von der deutschen Regierung als staatsfeindlich eingestuft worden war. Am 12. März erschienen Stellungnahmen von Dr. Tilmann Ostenwold, Direktor des Kunstvereins, und Bürgermeister Gerhard Lang, zu den Heil-Hitler-Rufen des Künstlers. Gerhard Lang wurde zitiert: „Auch die Freiheit des Künstlers ist kein Freibrief für die Verherrlichung des Nationalsozialismus und Rassenhass.“ (S. 22).

Das Presseecho zu den beiden antisemitischen Vorfällen zeigt, dass die Kritik von Heinz M. Bleicher nicht ungehört blieb.

¹⁶³ Ebd., S. 24f

¹⁶⁴ Vgl. Bleicher, Heinz M.: Eröffnungsrede der Woche der Brüderlichkeit, in: Stuttgarter Zeitung, 11.03.1987, S. 18

Landesrabbiner Joel Berger kam 1987 noch zum Tee-Nachmittag zur CJZ Stuttgart und hielt dort einen Vortrag zum Thema „Kannten die Pharisäer die klassische Literatur der Griechen und Römer?“¹⁶⁵ Es bestand also noch ein freundliches Verhältnis zur GcjZ. Nachdem mit der Ankunft der Kontingentflüchtlinge ab 1991 auch die Judenmissionierung in Stuttgart (außerhalb der GcjZ) einsetzte, verschlechterte sich das Verhältnis zur „Gesellschaft“ zusehends. Bei der Woche der Brüderlichkeit **1988** äußerte sich der ehemalige israelische Botschafter in Bonn, Ben-Nathan, zur Situation in Israel:

„Wir sind keine Engel, wir sind nur Menschen, die sich verteidigen müssen gegen Feinde von innen und außen.“¹⁶⁶

Er glaube, dass die Welt ein schlechtes Gewissen gegenüber Israel habe. Als positiv an Israel stellte er dar, dass es keine Pressezensur gebe und die Welt deshalb gut über das Geschehen im Land informiert sei.¹⁶⁷

In der Tat beruht die Kritik, die Israel von Deutschen erntet, darauf, dass Deutsche relativ gut über das dortige politische Geschehen informiert sind und dass auch Juden immer wieder offen in aller Welt Israel kritisieren. So gibt es etwa die „Frauen in Schwarz“, die für die Gleichberechtigung der Palästinenser an die Öffentlichkeit gehen, und die „Machsom-Watch“-Frauen, die israelische Soldaten an den Grenzposten zu palästinensischen Gebieten beobachten, kritisieren und ihre Beobachtungen auch veröffentlichen.¹⁶⁸ Der häufig geäußerte Ausspruch, man *dürfe* Israel nicht kritisieren, ist unhaltbar. Auch von jüdischer Seite (Abi Pitum, Ernst Ludwig Ehrlich (dieser ist inzwischen verstorben), der jüdischen Internetzeitung Hagalil, etc.) wird immer wieder betont, dass die Kritik an Israel an sich *nicht* als Antisemitismus wahrgenommen werde. Problematisch ist jedoch die Formulierung, bei der Kritiker Fingerspitzengefühl beweisen müssen. Dabei spielt der Kontext, der Anlass und das Motiv eine Rolle. Zum einen stößt es auf Protest, wenn Gedenktage, wie der 9. November oder der 27. Januar dazu benutzt werden, auf die Lage der Palästinenser aufmerksam zu machen, weil diese Gedenktage als Tage der Erinnerung an das „Dritte Reich“ eingerichtet wurden. Läuft die Aussage außerdem darauf hinaus, dass man Juden ohnehin nur Negatives zutraut, oder beinhaltet sie eine negative Bewertung der gesamten jüdischen Geschichte, womöglich noch mit Hinweisen auf einen Fluch oder ähnliches, dann kann es natürlich passieren, dass der Kritiker als Antisemit angeprangert wird.

Der damalige erste Bürgermeister Stuttgarts, Dr. Rolf Thieringer, betonte, dass Israel sich bereits in fünf Kriegen seiner Feinde habe erwehren müssen und dass es Freunde brauche. Die Woche der Brüderlichkeit stand unter der Schirmherrschaft von OB Manfred Rommel. Es fanden Synagogenführungen, Lichtbildervorträge, Theaterstücke und Vorträge jüdischer Volksmusik statt.

Parallel dazu gab es in Stuttgart die Israel-Wochen. Außerdem fand im Theaterhaus eine Diskussionsrunde über Israel statt, zu der der Dichter Erich Fried, der Autor Daniel Dagan, ein Europa-Korrespondent einer israelischen Tageszeitung und ein Vertreter der PLO eingeladen waren. Unter den dortigen 500 Zuhörern waren zahlreiche Palästinenser. Die Stuttgarter Zeitung titelte kritisch: „Altes Volk Israel, sei nicht zu alt zur Umkehr“.¹⁶⁹ Auch in der schwäbisch-jüdischen Siedlung Shavei Zion wurde das 50jährige Bestehen mit Beteiligung der CJZ Stuttgart gefeiert.¹⁷⁰ Shavei Zion (Auf Deutsch: Rückkehrer nach Zion) ist eine Moshav (landwirtschaftliche Siedlung) in der Nähe von Akko mit 850 Einwohnern. Sie ist 1938 von aus dem schwäbischen Rexingen stammenden Juden gegründet worden, die dem Holo-

¹⁶⁵ Bleicher, Heinz M.: Tätigkeitsbericht der CJZ Stuttgart 1987, Stuttgart 1988

¹⁶⁶ Vgl. „Es gibt kein Vergessen“, Juden und Christen bemühen sich um Dialog, in: Stuttgarter Zeitung, 08.03.1988, S. 16

¹⁶⁷ Ebd.

¹⁶⁸ Kirstein Keshet, Yehudit: Checkpoint Watch, Zeugnisse israelischer Frauen aus dem besetzten Palästina, Fulda 2007

¹⁶⁹ Vgl. „Altes Volk Israel, sei nicht zu alt zur Umkehr“, in: Stuttgarter Zeitung, 10.03.1988, S. 24

¹⁷⁰ Vgl. CJZ Stuttgart e. V.: Gegen das Vergessen, 40 Jahre CJZ in Stuttgart, Stuttgart 1989, S. 39

caust durch Auswanderung entkommen waren. Shavei Zion ist schon lange Partnerstadt von Stuttgart.¹⁷¹

4.2.5 90er Jahre

Auch **1990** ging es auf der Woche der Brüderlichkeit (WdB), die wieder unter der Schirmherrschaft von Manfred Rommel stand, wieder um Israel. Bei der Eröffnungsfeier, am Montag, 5. März, sagte die pensionierte Staatsanwältin Dr. Barbara Rust-Dahlmann, dass Israel die ständige Kritik in den Medien nicht verdient habe, weil es ein Land sei, das von Feinden bedroht werde, die über ihre Absichten keine Zweifel ließen. So bedeute eine einzige militärische Niederlage ihrer Ansicht nach die Vernichtung Israels. Ihrer Meinung nach würden heute Juden ungerechterweise aufgeteilt in die Guten, die die Konzentrationslager überlebt hätten und in schlechte, die heute ums Überleben kämpfen.

An demselben Abend sprach außerdem Bürgermeister Rolf Lehmann über den Sportler Fritz Rosenfelder, der sich umbrachte, nachdem die Nationalsozialisten ihn 1933 aus seinem Sportverein ausgeschlossen hatten. Lehmann stellte fest, dass heute niemand sagen könne, davon nichts gewusst zu haben, da es groß in der Zeitung stand.

Die Heidelberger Künstlerin Sara Bloom trat mit Liedern des Widerstandes auf.¹⁷²

Im Jahr **1991** wurde die Stuttgarter WdB im Foyer der Württembergischen Landesbibliothek eröffnet. Der Direktor der Bibliothek, Dr. Hans Peter Geh, sprach sich bei der Eröffnungsrede für Solidarität mit Israel aus und betonte, dass alle auf eine neue Ordnung im Nahen Osten hofften. Das Vorstandsmitglied der Israelitischen Religionsgemeinschaft in Württemberg, Meinhard Tenné, unterstrich, dass Israel das einzige Land mit demokratisch gewählter Regierung in seiner Region sei. Der Direktor der Stiftung "Neue Synagoge Berlin - Centrum Judaicum", Dr. Hermann Simon, sprach über die Bedeutung von Grenzen in einer Gesellschaft. Diese sollten zwar keine unüberwindbaren Barrikaden sein, aber ohne Grenzen gebe es nur bestimmungsloses Sein. Außerdem sprach er sich dafür aus, den anderen nicht nur im Sinne von Duldung zu tolerieren, sondern in seinem Anderssein anzunehmen. In der Duldung liege nämlich Hochmut.¹⁷³

Im Jahr **1992** stand das Thema Asyl im Mittelpunkt.

Zur WdB in diesem Jahr lud die Stuttgarter Israelitische Kultusgemeinde zu einer Ausstellung von Briefmarken aus Israel. Der damalige Landesrabbiner Joel Berger bot eine Führung durch die Synagoge an. Am Sonntag fand ein Tee-Nachmittag mit einem Vortrag des Landesrabbiners über "Europa - Erbe und Auftrag" statt. Dr. Gerhard Hirschfeld, Direktor der Bibliothek für Zeitgeschichte, sprach über die Situation von Emigranten aus Deutschland nach 1933 und ablehnende Reaktionen der Nachbarländer. Er zog Parallelen zur Situation heutiger Asylbewerber:

"Die Begriffe Wirtschafts- und Scheinasylanten gab es damals auch schon."¹⁷⁴

Die Stuttgarter Zeitung berichtete unter dem Titel: "Parallelen zur Emigration nach 1933 und der Asyldiskussion - Schmerzhaftes Erinnerungen" von der WdB. Heinz M. Bleicher erklärte gegenüber der Stuttgarter Zeitung, dass der Vortrag über Emigration von Gerhard Hirschfeld bei ihm schmerzhaftes Erinnerungen geweckt habe. 300 000 Juden hatten es geschafft, sich dem Hitler-Regime zu entziehen. Eine so starke Emigration habe es in der Geschichte Deutschlands vorher noch nicht gegeben. Nach dem Entzug der deutschen Bürgerrechte 1935 habe sich die Emigration verstärkt. Der Staat verfolgte die Emigranten mit Datenerfassung, Beschlagnahme, Zwangsverkauf, Gestapo-Überwachung, Mord, Geiselnahme und Entführung. Das Ausland nahm die Flüchtlinge nur höchst unwillig auf. England stellte auf Druck der Öffentlichkeit ein Kontingent von 9000 Flüchtlingskindern auf, die USA nahmen nur Kinder aus „gut situierten“ Familien auf.

¹⁷¹ Vgl. ebd., S. 39

¹⁷² Vgl. „Israel hat ein Recht auf unsere Solidarität“, in: Stuttgarter Zeitung, 07.03.1990, S. 24

¹⁷³ Vgl. „Den anderen annehmen“, in: Stuttgarter Zeitung, 05.03.1991, S. 18

¹⁷⁴ Woche der Brüderlichkeit, Gelegenheit zur Begegnung in: Stuttgarter Zeitung, 10.03.1992

„Mittellose, Alte und Kranke fanden nur mit Mühe ein Einreiseland.“¹⁷⁵

Es lag im Interesse der Nationalsozialisten, so Hirschfeld, die Juden als Bettler über die Grenze zu jagen. Erst ab 1939 nahmen die angelsächsischen Länder in größerem Umfang Flüchtlinge auf. Vor Großbritannien und Palästina wurden die USA zum größten Einwanderungsland. Diese Erfahrungen sollten helfen, heutige Aufgaben auf zivilisierte Weise zu lösen.

Wirtschaftsbürgermeister Rolf Lehmann warnte davor, mit dem Thema Asyl den Wahlkampf zu führen. Rassenwahn, nationale und religiöse Intoleranz seien mit dem christlichen Verständnis unvereinbar.¹⁷⁶

1993: 83 ehemalige jüdische Bürger Stuttgarts besuchten im Rahmen des jährlichen Besucherprogramms der GcjZ Stuttgart die Stadt. GcjZ-Mitglieder begrüßten sie bei ihrer Ankunft mit Roten Rosen. Sie bildeten so einen Kontrapunkt zum Erlebnis der grausamen Vertreibung und Verfolgung vor 60 Jahren. Die Juden aus 10 Nationen blieben von 14. bis 28. Juni. Es fand eine Begegnungsveranstaltung mit Stuttgarter Lehrern und Schülern statt, bei der Fragen über die Zeit des „Dritten Reiches“ gestellt werden durften. Außerdem standen auf dem Programm: ein Besuch der Burg Hohenzollern, eine Schifffahrt auf dem Neckar, der Besuch der ehemaligen Synagoge Freundental, eine Aufführung der Zauberflöte im Staatstheater, ein Treffen mit Oberbürgermeister Manfred Rommel, ein Abendessen im Hotel Graf Zeppelin, eine Stadtrundfahrt, ein Besuch der Israelitischen Friedhöfe, eine Kranzniederlegung für die Opfer der ersten jüdischen Deportation am Gedenkstein auf dem Killesberg. Freude und Leid wechselten sich also für die jüdischen Gäste ab, denn einmal genossen Sie Empfindungen und schöne Landschaften, einmal erinnerten sie sich an die Vergangenheit im „Dritten Reich“. Manche Besucher hatten bereits vorher Angst vor der Rückkehr an den Ort ihrer Jugend.¹⁷⁷ Manche besuchten die katholische Vorsitzende Ingrid Weiss später nochmals privat und brachten ihre Kinder und Enkel mit.¹⁷⁸

Am 3.3. **1994** kündigte die Stuttgarter Zeitung die kommende Woche der Brüderlichkeit an: Im Mittelpunkt stehe ein Vortrag des langjährigen Südfunk-Kulturchefs Hans-Jürgen Schultz mit dem Thema: „Menschen fürchten das Wissen mehr als das Nichtwissen - Information als Vermittlung zwischen Bewährtem und Neuem“. Für Dienstag war eine Diskussion im Ratskeller geplant mit Polizeipräsident Volker Haas, Heinz Lauber, Direktor der Landeszentrale für politische Bildung und Rolf Lehmann über „Gewalt gegen Fremde in Baden-Württemberg - Was können wir tun?“. Außerdem war ein Begegnungsabend im jüdischen Gemeindesaal, ein Filmabend im Amerikahaus und eine Synagogenführung organisiert worden.

Zur Woche der Brüderlichkeit **1994** erschien am 8. März des Jahres ein Artikel, der deutlich machte, dass es kritische Töne auf der Veranstaltung gab. Die Überschrift lautete: „Harmoniesoße hemmt Dialog“. Sowohl Rolf Lehmann als auch Meinhard Tenné sprachen von Schwierigkeiten im christlich-jüdischen Dialog. Lehmann wies darauf hin, dass man in der jüdisch-christlichen Begegnung die Erfahrung gemacht habe, dass Möglichkeiten eines offenen Dialogs oft unter einer „Soße der Harmonie“ ungenutzt geblieben seien. Tenné sagte, dass man in 30 Jahren jüdisch-christlichen Dialogs nicht das 2000jährige Fehlen eines solchen hinweg wischen könne.¹⁷⁹ Die Aussage von Tenné wiederholten verschiedene christliche und jüdische Stimmen immer wieder, wenn es um das christlich-jüdische Gespräch ging, dies sollte sich in den folgenden Jahren als hemmend erweisen. Dieses Denkmuster kam gleichzeitig mit den Konflikten um die Judenmissionierung auf.

Am 19. März fand unter der Schirmherrschaft von Manfred Rommel der seit 1979 jährlich veranstaltete Purimball statt. Er wurde vom TSV Makkabi Stuttgart organisiert und stand Ju-

¹⁷⁵ Parallelen zur Emigration nach 1933 und der Asyldiskussion - Schmerzhaftes Erinnerungen, in: Stuttgarter Zeitung, 11.03.1992

¹⁷⁶ Ebd.

¹⁷⁷ Weiss, Ingrid: Die Mutigen – Ehemalige jüdische Bürger besuchen Stuttgart, Weil im Schönbuch 1993, Aufzeichnung bei der Autorin

¹⁷⁸ Interview vom 24.07.2008 mit Frau Ingrid Weiß, Vorsitzende der CJZ Stuttgart

¹⁷⁹ Vgl. „Harmoniesoße“ hemmt Dialog, in: Stuttgarter Zeitung, 08.03.1994, S. 16

den und Christen offen. Laut Zeitungsbericht gehört er zu den fröhlichsten Bällen in Stuttgart. Auch die Berichte in den Jahren danach bestätigen den großen Anklang, den dieser Ball unter den Bürgern findet.

1995 kam es unter verschiedenen Mitgliedern der GcjZ Stuttgart zu einem heftigen Streit darüber, ob man in Ausnahmefällen auch SS-Männer als Opfer betrachten könne. Anlass war ein Vortrag des Historikers Michael Wieck vom 10. 4. 1995: „Schwarz kann man nicht mit schwarz auslöschen“. Im Anschluss an den Vortrag diskutierten die Zuhörer über Pazifismus. Ein GcjZ-Mitglied trat mit einem Redebeitrag auf, in dem er betonen wollte, wie wichtig für ihn eine pazifistische Grundhaltung sei. Aus einer solchen Grundhaltung heraus sollte man unter Umständen auch einen einzelnen SS-Mann daraufhin betrachten, ob er selbst in irgendeiner Weise Opfer sei. Einigen Mitgliedern ging dies zu weit. Sie interpretierten die Aussage so, als ob die SS als Opfer der damaligen Umstände betrachtet werden solle. Die Vorsitzende des Erziehungsausschusses, Rachel Dror, versuchte zu vermitteln und bot ein Gespräch über diesen Vorfall an. Dieses kam jedoch nicht zustande.¹⁸⁰

Das Ehepaar Barrows, das sich besonders deutlich von dem besagten Redebeitrag distanziert hatte, trat aus der GcjZ Stuttgart aus. Dr. Birgit Schintlholzer-Barrows freundete sich mit der Religionslehrerin Dr. Christiane Schmelzkopf an, die ebenfalls von den GcjZ enttäuscht war. Heute haben sich beide Frauen Spitznamen zugelegt, die ihrer Meinung nach ihre Rolle in der christlich-jüdischen Zusammenarbeit beschreiben: Dr. Christiane Schmelzkopf heißt „Nobody“ und Dr. Schintlholzer-Borrows „Zero“. Vorausgegangen war, außer den Streitgesprächen mit der GcjZ Stuttgart (von Schintlholzer-Borrows) und dem Briefwechsel mit DKR-Präsident Berndt Schaller (von Christiane Schmelzkopf), eine Bemerkung über Dr. Schmelzkopf, sie sei doch im christlich-jüdischen Dialog ein „Nobody“ und habe folglich auch nichts zu sagen.¹⁸¹

Die Woche der Brüderlichkeit **1996** stand unter dem Motto „In unserer Mitte leben - mit uns leben“. Ingrid Weiß, die katholische Vorsitzende der CJZ Stuttgart, erinnerte auf der Eröffnungsfeier an Bombenattentate, die sich in der unmittelbaren Vergangenheit in Jerusalem zugetragen hatten. Für die Opfer dieser Attentate legten die 200 geladenen Gäste, unter denen sich auch die Baden-Württembergische Sozialministerin Helga Solinger und Innenminister Frider Birzele befanden, eine Schweigeminute ein.

Sozialbürgermeisterin Gabriele Müller-Trimbush machte auf die schwierige Lage von Minderheiten aufmerksam. Der Schweizer Professor für neuere jüdische Geschichte und Literatur, Ernst Ludwig Ehrlich, sagte, dass das friedliche Zusammenleben von Menschen unterschiedlicher kultureller und religiöser Herkunft eine der entscheidendsten Aufgaben für die Zukunft werde. Er halte die Politik der kleinen Schritte für besser als das Festhalten an unerfüllbaren Idealen. Das Theaterhaus Wangen und das Theater im Depot hatten ihr Programm auf das Thema der Woche der Brüderlichkeit eingestellt.¹⁸²

Im März 1996 gab es eine Auseinandersetzung zwischen der deutschen Leitungskommission des Weltgebetstages der Frauen auf der einen Seite und den beiden Vorsitzenden der GcjZ Stuttgart Ingrid Weiß und Sigrid Warscher, auf der anderen Seite. Die Liturgie des Weltgebetstages der Frauen war von christlichen Palästinenserinnen verfasst worden und enthielt nach Ansicht der beiden GcjZ-Vorsitzenden ärgerliche Formulierungen. Ingrid Weiß und Sigrid Warscher machten daraufhin Änderungsvorschläge, die abgeschmettert wurden. Die beiden Frauen verarbeiteten dieses Erlebnis in einem gemeinsamen Text, den sie in einem Sammelband der katholischen Kirche über Frauen in kirchlichen Vereinen veröffentlichen wollten. Er wurde jedoch nicht gedruckt.¹⁸³

¹⁸⁰ Dror, Rachel; Reinhardt, R.: Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit, Erzieherausschuss; Protokoll der Sitzung am 18. September 1995, Unterlagen bei der Autorin

¹⁸¹ Gespräch mit Christiane Schmelzkopf

¹⁸² Vgl. „In unserer Mitte leben – mit uns leben“, in: Stuttgarter Zeitung, 05.03.1996, S. 21

¹⁸³ Weiß, Ingrid; Warscher, Sigrid: Versöhnung – praktiziert im christlich-jüdischen Dialog, verfasst am 22. Juli 1996, Text bei der Autorin

Im März **1997** titelte die Stuttgarter Zeitung in ihrem Bericht zur Woche der Brüderlichkeit: „Religion soll begreifbar werden“. Der ehemalige erste Bürgermeister, Rolf Thieringer, hielt im Rathaus einen Vortrag zum Thema der WdB: „Räumt die Steine weg“. Er meinte, dass Fanatismus nicht vom Staat allein bekämpft werden könne, sondern dass jeder einzelne in seinem sozialen Umfeld gefragt sei. Meinhard Tenné, der das Grußwort der Israelitischen Kultusgemeinde sprach, machte darauf aufmerksam, dass zum Begreifbarmachen der Religionen die Jugend mit herangezogen werden müsse.¹⁸⁴

1998 erschien ein Bericht zur WdB unter dem Titel: „Die Woche der Brüderlichkeit soll auch Zivilcourage stärken“. Die katholische Vorsitzende, Ingrid Weiß, verstand das Motto: „Wenn nicht ich, wer? Wenn nicht jetzt, wann?“ als Aufruf zur Zivilcourage. Dies äußerte sie bei der Eröffnungsfeier im Studio der Landesgirokasse. Das Leitwort ist die gekürzte Wiedergabe eines Spruches von Rabbi Hillel. Als Beispiele für Zivilcourage stellte die CJZ Stuttgart die Forschungsarbeit von Manuel Werner über Juden in Nürtingen und eine Ausstellung von Alfred Hagemann über jüdische Publikumsliebhaber der 20er und 30er Jahre vor. Iris Magdowski, als Vertreterin der Stadt, machte auf das Auftreten islamistischer Fundamentalisten aufmerksam. Sie würdigte das Engagement der CJZ, die zu diesem Zeitpunkt 660 Mitglieder zählte. Meinhard Tenné forderte Unterstützung für Israel und fragte, was von den Leitworten der vergangenen Jahre geblieben sei. Er wollte eine Neuorientierung der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit.

Reinhold Mayer aus Tübingen sprach über Rabbi Hillel, den er als „jüdischen Sokrates“ bezeichnete. Auf einer Stadtrundfahrt wurden in der Woche der Brüderlichkeit die Spuren jüdischen Lebens in Stuttgart nachgezeichnet. Eine Musikgruppe trat mit hebräischen Liedern im Gemeindesaal der Israelitischen Religionsgemeinschaft auf.¹⁸⁵

Die Woche der Brüderlichkeit **1999** war begleitet von zwei weiteren christlich-jüdischen Ereignissen: Der Purimball fiel diesmal mit dem 20jährigen Jubiläum des TSV Makkabi zusammen. Die Stuttgarter Zeitung wies darauf hin, dass die jüdischen Sportvereine 1938 von den Nationalsozialisten verboten worden waren und erst 1965 in Deutschland wieder ein Makkabi-Verein gegründet worden war.¹⁸⁶

Zu einem Eklat kam es am Kirchentag, der in dem Jahr in Stuttgart stattfand: Die gemeinsame Veranstaltung der „Arbeitsgemeinschaft Juden und Christen“, die eigentlich drei Tage hätte dauern sollen, wurde abgebrochen, weil das Kirchentagspräsidium eine Gruppe zum „Markt der Möglichkeiten“ zugelassen hatte, die Juden zum Christentum bekehren wollte. Jüdische Gäste zogen sich daraufhin zurück.¹⁸⁷

Im März **1999** erschien ein Bericht zur Woche der Brüderlichkeit unter dem Titel: „Die Woche der Brüderlichkeit mahnt zur Umkehr“. Die Stuttgarter Zeitung berichtete, dass bei der Eröffnung eine kritische Bilanz des christlich-jüdischen Dialogs gezogen worden sei. Sozialbürgermeisterin Gabriele Müller-Trimbusch verglich die Menschen mit einem Puzzle, bei dem alle Teile zusammengehören.

Der Weinheimer Schuldekan Albrecht Löhrbacher kritisierte die Kirchen, die die Tradition fortsetzten, ihre Identität durch Abgrenzung von den Juden zu bestimmen. Dies schade dem christlich-jüdischen Dialog. Derartige Tendenzen fänden sich in Predigten, Unterrichtsmaterialien und theologischen Abhandlungen. Außerdem gebe es das Bemühen, Juden zu missionieren. Die Geschichte der Abgrenzung vom Judentum sei mit Blut getränkt und dürfe nicht fortgesetzt werden. Außerdem sagte Löhrbacher, man müsse gegen die Privatisierung des Gedenkens kämpfen und bezog sich damit auf Wartin Walser. Es fehle ein angemessenes Gedächtnis für jene, die in der NS-Zeit Juden gerettet hätten. Meinhard Tenné, der Vorstandssprecher der Israelitischen Religionsgemeinschaft Württembergs, stellte fest, dass die

¹⁸⁴ Vgl. „Religion soll greifbar werden“, in: Stuttgarter Zeitung, 05.03.1997, S. 21

¹⁸⁵ Vgl. „Die Woche der Brüderlichkeit soll auch Zivilcourage stärken“, in: Stuttgarter Zeitung, 10.03.1998, S. 19

¹⁸⁶ Vgl. Bericht über Purimball, in: Stuttgarter Zeitung, 08.03.1999, S. 20

¹⁸⁷ Vgl. „Juden verprellt: Nur einen Tag bei Kirchentag“, in: Stuttgarter Zeitung, 10.03.1999, S. 22

GcjZ für Juden nicht mehr attraktiv seien. An vielen Orten zählten keine Juden mehr zu den Gesellschaften. Er fragte sich, wie so ein Dialog möglich sein könne.¹⁸⁸

4.2.6 Ab 2000

Am 14. 3. **2000** erschien ein Bericht zum Schuldeingeständnis, das Papst Johannes Paul II. im Namen der katholischen Kirche machte. Der Titel lautete: "Kreuzzüge kann niemand mehr ungeschehen machen". Meinhard Tenné, der auch bei zahlreichen Veranstaltungen der GcjZ anwesend war, bemängelte:

"Das Oberhaupt der katholischen Kirche hatte die Chance, der Welt zu sagen, was eigentlich während des Holocausts geschehen ist. Johannes Paul II. kannte das Judentum und hätte Licht in das Dunkel der jüngsten Vergangenheit bringen können. Leider war die Erklärung nicht klar genug."¹⁸⁹

Von der Woche der Brüderlichkeit **2001** berichtete die Stuttgarter Zeitung unter dem Titel: "Den Wert des Anderen erkennen". Mit einer Feierstunde im Studio der Landesbank Baden-Württemberg sei am Abend des 5. März die Woche der Brüderlichkeit eröffnet worden. Thema war die Zunahme der Fremdenfeindlichkeit in Deutschland. Das Motto lautete: "...denn er ist wie du" (eine Abkürzung des biblischen Gebotes: "Liebe deinen Nächsten, denn er ist wie du", das auch oft übersetzt wird: "Liebe deinen Nächsten wie dich selbst"). Dieser Leitsatz, so Verwaltungsbürgermeister Klaus-Peter Murawski, sei ein Appell zur Freundlichkeit gegenüber Minderheiten. Die katholische Vorsitzende der CJZ, Ingrid Weiß, sagte in Hinblick auf die Erziehung zur Fremdenfreundlichkeit, es gebe nichts Schlimmeres als eine Schule ohne politisches Bewusstsein. Barbara Traub, Mitglied im Vorstand der Israelitischen Religionsgemeinschaft in Baden Württemberg, sprach für den verhinderten neuen Vorstand Martin Widerker. Der Direktor der Katholischen Akademie des Bistums Aachen und katholischer Vorsitzender des DKR, *Hans Hermann Henrix*, diagnostizierte, es gebe zuviel Aggressivität in "unserer" Gesellschaft.¹⁹⁰

2002 lud die katholische Vorsitzende Ingrid Weiß den polnischen Erzbischof Józef Muszynski nach Stuttgart zur Woche der Brüderlichkeit ein. Die Woche stand unter dem Leitmotiv der jüdisch-christlich-polnischen Verständigung.¹⁹¹ Sie erlebte im Zusammenhang mit der Organisation dieser Woche der Brüderlichkeit in Stuttgart zwei gravierende Enttäuschungen. Bereits im August 2001 hatte Sie Bischof Muszynski einen Brief geschrieben, in dem sie ihm ankündigte, dass er mit dem Bischof von Rottenburg und Stuttgart, Gebhard Fürst, gemeinsam einen Gottesdienst in der Kathedrale St. Eberhard in Stuttgart halten könne. Sie hatte Bischof Fürst das geplante Programm zugeschickt und dieser hatte dem nicht widersprochen. Er hatte jedoch Bischof Muszynski eine abgeänderte Form des von Ingrid Weiß verfassten Programms zugesandt, in dem ein gemeinsamer Gottesdienst nicht erwähnt wurde. Erst am 21. Januar 2002, etwa einen Monat vor Beginn der „Woche der Brüderlichkeit“, kam eine Absage von Dompfarrer Brock an Ingrid Weiß. Karl Weiß schrieb daraufhin an das Bischöfliche Ordinariat, an Prälat Bour:

„Sehr geehrter Herr Bour,

im Auftrag meiner Frau möchte ich Ihnen berichten, dass gestern, 21. 01. 2002, der Dompfarrer von St. Eberhard, Herr Brock, angerufen hat und mitteilte, dass Herr Bischof Fürst offensichtlich nichts weiß von dem vereinbarten gemeinsamen Gottesdienst mit Erzbischof Muszynski am 3. März in St. Eberhard. Meine Frau befindet sich zur Zeit im Krankenhaus und kann sich um diese Angelegenheit nicht kümmern.“¹⁹²

¹⁸⁸ Vgl. Woche der Brüderlichkeit mahnt zur Umkehr, in: Stuttgarter Zeitung, 16. 03.1999, S. 20

¹⁸⁹ Vgl. Kreuzzüge kann niemand mehr ungeschehen machen, in: Stuttgarter Zeitung, 14.03.2000, S. 21

¹⁹⁰ Vgl. „Den Wert des anderen erkennen“, in: Stuttgarter Zeitung, 06.03.2001, S. 22

¹⁹¹ Interview vom 24.07.2008 mit Frau Ingrid Weiß, Vorsitzende der CJZ Stuttgart

¹⁹² Brief von Karl Weiß, GcjZ-Mitglied, Theologe, an Prälat Hubert Bour vom 22.1.2002

Ingrid Weiß hatte mitten im Vorbereitungsstress eine Herzattacke erlitten. Die Öffentlichkeit nahm von den Turbulenzen nichts wahr, und die Woche der Brüderlichkeit und der Besuch von Bischof Muszynski gingen scheinbar wie geplant über die Bühne und fanden großen Anklang. Der gemeinsame Gottesdienst der beiden Bischöfe fand nicht statt. Auch ein Podiumsgespräch mit Bischof Muszynski und dem damaligen Ministerpräsidenten von Baden-Württemberg, Erwin Teufel, um das sich Ingrid Weiß monatelang bemüht hatte, kam nicht zustande, weil Erwin Teufel an diesem Tag an der Taufe seines Enkels teilnehmen wollte. Obwohl das Verhältnis zu Bischof Fürst heute gut ist und Ingrid Weiß sich freut, dass er auf die Bedenken hinsichtlich der Piusbruderschaft als erster deutscher Bischof öffentlich einging, ist die Enttäuschung in ihrer Erinnerung hängengeblieben, dass, so sah sie es, die Bedeutung von Bischof Muszynski, der in Polen ein Vorreiter der christlich-jüdischen Verständigung ist, in Baden-Württemberg nicht genügend anerkannt wurde.¹⁹³

Am 12. 3. **2003** berichtete die Stuttgarter Zeitung:

„Das Unrecht hinter dem angeblich Guten - Woche der Brüderlichkeit ist gestern mit Vortrag des Landesrabbiners eröffnet worden“. Das Motto war diesmal: „Uns ist gesagt, was gut ist“. Der erst fünf Monate zuvor in sein Amt eingeführte Landesrabbiner Natanel Wurmser legte das Motto auf der Stuttgarter Hauptversammlung im Forum der LBBW aus. Seine Rede handelte davon, dass Menschen sich oftmals fanatisch für Dinge und Verhaltensweisen begeistern, weil sie sie für richtig und gut halten, und dabei das wirklich Gute vergessen.

Mit Wurmser's Interesse für die CJZ Stuttgart begann eine Entspannung zwischen der CJZ und der IRG Stuttgart, denn sein Vorgänger Joel Berger hatte sich aufgrund der Judenmission einiger freikirchlicher Kreise auch von der CJZ distanziert.

Barbara Traub, Vorsitzende der Israelitischen Religionsgemeinschaft, sprach im Zusammenhang mit ethischen Fragen der Gentechnik vom schwindelerregenden Machbarkeitswahn.

Bürgermeisterin Müller-Trimbusch betonte die Gemeinsamkeit der Religionen im Hinblick auf soziale Werte und ethische Fragen. In der Woche der Brüderlichkeit fand außerdem eine Lesung im Literaturhaus über jüdisches Schreiben in Europa statt, bei der zahlreiche Schriftsteller aus verschiedenen europäischen Ländern anwesend waren.¹⁹⁴

Am 17. 3. **2004** schrieb Carolin Reims über die WdB unter dem Titel: „Mehr miteinander, auch im Gebet - In der Woche der Brüderlichkeit steht die Verantwortung jedes einzelnen im Mittelpunkt“. CJZ-Sprecher Peter Hönig fragte sich bei der Eröffnung im Institut für Auslandsbeziehungen, ob es angesichts der jüngsten Terroranschläge nicht naiv sei, zu glauben, eine Woche der Brüderlichkeit sei noch angemessen. Natürlich könne man Terroristen nicht mit Brüderlichkeit kommen. Terrorismus habe seine Wurzel in Haltungen, die auf „ismus“ endeten, zum Beispiel Egoismus. Es fand ein Gespräch statt zu der Leitfrage: „Wie können sich Juden und Christen, die gemeinsam in Stuttgart leben, näher kommen?“ Gabriele Müller-Trimbusch sprach wieder die Notwendigkeit an, auf junge Leute zuzugehen. Sie lobte die ehrenamtlichen Helfer bei der Integration jüdischer Immigranten aus Russland.

Ari Lipinski, der Geschäftsführer der jüdischen Gemeinde Württembergs, erzählte von Projekten wie der „Mobilen Integration“, die die Eingliederung der jüdischen Zuwanderer in die Stadt erleichtern und Dialoge auch außerhalb der Schulen gestatten sollten. Marina Fundaminski, Geschäftsführerin der CJZ Stuttgart, wünschte sich ein jüdisches Kultur- und Bildungszentrum. Zudem äußerte sie den Wunsch, dass Juden und Christen zusammenkämen, auch um Missverständnisse auszuräumen.

Gabriele Müller-Trimbusch träumte von einem „Crossover“ der verschiedenen Religionen.

„Warum öffnet sich die jüdische Gemeinde nicht und ermöglicht Christen, ihr Gebet mit allen Sinnen mitzuerleben?“¹⁹⁵

¹⁹³ Interview vom 24.07.2008 mit Frau Ingrid Weiß, Vorsitzende der CJZ Stuttgart

¹⁹⁴ Vgl. „Das Unrecht hinter dem angeblich Guten“, Woche der Brüderlichkeit ist gestern mit Vortrag des Landesrabbiners eröffnet worden, in: Stuttgarter Zeitung, 12.03.2003, S. 20

¹⁹⁵ Leins, Carolin: Mehr Miteinander, auch im Gebet, In der Woche der Brüderlichkeit steht die Verantwortung jedes einzelnen im Mittelpunkt, in: Stuttgarter Zeitung, 17.03.2004, S. 23

Darauf antwortete Ari Lipinski, dass er zwar begeistert sei, dass Müller-Trimbusch an einem jüdischen Gebet teilnehmen wolle, aber so einfach sei das nicht. Er verwies auf die Intimität und Geborgenheit, die ein jüdischer Betender in der Synagoge suche. Wenn man die Sprache und die Rituale nicht verstehe, könne man nicht aktiv dabei sein. Eine Sprecherin des Rabbiners habe jedoch geäußert, dass eine Teilnahme in Einzelfällen denkbar sei, berichtete Carolin Leins.¹⁹⁶

Das Jahr **2005** war ereignisreich:

1.) Am 16. Januar 2005 bekam Michael Wieck die Otto-Hirsch Medaille im Stuttgarter Rathaus verliehen.

Michael Wieck wurde 1928 in Königsberg geboren. 1936 wechselte er von der allgemeinen auf die jüdische Schule, weil die antisemitischen Angriffe seiner Klassenlehrerin unerträglich wurden. Als Zeitzeuge des "Dritten Reiches" erlebte er die Deportation von Familienangehörigen und Freunden. Nach dem Krieg wurde er als Deutscher in Rothenstein interniert und war drei Jahre lang Verhören und Folter ausgesetzt. Danach zog er mit den Eltern nach Berlin und spielte für RIAS Violine. Vor seiner Pensionierung im Jahr 1993 war er erster Geiger im Radiosinfonieorchester Stuttgart.¹⁹⁷

2.) Vom 27. 2. bis 12. März 2005 organisierte die CJZ eine Bilderausstellung von Mina Gampel in der Galerie der Domkirche St. Eberhard in Stuttgart.

3.) 2005 veranstaltete die CJZ Stuttgart zur Woche der Brüderlichkeit verschiedene Informationsabende rund um das Thema "Prüfet alles, das Gute behaltet".

- a. Es gab eine Ausstellung "Klezmer - heimisch und hip".
- b. Am nächsten Tag folgte eine Synagogenföhrung mit Rachel Dror.
- c. Am 10. März 2005 las Dr. Hosenfeld aus den Briefen seines Vaters Wim Hosenfeld vor. Der Titel der Lesung war "Ich versuche, jeden zu retten".
- d. Der letzte Tag der "Woche" schließlich bot eine Einführung in Klezmerwelten von D. Fr. Elsässer.

4.) Im April (10. April 2005) fand ein Teenachmittag mit *Yuval Lapide*, dem Sohn von Pinchas Lapide, über Ruth und Boas statt.

5.) Die Mitgliederversammlung mit Wahl des Vorstandes war am 14. April im Gemeindesaal der Israelitischen Religionsgemeinde.

6.) *Professor Benz*, Antisemitismusforscher, hielt am 9. November einen Vortrag über die heutige Situation in bezug auf den Antisemitismus.

7.) CJZ-Mitglied *Jan Jakobowski* bekam am selben Tag die Verdienstmedaille.

Außerdem fanden die traditionellen jährlichen Veranstaltungen statt (s.u.).

Der Vorstand kam acht mal zusammen.¹⁹⁸

2006 wurde die Woche der Brüderlichkeit am 6. März im Stuttgarter Rathaus mit einer Podiumsdiskussion zum Jahresthema „Gesicht zeigen“ eröffnet. Am nächsten Tag gab Michael Wieck ein Konzert. Es folgten eine Veranstaltung des Mädchengymnasiums St. Agnes und eine Synagogenföhrung mit Rachel Dror. Bei der Weihnachtstagung ging es diesmal um die Kabbala und christliche Mystik. *Reinhold Mayer*, der sich weit über Tübingen hinaus einen Ruf als Kenner des Judentums erworben hatte, erhielt die Otto-Hirsch-Medaille. Rachel Dror hatte wie immer mehrere Projekte betreut: Ein Projekt über „Stolpersteine“ mit der Lerchenrainschule in Stuttgart, ein Seminar mit 18 Schülern zum Thema „Jüdische Einflüsse in der deutschen Kultur und in Württemberg“, an dem auch Landesrabbiner Wurmser teilnahm, die Broschüre „Das jüdische Leben in Bad Cannstadt“ und das Lehreraustauschprogramm mit Israel.¹⁹⁹ Die Zeitung der Stuttgarter GcjZ, „Die Brücke“ berichtete von den Ereignissen des Jahres: Das Konzept der "Woche der Brüderlichkeit" dieses Jahres wurde vorgestellt.

¹⁹⁶ Vgl. ebd.

¹⁹⁷ Kulturamt Stuttgart: 2005 – Michael Wieck, <http://www.stuttgart.de/sde/item/gen/151723.htm>, Aburufdatum: 14.08.2008

¹⁹⁸ Vgl. Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit Stuttgart: Tätigkeitsbericht 2005, Stuttgart 2006, S. 1f (Archiv der Geschäftsstelle)

¹⁹⁹ Vgl. Braun, Stephan; Warscher, Sigrid; Weiß, Ingrid: Tätigkeitsbericht 2006 der GcjZ Stuttgart e.V., Stuttgart 2007 (Archiv der Geschäftsstelle)

Britta Frede-Wenger schrieb einen Artikel zum 27. Januar (Schoa-Gedenktag). Sie machte sich Gedanken zu dem Statement von Elie Wiesel, dass das Christentum in Auschwitz gestorben sei und fragte sich, ob man nach Auschwitz noch Christ/in sein könne. Sie wusste die Frage nicht zu beantworten, stellte aber fest, dass es immerhin notwendig sei, heute das Notwendige zu tun, damit das jüdische Volk leben könne. Durch Taten könnten Christen beweisen, dass ihre Religion eine Religion der Hoffnung sei. Dann zitierte sie Dorothee Sölle:

„...wie man nach Auschwitz den Gott loben soll, der alles so herrlich regieret, das weiß ich nicht.“²⁰⁰

Dies bezieht sich auf das Lied:

„Lobe den Herren“

Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren!
Meine geliebete Seele, das ist mein Begehren.
Kommet zu Hauf. Psalter und Harfe wacht auf,
Lasset den Lobgesang hören!

Lobe den Herren, der alles so herrlich regieret,
Der dich auf Adellers Fittichen sicher geführtet,
Der dich erhält, wie es dir selber gefällt;
Hast du nicht dieses verspüret?

Lobe den Herren, der künstlich und fein dich bereitet,
Der dir Gesundheit verliehen, dich freundlich geleitet.
In wieviel Not hat nicht der gnädige Gott
Über dir Flügel gebreitet.

Lobe den Herren, der deinen Stand sichtbar gesegnet,
Der aus dem Himmel mit Strömen der Liebe geregnet.
Denke daran, was der Allmächtige kann,
Der dir mit Liebe begegnet.

Lobe den Herren; was in mir ist, lobe den Namen.
Alles was Odem hat, lobe mit Abrahams Samen
Er ist dein Licht, Seele, vergiß es ja nicht;
Lob ihn und schließe mit Amen!“²⁰¹

Vordergründig drückt ein solches Lied einfach Dankbarkeit und Zufriedenheit mit Gott aus. Doch treten im Zusammenhang mit dem christlich-jüdischen Dialog, und überhaupt im Zusammenhang des zwischenmenschlichen Lebens die Fragen auf:

Was ist mit den Staaten, Situationen, Lebenswegen, die Gott scheinbar doch nicht „regieret“ hat?

Wie fühlen sich Menschen, die mit Mühe ihre Haut vor der Vernichtung retten konnten und dabei ihre Gesundheit eingebüßt haben, Juden wie Christen, wenn sie ein solch naives Gotteslob hören?

Dorothee Sölle half sich mit einem Gebet:

“Und gib mir einen gewissen Geist, dass ich dich loben kann, ohne zu lügen - mit Tränen in den Augen, wenn’s sein muss, aber ohne zu lügen.“²⁰²

²⁰⁰ Frede-Wrenger, Britta: Zum 27 Januar: Denken und Glauben nach Auschwitz. Einige Gedanken zu einem Satz von Elie Wiesel, in: CJZ Stuttgart: Brücke, Informationsbrief der CJZ Stuttgart, Nr. 1/2006, S. 5

²⁰¹ Neander, Joachim, 1580, in: Evangelisches Gesangbuch, Nr. 317

²⁰² Frede-Wrenger, Britta: Zum 27 Januar: Denken und Glauben nach Auschwitz. Einige Gedanken zu einem Satz von Elie Wiesel, in: CJZ Stuttgart: Brücke, Informationsbrief der CJZ Stuttgart, Nr. 1/2006, S. 5

Sie war in einer ähnlichen Situation wie der im Neuen Testament überlieferte Vater eines kranken Jungen, der zu Jesus gesagt haben soll:

„Ich glaube, hilf meinem Unglauben!“²⁰³

Bewusst wendete sich der Artikel von Britta Frede-Wenger nicht an die Kirchen, sondern an die Leser der Mitgliederzeitschrift der CJZ und an Christen als einzelnes Individuum. Sie stimmte mit Ingrid Weiß überein, die auch schrieb, die Gemeinschaft, in der man „Gesicht zeigen“ könne, müsse erst geschaffen werden. Sie war also nicht der Meinung, dass es reicht, in die Kirche zu gehen. Ja, sie schrieb:

“Der christliche Glaube lebte scheinbar unbedroht weiter...und trotzdem hat er sein Leben verloren. Ist es das, was Wiesel uns sagen will?“²⁰⁴

Dies hat aber Wiesel nicht so ausgedrückt, sondern sie selbst.

Professor Berndt Schaller rief zu tatkräftigen Maßnahmen des deutschen Staates gegen die antisemitischen Bestrebungen des iranischen Präsidenten Ahmadinedschad auf, die dieser im Dezember 2005 verlauten ließ.

Ein langer, nicht unterzeichneter Beitrag der „Brücke“ beschäftigte sich mit dem vom Vorstand des Deutschen Koordinierungsrates einberufenen Treffen zwischen Kardinal Walter Kasper und allen deutschen Rabbinern und Rabbinerinnen im Rahmen der „Woche der Brüderlichkeit“ am 9. März 2006 in den Räumen der katholischen Akademie in der Hannoverischen Strasse in Berlin. An diesem Treffen nahmen Kardinal Lehmann (der Vorsitzende der deutschen Bischofskonferenz) und Bischof Huber (der Vorsitzende der evangelischen Kirche in Deutschland) teil. Die Begegnung sollte dazu dienen, die Verständigung und Zusammenarbeit zwischen Christen und Juden bei gegenseitiger Achtung der Unterschiede im Sinne der Präambel des DKR (s. Einleitung) zu fördern.

Ein weiterer Beitrag ging über den Vorsänger Isaac Jacob Harburger, der 1761 in Harburg geboren wurde und in der Gründungsphase der jüdischen Gemeinde in Stuttgart, um 1800, als Vorsänger und Schächter für die Gemeinde tätig war. Dieser legte dar, wie stark das jüdische Leben damals staatlich reglementiert wurde. So musste Harburger für seine Hochzeit um Erlaubnis fragen.

Die Vorsitzende des Erzieherausschusses, Rachel Dror und der Leiter des Literaturkreises, *Jan Jakubowski*, feierten im Januar 2006 85. Geburtstag. Die Rückseite ist den Veranstaltungen des jüdischen Kultur- und Bildungszentrums gewidmet: Ein Klezmer Konzert, ein Filmnachmittag mit dem Film „Ushpizin“, eine „Tu B´shwat-Feier“ und ein Abend mit Professor Arno Lustiger wurden angekündigt.²⁰⁵

2007 hielt Dr. Joachim Hahn den Eröffnungsvortrag zur Woche der Brüderlichkeit. Diese bot unter anderem einen Dialog mit Daniel Krochmalnik und Dr. Klaus Schäfer über die Kabbala (Lehren der jüdischen Mystik).

Die Studienfahrt nach München zur Neuen Synagoge „Ohel Jacob“ im Oktober unter der Leitung von Ingrid Weiß war erfolgreich: 60 Mitglieder schlossen sich an. Der jüdische Friedhof Freudental (wo die GcjZ Stuttgart am Synagogenverein beteiligt ist) war geschändet worden und die Gesellschaft beteiligte sich an einer Protestkundgebung.

Die Mitglieder des Lehreraustauschprogrammes mit Israel boten ein Israel-Seminar mit Informationen über Theodor Herzl, unterschiedliche Volksgruppen und Religionen und Itzak

²⁰³ Die Bischöfe Deutschlands, Österreichs und der Schweiz (Hrsg.): Die Bibel, Altes und Neues Testament, Einheitsübersetzung, Stuttgart 198, Markus 9,24

²⁰⁴ Frede-Wrenger, Britta: Zum 27. Januar: Denken und Glauben nach Auschwitz. Einige Gedanken zu einem Satz von Elie Wiesel, in: CJZ Stuttgart: Brücke, Informationsbrief der CJZ Stuttgart, Nr. 1/2006, S. 5

²⁰⁵ Vgl. Braun, Stephan; Frede-Wegner, Britta: Brücke, Informationsbrief der CJZ Stuttgart, Nr. 1/2006, S. 7ff

Rabin in zwei Württemberger Gymnasien an. Es fanden außerdem verschiedene Projekte mit Schülern statt.

2008 starb Jan Jakobowski, der seit sechs Jahren den Literaturkreis der CJZ Stuttgart betreut hatte.²⁰⁶

4.3 Die GcjZ Stuttgart heute

Die CJZ Stuttgart ist ebenso wie alle anderen „Gesellschaften“ Mitglied in den folgenden Organisationen:

DKR (DKR) und International Council of Christians and Jews (ICCJ). Anders als die GcjZ München, deren Motto lautet: „Reden, lernen, erinnern“, ist es bei der CJZ Stuttgart: „Erinnern, lernen, tun“.

Auch nach außen präsentiert sich die Gruppe stärker über das Tun als über das Reden. Ein Beispiel ist die Projektküche: Die Vorsitzende des Erzieherausschusses, Rachel Dror, kocht auf Anfrage mit Interessenten koschere Rezepte. Ein weiteres Beispiel wäre das Projekt, bei dem Rachel Dror mit Schülern einen Cannstatter Parkplatz umgestaltete, auf dem bis 1938 eine jüdische Synagoge gestanden hatte. Diese war von Nationalsozialisten abgebrannt worden. Schüler stellten dort unter Anleitung des Künstlers Michael Deiml unter anderem verfremdete Verkehrsschilder auf, etwa mit einem großen Fragezeichen statt eines Parkplatzschildes und einem Warnschild:

„Anlieger frei bis 9. November 1938, politische Führung geändert“.²⁰⁷

Neben diesen fanden noch zahlreiche andere Projekte statt.

Die CJZ Stuttgart beschäftigt sich auch mit jiddischer Folklore, Klezmermusik usw. Sie präsentiert ein „Judentum zum Anfassen“. Besonders intensiv sind ihre Kontakte nach Israel, im Vergleich mit München gibt es hier eine engere Verbindung, schon durch die Partnerschaft der Stadt Stuttgart mit dem jüdischen israelischen Shavei Zion.

Deutlicher als die Münchner Gesellschaft stellt die Stuttgarter in ihrer Broschüre heraus, dass sie sich an *jedermann* wendet:

„Um die Ziele der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit verwirklichen zu können, sind wir auf aktive und passive Mitglieder aus *allen Bereichen und Generationen unserer Gesellschaft* [Hervorhebung von mir] angewiesen.“²⁰⁸

Auf ihrer Internet-Seite stellte der ehemalige Oberbürgermeister von Stuttgart, Professor Manfred Rommel, Sohn des sogenannten „Wüstenfuchses“, die Grundlagen der CJZ dar:

“Das ist uns wichtig: In der CJZ setzen sich christliche und jüdische Bürger und Bürgerinnen gemeinsam für Gerechtigkeit, Freiheit und Solidarität zwischen den Menschen ein. Die CJZ ist bestrebt, vorhandene Vorurteile und Missverständnisse zwischen Menschen und Gruppen aufzuarbeiten und nach Möglichkeit aufzulösen. Die CJZ unterstützt aktiv die Begegnung von Menschen verschiedener Nationalitäten, Religionen und Kulturen. Die CJZ ist für die Einhaltung der Menschenrechte, gegen Rassismus und Intoleranz, Antisemitismus und Antijudaismus jeglicher Art. Die CJZ tritt ein für Fairness und Freundschaft mit dem Staat Israel.“²⁰⁹

Der Verleger *Heinz M. Bleicher*, der ab 1981 evangelischer Vorsitzender der CJZ Stuttgart war und 2005 verstorben ist, spielte eine wichtige Rolle für den Verein.

²⁰⁶ Vgl.: Müller-Trimbusch, Gabriele; Warscher, Sigrid; Weiß, Ingrid: Tätigkeitsbericht 2007 der GcjZ Stuttgart e.V., Stuttgart 2008 (Archiv der Geschäftsstelle)

²⁰⁷ Dror, Rachel; Hagmann, Alfred (Hrsg.): Jüdisches Leben in Stuttgart-Bad Cannstatt, Stuttgart 2005, S. 21, Informationen über das Projekt: S. 20ff

²⁰⁸ CJZ Stuttgart: Erinnern, Lernen, Tun, Stuttgart 2006 (Broschüre)

²⁰⁹ Rommel, Manfred: Das ist uns wichtig, http://www.alemannia-judaica.de/cjz_stuttgart.htm, Erscheinungsdatum: 23.05.2008, Abrufdatum: 14.08.2008

Im Internet präsentiert sich die CJZ Stuttgart zusammen mit dem Verein "Allemannia-Judaica" auf den Seiten: www://http:alemannia-judaica/cjz.stuttgart.htm. Manfred Rommel schrieb in der Präsentationsbroschüre der CJZ Stuttgart zum Thema "Woher wir kommen":

"Wie konnte für die Deutschen eine Aussöhnung, ja ein Zusammenleben mit einem Volk möglich sein, dessen Vernichtung mit dem zynischen Begriff "Endlösung" betrieben worden war? Behutsam wurde eine gemeinsame Basis geschaffen zur Überwindung der unheilvollen Vergangenheit. Dabei müssen die Leiden der jüdischen Bürger unvergessen bleiben, ihre Opfer sind Mahnung und Verpflichtung vor allem für die nachfolgenden Generationen, denen das erlebte Wissen fehlt."²¹⁰

Der Titel "Woher wir kommen" bezieht sich auf ein Zitat aus der gleichen Broschüre, in der der Text abgedruckt ist, aus den "Sprüchen der Väter":

"Betrachte folgende drei Dinge, so kommst du nicht in die Gewalt der Sünde: Wisse woher du kommst, wohin du gehst und vor wem du einst Rechenschaft abzulegen hast." (Akabja, Sohn des Mahalalel)

Traditionen, die von der CJZ Stuttgart aufrechterhalten werden, sind:

1. Woche der Brüderlichkeit
2. Kontakte zum Patendorf der Stadt Stuttgart in Israel, Shavei Zion
3. Veranstaltung der Woche der Brüderlichkeit seit 1978
4. Alljährliche Gedenkstunde am 9. November
5. Alljährliche Gedenkstunde am 1. Dezember wegen der Deportation der Stuttgarter Juden an diesem Tag
6. Jährliche Verleihung der Otto-Hirsch Medaille
7. Jahresausflüge zu Stätten der jüdischen Geschichte seit 1980
8. Weihnachtstagung mit Ingrid Weiß, jährlich zwischen Weihnachten und Neujahr
9. Stammtisch (einmal im Monat)
10. Kontakte zu ehemaligen jüdischen Stuttgarter Bürgern²¹¹

Um die heutige Situation im Überblick darzustellen, möchte ich die Mitgliederstatistiken der letzten vier Jahre zusammengefasst präsentieren²¹²:

Jahr	Mitgliederzahl (am 31.12)	Eintritte	Austritte	Todesfälle
2004	437			
2005	420	13	22	8
2006	402	6	19	5
2007	390	9	14	7

Die Mitgliederzahl ist also in den letzten vier Jahren um 47 Leute gesunken.

Wie die meisten Gesellschaften hat sie mit dem Problem zu kämpfen, dass sie
 - auf der einen Seite Menschen bei sich hat, die alt genug sind, um Zeitzeugen des 2. Weltkrieges und der Shoa zu sein, was essentiell wichtig für die Weitergabe historischen Wissens ist,
 - auf der anderen Seite aber junge Leute als Mitglieder fehlen, die eigentlich die Adressaten dieser Erfahrungen sein sollen. Dies wird jedoch dadurch abgemildert, dass der Erzieherausschuss sich an verschiedene Stuttgarter Gymnasien wendet und dort Projekte macht.

²¹⁰ Rommel, Manfred: "Woher wir kommen", in: CJZ: Erinnern, Lernen, Tun, Stuttgart 2006 (Broschüre)

²¹¹ CJZ Stuttgart e.V. (Hrsg.): Gegen das Vergessen, 40 Jahre CJZ Stuttgart, Stuttgart 1989, S. 39ff ; Interview vom 03.07.2008 mit Frau Ingrid Weiß, Vorsitzende der CJZ Stuttgart

²¹² Vgl. CJZ Stuttgart: Tätigkeitsberichte 2005-2007, Stuttgart 2005-2008 (in der Geschäftsstelle der CJZ Stuttgart)

Die Geschäftsstelle befindet sich im Haus der Diakonie, Stuttgart in der Büchsenstr. 34, zentral gelegen und nicht weit von der Stuttgarter Fußgängerzone.

Die Geschäftsleitung haben Marina Fundaminski und Inga Horn inne.

Laut Satzung (von der Mitgliederversammlung 1980 in ihrer heutigen Form erstellt) gibt es folgende Organe der CJZ Stuttgart:

1. Vorstand
2. erweiterter Vorstand
3. Mitgliederversammlung
4. Arbeitsausschüsse

Beschlüsse fassen diese Organe durch Stimmenmehrheit, wenn die Stimmen gleich verteilt sind, entscheidet der jeweilige Vorsitzende bzw. entscheiden die drei Vorsitzenden. Der erweiterte Vorstand setzt sich aus dem Vorstand (ein Jude, ein Katholik, ein Evangelischer bzw. in diesem Fall: eine Jüdin, eine Katholikin und eine Evangelische) und weiteren drei Mitgliedern der jeweiligen Religionsgemeinschaften zusammen. Den Vorstand und den erweiterten Vorstand wählt die Mitgliederversammlung. Die Mitgliederversammlung besteht aus den Vollmitgliedern und den Ehrenmitgliedern. (Daneben gibt es noch die Förderer, die allerdings nicht mit abstimmen.)²¹³

Ihre Vorstandsvorsitzenden sind 2008:

Gabriele Müller-Trimbusch, evangelische Vorsitzende

Sigrid Warscher, jüdische Vorsitzende

Ingrid Weiß, katholische Vorsitzende und

Eberhard Kleinmann (Schatzmeister).

Zunächst zu den persönlichen Daten der Vorstandsmitglieder:

Vorstandsmitglieder und Geschäftsführerin:

Gabriele Müller-Trimbusch, evangelische Vorsitzende

Die Mitgliederversammlung wählte Gabriele Müller-Trimbusch 2007 zur evangelischen Vorsitzenden. Frau Müller-Trimbusch ist hauptberuflich Bürgermeisterin für Soziales, Jugend und Gesundheit in Stuttgart und als solche vor allem mit der weit verbreiteten Kinderarmut beschäftigt. Sie nutzt ihre vielfältigen gesellschaftlichen Kontakte und ihren Einfluss als Bürgermeisterin für die Arbeit der CJZ Stuttgart. Sie gehört der FDP an. Geboren wurde sie 1945. Sie studierte Anglistik, Geschichte und Philosophie in Kiel und Bloomington (USA). 1971-1990 war sie Dozentin an der Universität Stuttgart. Seit 1990 ist sie im Bürgermeisteramt. Neben ihrem Amt und dem GcJZ-Vorsitz ist sie noch in 24 weiteren Vereinen bzw. Aufsichtsräten tätig.²¹⁴ 2006 sah sie sich wegen ihrer Entscheidung in einem schwierigen medizinischen Fall heftiger Kritik von Seiten des Leiters des Stuttgarter Hospizes ausgesetzt.²¹⁵ Ihr Vorgänger als evangelischer Vorsitzender war *Stephan Braun*.

Sigrid Warscher, jüdische Vorsitzende (bis 2009)

Sigrid Warscher trat mit ihrem Vorsitz in die Fußstapfen ihres Mannes Josef Warscher. Sie ist 1932 in Stuttgart-Obertürkheim geboren. Ihr Vater, Max Helfer, besaß dort ein großes Kaufhaus. Er war in Obertürkheim beliebt und machte sich deshalb keine Sorgen, dass ihm das Gleiche zustoßen könnte wie so vielen anderen Juden. Dennoch kamen in der Zeit des Nationalsozialismus irgendwann die Kunden nur noch zum Hintereingang ins Kaufhaus herein. Im Herbst 1938 wurde der Vater vor Sigrid Warschers Augen von fremden Männern an-

²¹³ Vgl. CJZ: Satzung der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit Stuttgart e.V., Stuttgart 1980, § 1-23

²¹⁴ Stadt Stuttgart: Frau Bürgermeisterin Gabriele Müller-Trimbusch, <http://www.stuttgart.de/sde/menu/frame/top.php?seite=http%3A//www.stuttgart.de/sde/pers/gen/197.htm>, Abrufdatum: 14.08.2008

²¹⁵ Streit um Sterbehilfe: Hospizleiter attackiert Stuttgarter Sozialbürgermeisterin, in: Stuttgarter Zeitung, Stuttgart 21.09.2006

geholt, sie sah ihn danach nie wieder. Sigrid Warscher kam 1939 mit einem Kindertransport nach England. Dort wurde sie von der mitgereisten Schwester getrennt und kam bei für sie sehr alten (60jährigen) Leuten unter. Mit der Rotkreuzpost schickte sie Briefe an ihre Mutter. Dass sie darin ihre Puppe „Hubert“ erwähnte, hätte der Mutter fast das Leben gekostet, da Nazispione die Post abfingen und unbedingt wissen wollten, wer Hubert ist. Mit 16 Jahren musste Ingrid Warscher nach Deutschland zurück. Die Rückkehr fiel ihr schwer. Auch heute spricht sie in Stresssituationen nur Englisch, kein Deutsch. Sie lernte den 24 Jahre älteren Josef Warscher kennen, der das KZ überlebt hatte und in Stuttgart die jüdische Gemeinde wieder aufbaute und heiratete ihn. Das Paar hatte zwei Kinder, Sigrid Warscher arbeitete als Übersetzerin und Dolmetscherin. Im Rahmen der Aktion „Stolpersteine“ erfuhr sie nach Recherchen, was damals mit ihrem Vater geschehen war. Er war in ein KZ nach Polen verschleppt worden und dort von einem SS-Mann mit der Reitpeitsche zu Tode geprügelt worden. Da es kein Grab gibt, ist es für Sigrid Warscher tröstlich, wenigstens einen „Stolperstein“ zu haben, der an ihren Vater erinnert.²¹⁶

Ingrid Weiß, katholische Vorsitzende

Im Heft 1/2006 der „Brücke“ veröffentlichte die Theologin und Oberstudienrätin a.D. Ingrid Weiß einen Artikel zum Thema der „Woche der Brüderlichkeit“ 2006 „Gesicht zeigen“. Sie versteht „Gesicht zeigen“ als Bereitschaft, ein Risiko einzugehen, um Verantwortung für sich und andere zu tragen. Allerdings brauche es dafür bestimmte Voraussetzungen:

„Wenn wir sie als Leitbilder betrachten, die den Mut hatten, Augen, Ohren und Mund zu öffnen und Empörung über drohendes oder geschehenes Unrecht herauszuschreien, dürfen wir aber die nicht vergessen, denen der Mut fehlte. Sie weisen darauf hin, dass unser Versagen stets eine Möglichkeit unseres Handelns ist. (...) Darum ist es an uns, eine Gemeinschaft zu schaffen, in der immer mehr Menschen den Mut haben „Gesicht zu zeigen“.“²¹⁷

In ihrem Interesse liegt es, dass es immer normaler wird, Gesicht zu zeigen.

Als Motive für ihren Beitritt zur CJZ Stuttgart und für ihr heutiges starkes Engagement nannte sie mehrere Gründe:

1. In ihrer Schule erhielt sie bereits als Schülerin ausführliche Informationen über das „Dritte Reich“ und das Judentum durch den Religions- und Geschichtsunterricht.
2. In den 50er Jahren gab es in Recklinghausen eine Ausstellung „Judaica“, die sie besuchte und die sie beeindruckte.
3. Sie studierte Theologie in Tübingen. Dazu sagte sie:

„Mein Mentor war Herbert Haag, der mit uns religiöses und spirituelles jüdisches Leben erschlossen hat.“²¹⁸

Besonders beeindruckt hat sie an Haag auch, dass er, wie sie sagt, der erste Theologe war, der den Teufel abschaffte.²¹⁹

Außerdem besuchte sie Vorlesungen von Alfons Deissler, damals Professor für alttestamentarische Theologie in Freiburg. Sie wählte als Schwerpunkt die zentralen biblischen Themen des „Alten Testaments“ und studierte Judaistik als persönliche Fortbildung.²²⁰ Zu ihren Aktivitäten als Vorstandsmitglied schrieb sie eine ausführliche Email, die im Anhang zu lesen ist.

Eberhard Kleinmann (Schatzmeister), Jahrgang 1968, ist evangelischer Pfarrer in Sulzbach an der Murr. Zu seinen Arbeitsgebieten gehört die Ökumene.²²¹

²¹⁶ SWR 1 Radioreport, 25.01.2008, 21:30 Uhr

²¹⁷ Weiß, Ingrid, Begrüßung, in: Brücke, Informationsbrief der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit Stuttgart Nr. 1/2006, Stuttgart 2006, S. 2

²¹⁸ Interview vom 03.07.2008 mit Frau Ingrid Weiß, Vorsitzende der CJZ Stuttgart

²¹⁹ Vgl. Haag, Herbert: Abschied vom Teufel, Einsiedeln 1969

²²⁰ Interview vom 03.07.2008 mit Frau Ingrid Weiß, Vorsitzende der CJZ Stuttgart

²²¹ Kleinmann, Eberhard: Portrait, <http://www.ulrichskirche-sulzbach-murr.de/PfarramtII.htm>, Abrufdatum: 22.08.2008

Die Geschäftsführerin **Marina Fundaminski** kam vor über 13 Jahren aus St. Petersburg nach Stuttgart. Sie ist Wirtschaftsingenieurin. Als sie den Posten als Geschäftsführerin bei der CJZ Stuttgart am 1. Dezember 1995 annahm, sprach sie noch wenig Deutsch. Sie meldete sich damals auf eine Stellenanzeige in der Zeitung. Zwar hat sie sich immer als Jüdin gefühlt und auch für ihren Glauben interessiert (anders als viele russische Juden, die heute erst in Deutschland ihren Glauben neu entdecken), aber die christlich-jüdische Problematik war ihr damals noch neu: In St. Petersburg wurden solche Themen nicht diskutiert. Auch die jungen Leute heute in Deutschland, Christen wie Juden, geben sich ihrer Meinung nach untereinander nicht so viel mit dem Thema Religion ab. Vielleicht, so Marina Fundaminski, gehen sie einfach lieber in die Disco. Trotzdem würde sie sich wünschen, wenn zusätzlich zu den Älteren auch mehr junge Leute in die Mitgliederkartei wandern würden.²²²

Die CJZ hat heute noch einen Erzieherausschuss und einen Lehreraustausch mit Israel. (Beides ist in München nicht mehr vorhanden.)

Zum Erzieherausschuss:

Der Erzieherausschuss, der eigentlich „Projekt Schule“ heißt, wird von Rachel Dror geleitet. Sie war Lehrerin in einer Sprachheilschule und hat gute Kontakte zu mehreren Gymnasien in Stuttgart, mit denen sie verschiedenste Projekte macht. Rachel Dror geht häufig als Zeitzeugin zu Schulklassen oder organisiert Zeitzeugengespräche. Sie macht in jedem Jahr ca. 200 Synagogenführungen.²²³ Rachel Dror hat auch eine eigene Homepage: cizprojektschule.de/R.D.html, auf der sie sich selbst vorstellt:

Rachel Dror:

Sie wurde 1921 in Königsberg geboren und besuchte dort von 1931 - 35 das Lyzeum. Bis März `36 machte sie eine Schneiderausbildung, weil ihr der Rabbiner in Hinblick auf die politische Lage dazu geraten hatte. Von Mai `36 bis November `36 bereitete sie ihre Auswanderung nach Palästina in Hamburg vor. Im April `36 ist sie von Triest nach Palästina ausgewandert. Die in Deutschland verbliebene Eltern kamen in Auschwitz um. 1948 trat sie im neugegründeten Staat Israel in den Polizeidienst ein, war für Straßensicherheit und Verkehrsunterricht in 25 Schulen zuständig. 1951 heiratete sie, 1952 gebar sie ihre Tochter, 1957 kehrte sie in die Bundesrepublik Deutschland zurück. Sie nahm eine Banktätigkeit auf, studierte anschließend und arbeitete danach als Lehrerin für bildende Kunst und Technik an der Sprachheilschule bis 1986.

Sie arbeitet mit der Landeszentrale für politische Bildung zusammen, hält Vorträge in Schulen und initiiert und begleitet christlich-jüdische und deutsch-israelische Projekte. Seit 1996 trägt sie die Otto-Hirsch Medaille.

Bereits seit ihrer Geburt in Königsberg sei sie multikulturell geprägt worden. In ihrem Zuhause gab es eine strenge Erziehung, größter Wert sei auf Offenheit gelegt worden.

Als Zeitzeugin fühlt sie sich verpflichtet, das Geschehen von 1933 - 45 möglichst objektiv und ohne religiösen Fundamentalismus zu vermitteln. Bei ihren Schulvorträgen zeigt sie auch Dias von ihrer Familie. Sehr positive Erfahrungen habe sie in den kurzen Pausen der Vorträge gemacht, weil dann Schüler die Gelegenheit zum Gespräch mit ihr nützen, die zum Beispiel ihre Fragen nicht gerne vor der Klasse stellen. Zu den Lehrern merkt sie an:

„Ich bin mir der Schwierigkeiten durchaus bewusst, die in der Vorbereitungsphase für den Lehrer entstehen, denn häufig sind sie selbst noch nie jüdischen Menschen begegnet.“²²⁴

Besonders wichtig sei es, im Unterricht selbstbewusst aufzutreten.²²⁵

²²² Interview vom 15.07.2008 mit Frau Marina Fundaminski, Geschäftsführerin der CJZ Stuttgart

²²³ 2005: 200; 2006: 220; 2007: 198 Synagogenführungen mit Rachel Dror, vgl.: Tätigkeitsberichte 2005-2007 der CJZ Stuttgart, Stuttgart 2006-2008

²²⁴ Interview vom 27. Juli 2007 mit Frau Rachel Dror, Vorsitzende des „Projekt Schule“

Im Januar 1998 leitete Rachel Dror für die CJZ Stuttgart die Ausstellung "Sag´ beim Abschied leise Servus" mit, in der jüdische Sänger und Schauspieler aus der Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg, Publikumsliebhaber, in Stuttgart vorgestellt wurden. Ein langes Interview mit Frau Dror befindet sich im Anhang.

4.4 Was hat sich verändert? Vergleich der GcjZ Stuttgart 1948 und 2008

1. Von allen fünf Ausschüssen, die zu Beginn gegründet wurden, ist allein der Erzieherausschuss, genannt „Projekt Schule“ bis heute erhalten geblieben.
2. Bei der Gründung der CJZ Stuttgart gab es noch keine klare Vorstellung, wie mit kooperationswilligen, aber rechtslastigen Personen umzugehen sei. Im Laufe der Geschichte kam es immer wieder zu peinlichen Berührungen mit angesehenen Persönlichkeiten, die sich im Rahmen gemeinsamer Veranstaltungen oder durch die Auseinandersetzung mit der CJZ Stuttgart als Verfechter rechtslastiger oder antijüdischer Gedanken, bzw. als unreflektierte Verbreiter von Vorurteilen entpuppten, so unter anderem Jörg Zink, Siger Köder und Ernst Gottfried Mahrenholz.²²⁶ (Ingrid Weiß kritisierte Jörg Zink, weil er ein teilweise phanastisch ausgeschmücktes Bild vom angeblichen Chauvinismus der jüdischen Gesellschaft zur Zeit Christi zeichnete und Verständnis für Selbstmordattentäter ausdrückte. Sie kritisierte auch Siger Köder wegen eines Bildes, in dem er Juden klischeehaft-karikaturistisch abbildete.) Johannes Binkowski, Vorstand von 1969 bis 1978, gab während seiner Vorstandschaft, 1977, ein Buch zusammen mit Hans Filbinger heraus, der im zweiten Weltkrieg Marinerichter war. 1978 wurde Filbinger von Rolf Hochhuth öffentlich angeprangert, weil er einen Soldaten noch nach Kriegsende für „undiszipliniertes Verhalten“ bestraft hatte. Im Zuge dessen kamen nach und nach noch andere Urteile, auch zwei Todesurteile, zur Sprache.²²⁷ Die CJZ Stuttgart hat die Zusammenarbeit mit Personen, deren Position gegenüber dem Nationalsozialismus bzw. dem Antisemitismus zweifelhaft war, nach mehreren Konflikten vermieden.
3. Die Mitgliederzahlen sind erst angestiegen (in den 80er Jahren waren es über 600 Mitglieder) und sinken gegenwärtig wieder.
4. Das Verhältnis zum derzeitigen Landesrabbiner Nethanel Wurmser ist besser als zu Joel Berger. Während Joel Berger seit einigen Jahren wegen einiger Fälle von Missionierungsversuchen (außerhalb der Gesellschaften) in Stuttgart die Beteiligung am christlich-jüdischen Dialog ablehnt, nahm Landesrabbiner Wurmser bereits an einem christlich-jüdischen Podiumsgespräch teil. Beide Rabbiner gehören der orthodoxen Richtung an.
5. Das „Projekt Schule“ von Rachel Dror ist aktiv, wie es der Erzieherausschuss vorher nie war. Doch die jungen Leute beteiligen sich nur an den Projekten und treten nicht dem Verein bei.

5. Ein Sonderweg: Die GcjZ Freiburg und Dr. Gertrud Luckner

Während die ersten Gesellschaften in München, Stuttgart und Berlin auf Initiative der Amerikaner gegründet wurden, gab in Freiburg eine bereits im Dritten Reich für die Juden engagierte Einzelperson den Anstoß: Dr. Gertrud Luckner. Sie rettete Juden im Dritten Reich zusammen mit Erzbischof Dr. Conrad Gröber, gedeckt von Prälat Dr. Benedict Kreutz, dem Präsidenten des Deutschen Caritasverbandes. Gertrud Luckner wurde am 26. September 1900 in Liverpool, England geboren. Ihre Eltern, Robert Hartmann und Gertrude Hartmann, Deutsch-Engländer, gaben sie an Karl und Luise Luckner, die ebenfalls Deutsch-Engländer

²²⁵ Vgl. CJZ Stuttgart: Tätigkeitsbericht 2005, Stuttgart 2005

²²⁶ Interview vom 24.07.2008 mit Frau Ingrid Weiß, Vorsitzende der CJZ Stuttgart

²²⁷ Probst, Robert: Historiker über Filbinger, in: Süddeutsche Zeitung, 14./15.04.2007

waren, in Pflege. Ihre ersten Lebensjahre verbrachte Gertrud in England. 1907 übersiedelten ihre Pflegeeltern mit der kleinen Gertrud nach Deutschland. 1922 adoptierten sie Gertrud auch förmlich. Gertrud Luckner begann 1925 ein Studium der Volkswirtschaft an der Albertus-Magnus Universität in Königsberg. Sie machte Praktika in der Gesundheitsfürsorge, Mütterberatung, Familienfürsorge und Berufsberatung. Darüber hinaus arbeitete sie im Fürsorgeseminar des Sozialwissenschaftlers Christian Jasper Klumker mit. 1927 begann sie einen einjährigen Aufenthalt am Woodsbridge College in Selly Oak bei Birmingham, das von Quäkern (eine christlich-pazifistische Gruppierung) geführt wurde. 1929 legte sie ihr Examen als Diplom-Volkswirtin in Frankfurt ab und kehrte danach erneut nach England zurück. 1931 zog sie nach Freiburg wegen ihres Kontaktes zu dort ansässigen pazifistischen Kreisen. Beeinflusst von ihrem Aufenthalt an dem von Quäkern geführten Woodbridge College, war sie Mitglied bei den Quäkern geworden. Außerdem war sie aktives Mitglied des Friedensbundes deutscher Katholiken. Weitere Gründe für den Umzug nach Freiburg waren, dass es Sitz des Instituts für Caritaswissenschaft war, und dass Professor Gerhard von Schulze-Grävenitz dort lehrte, der ein Kenner der englischen Volkswirtschaft war. 1932 organisierte sie einen englischsprachigen "discussion-circle", der sich mit der Lehre der Nazis auseinandersetzte.

Sie war entsetzt über die politische Einstellung der Freiburger Studenten vor dem "3. Reich". An dem "discussion circle" nahm auch ein jüdisches Geschwisterpaar teil. Bereits damals kannte Gertrud Luckner einige Kommunisten persönlich.²²⁸

Ab 1933 wurde ihr Briefwechsel überwacht. Wegen ihrer Auslandskontakte zu pazifistisch eingestellten Menschen stand sie unter Spionageverdacht. 1934 trat sie von der evangelischen zur katholischen Kirche über.

1934 gründete die Caritas ein Netzwerk zugunsten der Juden in Berlin auf Beschluss der Bischofskonferenz. Doch bereits 1938 gab die Caritas die direkte Betreuung katholischer Nichtarier auf, um nicht die steuerrechtliche Gemeinnützigkeit zu verlieren. Gertrud Luckner lehnte jede Form von Diskriminierung ab und hatte vielfältige internationale Kontakte, die ihr noch von Nutzen sein sollten. 1938 promovierte sie bei Professor Gerhard von Schulze Grävenitz mit der Arbeit "Die Selbsthilfe der Arbeitslosen in England und Wales auf Grund der englischen Wirtschafts- und Ideengeschichte" zum Dr. rer. pol.. Sehr früh erfuhr Gertrud Luckner bereits von den Zuständen in den KZs. Nach ihrer Promotion begann sie ihre Tätigkeit beim Deutschen Caritasverband, wo sie auch nach Kriegsausbruch weiter arbeitete.²²⁹

Nach 1938 ermöglichte sie Juden die illegale Ausreise über die Grenze westlich des Bodensees. Dort war die Landschaft unübersichtlich. Gertrud Luckner half den Juden mit selbstgefertigten Karten, die sie wahrscheinlich selbst als Begleiterin der Flüchtigen benutzt hat. Man weiß wenig über ihre derartigen Aktivitäten, da sie auch nach dem Krieg wenig darüber sprach. 1940 begann sie ihre Arbeit an der Caritaszentrale in Freiburg in Abteilung III für Vermissten-Nachforschung und Abteilung IV "Mitarbeit in der Fürsorge für Kriegs- und Zivilgefangene". Im selben Jahr wurde in Freiburg eine Hilfsstelle für „nichtarische Katholiken“ mit Hilfe des Caritasverbandes durch Erzbischof Gröber gegründet. 1941 erhielt Gertrud Luckner einen Ausweis von Erzbischof Gröber, in dem vermerkt war:

"Frl. Dr. Luckner ist von uns mit der Durchführung notwendiger Aufgaben der außerordentlichen Seelsorge betraut."²³⁰

Gertrud Luckner half auch Nicht-Katholiken, also auch allen Juden, bei denen es möglich war, ungeachtet der Konfession und des Glaubens. Sie pflegte eine intensive Zusammenar-

²²⁸ Vgl. Vortrag von Thomas Schnabel am 11.05.2007 in Schloss Großlaupheim, Unterlagen bei der Autorin

²²⁹ Vortrag von Thomas Schnabel am 11.05.2007 in Schloss Großlaupheim, Unterlagen bei der Autorin

²³⁰ Wollasch, Hans-Josef: Betrifft: Nachrichtenzentrale des Erzbischofs Gröber in Freiburg, die Ermittlungsakten der Geheimen Staatspolizei gegen Gertrud Luckner 1942-1944, Konstanz 1999, S. 30

beit mit der Reichsvereinigung der Juden in Berlin und mit Leo Baeck. Von ihm erhielt sie ein Codewort für jüdische Gemeinden.

Der Caritasverband befürchtete nunmehr, wegen ihr den Status des Allgemeinwohles zu verlieren. Aufgrund ihres weit verzweigten Hilfsnetzes konnte es Gertrud Luckner etwa organisieren, dass man sich gegenseitig Juden zuschickte, die je 14 Tage aufgenommen wurden. Alle überlebten. Gertrud Luckner hatte mehrere Ärzte an der Hand, die alte Juden "transportunfähig" schrieben, um zu verhindern, dass sie in Viehwaggons nach Auschwitz verschleppt wurden. Erschwerend für ihre Arbeit wirkte allerdings das mangelnde Engagement der offiziellen Amtskirche und ihr Schweigen bei den Pogromen.²³¹

Ende 1942 fiel ihre Tätigkeit der Gestapo auf. Ab Januar 1943 überwachte sie die Gestapo gezielt. Der Polizeisekretär von Ameln, der ihr hinterherspionierte, verdächtigte sie nicht nur, Juden ins Ausland zu bringen, sondern dachte auch, dass diese Juden hinterher als Agenten für die katholische Kirche arbeiteten. Sie galt bei der Gestapo als "Nachrichtenzentrale des Professor Gröber in Freiburg". Die Informantin über Gertrud Luckner kam vom örtlichen Caritasverband und hieß Bernhardine Israel. Im Zuge der Ermittlungen gegen Gertrud Luckner überprüfte die Gestapo zahlreiche kirchliche Stellen: Diözesan- und Obercaritasverbände, evangelische Geistliche, jüdische Kultusgemeinden, Ordenshäuser und Kardinal Faulhaber. Gertrud Luckner hatte rund 160 Kontakte für ihre Judenhilfe. Die Einschätzung der Gestapo lautete schließlich, dass die katholische Kirche die Judenpolitik des "Dritten Reiches" ablehne und systematisch Juden unterstütze.²³² Zu den Anlaufstellen Gertrud Luckners gehörten das Institut der englischen Fräulein in Nürnberg und die Jesuiten-Niederlassung München. Sie suchte auch gezielt Juden in sogenannten "Mischehen" auf, um sie davon in Kenntnis zu setzen, dass auch ihnen die Deportation drohe und um ihnen bei der sicheren Unterbringung ihres Vermögens behilflich zu sein.

Am 1. März 1943 wurde Gertrud Luckner im D-Zug nach Berlin von der Gestapo festgenommen. Diese verhörte sie lange, immer wieder, insgesamt neun Wochen.²³³

Zwar folterte sie die Gestapo nicht, doch wurde sie drei Wochen lang jede Nacht vernommen, von abends um sechs bis früh um acht Uhr, was man aufgrund des nächtlichen Schlafentzugs eigentlich auch als Folter ansehen muss.

Ihr Verhalten, das sich auf die ethische Prämisse der Nächstenliebe gründete, lag außerhalb der Vorstellungswelt der Gestapo. Nach den Verhören kam Gertrud Luckner ins KZ Ravensbrück.²³⁴ In diesem KZ starben während der Nazizeit 92 000 Frauen.

"Kommunistische Überzeugung bei den Ravensbrückerinnen schreckte sie keineswegs, wusste sie sich doch Wiener Kommunistinnen dankbar, die ihr das Leben im KZ gerettet hätten. Sie fuhr zu Ehemaligen-Begegnungen in dem nun in der DDR gelegenen Lager, unterstützte die Errichtung einer Mahn- und Gedenkstätte dort, bezog aber dabei als internationale Pazifistin stets eine eindeutige Position gegen ideologisch-politische Vereinnahmung."²³⁵

Im April 1945 räumte man dieses KZ und es begann ein Fußmarsch Richtung Westen.

²³¹ Vgl. Vortrag von Thomas Schnabel am 11.05.2007 in Schloss Großlaupheim (Unterlagen bei Autorin)

²³² Wollasch, Hans-Josef: Betrifft: Nachrichtenzentrale des Erzbischofs Gröber in Freiburg, Die Ermittlungsakten der Geheimen Staatspolizei gegen Gertrud Luckner 1942-1944, Konstanz 1999, S. 82

²³³ Vgl. Vortrag von Thomas Schnabel am 11.05.2007 in Schloss Großlaupheim (Unterlagen bei Autorin)

²³⁴ Ebd.

²³⁵ Wollasch, Hans-Josef: Betrifft: Nachrichtenzentrale des Erzbischofs Gröber in Freiburg, Die Ermittlungsakten der Geheimen Staatspolizei gegen Gertrud Luckner 1942-1944, Konstanz 1999, S. 43

Als sie schließlich befreit wurde, war sie gesundheitlich schwer und dauerhaft geschädigt.²³⁶

Nach dem Krieg strengte Gertrud Luckner ein Verfahren gegen Caritas-Mitarbeiter an, die unter Verdacht standen, sie verraten zu haben. Ein Schulleiter, Franz Xaver Rappenecker, räumte daraufhin „taktische Informationen“ ein. Nach dem Krieg setzte sie sich auch für andere vom NS-System Geschädigte ein. So kam sie auch in Kontakt mit dem „Verein der Verfolgten des Naziregimes“. Im August 1947 nahm sie an der vom ICCJ (International Council of Christians and Jews) einberufenen Konferenz zur Bekämpfung des Antisemitismus in Seelisberg am Vierwaldstätter See teil. Sie war die einzige deutsche Frau. Außer ihr nahm aus Deutschland nur der evangelische Pfarrer Curt Radlauer teil. Im Dezember 1947 erarbeitete sie, zusammen mit den Professoren Karl Otto Thieme und Emil Eiffler, ein Hirtenwort für die deutschen Bischöfe, ebenfalls zur Thematik der Bekämpfung des Antisemitismus. Im März 1948 beriet sie sich in Freiburg im kleinen Kreis zu dem Problem: Wie kann ein Gespräch im kirchlichen Raum zur Frage „Christentum und Judentum“ begonnen werden? Welche Konsequenzen sind daraus zu ziehen, dass Christen und Juden erstmals in der Hitlerzeit gemeinsam verfolgt worden sind?²³⁷

Das Ergebnis war eine periodische Publikation als gemeinsames Forum für Katholiken, Protestanten und Juden mit Startnummer zum Jubiläums-Katholikentag in Mainz vom 1. bis 5. September 1948. Dieser erste „Freiburger Rundbrief“ erschien im August 1948. Sein ausführlicher Titel lautete: „Rundbrief zur Förderung der Beziehung zwischen dem alten und dem neuen Gottesvolk...“ Im Geleitwort sprach sie das Schweigen an, die Gleichgültigkeit und Verständnislosigkeit gegenüber dem Geschehenen, den neu aufkeimenden Juden Hass. Sie forderte Sachinformationen, Ursachenforschung und „christliches Besinnen“, um Vorurteile zu überwinden und stellte fest, dass eine Beziehung zwischen Menschen unmöglich sei, wenn ein Gespräch nicht zustande komme.²³⁸ Außerdem gab sie detaillierte Anleitungen, wie man auf judenfeindliche Äußerungen reagieren solle. Gertrud Luckner war außerdem grundsätzlich gegen Judenmission²³⁹

Bald nach dem Erscheinen des ersten Rundbriefes wurde sie Schriftführerin in der 1950 gegründeten GcjZ Freiburg. Bezeichnend ist, dass Gertrud Luckner, die unter den Nationalsozialisten jahrelang Objekt von Ermittlungen war, nach dem Krieg von einem der GcjZ nahestehenden Menschen wieder beobachtet wurde und ein Gutachten über sie erstellt wurde.

„Durch ihre engagierte Art zog Gertrud Luckner mancherlei Kritik und Mißtrauen bei ihren deutschen Mitstreitern, aber auch und insbesondere bei den amerikanischen Stellen auf sich. In einem Dossier, erstellt von Zietlows Assistenten Karl-Heinz Fehsenfeld, wurde ihr große Nähe und Sympathie zu Kommunisten unterstellt. Er empfahl, die Freiburgerin vor die Alternative zu stellen, sich entweder öffentlich von der VVN [Verein der Verfolgten des Nationalsozialismus] zu distanzieren oder ihre führende Position bei der Gesellschaft, wenn nicht die gesamte Arbeit in der Gesellschaft aufzugeben.“²⁴⁰

Zwar sprach Zietlow Luckner nie auf dieses Dossier an, doch offenbar spürte sie sehr wohl das Misstrauen, denn sie hielt ihrerseits kritische Distanz.

1951 bekam sie in Israel den Ehrentitel „Botschafterin der Menschlichkeit“ verliehen.

²³⁶ Vgl. Vortrag von Thomas Schnabel am 11.05.2007 in Schloss Großlaupheim (Unterlagen bei Autorin)

²³⁷ Ebd.

²³⁸ Wollasch, Hans-Josef: Betrifft: Nachrichtenzentrale des Erzbischofs Gröber in Freiburg, Die Ermittlungsakten der Geheimen Staatspolizei gegen Gertrud Luckner 1942-1944, Konstanz 1999, S. 47

²³⁹ Vgl. Vortrag von Thomas Schnabel am 11.05.2007 in Schloss Großlaupheim (Unterlagen bei Autorin)

²⁴⁰ Foschepoth, Josef: Im Schatten der Vergangenheit, Die Anfänge der Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit, Göttingen 1993, S. 169

Die GcjZ Freiburg beteiligte sich nicht an der antibolschewistischen Kampagne der World Brotherhood. Gertrud Luckner kommentierte, dass man dies nach den in Deutschland gemachten Erfahrungen mit dem Antibolschewismus verstehen müsse.²⁴¹

Gertrud Luckner, damals Schriftführerin der GcjZ Freiburg, berichtete im Jahr 1958 dem DKR in einem Brief, dass die Freiburger Gesellschaft sich aus dem Vereinsregister löschen lassen wolle.²⁴² Damit beabsichtigt war wohl, vom DKR und vom Staat unabhängig zu sein.

1960 bereitete Gertrud Luckner zusammen mit Freunden eine Stellungnahme von "Christen-Juden" für das II. Vatikanische Konzil vor. Dieses Papier wurde in Israel und von Vatikanischen Stellen diskutiert. Darüber hinaus verfasste sie zusammen mit anderen Katholiken eine Bittschrift für die "Judenerklärung". Im gleichen Jahr pflanzten Israelis in Nazareth für Gertrud Luckner einen Hain von 1000 Bäumen.

1963 starb Karl Thieme, der lange mit Gertrud Luckner in der Redaktion des Freiburger Rundbriefes gearbeitet hatte. Wie viele, die sich mit großem Engagement und großer Leidenschaft für den christlich-jüdischen Dialog einsetzten, kannte er kaum Ruhepausen. So schrieb Gertrud Luckner über seinen letzten Auftritt bei einer Tagung:

„Auf einer Bahre liegend ist er gekommen und hat er am Montag und Dienstag, den 22./23. Juli seine letzten vier Vorträge gehalten, am Freitag darauf, am 26. Juli, ist er gestorben.“²⁴³

1966 wurde Gertrud Luckner in Israel den "Gerechten der Völker" beigezählt. Im selben Jahr hielt sie ein Referat in Bamberg über Katholizismus und Judentum nach dem Konzil.

1968 beendete sie das Dienstverhältnis mit dem Caritasverband. Den "Freiburger Rundbrief" gab sie weiterhin heraus. 1973 reiste sie wegen des Jom-Kippur-Krieges nach Israel. Für ihren unerschrockenen Einsatz für andere Menschen erhielt Gertrud Luckner zahlreiche Auszeichnungen, unter anderem das Bundesverdienstkreuz Erster Klasse. 1980 bekam sie außerdem die Buber-Rosenzweig-Medaille des Deutschen Koordinierungsrates. 1984 wurde sie Ehrenmitglied der GcjZ Freiburg. Im gleichen Jahr kam Thomas Schnabel auf die Idee, sich mit "Widerständlern" aus dem deutschen Südwesten zu befassen und bemühte sich darum, eigene Auskünfte von Gertrud Luckner über ihre Hilfe für Juden zu erhalten. Doch Gertrud Luckner wollte nicht, dass man über sie schrieb. Den Freiburger Rundbrief betreute sie noch weiter bis 1987. Nach dem Ausscheiden Gertrud Luckners, die die Rundbriefe sehr stark geprägt hatte, stürzte die Redaktion in eine Krise, das Weitermachen ohne sie war schwer. 1993/94 änderte der Rundbrief sein Erscheinungsbild.

Ein Mitarbeiter von Gertrud Luckner, Henri Laufer, bekräftigte, sie habe Hunderten von Juden das Leben gerettet. Wie sehr sie selbst unter dem KZ gelitten hat, kam erst im Alter heraus.

"Zwei amerikanische Autorinnen, die christliche Judenretter ein halbes Jahrhundert "danach" aufsuchten und interviewten, registrierten Gertrud Luckners Reagieren auf eine versehentliche Berührung am Arm; sie schrie "Don't touch me! I was in a concentration camp!"²⁴⁴

Den Erfolg ihrer Rettungsaktionen für verfolgte Juden verdankte Gertrud Luckner ihren vielfältigen Beziehungen während des Krieges, wobei besonders die Quäker, verschiedene Juden, die Liobaschwester, die Caritasmitarbeiter, Erzbischof Gröber und Erzbischof Conrad hervorzuheben sind. Von Vorteil war für sie auch, dass sie gleichzeitig der Quäkergemeinschaft und der katholischen Kirche angehörte. Die Beziehung zur Caritas war jedoch höchst ambivalent und von Missverständnissen geprägt. Während Gertrud Luckner glaubte und der Gestapo gegenüber angab, ihre Vorgesetzten unterstützten ihre Arbeit für katholische "Nichtarier" rückhaltlos, gab eine Mitarbeiterin zu Protokoll, die Caritas sei mit diesem Engage-

²⁴¹ Ebd.

²⁴² Bundesarchiv (BA), Akte B 259/606

²⁴³ Luckner, Gertrud: Professor Thieme in memoriam, in: Freiburger Rundbrief Nr. 57/60, Freiburg 1964, S. 57

²⁴⁴ Wollasch, Hans-Josef: Betrifft: Nachrichtenzentrale des Erzbischofs Gröber in Freiburg, Die Ermittlungsakten der Geheimen Staatspolizei gegen Gertrud Luckner 1942-1944, Konstanz 1999, S. 57 (Anmerkungen)

ment nicht *wirklich* einverstanden gewesen, Gertrud Luckner sei eine Außenseiterin gewesen.

Bei seinen Begegnungen mit Gertrud Luckner fiel Thomas Schnabel ihre große Verehrung für Bischof Gröber auf, mit dem sie so eng zusammengearbeitet hatte. Diese Verehrung hielt auch im Alter noch an.²⁴⁵ Ihr Charakter muss auch innerhalb der Gesellschaften aufgefallen sein, denn Hans Hermann Henrix bemerkte über sie:

“Sie war eine ganz unangepasste Persönlichkeit.”²⁴⁶

Ganz sicher war sie eigenwillig: So ging sie in der GcjZ Freiburg ihren eigenen Weg, der deutlich von den Idealvorstellungen der amerikanischen Kollegen abwich. Obwohl Mitglieder verschiedener GcjZ zahlreiche Artikel im „Freiburger Rundbrief“ veröffentlichten, erklärte mir ein Mitglied der Freiburger GcjZ, dass diese mit dem „Freiburger Rundbrief“ überhaupt nichts zu tun habe.“

1995 starb Gertrud Luckner.²⁴⁷ Die meisten Gesellschaften schreiben einen kleinen Text im Tätigkeitsbericht, wenn besonders aktive Mitglieder versterben, in dem sie ihr Bedauern ausdrücken. Im Tätigkeitsbericht der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit von 1995 stand lediglich:

“Ausgeschieden und verstorben: 29”²⁴⁸

6. Der Deutsche Koordinierungsrat der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit (DKR)

6.1 Gründungsgeschichte

Der Deutsche Koordinierungsrat der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit (DKR) wurde 1949 in Bad Nauheim gegründet, um eine zentrale Stelle für die großen Projekte und die Diskussion der Zielrichtung der einzelnen Gesellschaften zu schaffen. Martin Stöhr merkte jedoch an, dass die Wurzeln weiter zurückreichen: Christlich-jüdische Zusammenarbeit habe viel früher begonnen, im Exil, in den Lagern und bei den viel zu wenigen Hilfs- und Rettungsaktionen.²⁴⁹

Dies ist auch an den Lebensläufen der Mitglieder des ersten Kongresses zu erkennen.

Im März 1949 wurde Knud C. Knudsen, Inhaber des Christian-Verlages, der erste Literarische Direktor des „Koordinierungsrates der Christen und Juden in der amerikanischen Besatzungszone“. Noch im gleichen Monat erfolgte eine erste Tagung eines „zonalen Koordinierungskomitees“. Teilnehmer waren die Geschäftsführer und andere Vertreter der vier bereits vorhandenen GcjZ: München, Stuttgart, Wiesbaden und Berlin. Ab August 1949 gab es monatliche Treffen des zonalen Koordinierungskomitees. Die konstituierende Sitzung des DKR fand am 10. und 11. September 1949 statt. Aufgaben wurden festgelegt: Die Durchführung gemeinsamer Veranstaltungen auf Bundesebene, Kontaktpflege zu Behörden, Parteien und Hoher Kommission, Herausgabe von Publikationen, die bundesweit vertrieben werden sollen. Der Koordinierungsrat ist berechtigt, den einzelnen GcjZ Aufgaben zu übertragen, aber verpflichtet, auf Anregungen einzelner Gruppen einzugehen. Der Vorstand wird aus einem jüdischen, einem evangelischen und einem katholischen Mitglied gebildet. Die Satzung entstand aus dem Vorbild der Satzung des National Council of Christians and Jews und Teilen der Münchner Satzung. „Erster Geschäftsführender Vorstand“ waren: Dr. Alfred Mayer

²⁴⁵ Vgl. Vortrag von Thomas Schnabel am 11.05.2007 in Schloss Großlaupheim

²⁴⁶ Hans Hermann Henrix zum Vortrag von Thomas Schnabel am 11.05.2007 in Schloss Großlaupheim (Unterlagen bei Autorin)

²⁴⁷ Vgl. Ebd., S. 16-58

²⁴⁸ GcjZ/DKR, Tätigkeitsberichte der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit 1995, Bad Nauheim 1996, S. 62

²⁴⁹ GcjZ/DKR, Tätigkeitsberichte der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit 1995, Bad Nauheim 1996, S. 48

(jüd.), Professor Dr. Josef Maria Niehlen (kath.), Universitätsprofessor in Frankfurt und Professor Dr. Erwin Rendslob (ev.), Rektor der Freien Universität Berlin. Außerdem gab es folgende Gremien:

Den Aktionsausschuss:

Er bestand aus dem geschäftsführenden Vorstand, Bankier Heinrich Kirchholtes und Dr. Knud C. Knudsen.

Das Kuratorium:

Es wurde gebildet aus den je drei Vorsitzenden der vier existierenden GcjZ.

Die Mitgliederversammlung,
sie umfasste alle Vorstände.

Als gemeinsame Aufgabe der Gesellschaften und des DKR definierte die Versammlung die Bekämpfung der Vorurteile und Missverständnisse zwischen Menschen unterschiedlicher religiöser und nationaler, sozialer und rassistischer Herkunft. Es gab bei der Festlegung der Aufgaben keinerlei Hinweis auf den Holocaust.²⁵⁰ Die Anwesenden beschlossen:

“(…) ein Erziehungsprogramm zu entwickeln, um einige der Vorurteile zwischen den verschiedenen Gruppen der Gesellschaft abzubauen, die in der Vergangenheit die Geschäftsbeziehungen sowie die sozialen, politischen und religiösen Beziehungen belastet haben und stattdessen Verhaltensweisen zu fördern, die vom Geiste der Brüderlichkeit und des gegenseitigen Respekts unter den Menschen getragen werden.”²⁵¹

In der Anfangszeit gab es noch kein Präsidium wie heute, der Aktionsausschuss spielte eine tragende Rolle. Die Generalsekretäre waren seit Beginn²⁵²:

1950	Dr. Knud C. Knudsen, Carl F. Zietlow
1951	Carl F. Zietlow, Georg Heymann
1952-53	Georg Heymann, Leopold Goldschmidt
1953-64	Leopold Goldschmidt
1964-65	Wolfgang Grimmig
1966	Dr. Hanna Vogt, Herbert Hoss
1966-75	Herbert Hoss
1975-79	Wolfgang Zink
1980-84	Pfr. Otto Schenk
1984-87	Dr. Uwe Adam
1988-90	Dr. Joseph Foschepoth
1991-99	Dr. Ansgar Koschel
2000-2008	Rudolf W. Sirsch

Der neu gegründete DKR legte auch Richtlinien für den Aufbau und die Organisation der örtlichen Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit (und ihre Einbindung in die Bundesebene) fest, die von Carl F. Zietlow herausgegeben wurden. Dabei lassen sich folgende Grundüberzeugungen herauskristallisieren, die für alle GcjZ gelten sollten und in deren Präambel untergebracht werden sollten:

1. Vorurteile und oberflächliche Verallgemeinerungen vergiften das Zusammenleben von Menschen
2. Jeder ist dafür verantwortlich, Vertrauen, Verständnis, Gerechtigkeit und gegenseitige Achtung zu fördern
3. Besondere Verantwortung existiert für die Wiedergewinnung einer vorurteilsfreien Bewertung des Menschen

Als Ziele legte der DKR fest:

²⁵⁰ Vgl. Foschepoth, Josef: Im Schatten der Vergangenheit, Die Anfänge der Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit, Göttingen 1993, S. 26ff

²⁵¹ Bundesarchiv (BA), DKR, B 259/77, Aktenvermerk vom 07.12.1948, S. 74

²⁵² Tabelle: Münz, Christoph; Sirsch, Rudolf: Wenn nicht ich, wer? Wenn nicht jetzt, wann? Zur gesellschaftspolitischen Bedeutung der Deutschen Koordinierungsrates der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit (DKR), Münster 2004, S. 270

1. Förderung einer Erziehung, die das Einvernehmen zwischen Gruppen und die Wahrnehmung von Verantwortung im bürgerlichen und öffentlichen Leben unterstützt
2. Zusammenarbeit zwischen Christen und Juden
3. Zusammenschließung aller Menschen, die die Ursachen der Unduldsamkeit beseitigen wollen²⁵³

Eine Absage wurde allerdings jeglicher religiöser Verschmelzung erteilt:

„Die Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit befasst sich weder mit Fragen gemeinsamen Gottesdienstes, noch mit der Verschmelzung theologischer und religiöser Grundsätze. Sie ist eine Vereinigung von Einzelpersonen und bezweckt weder die Vereinigung religiöser Körperschaften, noch die Beeinflussung der verschiedenen Glaubensbekenntnisse ihrer Mitglieder.“²⁵⁴

Die Vorstände *sollten* ursprünglich folgenden Aufbau haben:

Drei Geistliche: Ein Protestant, ein Katholik, ein Jude

Neun Geschäftsleute, drei „Frauenvertreter“, drei Vertreter der Gewerkschaften, drei Vertreter des Schulamtes und Vertreter von Tageszeitungen, Universitäten und höheren Schulen, der Landesregierung, der Stadtverwaltung, der Polizei, den Vereinen und Jugendgruppen.²⁵⁵

Dieser Aufbau existierte von Anfang an nur auf dem Papier und kam nie vollkommen zum tragen. Dennoch legte er eine Tendenz fest, die einen Beobachter der Geschichte der GcJZ und des DKR beschäftigen muss:

Von Anfang an setzte Carl F. Zietlow, trotz aller Bemühungen um eine Mündigkeit des Volkes, auf eine Umerziehung durch Multiplikatoren und nicht auf den direkten Kontakt zu den „einfachen Menschen“. Dies ist etwa daran zu erkennen, dass er zusammen mit dem DKR festlegte, dass neun Geschäftsleute vertreten sein sollten, aber nur drei Gewerkschaftsmitglieder. Warum? Weil es um die Möglichkeiten ging, das neue Gedankengut an die Menge zu bringen, und da maß man den Geschäftsleuten offenbar mehr Macht zu als den Gewerkschaftsmitgliedern. Das gleiche gilt für den Umstand, dass ausdrücklich Vertreter der Universitäten und *höheren* Schulen, nicht etwa der Haupt- und Realschulen angesprochen werden sollten. Bis heute sind die Mitglieder des „gehobenen Bildungsbürgertums“ in den Vorständen der GcJZ, im DKR und bei Vorträgen deutlich stärker repräsentiert als andere Bevölkerungsgruppen. Es ist aber zu bemerken, dass diejenigen Juden, die aufgrund der Verfolgung im „Dritten Reich“ damals nicht gleich eine langwierige Ausbildung abschließen konnten und somit den sprachlichen und kommunikativen „Code“ der sogenannten „unteren Schichten“ kennen, besseren Zugang zur Jugend haben als die meisten Akademiker, die sich kaum in anderen Milieus bewegen oder diese nur in pädagogischer Absicht aufsuchen. So „können“ z.B. Rachel Dror in Stuttgart und Pfarrer Jörgens in München besonders gut mit Jugendlichen und Kindern umgehen. Könnte man diese Personen noch besser in die offiziellen Feiern der Gesellschaften einbinden, kämen voraussichtlich auch mehr junge Leute.

Für die Ausschüsse des DKR existierte ebenfalls ein Katalog von Richtlinien. Hier soll der „Konfessionen-Ausschuss“ mit seinen Leitmotiven herausgegriffen werden, weil diese Aktivitäten am stärksten bis heute erhalten geblieben sind. Sein Tätigkeitsbereich war:

1. Konzerte mit Kirchenmusik aller drei „Konfessionen“
2. Religiöse Treffen von Angehörigen verschiedener Gruppen
3. Rundfunkprogramme auf dem Gebiet der Zusammenarbeit der Konfessionen – Einflussnahme auf die Gestaltung
4. Heranbildung von Trios für Vorträge in den religiösen Akademien – auch für Jugend- und Frauenorganisationen (Mit „Trios“ war gemeint: Ein Jude, ein Katholik, ein Protestant)
5. Anregung und Ausarbeitung guter Literatur zur Förderung der Intergruppen-Beziehungen

²⁵³ Vgl. Zietlow, Carl F.; DKR: Richtlinien für den Aufbau und die Organisation der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit, BA B 259/105

²⁵⁴ Zietlow, Carl F.; DKR: Richtlinien für den Aufbau und die Organisation der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit, BA B 259/105

²⁵⁵ Vgl. Ebd.

6. Studium der Vorurteile und inneren Gefahren für religiöse Gruppen
7. Predigten von allen Kanzeln über den Gedanken der Brüderlichkeit aller Menschen²⁵⁶

Die Richtlinien auch für die anderen Ausschüsse enthalten im Wesentlichen den Gedanken, durch Bücher, intellektuelle und künstlerische Arbeiten den Gedanken der Brüderlichkeit möglichst weit zu verbreiten. Karl Thieme, Walter Dirks, Adolf Freudentberg, Hans Joachim Schoeps, Harry S. Jones, Carl F. Zietlow und Knud C. Knudsen waren am Konfessionenausschuss beteiligt.²⁵⁷ Professor Karl Thieme fungierte von 1949 bis 1951 als Berater für religiöse Angelegenheiten. Danach trat er der Redaktion des „Freiburger Rundbriefes“ bei. Wie bereits die Gesellschaften, so richtete sich auch der DKR anfänglich stark nach dem Vorbild „National Council of Christians and Jews“ in den USA. Durch einen Streit mit der vom NCCJ abgespaltenen Organisation „World Brotherhood“ im Jahr 1951 kam es zu einer Art „Emanzipationsbewegung“ des DKR und einiger Gesellschaften, die zu einer anderen Entwicklung als in den USA führte, so dass 1958 das damalige Vorstandsmitglied des deutschen DKR, Max L. Cahn, meinte:

„Auch in Amerika heißen sie [die Gesellschaften] so [wie bei uns], doch haben sie dort ganz andere Aufgaben, in erster Linie, die Farbigen zu koordinieren.“²⁵⁸

6.2 Der erste Kongress

1949 fand im Münchner Rathaus ein Kongress zum Thema „Gemeinschaft, nicht Feindschaft“ statt, veranstaltet von Reverend Carl F. Zietlow und Verleger Knud Knudsen. Beide waren ab 1950 Generalsekretäre des DKR. Die Beiträge zu diesem Kongress wurden von Knud Knudsen 1950 unter dem Titel „Welt ohne Hass“ in Berlin herausgegeben. Das Buch soll nach seiner Ansicht ein wertvolles Hilfsmittel für die Vereinsarbeit sein.

In seiner Einleitung legte Knud Knudsen zuerst die Ausgangsposition für die Arbeit an der Verständigung dar, nämlich die damaligen Probleme in Deutschland:

- 1.) Millionen Vertriebene waren zu integrieren.
- 2.) Der Eiserne Vorhang als ideologische Grenze trennte Deutsche.
- 3.) Generale führten das Wort, die in der Nazizeit Oppositionelle erschießen ließen.
- 4.) Es gab zahlreiche Jugendliche, die Hitler noch immer für einen Helden hielten.

²⁵⁶ BA B 259/105

²⁵⁷ Schmidt, Peter: Bericht über die Tagung der Konfessionenausschüsse, Frankfurt 1949, BA B 259-112

²⁵⁸ o.V.: Niederschrift über die ordentliche Mitgliederversammlung des DKR der GcjZ e.V., Oberursel 1958, S. 85, BA B 259-628

Als Grund sah er die Propaganda des Hitler-Regimes an. Zwei Lösungsmöglichkeiten bot er an: Man solle nicht mit dem Finger auf "die Deutschen" zeigen und eine gute Lehrerbildung anbieten.

Die Referenten, die meisten von ihnen Mitglieder der Gesellschaften, legten alle ihre, zum Teil konträre, Vorstellung von einer Welt ohne Hass dar. So bunt diese Zusammenstellung war, so vielfältig muss man sich auch die damaligen Positionen in den Vereinen vorstellen.

Otto von Zwiedineck-Südenhorst: Rasse, Nation und Religion

Der Münchner Soziologe *Otto von Zwiedineck-Südenhorst* sprach über "Rasse, Nation und Religion".

Das "Rassenproblem" trete nur dann auf, wenn das Gleichartige der eigenen "Rasse" im Kontrast zu einer anderen Rasse im eigenen Staat wahrgenommen werde. Merkmale des Habitus, der Haltung, im Benehmen, den Gepflogenheiten, Gewohnheiten und sogar *Bewegungen* würden dann zur Quelle der Entdeckung von Verschiedenheiten zur anderen "Rasse" und der Gemeinsamkeiten der eigenen. So kämen Absonderung, Verachtung und "abergläubische Scheu" gegenüber anderen auf. Ein Symptom des "Wachseins des Rassebewusstseins" sei die Seltenheit sexueller Beziehungen und der Eheschließungen unter den "Rassen". Die Haltung der anderen gegenüber Kindern aus gemischten Ehen könne entscheidend für Endogamie sein, sowie das eigene politische und gesellschaftliche Schicksal. Bei der Wahrnehmung von Verschiedenheit spiele der Glauben an die gemeinsame Tradition eine große Rolle, d.h. Anpassung falle leicht, wenn man eine gemeinsame Geschichte habe. Gemeinschaft wurzle im Gefühlsleben. Ein Volk könne auch eine Kultgemeinschaft sein. Durch den Bund mit Gott seien die verschiedenen israelitischen Stämme zu einer Gemeinschaft geworden. Im gegenwärtigen Judentum spiele die Sehnsucht nach Zion eine wichtige Rolle, allerdings nicht bei allen Gruppen. Es gebe Gegensätze zwischen den Chassidim und den anderen und zwischen Ashkenasim und Sephardim.

Die religiöse Gemeinschaft der Christen sei durch das Blut der Märtyrer und durch die Idee vom Gottesstaates von Augustinus zusammengehalten worden. Alles ins politische gehende Gemeinschaftsgeschehen erscheine als *quantité negliable* gegenüber der Menschwerdung des Menschen. Der Wille zur Besserung der menschlichen Beziehungen weise in Richtung der *civitas Dei*. Als Beispiel für einen Künstler, der zum besseren Verhältnis der Menschen beitrug, indem er mit Katholiken und Juden Umgang pflegte, nannte er Rembrandt van Rijn. Dieser habe außerdem das Alte und das Neue Testament künstlerisch vermittelt.²⁵⁹

Eine Bemerkung dazu:

Man muss sich fragen, ob der Redner Otto von Zwiedineck-Südenhorst Augustinus nur ausschnittsweise gelesen hat. Er nahm „*De civitate Dei*“ als Vorbild für seine Zukunftsvision der Gesellschaft, ohne den Antijudaismus von Augustinus auch nur zu erwähnen. Augustinus räumte den Juden in der christlichen Gesellschaft nur eine untergeordnete Rolle ein. Die Auswahl seines Vorbildes gerade in diesem Zusammenhang ohne kritische Differenzierung lässt eigentlich keinen anderen Schluss zu, als dass der Autor indirekt ausdrücken möchte, dass er keinen großen Wert auf eine gesellschaftlich ebenbürtige Rolle von Juden legt. Dass Zwiedineck-Südenhorst 1918 in Österreich ein „Referat für jüdische Angelegenheiten“ innehatte besagt noch nichts darüber, wie er persönlich über Juden dachte. Schließlich hatte er mit Juden nicht auf Augenhöhe zu tun, sondern als Vorgesetzter. Auch die Verwendung des Begriffes „Rassebewusstsein“ lässt eher auf rassistisches Gedankengut schließen. Er war ein Redner, der versuchte, sich der „neuen Zeit“ anzuschließen und auf dem Laufenden zu bleiben, dessen Rückwärtsgewandtheit allerdings aus jedem zweiten Satz hervorging.

Alois Dempf: Die Einheit der Kultur des Abendlandes

Es folgte der Münchner Philosoph *Alois Dempf* mit einem Beitrag über "Die Einheit der Kultur des Abendlandes".

²⁵⁹ Vgl.: von Zwiedineck-Südenhorst, Otto: Rasse, Nation und Religion, in: Knudsen, Knud: Welt ohne Hass, Berlin 1950, S.14ff

Dempff wollte aus der reichhaltigen Idee des Abendlandes Anregungen für den Kongress schöpfen. Dazu holte er weit aus. Er sah die Einheit des Abendlandes als eine kulturelle, aber nicht politische an. Als Geburtsstunde für die Einheit des Abendlandes sah er die Revolution der Stadtstaaten in der Mitte des 12. Jhds. an. Als nächsten Schritt beschrieb er die Entstehung der Nationalstaaten. Das Mittel der Einigung sei der merkantilistische Geist gewesen. Dempff berief sich dazu auf die Soziologen Scheler und Weber. Eine weitere Wurzel des Abendlandes sei die „rationale Verwaltung“. Nun müsse die Einigung der Nationalstaaten durch eine neue Völkerordnung erfolgen. Letztendlich gehe es um die Überwindung der Nationalidee. Die Einheit der abendländischen Wissenschaft, die Universitäten, könnten hierbei integrativ wirken. Im Zeitalter des Merkantilismus habe das Schlagwort gegolten „Wissen ist Macht“. Es habe aber auch im Dienst der Einigung der Völker gestanden. Für Leibniz hingegen stand das Wissen im Dienst der Nächstenliebe. Heute seien das naturwissenschaftliche Wissen und das technische Können übermächtig. Diese Übermacht habe aber auch zu den Fehlösungen des Imperialismus geführt. Zwischen Wissenschaft und Religion bestehe heute kein ernster Streit mehr. Die großen Soziologen seien es gewesen, die die Einheit der jüdischen Kultur und der westlichen und östlichen Christenheit gesehen hätten. Die Gemeinschaft zwischen Katholiken, Evangelischen und Juden liege im Gebot der Nächstenliebe.²⁶⁰

Rudolf Bultmann: Die alttestamentarische Tradition im christlichen Abendland

Der Marburger Professor für evangelische Theologie *Rudolf Bultmann* sprach über die Bedeutung der alttestamentlich-jüdischen Tradition für das christliche Abendland.

Für Bultmann spielte das Judentum keine Rolle für das christliche Abendland als selbstständig wirkender Faktor, sondern nur als Vermittler. Er führte in seinem Vortrag drei Bereiche auf, die „alttestamentlich-jüdisch“ beeinflusst seien:

- 1.) Die Kunst (Michelangelo, Raffael und andere)
- 2.) Die Poesie (z.B. Goethe)
- 3.) Theologie und Geschichte (Eschatologie, die Gliederung der Geschichte in Epochen, Geschichte als Plan Gottes)

In der bildenden Kunst bemerkte er die Prophetengestalten im Bamberger Dom und Michelangelos Prophetengestalten in den Fresken der Sixtinischen Kapelle im Vatikan. Vor allem bringe die biblische Kunst die alttestamentlich-jüdische Idee zur Anschaulichkeit, dass das Einzelgeschehen ein Glied im großen geschichtlichen Zusammenhang sei, der mit der Schöpfung beginne und mit dem Weltgericht sein Ende finden werde. Ein Beispiel dafür seien die Fresken in Monreale bei Palermo. Auch Bultmann, wie von Zwiedineck-Südenhorst, nannte Rembrandt als Vermittler jüdischer Kultur.

In der Dichtung seien zunächst die jüdischen Dichter Heine und Werfel zu nennen. Alttestamentliche Themen fänden sich außerdem bei Stefan Andres und Thomas Mann. In Goethes viertem Buch von „Dichtung und Wahrheit“ schilderte dieser seine Beschäftigung mit der israelitischen Urgeschichte. Die Betrachtung der Geschichte als Heilsgeschichte sei das vielleicht bedeutendste Erbe der alttestamentarisch-jüdischen Tradition. Außerdem sei die Lehre von den letzten Dingen, die Eschatologie, daraus hervorgegangen und der Glaube an ein Ende der Welt mit Gericht und Auferstehung. Die jüdisch-christliche Geschichtsbetrachtung sei an der Zukunft orientiert und von einem einheitlichen Plan Gottes als geleitet betrachtet. Davon sei auch „*De civitate Dei*“ von Augustinus beeinflusst, ebenso Hegel und Nietzsche. Der abendländische Individualismus betrachtet den Einzelnen unter der Verantwortung vor Gott im Hier und Jetzt. Daraus entstehe die radikale Einsamkeit der Menschen vor Gott. Dennoch bestehe eine Gemeinsamkeit der Liebe unter der göttlichen Gnade. Nach Ansicht Bultmanns sind humanistischer und religiöser Individualismus vereinbar. Während im griechischen Humanismus der Mensch in den Kosmos eingebettet ist, steht er in der christlich-jüdischen Tradition der Welt ablehnend gegenüber, was zur Weltflucht führt. Andererseits

²⁶⁰ Vgl.: Dempff, Alois: Die Einheit der Kultur des Abendlandes, in: Knudsen, Knud: Welt ohne Hass, Berlin 1950, S. 35ff

erlaube aber auch der Schöpferglaube die frohe Zuwendung zur Welt. Er schloss mit einer Betrachtung über die Transzendenz Gottes, welche jedes menschliche Begreifen Gottes übersteige.

Hugo Lang: Christliche Gemeinschaft und kirchliche Zusammenarbeit in katholischer Sicht

Es schloss sich der Benediktinermönch und Radioprediger *Hugo Lang* mit einem Referat zum Thema "Christliche Gemeinschaft und kirchliche Zusammenarbeit in katholischer Sicht" an.

Die christlichen Kirchen seien zerspalten, so Lang, was durch die vielen Denominationen in den USA bis ins Grotoske gesteigert sei. Der gegenwärtige Konflikt zwischen Ost und West sei durch die Trennung von Ost- und Westkirche vorgebildet. Die Not der Nazizeit habe ein gemeinsames Nein des Protestes der verschiedenen religiösen Gruppen hervorgerufen, nach dem Krieg seien sie aber wieder auseinandergeschieden. Bisher habe sich Rom an den Einigungsbemühungen, die zunächst durch den schwedischen Erzbischof Söderblom, dann unter Führung der Anglikaner stattgefunden hätten, nur mit frommen Segenswünschen beteiligt. Ökumene und Katholika stünden sich gegenüber. Das Wiedervereinigungsstreben werde als Untreue gegen die eigene Glaubenstradition aufgefasst. Hugo Lang selbst befürchtete große Verluste durch die Wiedervereinigung der beiden Kirchen. Er sprach sogar vom katholischen oder protestantischen *Menschentyp*. Es gebe den Vorwurf, die Unionsfreunde betrieben Verrat am Deutschtum. Als Argument für die Ökumene gelte das Zusammenhalten gegen den Unglauben. Außerdem spreche dafür Joh. 17,21: "Lasse die Meinen alle eins sein (...)" Allerdings dürften sich die Kirchen nicht gegenseitig als Missionsgebiet betrachten. Lang war trotz allen Schwierigkeiten der Meinung, dass ein Auftrag Christi zur Ökumene existiere.

Er hielt seinem Publikum allerdings vor allem die trennenden Ereignisse vor Augen. Zum Beispiel ein Vorkommnis aus der Stadt Marburg, die überwiegend evangelisch ist, aber auch katholische Einwohner hat, die die Heilige Elisabeth verehren. Heiligenverehrung ist bekanntlich in der evangelischen Kirche unüblich. So kam es, dass in Marburg 1927 alles laute Singen und Beten in der Elisabethkirche zur 700-Jahr-Feier der hl. Elisabeth verboten wurde. Dringendstes Gebot, meinte Lang, sei der Abbau alter Vorurteile. Nicht-Katholiken sei vor allem die Lehre von der Unfehlbarkeit des Papstes, von der Unbefleckten Empfängnis und die Lehre vom Ablass unverständlich. Lang dachte, durch eine verständlichere Darstellung sei dies zu überwinden. Die Una-Sancta-Bewegung gehe einen schweren Weg. Das Nächstliegende sei, dass man miteinander rede und sich kennen und schätzen lerne. Der "1. Kongress für bessere menschliche Beziehungen" (wie der Kongress auch genannt wurde) sei dazu ein erster Schritt. Es stelle sich allerdings die Frage, ob ein Katholik überhaupt tolerant sein *dürfe*. Es gebe vier Gründe für die Meinung, ein Katholik dürfe nicht tolerant sein:

- 1.) Die Erinnerung an die Inquisition, die Gegenreformation und die Ketzerverfolgungen
- 2.) Die Lehre der Kirche, dass sie die alleinseligmachende sei
- 3.) Der Vorwurf, die Kirche erstrebe irdische Macht und
- 4.) Der Vorwurf konfessioneller Politik.

Tatsächlich sei dogmatische Toleranz dem Katholiken verboten.

"Sie [die gläubige Gewissheit] verbietet mir jede Geringschätzung, jede Herabsetzung, jede Anfeindung des Ungläubigen, der zwar nach meiner Ansicht ärmer und ungesicherter ist als ich, aber nicht schlechter oder dümmer. Ich werde mich gedrängt fühlen, ihn möglichst von Vorurteilen und Fehlurteilen zu befreien (...) Wie ich dem Andersdenkenden die objektive Geltung seiner Überzeugung nicht zuerkennen kann - ich müsste ja sonst seinen Glauben selbst annehmen - so muss ich jedem die subjektive Ehrlichkeit zubilligen, solange er sich nicht bewusster Verdrängung besserer Einsicht hinreichend verdächtig gemacht hat."²⁶¹

²⁶¹ Lang, Hugo: Christliche Gemeinschaft und kirchliche Zusammenarbeit in katholischer Sicht, in: Knudsen, Knud: Welt ohne Hass, Berlin 1950, S. 67f

Letztendlich bleibe es der kirchlichen Führung überlassen, die kirchliche Zusammenarbeit zu bestimmen und auszurichten.²⁶²

Der Beitrag von Hugo Lang zeigt, dass das Prinzip der "Gemeinschaft in der Vielfalt" am Anfang ein Problem war und dass Missionierungsversuche, und zwar auch unter Christen, durchaus eine Gefahr für die Harmonie darstellten. Lang argumentierte nach dem Prinzip: Es kann nur eine Wahrheit geben, und diese ist entweder bei mir oder bei dem anderen. Er ließ weder den Gedanken aufkommen, jeder könne vielleicht in einzelnen Punkten recht haben, oder jeder kenne einen Teil der Wahrheit. Auch kam ihm nicht die Idee, dass möglicherweise Religionen verschiedene Formen seien, eine transzendente Wahrheit auszudrücken, die alle ihre eigene Berechtigung hätten. Warum man aber mit jemandem zusammenarbeiten sollte, der nicht im „Besitz der Wahrheit“ ist, blieb eine offene Frage. Das Ziel, Vorurteile auszuräumen, verstand er auf eine ganz subjektive Art: Alles, was nicht der christlichen bzw. katholischen Lehre entspricht, waren für ihn Vorurteile.

Hans Joachim Schoeps: Probleme christlich-jüdischer Verständigung

Der Religionshistoriker *Hans Joachim Schoeps* erläuterte Probleme christlich-jüdischer Verständigung.

In seinem Referat grenzte er Juden und Christen gegen die "Gottlosigkeit" ab:

"(...) Judentum und Christentum haben einen gemeinsamen Feind, die allgemeine Gottlosigkeit, die überweltliche Kräfte und Zusammenhänge leugnet."²⁶³

Er machte deutlich, dass Christen als "Noachiden", das heißt, als solche, die die noachidischen Gebote einhalten, von Juden anerkannt werden.

Dazu ist zu erläutern, dass sich die Noachidischen Gebote im Text der Genesis (9, 1-6) finden und aus jüdischer Sicht für alle Völker gelten:

"Dann segnete Gott Noach und seine Söhne und sprach zu ihnen: Seid fruchtbar, vermehrt euch und bevölkert die Erde! (...) Alles Lebendige, was sich regt, soll euch zur Nahrung dienen. Alles übergebe ich euch wie die grünen Pflanzen. Nur Fleisch, an dem noch Blut ist, dürft ihr nicht essen. Wenn aber euer Blut vergossen wird, fordere ich Rechenschaft, und zwar für das Blut eines jeden von euch. (...) Wer Menschenblut vergießt, dessen Blut wird durch Menschen vergossen. Denn: Als Abbild Gottes hat er den Menschen gemacht."²⁶⁴

Schoeps nimmt grundsätzlich eine offene Haltung gegenüber dem Christentum ein. Er respektiert den christlichen Weg als Alternative. So sagt er:

Dieser auf den leiblichen Samen Abrahams bezogene Bund, der allenfalls noch auf den sich Israel anschließenden "Ger zedeck" (Vollproselysten) aus der Völkerwelt erweitert wurde, schließt in keiner Weise aus, dass außerhalb dieses Israelitischen Heilsraumes auch noch *andere Bundeschlüsse Gottes* [Hervorhebung von mir] mit der Menschheit stattgefunden haben mögen(...)"²⁶⁵

Er kritisiert die christliche Kirche allerdings auch: Sie müsse eine Meinung aufgeben, die Meinung von der weltzeitlichen Verstockung Israels.

Juden und Christen gehen nach seiner Ansicht nebeneinander her, "bis sich die Parallelen schneiden".

Am Ende könne es sein, dass der von Juden erwartete Messias dasselbe Antlitz trage wie der wiederkommende Christus.²⁶⁶

²⁶² Vgl.: Ebd., S. 55ff

²⁶³ Schoeps, Hans Joachim: Probleme der christlich-jüdischen Verständigung, in: Knudsen, Knud: Welt ohne Hass, Berlin 1950, S. 73f

²⁶⁴ Die Bischöfe Deutschlands, Österreichs und der Schweiz (Hrsg.): Die Bibel, Altes und Neues Testament, Einheitsübersetzung, Genesis 9, 1-6

²⁶⁵ Schoeps, Hans Joachim: Probleme der christlich-jüdischen Verständigung, in: Knudsen, Knud: Welt ohne Hass, Berlin 1950, S. 77

²⁶⁶ Ebd., S. 78-80

Schoeps war der erste Redner, der eine neue Perspektive eröffnete: Es könnte sein, dass Gott auch *andere* (nicht minderwertige) Bundesschlüsse gemacht hat. Das heißt, es könnte möglich sein, dass nicht nur eine religiöse Gruppe recht hat, sondern jede einzelne eine eigene, richtige Beziehung zu Gott hat. Dies war die einzige bisherige Position auf dem Kongress, die einen Umgang mit Andersgläubigen erlaubte, bei dem keiner sein Gesicht verliert bzw. sich belehren lassen musste. Es sollte sich aber sofort zeigen, dass damals die Zeit für eine solche Denkweise noch nicht reif war.

Michael Schmaus: Das Verhältnis der Christen und Juden in katholischer Sicht

Der Münchner katholische Theologe Michael Schmaus sprach über das Verhältnis der Christen und Juden in katholischer Sicht.

Er begann seinen Vortrag damit, dass es seiner Meinung nach zu den großen Geheimnissen der Geschichte gehöre, dass das Schicksal aller Völker durch das Schicksal des jüdischen Volkes wesentlich mitbestimmt werde.²⁶⁷

Seine Haltung zum Judentum war ambivalent, wenn nicht judenfeindlich zu nennen. Einerseits bezeichnete er den Bund Gottes mit Abraham als unzerstörbar, andererseits sprach er verallgemeinernd vom "jüdischen Volk" beim Prozess Jesu, so als habe das ganze Volk an diesem Prozess teilgenommen.²⁶⁸

Das Leid, das Juden widerfahren ist, deutete er als Strafe Gottes:

"Der widerstrebende Teil Israels soll durch den Sturz aus seiner einstigen Höhe durch alle Heimsuchungen zur Besinnung gerufen werden."²⁶⁹

Außerdem meinte er:

"Wie der Anfang des Heiles aus dem jüdischen Volke kam, so ist das endgültige Heil durch seine Bekehrung bedingt."²⁷⁰

Der toleranten Haltung von Hans Joachim Schoeps begegnet er mit Ablehnung:

"Der Christ weiß nichts von zwei parallel nebeneinander laufenden Heilswegen bzw. von zwei nebeneinander bestehenden Bündeln (...) Der Christ sieht im Juden den älteren Bruder, der die Zeichen der Zeit, nämlich des neuen "Äon", noch nicht sieht. Er fühlt die Verpflichtung, ihm zur rechten Sicht zu verhelfen."²⁷¹

Es ist bemerkenswert, dass hier nach allem, was geschehen ist, ein Jude derjenige ist, der die Hand ausstreckt und eine offene Haltung einnimmt und daraufhin von dem Katholiken zurückgewiesen wird. Normalerweise ist es eher üblich, dass derjenige, der Schaden angerichtet hat, die Hand dem Geschädigten ausstreckt und um Verzeihung bittet. Wenn es sich um Gruppen dreht, von denen die eine die andere angegriffen hat, werden Sprecher oder Botschafter ausgesandt, die im Namen ihrer Gruppe die Entschuldigung übernehmen. Im Fall des Kongresses wagte es Hans Joachim Schoeps, auf die Christen zuzugehen und wurde dafür in zweierlei Hinsicht gedemütigt:

1. Sein religiös-theoretisches Annäherungsangebot wurde abgelehnt.
2. Das Leid, das seinem Volk widerfahren war, wurde als gottgewollt interpretiert.

Auffällig ist übrigens außerdem, dass bis zu diesem Punkt in dem ganzen Buch das "3. Reich" fast vollständig ignoriert wurde oder nur in Andeutungen angesprochen wird.

²⁶⁷ Schmaus, Michael: Das Verhältnis der Christen und Juden in katholischer Sicht, in: Knudsen, Knud: Welt ohne Hass, Berlin 1950, S. 81

²⁶⁸ Ebd., S. 83ff

²⁶⁹ Schmaus, Michael: Das Verhältnis der Christen und Juden in katholischer Sicht, in: Knudsen, Knud: Welt ohne Hass, Berlin 1950, S. 89

²⁷⁰ Ebd., S. 89

²⁷¹ Ebd., S. 89ff

Barth, Carola: Protestantismus und Judentum

Erstmals ging *Carola Barth* darauf näher ein.

Sie referierte über Protestantismus und Judentum. Dabei klammerte sie nicht aus, was Luther in seinem "Alterswerk" schrieb:

"Bis zur Niederbrennung der Synagogen und der Zerstörung aller Lebensmöglichkeiten des jüdischen Volkes fanden sie [Hitler und Streicher] in Luthers Schrift ihren Schreckensweg vorgezeichnet, und gewiss erinnern viele unter uns sich noch der düster roten Plakate an den Litfaßsäulen, auf denen Streicher Luther als Kronzeugen für seine am jüdischen Volk begangenen Schandtaten anrief."²⁷²

Die Religionslehrerin *Carola Barth* schrieb, dass Luther vor seinem "Alterswerk" ganz anders zu den Juden gestanden habe, so z. B. in seinen Tischreden:

"Wir haben das Volk, die Juden, lieb. Fürwahr, dies Volk hat vortreffliche Männer gehabt, als Abraham, Isaak und Jakob, Moses, David, Samuel. Christus selbst musste aus solch schönem Gewächs kommen (...) Sie sind Blutsfreunde, Vetter und Brüder unseres Herrn, darum, wenn man sich des Blutes und Fleisches rühmen soll, so gehören sie Jesus Christus mehr an, denn wir."²⁷³

Demnach ist Luther ein Beispiel dafür, wie Philosemitismus in Antisemitismus umschlagen kann, ein Grund, warum der Philosemitismus bei Juden mit Vorsicht beobachtet wird. *Carola Barth* versucht, den Umschwung mit einer Verdüsterung von Luthers Gemüt zu erklären und damit, dass er nie persönliche Beziehungen zu Juden hatte. Luthers Schrift wider die Juden habe aber nur geringen Einfluss auf die evangelischen Gemeinden ausgeübt. Der Trieb zur Judenmission sei aber mächtig gewesen. So sei 1728 das Institutum Judaicum in Halle gegründet worden, das Judenmissionare entsandte. Die heutige Haltung des Protestantismus zur "Judenfrage" werde vor allem durch die Erklärung der Amsterdamer Kirchenkonferenz vom Sommer 1948 klar. Die wichtigsten Sätze im Namen des Weltprotestantismus lauten:

"Wir müssen in aller Demut bekennen, dass wir es allzu oft unterlassen haben, unseren jüdischen Nächsten gegenüber christliche Liebe oder auch nur den festen Willen nach allgemeiner sozialer Gerechtigkeit kundzutun. Wir haben es unterlassen, den Antisemitismus, uralte Ursache menschlicher Unordnung, aus allen Kräften zu bekämpfen. In der Vergangenheit haben die Kirchen mitgeholfen, die Juden als die einzigen Feinde Christi darzustellen (...)"²⁷⁴

Bezeichnend ist dabei das Wörtchen "einzig": "Die Juden" werden also immer noch als Feinde Christi diffamiert, nur seien sie nicht mehr die einzigen.

Als Beispiel für frühere Annäherungen zwischen Christen und Juden nannte *Carola Barth* Rudolf Ottos "Religiösen Menschheitsbund", der gegen Materialismus und "Gottlosigkeit" gegründet worden sei. Als verbindende Elemente erwähnte sie das "Alte Testament" und speziell die Zehn Gebote. Sie erinnert daran, dass Jesus gesagt habe:

"Denkt nicht, ich bin gekommen, um das Gesetz und die Propheten aufzuheben. Ich bin nicht gekommen, um aufzuheben, sondern um zu erfüllen."²⁷⁵

Heute sei aber die Zahl der Evangelischen, die sich in der Frömmigkeit der Propheten heimisch fühlten, erschreckend klein. Die Entwicklung weg vom "Alten Testament" habe schon lange vor der Hitlerzeit eingesetzt. Sie beschrieb dies als Zerfall, ohne den die Lügenpropaganda des "Dritten Reiches" nicht so wirksam gewesen wäre. Sie schlug vor, gemeinsame Studienkreise mit Juden zur Vertiefung in das Alttestamentarische Schrifttum einzurichten.

²⁷² Barth, Carola: Protestantismus und Judentum, in: Knudsen, Knud: Welt ohne Hass, Berlin 1950, S. 93

²⁷³ Ebd., S. 93

²⁷⁴ Knudsen, Knud: Welt ohne Hass, Berlin 1950, S. 96

²⁷⁵ Die Bischöfe Deutschlands, Österreichs und der Schweiz (Hrsg.): Die Bibel, Altes und Neues Testament, Einheitsübersetzung, Matthäus 5, 17

Außerdem müssten im Deutschunterricht auch jüdische Dichter und Schriftsteller zu Wort kommen. Um Antisemitismus für die Zukunft zu bekämpfen, betonte sie die Notwendigkeit "ins Volk hineinzugehen, das heißt, die Massen aufzuklären."²⁷⁶

Ankermüller, Willi: Ohne Gott kein Staat

Willi Ankermüller, der Bayerische Staatsminister des Inneren, sprach zum Thema "Ohne Gott kein Staat".

Ankermüller rief zunächst dazu auf, sich der Größe des Leides bewusst zu werden, das den Juden vom deutschen Volk zugefügt worden ist und dafür zu sorgen, dass dieses nicht allzu rasch bei den Deutschen vergessen wird. Dazu müssten an den maßgeblichen Stellen Menschen gefunden werden, die den Mut haben, die Wahrheit auszusprechen. Zum anderen müsste das Volk auch bereit sein, die Wahrheit zu hören. Ebenso wichtig, wie die Jugend durch Schulbesuche anzusprechen sei es, die Alten zu erreichen. Als eine Gemeinschaft von an Gott gläubigen Menschen müsste man diesen Glauben auch durch die Tat zeigen. Er sprach sich gegen die Meinung aus, es gebe keine von Gott gegebenen Rechte. Er knüpfte an Hans Joachim Schoeps an und griff dessen Gedanken auf, dass jeder Antisemitismus letzten Endes auch ein Kampf gegen das Christentum, ein Kampf gegen den Gottesglauben sei. Dagegen solle die Gemeinschaft der an Gott Gläubigen zusammenstehen.²⁷⁷

Auerbach, Philipp: Das Einigende suchen!

Der Münchner Philosoph und Staatskommissar für rassisch, religiös und politisch Verfolgte *Philipp Auerbach*, der bereits im Kapitel „Die Münchner Gesellschaft“ vorgestellt wurde, forderte auf dem Kongress auf, das Einigende zu suchen.

Er ging auf die Interpretation von Michael Schmaus des Leides als Strafe Gottes ein und sagte:

"Wir als gläubige Menschen haben die 12 Jahre auch als Strafe Gottes aufgefasst (...)"²⁷⁸

Er berichtete, dass Christen und Juden ihre Gemeinsamkeiten entdeckten, als sie zusammen in den Lagern waren. Eine Kollektivschuld der Deutschen lehnte er ab:

"Trotz allem, was wir mitgemacht haben, trotz der 20 Familienmitglieder, die ich allein verloren habe, sage ich, es gibt keine Kollektivschuld, denn man kann nicht ein ganzes Volk verantwortlich machen, auch wenn eine große Mehrheit des Volkes gefehlt hat."²⁷⁹

Der jüdische Mensch sei, so seine Meinung, zur Toleranz geboren. Auf ein weiteres Eingehen auf das "3. Reich" verzichtete Auerbach:

"Wir wollen aber nicht von der Vergangenheit reden."²⁸⁰

Er schließt mit der Aufforderung:

"Zuerst sei ein Mensch und dann sei gottesfürchtig!"²⁸¹

Hugo Freund: Das Vorurteil und seine Überwindung

Der Psychologe *Hugo Freund* sprach über das Vorurteil und seine Überwindung.

In seinem Referat stellte er fest, dass Margaret Mead herausgefunden hatte, dass *nicht* in allen Gesellschaften Vorurteile bestehen. Auch Gene Weltfish machte diese Entdeckung. Sie lebte mit Indianern zusammen und fand eine verblüffend objektive vorurteilsfreie Selbst- und

²⁷⁶ Knudsen, Knud: Welt ohne Hass, Berlin 1950, S. 92ff

²⁷⁷ Ankermüller, Willi: Ohne Gott kein Staat, in: Knudsen, Knud: Welt ohne Hass, Berlin 1950, S. 104

²⁷⁸ Auerbach, Philipp: Das Einigende suchen!, in: Knudsen, Knud: Welt ohne Hass, Berlin 1950, S.

106

²⁷⁹ Knudsen, Knud: Welt ohne Hass, Berlin 1950, S. 108

²⁸⁰ Ebd., S. 108

²⁸¹ Ebd., S. 109

Fremdbewertung. Außerdem, so Hugo Freund, gebe es auch einzelne Menschen, die nicht dem Prozess der Entstehung von Vorurteilen unterlägen. Er unterschied das affektive Vorurteil, das zur Paranoia führen könne, und die Bestimmung der öffentlichen Meinung durch Vorurteile, was einen Massenwahn nach sich ziehen kann. Als Gegenmaßnahme stellt er das Prinzip der *action research* vor. Sie geht vom Forschungszentrum für Gruppendynamik in Boston aus und wird zur Zeit des Kongresses in einer Reihe wissenschaftlicher Institute und Kulturorganisationen in Amerika und England vom „Tavistock Institut“ angewandt. Die Methode der wissenschaftlichen Aktion erfordert eine Einheit von Soziologie, Kulturanthropologie und Psychologie und eine Vereinigung von Theorie und Praxis. Nach Ansicht von Hugo Freund würde ihre Einführung in Deutschland nicht leicht sein, weil hier alle Wissenschaften vom Menschen schon von anderen Methoden beherrscht werden. Die Menschen in Deutschland seien durch das Führerprinzip unbeteiligt geworden. Der Weg der *action research* aber führe von einer Psychologie der Beteiligung zu einer Psychologie der Entfaltung zur Psychologie der Befreiung.²⁸² Diese Methode wird heute noch in Deutschland angewandt.

Theodor Bäuerle: Die heutigen Probleme in Deutschland

Der Baden-Württembergische Kultusminister *Theodor Bäuerle* sprach über „Die heutigen Probleme in Deutschland“.

Bäuerle zitierte Albert Schweitzer, um die Lage des modernen Menschen zu beschreiben: Wir seien einem Drang zur Betätigung ausgeliefert, der uns nicht zur Selbstbesinnung kommen lasse.

„So ziehen wir als Heimatlose, trunkne Söldner im zunehmenden Dunkel der Weltanschauungslosigkeit dahin (...)“²⁸³

Der moderne Mensch lebe in der Masse, und der Umgang damit sei entscheidend für die Demokratie.

„Jede Diktatur unterdrückt und missachtet die Menschenwürde. Sie appelliert an die Masseninstinkte, weckt die Gier und sät Hass. Demokratie appelliert an die Freiheit, für sie ist das Volk Subjekt, nicht Objekt, sie braucht urteilsfähige Menschen und positive Kritik.“²⁸⁴

Zusammenfassend lassen sich folgende von ihm angesprochene Probleme darstellen:

- 1.) Weltangst im Atomzeitalter
- 2.) Die Ablösung des Sittengesetzes durch Erfolg als Rechtfertigung menschlichen Handelns
- 3.) Gefährdung der Demokratie mangels Erziehung zur Freiheit
- 4.) Gesichtslosigkeit des modernen Menschen

Er betonte die Wichtigkeit einer demokratischen Erziehung und sah das Versagen der Weimarer Demokratie darin begründet, dass eine solche fehlte.²⁸⁵

Er folgerte:

„Wenn die neue deutsche Demokratie nicht wieder versagen soll, dann muss sie den Mut und die Kraft zu einer radikalen Änderung unseres autoritativen Erziehungssystems haben.“²⁸⁶

Bäuerle ging auch auf das Flüchtlingselend ein. Die Wohnungsfrage sei eine der ernstesten Fragen in bezug auf Familienleben und Kindererziehung. Die meisten Sorgen mache die wachsende Arbeitslosigkeit, dazu kämen fortgesetzte Demontagen. Es herrsche in Deutsch-

²⁸² Freund, Hugo: Das Vorurteil und seine Überwindung, in: Knudsen, Knud: Welt ohne Hass, Berlin 1950, S. 111ff

²⁸³ Bäuerle, Theodor: Die heutigen Probleme in Deutschland, in: Knudsen, Knud: Welt ohne Hass, Berlin 1950, S. 122

²⁸⁴ Bäuerle, Theodor: Die heutigen Probleme in Deutschland, in: Knudsen, Knud: Welt ohne Hass, Berlin 1950, S. 124

²⁸⁵ Ebd., S. 125

²⁸⁶ Ebd., S. 125

land außerdem ein schwindender Glauben an die Geltung der Moral, an Recht und Gerechtigkeit, Freiheit und Menschlichkeit, auf die das deutsche Volk so sehnsüchtig gewartet habe. Die Demokratie als Lebensform sei noch nicht ins allgemeine Bewusstsein übergegangen. Es sei aber wieder eine starke Zuwendung zu religiösen Werten zu bemerken, die Kirchen hätten wieder Zulauf. Bäuerle plädierte für Hilfe zur Selbsthilfe für die Deutschen. Es sei bereits von der Schweiz, Schweden und den USA viel geholfen worden. Als Vorbild für den Aufbau in der deutschen Gesellschaft nannte er die USA:

“Wer einmal in den USA war, stellt mit Erstaunen fest, dass dort das Zusammenleben der Menschen viel reibungsloser sich vollzieht als bei uns. Der Amerikaner ist selbstbewusster, freiheitsliebender, er ist ein Mensch und Mitmensch zugleich. Er gesteht das, was er für sich selbst verlangt, auch anderen zu und er kennt keinen sozialen Neid.”²⁸⁷

„Der Amerikaner“ existiert jedoch lediglich als Idealbild und Kontrastbild zu „dem Deutschen“, und beide leben einzig und allein in der Welt der Theorie.

Die Methode der Entnazifizierung hielt Bäuerle für falsch. Er äußerte sich dazu:

“Wir kannten genau die großen und kleinen Lumpen, die an dem Unglück schuld waren (...) Statt dessen wurden auf Grund eines bis ins Letzte ausgeklügelten Punktesystems die Menschen belastet (...)”²⁸⁸

Über die Deutschen sagte er dennoch:

“Der Untertanengeist und das geistige Strammstehen sitzt uns noch tief in den Knochen.”²⁸⁹

Nicht nur die Erziehungsmethoden, sondern auch das gesamte öffentliche Schulwesen, den Geist der „Beamten“, das Polizeiwesen solle von Untertanen- und Kastengeist „radikal befreit“ werden. Außerdem proklamierte er:

“Dem falschen und häufig so verlogenen kriegerischen Heldenideal müssen wir das Ideal des friedfertigen Menschen entgegenstellen (...)”²⁹⁰

Die Basis für die Erneuerung des Lebens und des Zusammenlebens sei der gemeinsame Gott.²⁹¹ Im Gegensatz zu seinen Vorrednern auf dem Kongress präsentierte Theodor Bäuerle erstmals ein umfassendes Konzept, um mit den akuten Gesellschaftsproblemen umzugehen, ohne rekurs auf mittelalterliche oder antike Gesellschaftsmodelle.

Franz Böhm: Gemeinschaft – nicht Feindschaft

Der Rektor der Universität Frankfurt a.M. *Franz Böhm* sprach zum Thema “Gemeinschaft - nicht Feindschaft”.

Er stand dem Wort “Gemeinschaft” äußerst kritisch gegenüber:

“Wenn wir unsere Tagung unter das Motto gestellt haben: Gemeinschaft, nicht Feindschaft, so müssen wir uns über eine Rechenschaft geben, nämlich darüber, dass es kein gefährlicheres Instrument der Feindschaft gibt als Gemeinschaften (...) Für uns Deutsche hat das Wort “Gemeinschaft” heute einen fatalen Klang.”²⁹²

²⁸⁷ Ebd., S. 133

²⁸⁸ Ebd., S. 126

²⁸⁹ Bäuerle, Theodor: Die heutigen Probleme in Deutschland, in: Knudsen, Knud: Welt ohne Hass, Berlin 1950, S. 130

²⁹⁰ Bäuerle, Theodor: Die heutigen Probleme in Deutschland, in: Knudsen, Knud: Welt ohne Hass, Berlin 1950, S. 132

²⁹¹ Ebd., S. 133

²⁹² Böhm Franz: Gemeinschaft, nicht Feindschaft, in: Knudsen, Knud: Welt ohne Hass, Berlin 1950, S. 135f

Als Negativbeispiel nannte er die verschworene Volksgemeinschaft der Deutschen. Dementsprechend vorsichtig ist er auch mit Aus- und Abgrenzungen Andersdenkender:

“Wollen wir bloß die kleineren Kriegsbeile zwischen verwandten Religionsgemeinschaften begraben, um mit vereinten Kräften ein größeres, furchtbareres Kriegsbeil zu schmieden gegen alle, die draußen stehen und uns zuwider sind?”²⁹³

Diese Frage war natürlich rhetorischer Natur, denn gleich ging Franz Böhm daran, Wege aufzuzeigen, wie solches zu vermeiden sei. Er erwähnte Merkmale der von ihm beabsichtigten Gemeinschaft:

- 1.) Es ist eine Gemeinschaft freier Menschen.
- 2.) Die einzelnen Glieder sind nicht subordiniert, sondern koordiniert.
- 3.) Sie verträgt sich mit dem Reichtum der Verschiedenheit der Individualitäten.
- 4.) Sie vermeidet die kollektive Konzentration von Machtmitteln.²⁹⁴

Er wünschte sich außerdem mehr Offenheit:

“Warum beziehen wir die Anhänger des weltlichen Humanismus nicht ein?”²⁹⁵

Der evangelische Prälat *Wilfried Lempp* beschäftigte sich mit “Brüderlichkeit statt Toleranz”. Zunächst ging er in seinem Vortrag auf das Problem der Judenfeindschaft ein.

“Es ist je und je einmal die Karfreitagsgeschichte der Jugend so erzählt worden, dass das Ergebnis Entrüstung über die Juden war.”²⁹⁶

Die deutschen Passionslieder jedoch wüssten es ganz anders, hier wird die Sünde als Ursache für den Tod Jesu betrachtet. Toleranz als Lösung gegen die Judenfeindschaft befürwortete Wilfried Lempp nicht, wegen folgender von ihm genannter Nachteile:

- 1.) Toleranz bleibt an der Oberfläche.
- 2.) In „Mischehen“ bleibt man um des Friedens Willen areligiös.

Die Alternative sei Gemeinschaft in der Verschiedenheit.²⁹⁷ Er schloss mit einem allgemein gehaltenen Gebet:

“Wir bitten Gott, dass er alle Wege segne, die das hohe Ziel vor Augen haben, das uns in dieser Versammlung verbindet: Die Besserung der menschlichen Beziehungen und Gemeinschaft statt Feindschaft!”²⁹⁸

Im Gegensatz zu Michael Schmaus, der nur einen Weg als richtig erachtete, akzeptierte also Wilfried Lempp verschiedene Herangehensweisen, die er alle in sein Gebet mit einschloss, ohne jemanden vorher bekehren zu wollen.

Josef Weißtanner: Liebe und Recht

Domkapitular *Josef Weißtanner* referierte zum Thema “Liebe und Recht”. Aufgrund des vielen Elendes, das er sah, wollte er

²⁹³ Ebd., S. 137

²⁹⁴ Ebd., S. 138ff

²⁹⁵ Ebd., S. 143

²⁹⁶ Lempp, Wilfried: Brüderlichkeit statt Toleranz, in: Knudsen, Knud: Welt ohne Hass, Berlin 1950, S. 151

²⁹⁷ Lempp, Wilfried: Brüderlichkeit statt Toleranz, in: Knudsen, Knud: Welt ohne Hass, Berlin 1950, S. 152ff

²⁹⁸ Ebd., S. 153

“(…) dass wurzelhaft alles ausgerottet werde, das aufs Neue Elend und Unheil und Ungerechtigkeit züchtet.”²⁹⁹

Gefahr sah er in den “materialistischen Ideen”.³⁰⁰

Alfred Mayer: Die Situation der Juden im heutigen Deutschland

Der Jurist *Alfred Mayer* sprach über die Situation der Juden im heutigen Deutschland. Er berichtete von Reaktionsgefühlen, über den Massenmord. Wiedergutmachung sei eine Unmöglichkeit. Dennoch seien viele Juden nicht emigriert, weil sie an Deutschland hingen. Er betonte, dass es nicht bedeute, ohne Charakter und Stolz zu sein, wenn man als Jude nun Heimatrecht fordere. Es werde von jüdischer Seite unterschieden zwischen den deutschen Unterdrückern und denjenigen, die sich selbst treu geblieben seien. Er äußerte sich kritisch über die Nachkriegssituation der Juden: Juden wurden zum Teil in den KZs belassen, in DP-Lagern lebten Unterdrücker und Unterdrückte auf engstem Raum zusammen. Anstelle von produktiver Arbeit habe man den Juden die Gelegenheit zum Schwarzhandel gegeben.

Josef Lauwerys: Die Haltung der Welt gegenüber Deutschland

Der Londoner Pädagogik-Professor *Josef Lauwerys*, der für die UNESCO arbeitete, sprach über die Haltung der Welt gegenüber Deutschland.

Er trat bei der Tagung als Berichterstatter über die Haltung anderer Länder gegenüber Deutschland auf. In Indien und China sei das Interesse an Deutschland nicht groß. In Schweden bemerkte er aktive Sympathie, während in Norwegen durch deutsche Spionage und Besatzung das Verhältnis zu den Deutschen heute belastet sei. Auch in Dänemark herrsche keine Sympathie. “Die Holländer” würden aus Gründen der Wirtschaft Deutschland als Handelspartner gerne wieder groß sehen, aber nicht als Militärmacht. In Belgien traue man den Deutschen nicht zu, wieder eine Demokratie aufzubauen und stehe aus diesem Grund ebenfalls einer militärischen Aufrüstung negativ gegenüber. In Frankreich werde unterschieden zwischen Erfahrungen mit der Wehrmacht und SS-Einheiten. Man halte Deutschland grundsätzlich für ein Land, das den Krieg liebt. “Die Engländer” wollten, dass in Deutschland die Industrien abgeschaltet würden, die zur Kriegsführung dienen. Man habe ein Bild von Deutschen, dass ihnen der “common sense” abgehe und dass sie sich leicht von “großen Männern” und “großen Ideen” verführen ließen. Der Schluss, den Lauwerys aus seinen Beobachtungen zog, war, dass man den Schülern in Deutschland beibringen solle, in Gruppen zu arbeiten. Körperliche Strafen und seelische Einschüchterung sollten vermieden werden. Es herrsche aber im Ausland auch die Meinung, dass in Deutschland die Einzelpersönlichkeit wenig zähle. Diesem Vorurteil könne man entgehen, wenn man jeden Einzelnen als Geschöpf Gottes achte. Was Lauwerys forderte, war mehr Eigeninitiative der Lehrer. Statt sich über das Schulsystem zu beklagen, solle man es ändern. Die Schüler sollten selbst planen dürfen und mitbestimmen, was sie lernen wollen. Um ein neues Klima an deutschen Schulen zu fördern, sollten die Erzieher aller Ländern zusammenarbeiten. Langsam könne man so dazu beitragen, dass Deutschland wieder in die Gemeinschaft der demokratischen Völker aufgenommen werden könne.³⁰¹

Hedwig Traub von Grolmann: Kundgebung guten Willens

Hedwig Traub von Grolmann, Witwe des Gründers der UFA-Lehrschau Hans Traub³⁰² referierte als letzte unter dem Titel: “Kundgebung des guten Willens”.

Sie erinnerte daran, dass 1946 David Ben-Gurion bereits im Münchner Rathaus, in dem ja auch der Kongress stattfand, eine flammende Rede vor dem Internationalen Judenkongress

²⁹⁹ Weißtanner, Josef: Liebe und Recht, in: Knudsen, Knud: Welt ohne Hass, Berlin 1950, S. 154f

³⁰⁰ Ebd., S. 154ff

³⁰¹ Lauwerys, Josef: Die Haltung der Welt gegenüber Deutschland, in: Knudsen, Knud: Welt ohne Hass, Berlin 1950, S. 165ff

³⁰² BA, Bestandsgeschichte des Nachlasses von Oskar Messter, <http://www.bundesarchiv.de/foxpublic/61ABF7990A062212000000008B5F3DC7/findmittelinfo.html>, Abrufdatum: 30.08.2008

gehalten habe. Carl F. Zietlow habe zum jetzigen Kongress aufgerufen, Knud C. Knudsen habe ihn als „Liaison Representative“ des International Council of Christians and Jews vorbereitet. In den USA habe die interreligiöse Gruppenarbeit schon 20 Jahre früher begonnen. Sie wies auch darauf hin, dass es nicht nur um Vorurteile zwischen den drei religiösen Gruppen, sondern um Vorurteile aller Art gehe. In Zukunft müssten auch die Presse und der Rundfunk zum Abbau von Vorurteilen mit beitragen. Auch Filme seien dazu ein wirksames Mittel. Sie nannte als Beispiele „Ehe im Schatten“, „Lang ist der Weg“, „Zwischen Gestern und Morgen“, „Der Ruf“, „Affaire Blum“ und „Nachtwache“. Es käme auf den Einfluss des Unterbewusstseins an.³⁰³

Dabei ließ sie die Gefahren außer acht, die eine solche Vorgehensweise birgt. Sie erwähnte nicht, dass die Nazis durch Filme das öffentliche Bewusstsein, allerdings in die umgekehrte Richtung, manipulierten. Von daher stellt sich die Frage, ob die Methode an sich für eine eigenständige Willensbildung geeignet sei, oder ob die Adressaten nicht wieder in eine passiv-konsumierende Haltung verfallen. Die „Betroffenheit“, die sich nach der kommentarlosen Vorführung solcher Filme einstellt, kann durchaus den Charakter einer Angststarre annehmen. Traub von Grolmann dagegen war der Meinung:

„Nur mit den modernsten Waffen der experimentellen Massenpsychologie, die zuerst an der Harvard-Universität in USA erprobt wurden, kann man ihm [dem Vorurteil] zu Leibe rücken. Der neurotische Charakter des Wahns, der eine Art Massenkrankheit ist, beruht auf der Überkompensation von Minderwertigkeitskomplexen (...) Schon beim Kind bilden sich oft aus Angst Gruppenaffekte oder aus Phantasie- und Gefühlserregung, gegen die der Erzieher nur angehen kann, wenn es ihm gelingt, das Gefühl durch bedeutsame Erlebnisse oder das lebendige Beispiel zu beeinflussen.“³⁰⁴

Auch hier fällt dem heutigen Beobachter auf, wie nahe sich die Sprecherin, die doch Vorurteile bekämpfen möchte, doch an den Strategien des Nationalsozialismus bewegt, wenn sie von den „modernsten Waffen der experimentellen Massenpsychologie“ spricht. Diese wurden auch von den Nazis eingesetzt, und die Frage bleibt bestehen, ob man – auch zu einem „guten Zweck“ – Menschen ohne ihr eigenes Zutun zu einer Erkenntnis bringen kann, oder ob vielmehr, wie Hugo Freund es propagierte, eine „Psychologie der Beteiligung“, also action research, zum Ziel führt. Ein Mensch, der zum Guten manipuliert werden muss, ist auch zum Bösen manipulierbar, weil er verlernt, seinen eigenen Verstand zu gebrauchen.

Das Buch über den ersten Kongress zeigt auf, wie verschieden die Positionen der Beteiligten waren. Von einer sehr toleranten jüdischen Position (Hans-Joachim Schoeps) bis hin zu missionarischen christlichen (Hugo Lang, Michael Schmaus) sind die verschiedensten Standpunkte erörtert worden. Die psychologischen Ansätze reichen von gruppenspezifischen Projekten bis zur Beeinflussung durch die Medien. Während Schoeps „Gottlosigkeit“ als Feind sah, wollte Franz Böhm den weltlichen Humanismus mit einbeziehen, ein Standpunkt, der den DKR bis heute geprägt hat. Gemeinsam ist allen jedoch, dass sie vermeiden wollten, dass sich die Erfahrungen der Nazizeit wiederholen.

Bemerkenswert ist die Übereinstimmung dreier Vortragender darin, dass die Kompetenz, in Gruppen zu arbeiten, gefördert werden soll (Lauwerys, Traub von Grolmann, Freund). Deutlich wird aber auch, dass durch das „Dritte Reich“ bisher unhinterfragte Werte, Normen und Institutionen ambivalente Assoziationen auslösen. So sollen die Kirchen einerseits dazu dienen, das Abendland wieder moralisch aufzurichten, andererseits war man sich durchaus bewusst, dass sie auch zu seiner Zerstörung beitragen. Auch die Idee des Nationalstaats wurde in Frage gestellt. Selbst das Wort „Gemeinschaft“ wurde zum Angelpunkt von Skrupeln und Ressentiments, zumindest bei Franz Böhm. Ich möchte an dieser Stelle darauf hinweisen, dass es in der Münchner Gesellschaft das Problem gab, dass das Vorstandsmitglied Dr. Spanier Demonstrationen ablehnte. Betrachtet man all diese Anzeichen von Miss-

³⁰³ Traub von Grolmann, Hedwig: Kundgebung des guten Willens, in: Knudsen, Knud: Welt ohne Hass, Berlin 1950, S. 184ff

³⁰⁴ Traub von Grolmann, Hedwig: Kundgebung des guten Willens, in: Knudsen, Knud: Welt ohne Hass, Berlin 1950, S. 186

trauen in die früheren Werte und die vorher respektierten Würdenträger, dann wird deutlich, dass in der Nachkriegszeit anomische Zustände herrschten. Die Schlüsselbegriffe „Christentum“, „Toleranz“, „Antisemitismus“, „Vorurteil“ definierten die Vortragenden erst im Laufe der weiteren Beschäftigung mit christlich-jüdischen Themen. Der wiederholten Diskussion darüber, was zukunftssträchtige, positive Leitlinien sind, ist es zu verdanken, dass wir heute wieder ohne Angst von Gemeinschaft oder von Glauben sprechen können.

6.3 Die Geschichte des DKR

Einleitung:

Im Laufe der 60 Jahre DKR-Geschichte gab es so viele Themen, Vorfälle und Dokumente, dass allein das „Findbuch“ im Bundesarchiv Koblenz dazu einen dicken Ordner umfasst. Es ist also nötig, die Themen herauszuarbeiten, die er besonders intensiv bearbeitete und die für den DKR besonders wichtig waren. Dies waren zum einen interne Themen: Auseinandersetzung mit der Organisation „World Brotherhood“, Atheismus, interreligiöse Tagungen, Kirchenkritik, christlich-jüdische Gemeinschaftsfeiern, die Gründung der Buber-Rosenzweig-Stiftung, russische Juden, Koexistenz ohne Dominanz des Christentums, zum anderen waren es externe Themen, mit denen sich der DKR aufgrund der politischen und religiösen Entwicklung in Deutschland befasste:

Antisemitismus, Rassismus, Erziehung, Kommunismus, die Oberammergauer Festspiele, Israel, Entschädigungszahlungen, vor allem für baltische Juden, Judenmission, und das Verhältnis zu den Muslimen.

Wie der DKR mit diesen Themen umging und welche Ergebnisse dabei herauskamen, soll im folgenden Kapitel erläutert werden. Die Themengebiete sind nach den Jahren geordnet, in denen die Tätigkeit des DKR auf diesem Gebiet begann.

6.3.1 Antisemitismus in der deutschen Bevölkerung (1949 bis heute)

Der DKR befasste sich von Anfang an mit dem deutschen Antisemitismus.

Durch eine Umfrage des Meinungsforschungsinstitutes Emnid von 1950 zeigte sich, wie signifikant das Problem der Vorurteile gegen Gruppen in der Bundesrepublik in diesem Jahr noch war. Die Umfrage lieferte folgende Ergebnisse³⁰⁵:

Frage: „Halten Sie grundsätzlich eine unterschiedliche Behandlung der Staatsbürger aufgrund ihrer Zugehörigkeit zu einer Rasse für richtig?“ (Alle Altersgruppen)
Nein: 62%
Ja: 12,7%
„verstehe davon nichts“: 25,3%

Gleiche Frage wie oben, Altersgruppe 16-30 Jahre:
Nein: 57,5%
Ja: 11,4%
„verstehe davon nichts“: 31,1%
„Das Institut sah damals in diesem Ergebnis ein Anzeichen dafür, dass vor allem bei den jungen Jahrgängen die Rassenfrage kaum mehr eine Rolle spielt (...)“

Frage: „Empfinden Sie Hass gegen ein anderes Volk?“
Nein: 73%
Ja: 25% (keine Verteilungsunterschiede zwischen Männern und Frauen)
Bei „Ja“ wurden angegeben: 46% Russen, 20% Polen, 9% Tschechen, 5% Franzosen, 5% Engländer, 4% Amerikaner, 1% Juden

Gleichzeitig wurde aber bei einer anonymen Erhebung ein Antisemitismus in der deutschen Bevölkerung von etwa 45% festgestellt. Dieser wurde allerdings durch „Fangfragen“ und

³⁰⁵ Emnid KG: Ergebnisse der Befragung: „Hassen die Deutschen?“, Bad Nauheim 1959, Bundesarchiv, B 259/10

psychologische Tests und nicht durch die direkte Frage „Hassen Sie Juden?“ ermittelt. Da in der Propaganda des „Dritten Reiches“ „Bolschewismus“ und Judentum in engen Zusammenhang gebracht wurden, wirkte dies noch in den fünfziger Jahren nach. Die Wenigsten hätten aber in einer Befragung angegeben, dass sie Juden hassten, da sie wussten, dass dies gesellschaftlich sanktioniert war. Der Hass auf „Russen“ war jedoch weniger sanktioniert, da ja bereits „Kalter Krieg“ herrschte. Er wurde bewusst geäußert und thematisiert. Man darf aber nicht vergessen, dass auch dieser nicht nur mit direkten Erlebnissen zu tun hatte, sondern durch die Propaganda auch bei weniger involvierten Personen verstärkt wurde.

Auffällig ist bei der Aufschlüsselung nach Berufsgruppen der Unterschied zwischen Arbeitern und Landwirten: Auf die oben genannte Frage „Empfinden Sie Hass gegen ein anderes Volk?“ antworteten 29,9% der befragten Arbeiter mit ja, aber nur 19,3% der Bauern. Diese überdurchschnittlich hohen Zahlen bei den Arbeitern hätten die Aufmerksamkeit des DKR auf sich ziehen können. Allerdings wendete sich der DKR weder gezielt an Arbeiter noch an Bauern als potentielle Mitglieder, sondern suchte weiterhin vorwiegend den Kontakt mit Intellektuellen, Künstlern und Industriellen. Er machte jedoch die Öffentlichkeit auf die antisemitischen Tendenzen aufmerksam.

Am 22. 11. 1953 erließ der DKR eine Resolution mit dem Inhalt: Ein unerwartet hoher Anteil von Schülern weist antisemitische Voreingenommenheit auf. Dies wurde 1954 durch einen Assoziationstest (also nicht durch direkte Fragen nach Judenhass) der GCJZ Düsseldorf mit 800 Schülern bestätigt:

34% der Mädchen zwischen 16 und 18 Jahren und 43% der gleichaltrigen Jungen machten betont antisemitische Äußerungen, bei den 13 bis 14jährigen waren es 25% der Mädchen und 35% der Jungen.³⁰⁶

Warum stets mehr Jungen als Mädchen der Indoktrination erlegen sind, war nicht erwähnt. Es gilt allerdings bis in die neuere Vergangenheit (2005), dass Frauen weniger anfällig für antisemitische Denkmuster sind.³⁰⁷

1957 fand vom 18. bis 21. September eine Tagung der Evangelischen Akademie in Loccum statt, zu dem Thema: „Der Antisemitismus und die deutsche Geschichte“. Professor Leopold Goldschmidt, der damalige Generalsekretär des DKR, beteiligte sich rege an den dortigen Diskussionen, unter anderem mit kritischen Äußerungen zu Konrad Adenauer. So äußerte er auch:

„Es ist nicht zutreffend, dass Adenauer kein Antisemit gewesen ist.“³⁰⁸

Diese Äußerungen fanden relativ große Aufmerksamkeit in der Presse, und somit kam auch der DKR ins Gespräch. Goldschmidt trat als ein Gesellschaftskritiker auf, der schon relativ früh die Kontinuität der Karrieren von Antisemiten nach dem Zweiten Weltkrieg als Diskussthemata aufwarf.

1958 reagierte der DKR erneut besorgt auf die Beobachtung, dass der Antisemitismus, obwohl schon stark verbreitet, noch weiter zunahm. Auf der Mitgliederversammlung berichteten verschiedene Mitglieder des DKR folgende Anzeichen für diese Annahme:

1. Die „notorischen“ antisemitischen Briefe an die Geschäftsstelle des DKR hatten sich mindestens verdoppelt
2. Die rechtsradikale Zeitschrift „Nation Europa“ konnte weiter vertrieben werden
3. Ehemalige (oder sich immer noch als solche verstehende) Nazis, darunter Mathilde Ludendorff, hielten gut besuchte Versammlungen in Frankfurt ab

³⁰⁶ Sirsch, Rudolf W.: Gegen das Vergessen, S. Der Beitrag des Erzieherausschusses im Deutschen Koordinierungsrat zur Aufarbeitung der Vergangenheit, in: Münz, Christoph; Sirsch, Rudolf: Wenn nicht ich, wer? Wenn nicht jetzt, wann? Zur gesellschaftspolitischen Bedeutung des DKR der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit, Münster 2004, S. 135f

³⁰⁷ Decker, Oliver; Brähler, Elmar: Rechtsextremistische Einstellungen in Deutschland, http://www.bpb.de/themen/TSP20B.0.Rechtsextreme_Einstellungen_in_Deutschland.html, Erscheinungsdatum: 13.10.2005, Abrufdatum: 15.11.2008, S. 5

³⁰⁸ NZ/ADN: Neue Zeit, 24.09.1957, BA B 259/57

4. Es gab zahlreiche verbale Angriffe auf dunkelhäutige Kinder amerikanischer Soldaten, die sogenannten „braunen Besatzungskinder“ (wobei die Autorin feststellen muss, dass bereits diese Bezeichnung Abgrenzung ausdrückt, so als wären die Kinder an einer Besatzung beteiligt und nicht wirklich Mitglieder der deutschen Gesellschaft).³⁰⁹

In den folgenden Jahren wandte sich das öffentliche Interesse der Polizei und der Regierung vor allem der linken Szene zu, obwohl der Rechtsradikalismus weiter florierte. Die Vordenker der Studentenbewegung zogen die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich. Sie weiteten den Begriff „Faschismus“ so aus, dass er für jegliche autoritäre und aggressive Tendenzen auf der Welt herangezogen werden konnte und im Laufe der Zeit immer mehr von der ursprünglichen Forderung, die Eltern und Großeltern sollen „auspacken“, was im „Dritten Reich“ geschehen ist, abgelenkt wurde. Israel und der Situation im Nahen Osten widmeten sie fast genauso viel Diskussionen wie den deutschen Zuständen. Sie übertrugen die Kritik an der Elterngeneration in andere Kontexte, möglicherweise, weil sie zuhause nicht weiterkamen. Der DKR, der weiterhin stets die Entwicklung der rechtsradikalen Szene in Deutschland aufmerksam beobachtete, stellte 1977 fest, dass die Medien Angriffe gegen Juden in Deutschland zunehmend „unter den Tisch fallen“ ließen. Deshalb versendete er ein Schreiben an alle mit ihm befreundeten Journalisten, alle Intendanten, Bischöfe, Herausgeber und Chefredakteure überregionaler Magazine, Wochen- und Tageszeitungen, mit der Bitte, über Aktivitäten rechtsradikaler Kreise zu berichten.³¹⁰

Außerdem reichte der DKR 1978 eine Petition im Bundestag ein, in der er zusammen mit anderen christlich-jüdischen Vereinen forderte, die Verjährung von Nazi-Verbrechen aufzuheben.³¹¹ Die Hoffnung des DKR, die Verjährung von Naziverbrechen werde als Unrecht angesehen, wurde 1981 durch einen Aufruf zur Generalamnestie von Naziverbrechern in der rechtsgerichteten Nationalzeitung unterlaufen, den auch einige Theologen mit unterschrieben hatten.³¹²

1980 nahm der DKR an einer Protestveranstaltung gegen Neonazismus in Köln teil. DKR-Vorstandsmitglied Günter Bernd Ginzler äußerte dort die Beobachtung, dass in Deutschland mehr gegen Links als gegen Rechts unternommen werde.³¹³

Der Verbreitung rechtsradikalen Gedankenguts wurde nun vom DKR mit einem aufklärerischen Gegenangriff begegnet: Ein Faltblatt des DKR, „Was jeder vom Judentum wissen muss“, kam in einer Auflage von drei Millionen Exemplaren heraus.³¹⁴

1983 bis `85 erfuhren ehemalige SS-Mitglieder Entgegenkommen von Stadtverwaltungen und Politikern:

1983 planten die ehemaligen Mitglieder der SS-Divisionen „Leibstandarte Adolf Hitler“ und „Hitlerjugend“ ein Treffen in Bad Hersfeld, das sie als „50jähriges Dienstjubiläum“ deklarierten. DKR-Präsidiumsmitglied Martin Stöhr protestierte bei der Stadt Bad Hersfeld gegen dieses Vorhaben.

1985 übte der DKR öffentlich Kritik am gemeinsamen Besuch von Ronald Reagan und Helmut Kohl auf dem Soldatenfriedhof in Bitburg, auf dem SS-Soldaten begraben liegen.

Auch zum so genannten „Traditionstreffen“ der ehemaligen SS-Angehörigen in Nesselwang, das vom 2. bis zum 12. Mai 1985 stattfand, äußerte sich der DKR ablehnend und plädierte für die Absprechung der Gemeinnützigkeit, die dieses Treffen offenbar bis dahin genossen hatte. Auch die Bayerische SPD wollte das Treffen verbieten, zu dem sich in jenem Jahr 400 Leute angekündigt hatten.³¹⁵ Die Gegner konnten sich jedoch nicht durchsetzen.

³⁰⁹ Protokoll der Mitgliederversammlung des DKR und der GcJZ vom 01.06.1958 in Oberursel, BA B 259/628

³¹⁰ Vgl. Deutscher Koordinierungsrat: Informationen, Frankfurt 1977, S. 3ff, BA B 259/606

³¹¹ Vgl. Deutscher Koordinierungsrat: Informationen, Frankfurt 1978-1979, BA B 259/606

³¹² epd-Meldung, 10.02.1981

³¹³ BA B 259/824

³¹⁴ BA B 259/824

³¹⁵ BA B 259/824

„Der Leiter der Bayerischen Staatskanzlei, Staatssekretär Edmund Stoiber, betonte in einem Schreiben an Abgeordnete des holländischen Parlaments noch einmal, dass sich die Bayerische Landesregierung aus rechtlichen Gründen zu einem Verbot nicht in der Lage sehe.“³¹⁶

Die Bereitschaft, für diese Entscheidung auch im Ausland (gegenüber dem holländischen Parlament) einzustehen, zeigt, dass Stoiber andere Vorstellungen von Demokratie hatte als etwa die Mitglieder des DKR. Diese waren dafür, die Mittel der „wehrhaften Demokratie“ gegen Nationalsozialisten einzusetzen.

1986 gab der DKR gegenüber dem Evangelischen Pressedienst die kritische Erklärung ab, dass weniger als zehn Angehörige der NS-Justiz strafrechtlich zur Verantwortung gezogen worden seien, obwohl *tausende* Richter in dieser Zeit Unrechtsurteile gesprochen hätten.³¹⁷

Der DKR veröffentlichte außerdem eine Stellungnahme gegen Helmut Kohls Waldheim-Verteidigung. Kohl hatte den österreichischen Präsidenten mit nationalsozialistischer Vergangenheit als großartigen Patrioten bezeichnet.³¹⁸

Am 3. Januar 1996 hat der Bundespräsident Professor Dr. Roman Herzog (der gleichzeitig Schirmherr der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit war) den 27. Januar, den Jahrestag der Befreiung des Vernichtungs- und Konzentrationslagers Auschwitz, zum „Tag des Gedenkens für die Opfer des Nationalsozialismus“ erklärt. Der DKR drückte dafür seine Dankbarkeit aus, bedauerte allerdings, dass die Entscheidung so kurzfristig getroffen wurde, dass es fraglich sei, ob die Zeit bis dahin ausreiche, den Tag angemessen zu gestalten und ihn von anderen, sinnstörenden Veranstaltungen freizumachen. (In der Tat stellte sich später heraus, dass die sich Ende Januar in Deutschland bereits ausbreitende Faschingsstimmung dem Tag abträglich sein würde. So fand in München der Faschingsumzug mit Christian Ude gerade am 27.1.2008 statt³¹⁹, zahlreiche Städte rufen an diesem Tag bereits zu Faschingsveranstaltungen.) Der DKR rief seine damals 76 Gesellschaften dazu auf, alles zu tun, diesen Tag in einer Form zu begehen, die angemessen ist und in die Zukunft wirkt.³²⁰ Das Ergebnis ist, dass heute eine interessierte Minderheit die Zeitzeugenberichte und Gedenkveranstaltungen der Gesellschaften besucht, während in den Sälen und auf den Straßen der Städte bereits feuchtfröhliche Stimmung herrscht.

Vom 22. - 24. April 1996 fand in Köln die Tagung: „Ein Anfang nach dem Ende. Jüdisches Leben in Deutschland 1945-95“ statt. Die Tagung wurde veranstaltet von der Kölner GcjZ, der Stadtbibliothek und der Buber-Rosenzweig-Stiftung.³²¹ Günter B. Ginzler, Vorstandsmitglied des DKR, beschrieb anlässlich dieser Tagung gegenüber der Presse sein Leben in Deutschland als „zwischen zwei Extremen“:

„Auf der einen Seite Umarmungsversuche gutwilliger Philosemiten, die dazu führen, dass kürzlich einige Pfarrer Ginzler gestanden, sie würden in ihrer Gemeinde regelmäßig an Gründonnerstag das jüdische Passah-Fest feiern. Empört kommentiert Ginzler dies als Anbiederung und meint verärgert: „Da verkommt Judentum zum Schauspiel“. Während andererseits der in Köln lebende Schriftsteller Ralph Giordano tausend Morddrohungen bekam. Und man ihm mitteilte, im Bergischen Land harre seiner eine eigens für ihn gebaute Gaskammer.“³²²

Um die Aufregung über das Nachfeiern des Pessachfestes zu verstehen, sollte sich der Leser vor Augen halten, dass bis vor einigen Jahrzehnten jüdische Bräuche meist nur zum Spott nachgeahmt wurden. Auch ist es schwer, auf Annäherungsversuche einzugehen, wenn man solchen „Heiß-Kalt-Duschen“ ausgesetzt ist, wie sie Ginzler beschrieb. Dies macht wie-

³¹⁶ dpa-Meldung, 21.05.1985

³¹⁷ epd-Meldung, 29.10.1986

³¹⁸ Vgl. BA B 259/824

³¹⁹ Heni, Clemens: Heil Hitler und Alaaf, in: Der Tagesspiegel,

<http://www.tagesspiegel.de/meinung/kommentare/art141,2463044>, Erscheinungsdatum: 25.1.2008

0:00 Uhr, Abrufdatum: 12.11.2008

³²⁰ Vgl. ebd., S. 281

³²¹ Müller-Münch, Ingrid: Ein Vaterland im Pass und eins im Herzen, in: Frankfurter Rundschau,

25.04.1996

³²² Ebd.

der einmal deutlich, wie stark sich das Leben von Juden in Deutschland immer noch von dem eines Durchschnittsbürgers unterscheidet: Kaum jemand ist allein aufgrund seiner Religionszugehörigkeit so starken positiven und negativen emotionalen Reaktionen ausgesetzt.

Das Jahresthema 1998 des DKR und der Gesellschaften war:

„Wenn nicht ich, wer? Wenn nicht jetzt, wann?“³²³

Dies wurde als Aufforderung zu couragiertem Einsatz gegen Antisemitismus verstanden und mit der Präambel der GcJZ in Verbindung gebracht, in der es heißt:

„Begründet in der biblischen Tradition folgen sie [die Gesellschaften] der Überzeugung, dass im politischen und religiösen Leben eine Orientierung notwendig ist, die ernst macht mit der Verwirklichung der Rechte aller Menschen auf Leben und Freiheit ohne Unterschied des Glaubens, der Herkunft oder des Geschlechts.“³²⁴

Verantwortung, die jetzt wahrgenommen werden müsse, beziehe sich auf die Wehrmachtsausstellung, die Aufhebung von NS-Todesurteilen, die Rehabilitierung von Deserteurern, die Aufarbeitung der Verstrickung von Großunternehmen mit dem NS-Regime, die parlamentarischen und außerparlamentarischen Initiativen zur Entschädigung von überlebenden ehemaligen KZ- und Ghettohäftlingen in Osteuropa.³²⁵

Die in diesem Abschnitt erwähnten Stellungnahmen und Aktivitäten von DKR-Mitgliedern gegen Antisemitismus im Laufe der Geschichte von 1953 bis 1998 sind nur ein Teil von jährlich mehreren Protestschreiben, Artikeln, öffentlichen Aufrufen in Reaktion auf antisemitische und rechtsradikale Aktivitäten. Zu beobachten ist dabei durchgängig, dass das Eingehen auf diese Proteste von Seiten der verantwortlichen Verwaltungen und Politiker gering war.

Die Gesellschaftskritik des DKR hat häufig zu keinerlei politischen Maßnahmen geführt.

Um ein Beispiel herauszugreifen: Bereits 1977 beklagte der DKR, dass rechtsradikale Gewalttaten nicht als solche in der Öffentlichkeit beachtet werden. Auch heute noch wird bei praktisch allen Meldungen, die den Verdacht aufkommen lassen könnten, hier seien Rassisten am Werk gewesen, in den Nachrichten notorisch der Hinweis hinzugefügt, dass die Polizei nicht von einem Verbrechen mit rechtsradikalem Hintergrund ausgehe oder dass keinerlei Hinweise auf neonazistische Motive vorlägen. Nun werden die Vorfälle zwar genannt, aber gleich dem Zuhörer die „richtige“ Interpretation, nämlich, dass kein Problem mit Rechtsradikalen vorliegt, dazugefügt.³²⁶

Auch die anderen Anliegen des DKR erfüllten sich nicht wirklich: Zahlreiche Verbrecher der NS-Zeit gingen bis heute straffrei aus, das Problem von „Helau und Alaaf“ am Tag des Gedenkens an die Opfer des Nationalsozialismus ist bis heute nicht gelöst und Juden in Deutschland werden weiterhin mit anonymen Briefen, Drohungen und Beleidigungen eingedeckt.

Sichtbar ist eine Verbesserung allerdings in der Anzahl von Antisemiten in Deutschland, die kontinuierlich nach unten gehen. (S. Kap. „Antisemitismus in Deutschland“)

Die Tatsache aber, dass man als Jude weiterhin der Gefahr ausgesetzt ist, allein wegen seines Judeseins von unbekanntem und bekannten Menschen drangsaliert zu werden, hat gravierende Auswirkungen auf die Kommunikationsstrukturen innerhalb der Gesellschaften. Ein

³²³ GcJZ/DKR: Tätigkeitsberichte der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit 1998, S. 252

³²⁴ Ebd., S. 252

³²⁵ Vgl. GcJZ/DKR: Tätigkeitsberichte der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit 1998, S. 252ff

³²⁶ S. dazu auch: <http://www.spiegel.de/politik/deutschland/0,1518,500795,00.html>,
<http://www.tagesspiegel.de/berlin/Polizei-Justiz-Rassismus-Spandau;art126,2404335>,
http://www.petra-pau.de/16_bundestag/dok/down/antwort_ka_5040.pdf

Teil der jüdischen Mitglieder ist nicht bereit, sich als Juden zu erkennen zu geben, besonders nicht gegenüber neuen Bekanntschaften. Schließlich kann man nicht hundertprozentig wissen, ob sich nicht doch „Rechte“ eingeschlichen haben und nachher der Briefkasten von Droh- Hass- und Schimpftiraden und Obszönitäten überquillt.³²⁷ Genaue Zahlen über antisemitische Anrufe und Briefe gibt es nicht, weil vermutlich auch nicht alle gemeldet werden. Jedoch haben viele Juden Vorsichtsmaßnahmen ergriffen. Selbst sehr gesellschaftlich besonders aktive Juden, die Vorträge und Zeitzeugenberichte halten, schirmen oft ihr Privatleben ab, haben ein zweites Refugium oder reisen so viel, dass man sie selten zuhause erreichen kann.³²⁸ Das bedeutet, dass man sich die christlich-jüdische Begegnung nicht vorstellen kann wie jeden anderen interkulturellen Austausch. Die Annäherungsprozesse gehen langsamer vonstatten und die beginnenden Freundschaften sind fragiler als etwa bei innerchristlichen Treffen oder bei Muslimen, Buddhisten oder Hindus. Kompliziert wird die Kommunikation zusätzlich, weil sich die jüdischen Mitglieder einerseits Verteidigung durch die GcJZ erhoffen, andererseits selbst in diesen Kreisen auch heute noch vorsichtig sind und oft nicht über ihre Probleme mit Anfeindungen sprechen. Der DKR und die GcJZ sind als Organisation eine offene Gesellschaft, die teilweise geschlossene Gesellschaften beinhaltet. Das heißt, ist man einmal Mitglied geworden, hat man noch lange nicht das volle Vertrauen aller anderen Mitglieder gewonnen.

Ein Grund für das Antisemitismus-Problem ist auch das traditionelle christliche Weltbild.

„Kein religiöses System kann, sofern es nicht die soziale Umwälzung anstrebt, von Seiten seiner Anhänger eine Form religiösen Handelns fordern, die in dauerndem Widerspruch zu den Über- und Unterordnungsverhältnissen der Gesellschaft steht.“³²⁹

Geht es aber um die Stellung von Minderheiten in der Gesellschaft, so hatten die Kirchen Einfluss auf deren Aufstiegsmöglichkeiten, indem sie die „öffentliche Meinung“ beeinflussten. In der christlichen „Weltordnung“ war es lange nicht vorgesehen, dass Juden gesellschaftlich aufsteigen und weisungsbefugt über Christen würden. Bereits Augustinus³³⁰, aber auch Martin Luther und viele andere plädierten für eine demütige Stellung der Juden gegenüber Christen. Durch die Anstellung von Hofjuden und durch die Aufklärung wurde es aber möglich, dass Juden relativ gute Stellungen erhielten. Darauf folgte die Kritik der Kirche, Juden hätten zuviel Einfluss. Was bei Christen als normales Selbstbewusstsein galt, galt bei Juden als Frechheit und Anmaßung. Bis heute spielt das Klischee vom zu großen Einfluss der Juden eine Rolle.

³²⁷ Auch in meinem Elternhaus in Oberfranken wurde nachts anonym angerufen, weil man uns fälschlicherweise für Juden hielt, und versichert, dass wir den nächsten Tag nicht erleben werden, eben weil wir Juden seien, mit der Bekräftigung, dass auch alle anderen noch erwischt würden („Wir kriegen euch alle.“). Nachdem mein Vater im Freundeskreis davon erzählt hatte, stellte sich heraus, dass auch bei Freunden, die sich in der Öffentlichkeit kritisch mit der Judenverfolgung im Zweiten Weltkrieg auseinandergesetzt hatten, solche Anrufe eingegangen waren.

³²⁸ S. dazu: Brennberger, Iris; Emmerich, Marlies: Wie alltäglich ist der Antisemitismus? Berliner Juden leben mit anonymen Anrufen und Drohungen, Berliner Zeitung 09.03.2000

³²⁹ Kehrer, Günter: Religionssoziologie, Berlin 1968, S. 83

³³⁰ Augustinus, Aurelius: Der Gottesstaat, Buch 17, München 1911-16, Kap. 7

6.3.2 Auseinandersetzung mit der Organisation „World Brotherhood“

Eine Auseinandersetzung mit der „World Brotherhood“ (WB), die durch Everett Clinchys Engagement aus dem amerikanischen „National Council of Christians and Jews“ hervorgegangen war³³¹ und dem „International Council of Christians and Jews“ in Genf Konkurrenz machte, zog bereits 1949 herauf. Bei der Gründung 1950 konnte Everett Clinchy politische und wirtschaftliche Berühmtheiten als Freunde und Förderer gewinnen: Harry S. Truman, Louis St. Laurent, Theodor Heuss, Konrad Adenauer, Earl of Halifax, Nelson A. Rockefeller, Paul G. Hoffman, Dwight D. Eisenhower, John Foster Dulles, Hermann Abs, Allen W. Dulles, Adriano Olivetti, Paul Raynaud, Eleanor Roosevelt. Die „World Brotherhood“ erwartete vom DKR, dass er ihr beitreten solle, der DKR lehnte dies jedoch ab, mit der Begründung, dass sie noch keine Verfassung besäße.³³² Dennoch bestand eine Korrespondenz mit dieser Organisation und auch die Anregungen für die Gestaltung der „Woche der Brüderlichkeit“, die 1951 zum ersten Mal in Deutschland stattfand, kamen von der „World Brotherhood“.³³³

Der Konflikt mit der „World Brotherhood“ (WB) spitzte sich dennoch zu, da diese ungefragt Gesellschaften auf ihre Seite zog und mitbestimmen wollte. So waren bereits Stuttgart, Wiesbaden, Nürnberg und Bremen 1951 der WB angeschlossen. Der Plan des NCCJ-Vorsitzenden Everett Clinchys war es, alle nationalen Organisationen, die zur ICCJ gehört hatten, in die neugegründete „World Brotherhood“ aufzunehmen. Da der DKR dies ablehnte, entstand eine Konkurrenzsituation. Das Kuratorium des DKR entschied sich in dieser schwierigen Lage, dass Kontakt mit der WB nur noch über Verbindungsleute erfolgen solle, die vom DKR bestimmt werden. Dennoch schien dadurch keine befriedigende Lösung getroffen worden zu sein, denn der Geschäftsführer des DKR, Heymann, trat wegen der Auseinandersetzungen um die WB zurück.³³⁴ Die Differenzen umfassten nicht nur den Punkt der anfänglich fehlenden Verfassung der WB und ihrer Einmischung in Angelegenheiten der Gesellschaften. Es ging auch um Grundsätzliches. Offenbar hatten Everett R. Clinchy, der der World Brotherhood nahe stand, und Sterling W. Brown, der Autor von „Überwinde deine Vorurteile“, unterschiedliche Linien. Der DKR verstand sich jedoch besser mit Sterling W. Brown. Dies leuchtet ein, wenn man etwa folgende Interessenskonflikte beachtet: Während der DKR aufgrund der Emnid-Umfrage und seiner Satzung besonders darauf abzielte, das Verhältnis zum russischen Volk wieder zu verbessern, zog Clinchy hier bereits 1948 eine deutliche Grenzlinie, indem er äußerte:

„Gefahr drohe von den Russen und den Moslems, die beide kein Gefühl für Brüderlichkeit mit dem Westen empfinden.“³³⁵

Somit vertraten Mitglieder der World Brotherhood keine universelle Liebe, wie man bei oberflächlicher Betrachtung glauben konnte, sondern eher eine exklusive Verbrüderung des Westens. Der DKR nahm die Ausgrenzung bestimmter Gruppen bei der World Brotherhood wahr und suchte sehr bald zu verhindern, dass er vor den Karren des Antikommunismus gespannt würde, der ja in der McCarthy-Ära (1950-54)³³⁶ seinen Höhepunkt erreichte.

1960 berichtete der amerikanische „National Council of Christians and Jews“ dem DKR, dass auch jener sich völlig von der „World Brotherhood“ getrennt habe, nachdem ja der DKR dies bereits 1952 getan hatte. Eine enge Zusammenarbeit mit dem NCCJ wie am Anfang kam trotzdem nicht mehr zustande.

³³¹ Ackermann, Ulrike: Dokumentation/Ausstellung zur Geschichte/Entstehung der GcJZ, 1988, BA B 259/795

³³² Paffrath, Liselotte: Tagebuch 1951-`54, Bad Nauheim, BA B 259/4

³³³ Vgl. Briefwechsel, BA B 259/51

³³⁴ Vgl. BA B 259/75

³³⁵ Foschepoth, Josef: 40 Jahre christlich-jüdischer Dialog: Anfänge, Entwicklungen, Perspektiven, Frankfurt 1989, S. 14, BA B 259/795

³³⁶ Geißler, Ralf: 9. Februar 1950: McCarthy-Ära beginnt, <http://www.mdr.de/mdr-info/2486691.html>, Erscheinungsdatum: 07.02.2006, Abrufdatum: 12.11.2008

Die Gesellschaften Hannover und Bremen, die sich durch Namen, die an die World Brotherhood angelehnt waren, von den anderen Gesellschaften abgesetzt hatten, benannten sich erst 1978 wieder in „Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit“ zurück. Bremen wollte allerdings auf den Zusatz „Brüderlichkeit“ nicht verzichten und hieß ab da „GcjZ-Brüderlichkeit Bremen“.³³⁷

Die Emanzipation von dem 1949 überraschend „übergestülpten“ Verein „World Brotherhood“ bedeutete einen deutlichen Schritt für den DKR und die Gesellschaften hin zu ihrem eigenen, spezifisch deutschen Profil. Es ging darum, sich auf die christlich-jüdische Verständigung zu konzentrieren und nicht durch politische Interessen der amerikanischen Regierung vom eigentlichen Ziel, der Bekämpfung des Antisemitismus, abgelenkt zu werden. Diese Entscheidung der Trennung hat sich später als richtig erwiesen, denn der ICCJ, der Vorläufer der „World Brotherhood“ wurde in Heppenheim neu gegründet und hat heute Tochterorganisationen in ganz Europa, zu denen der DKR gehört. Die „World Brotherhood“ hingegen gibt es heute nicht mehr.

Die „World Brotherhood“ war für DKR und GcjZ der Anlass zur erzwungenen Abgrenzung von Inhalten, die den GcjZ nicht entsprachen, die forcierte Selbstdefinition und Identitätsfindung des DKR. Denn die „World Brotherhood“ beachtete das Thema „Juden und Christen“ nur als eines unter vielen, die irgendwie mit „Brüderlichkeit“ zu tun hatten. Durch den Streit zeigte der DKR besonders deutlich, wieviel ihm die Verbesserung des Verhältnisses zwischen Christen und Juden wert war und wie wichtig es ihm war, dass das Thema „Drittes Reich“ nicht nur noch peripher abgehandelt werde, im Zuge der allgemeinen „West-Integration“. Die Konzentration auf christlich-jüdische Zusammenarbeit entspricht bis heute auch den Wünschen jüdischer Mitglieder, deren Erwartungen an die Zusammenarbeit mit den Christen noch lange nicht erfüllt sind und die somit kein großes Interesse haben, dass man auf andere Themen und Gruppen ausweicht, bevor wesentliche Streitpunkte geklärt sind

6.3.3 Sogenannte „Braune Babys“ - und braune Erwachsene

Der DKR und sein „Erzieherausschuss“ sorgten sich in der Nachkriegszeit besonders um die Kinder afroamerikanischer Soldaten mit deutschen Müttern.

Die Erziehertagung von 1952 trug den Titel „Rasse und Erziehung“.

In diesem Jahr stand eine neue Aufklärungsschrift im Mittelpunkt der Aktivitäten der Geschäftsstelle des DKR, die Schrift hieß: „Maxi, unser Negerbub“. Eigentlich sollte sie pünktlich zur Einschulung der meisten Kinder von deutschen Müttern und farbigen amerikanischen Soldaten (1945-1952 waren sieben Jahre vergangen) an möglichst viele Schulen verteilt werden. Es stellte sich jedoch heraus, dass gerade in Bundesländern, in denen amerikanische Soldaten stationiert waren, die Reaktionen der dortigen Kultusministerien ablehnend ausfielen. Nachdem sie Ansichtsexemplare vom DKR erhalten hatten, kamen etwa solche Antworten:

„Vom Bayerischen Staatsministerium für Unterricht und Kultus ist eine direkte Bestellung des Büchleins nicht zu erwarten.“³³⁸

„Das hiesige Kultusministerium betonte mir gegenüber, dass sie keine Gelder für Sammelbestellungen an sämtlichen Schulen zur Verfügung haben (...)“³³⁹

„Leider kann eine zentrale Beschaffung nicht durchgeführt werden, da mir Mittel hierfür nicht zur Verfügung stehen.“³⁴⁰

Der hessische Minister für Erziehung und Volksbildung hingegen bestellte gleich 6.320 Stck., der Senator für Erziehung in Bremen 2.000. Die Reaktionen der Kultusministerien in den Ländern Bayern und Baden-Württemberg zeigen, dass sie es ablehnten, durch dieses Büch-

³³⁷ Vgl. Deutscher Koordinierungsrat: Informationen, Frankfurt 1977, S. 3ff, BA B 259-606

³³⁸ Brief an den Geschäftsführer des DKR, BA B 259/41

³³⁹ Brief an den Geschäftsführer des DKR, BA B 259/41

³⁴⁰ Antwort des Senators für Volksbildung, Berlin 1952, BA B 259/41

lein zur Toleranz aufzurufen. Warum, begründeten sie nicht. Die Ministerien unternahmen allerdings auch keine anderen Versuche, den ledigen Müttern zu helfen. Den Kindern, die meist aus Scham oder finanzieller Not in Heimen untergebracht wurden, erging es nicht besser.

„Bis 1952 kamen in der Bundesrepublik mindestens 40 000 nicht eheliche Kinder zur Welt, deren Väter ausländische Soldaten waren. Es gibt einige Quellen, die sogar von 350 000 so genannten Besatzungskindern sprechen, die bis 1955 in Deutschland geboren wurden. Exakte Zahlen gibt es nicht. Die Kinder hatten im Nachkriegsdeutschland einen schweren Stand, wurden häufig gehänselt und ausgegrenzt. Noch wesentlich schwerer hatten es die Mütter der Kinder. "Ami-Liebchen" war noch die harmloseste Beschimpfung. Sie wurden ausgegrenzt, isoliert. Die komplizierte Rechtslage verschlimmerte ihre Situation noch.“³⁴¹

Denn so sehr die amerikanische Regierung die Brüderlichkeit unterstützte, mit der deutschen Bevölkerung gab es ein „Fraternisierungsverbot“ und infolgedessen auch selten Alimente. Doch auch, wenn nicht alle Ministerien etwas unternahmen, so bestellten doch einzelne Schulen und Lehrbuchhandlungen auf eigene Kosten die Broschüre „Maxi, unser Negerbub“. Zu nennen wäre etwa noch die Schulbedarfs- und Lehrmittelhandlung Thiess in Ehmén, die 1000 Stck. orderte.³⁴²

Die Aufklärungsarbeit, mit der die deutsche Bevölkerung überzeugt werden sollte, dass alle Menschen gleichwertig sind, egal, welcher „Rasse“ sie angehören, gelang DKR-Mitgliedern nicht immer. Ein Grund war, dass Autoren, die in dieser Absicht beim DKR publizieren wollten, sich erst einmal selbst durch wissenschaftliche Forschungen davon zu überzeugen suchten, dass „die Rassen“ sich auch wirklich vermischen dürfen. Dies soll anhand eines Beispiels erläutert werden.

1954 stand nicht mehr der Aktionsausschuss an der Spitze der Aktivitäten, sondern der Erzieherausschuss, der seine Energien in erster Linie in die Vorbereitung der Herausgabe zweier Bücher steckte:

Den Sammelband „Rasse und Erziehung“ und ein „Handbuch über das Deutsche Judentum“. Die Aufsätze, die ursprünglich in dem Band „Rasse und Erziehung“ erscheinen sollten, befassten sich aus heutiger Sicht relativ ausführlich mit biologischen Fragen und bewegten sich dabei abwechselnd in der Pflanzen- Tier- und Menschenwelt, wobei ernsthaft in Erwägung gezogen wurde, ob die Zeugung von Kindern durch zwei Menschen unterschiedlicher „Rassen“ negative Folgen für die Kinder haben könne. Da wird in einem Atemzug von Tierkreuzungen und menschlichen „Mischlingen“ gesprochen, eine Methode, die man heute als „biologisch“ bezeichnet, zumindest aus soziologischer Sicht. Da ist von der „Qualität von Mischlingen“ die Rede und davon, dass ein Muli (Kreuzung zwischen Pferd und Esel) keine Nachkommen mehr hervorbringt – und der Bedeutung dieser Beobachtung für den Menschen.³⁴³

Die Aufsätze sind in der Hinsicht aufschlussreich, als sie zeigen, dass gewisse Tabus in der Präsentation von Humanwissenschaften oder Lebenswissenschaften damals noch nicht überall verbreitet waren: Das Tabu, Menschen in Zusammenhang mit ihrer biologischen Herkunft oder „Rasse“ zu bewerten. Zwar schloss der Autor am Ende in der Regel aus, dass es irgendwelche charakterlichen Probleme gebe, die von der Rasse abhingen, doch es ist erstaunlich, dass dieser Frage überhaupt erst seitenweise ausführlich nachgegangen werden musste. Offenbar war diese intensive Auseinandersetzung mit dem Thema aber nötig, um zu der heutigen Erkenntnis zu gelangen, dass es keine Rechtfertigung dafür gibt, Menschen anderer Rassen oder „Mischlinge“ abzuwerten. Der Band „Rasse und Erziehung“ wurde in der geschilderten Form nicht verlegt. Unbekannt war den Autoren sicher auch, dass es 1939 ein Buch gleichen Titels gab, das nach dem Krieg in der sowjetischen Besatzungszone „aus-sortiert“, das heißt, zensiert wurde.³⁴⁴ Die Sammlung der Aufsätze war offenbar eine erste

³⁴¹ Franz Anthoefer, <http://www.vaeternotruf.de/besatzungskinder.htm>, Erscheinungsdatum: März 2003, Abrufdatum: 16.06.2008

³⁴² Vgl. BA B 259/41

³⁴³ Vgl. unveröffentlichte Manuskripte für ein geplantes Buch „Rasse und Erziehung“, BA B 259/132

³⁴⁴ Deutscher Zentralverlag, Liste der auszusondernden Literatur (Buchstabe P), Berlin 1948

Reflexion darüber, welche Ansichten die Wissenschaftler bisher vermittelt bekamen und was sie heute denken. Statt der wenig hilfreichen Aufsätze gab der DKR eine Broschüre „Rassenfrage heute“ heraus, die 1954 im Süddeutschen Verlag mit einer Auflage von 5000 Stck. gedruckt wurde.

Bei der Analyse der Unterlagen aus den fünfziger Jahren wird deutlich, dass der Leser auf keinen Fall vom heutigen Kenntnisstand und von den heutigen Vorstellungen von der Gleichheit aller Menschen ausgehen darf. Diese begannen erst in den fünfziger Jahren, sich in der Bevölkerung zu verbreiten. Der DKR hat dabei den Beitrag geleistet, das Thema „Rassenhass“ bei den Kultusministerien angesprochen zu haben und mit seinen Aufklärungsschriften zumindest die bereits tolerant gesinnten in ihrer Haltung zu bestärken.

Was aus den „Braunen Babys“ geworden ist, ist nur in Einzelfällen bekannt. Heute hat sich zwar die Lage von Farbigen in Deutschland im Gegensatz zur Nachkriegszeit verbessert und die Wahl Barack Obamas zum amerikanischen Präsidenten dürfte zu einer weiteren Verbesserung führen. Aber rassistische Angriffe gibt es nach wie vor.

6.3.4 Die „Erziehung der Erzieher“ und der Ruf nach der Jugend

Der Erzieherausschuss des DKR war ab 1949 und in den fünfziger Jahren mit der Schulbuchrevision betraut. Mit den Tagungen der 50er und 60er Jahre ist das Thema Geschichts- und Religionsbücher verknüpft.³⁴⁵

1949 - 1975 beschäftigte sich der Erzieherausschuss mit Vergangenheitsbewältigung.³⁴⁶

Doch auch der „Literarische Ausschuss“ zog anfangs am gleichen Strang.

1951 arbeitete der DKR eng mit Knud C. Knudsen, der neben seiner Funktion als Literarischer Direktor des DKR den Christian-Verlag in Bad Nauheim betrieb, zusammen. Der DKR bestellte, mit amerikanischer Unterstützung, große Mengen an Büchern und Heften, die er an die einzelnen Gesellschaften weitergab.

So gingen beim DKR erst je 930 Stck. und dann nochmals je 1070 Stck. folgender Titel ein:

„Erziehung am Scheidewege“

„Überwinde deine Vorurteile“

„Treibjagd auf Sündenböcke“

und „Zivilisation und Gruppenbeziehungen“.³⁴⁷

All diese Bücher waren an Erwachsene gerichtet und sollten der Entwicklung demokratischer und toleranter Kommunikation an Schulen und anderen Einrichtungen für Minderjährige dienen. Der DKR hatte kein Gremium, das sich direkt an Jugendliche richtete. Erst auf eine Initiative der GcjZ Hamburg hin, verfolgte er diese Idee.

1957 organisierte die GcjZ Hamburg eine Fahrt für Jugendliche nach Bergen-Belsen, um in Erinnerung an Anne Frank und ihre Leidensgefährten Blumen an den dortigen Massengräbern niederzulegen. Es meldeten sich annähernd 2000 Jugendliche, die die Fahrt am 17. März 1957 dann auch mitmachten.³⁴⁸ Beeindruckt durch das große Interesse der Jugendlichen, startete der DKR einen Aufruf an die Gesellschaften, Anne-Frank-Jugendgruppen zu gründen. Die Antworten der einzelnen Gesellschaften Kassel, Saarland, München und Frankfurt fielen jedoch ausweichend bis ablehnend aus. Das Echo auf diesen Vorschlag wurde als „schwach“ bezeichnet.³⁴⁹

Trotzdem überlegte der DKR weiterhin, wie man mehr Jugendliche für die Gesellschaften gewinnen könne und nahm sich folgende Verhaltensänderungen vor:

³⁴⁵ Sirsch, Rudolf: Gegen das Vergessen – Der Beitrag des Erzieherausschusses im Deutschen Koordinierungsrat zur Aufarbeitung der Vergangenheit, in: Münz, Christoph; Sirsch, Rudolf: Wenn nicht ich, wer? Wenn nicht jetzt, wann? Zur gesellschaftspolitischen Bedeutung des Deutschen Koordinierungsrates der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit, Münster 2004, S.132

³⁴⁶ Ebd., S. 115ff

³⁴⁷ Münz, Christoph; Sirsch, Rudolf: Wenn nicht ich, wer? Wenn nicht jetzt, wann? Zur gesellschaftspolitischen Bedeutung des Deutschen Koordinierungsrates der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit, Münster 2004, S. 277ff

³⁴⁸ Vgl. GcjZ Hamburg an ihre Freunde, BA B 259/34; GcjZ Hamburg: Brief an den DKR vom 14.06.1957, BA B 259/34

³⁴⁹ Briefe der Gesellschaften an den DKR, 1957, Protokoll der Sitzung vom 13. Juni 1957, BA B 259-

1. Nicht mehr nur Referate bieten, sondern auch mehr Diskussionen
2. Dafür zu sorgen, dass Filme über die Hitlerzeit nicht einfach nur vorgeführt, sondern einfühlsam erklärt werden, weil sonst die Jugendlichen in eine Abwehrhaltung gegen die Aufklärung verfallen³⁵⁰

Der Erzieherausschuss entwickelte 1961 aufgrund der Diskussion über den Eichmann-Prozess die Idee der Zeitzeugenberichte für Schüler.³⁵¹

1962 sprach Theodor W. Adorno auf der Pädagogen-Konferenz. Aus seiner Rede entstand der Aufsatz „Zur Bekämpfung des Antisemitismus heute“. Die Unterdrückung in der Erziehung wurde als eigentliche Ursache für Antisemitismus genannt. Er ging sogar so weit, die Eltern explizit für die Entstehung von Judenhass verantwortlich zu machen:

„Die frühkindlichen Ursprünge des Antisemitismus sind im Allgemeinen im Elternhaus zu suchen.“³⁵²

Zu einer besseren Erziehung gehöre jedoch auch die Vermeidung von ausschließenden Gruppen (Kindern, die mit bestimmten anderen Kindern nicht spielen wollen) in der Schule und Vermeidung von Anti-Intellektualität.³⁵³ In seinem Aufsatz fällt auf, dass Adorno sehr genau definierte, was er nicht wollte und für kontraproduktiv in der Kindererziehung hielt. Er gab aber wenig Anregungen, wie man, positiv gesehen, Kinder erziehen könnte.

So entstand ja auch als Antwort auf den Drill des Dritten Reiches und der Nachkriegszeit die „*anti*autoritäre Erziehung“, die sich an dem englischen Pädagogen und Schulleiter Alexander S. Neill orientierte. Dabei geht es vor allem darum, *keinen* Zwang auszuüben, *keine* Einschüchterung zu betreiben, *keine* Triebfeindlichkeit zu vermitteln usw. Wie die Eltern aber liebevoll mit ihren Kindern umgehen könnten, das konnte durch Bücher nicht vermittelt werden, wenn die Eltern selbst keine Liebe erfahren hatten. Die Erziehungsmethoden des „Dritten Reiches“ waren kalt und hart. 690 000 mal verkauft wurde damals das Buch „Die deutsche Mutter und ihr erstes Kind“, in dem beispielsweise unerfahrenen Müttern dazu geraten wurde, das Kind nach der Geburt erst einmal 24 Stunden alleine zu lassen und erst dann zu stillen.³⁵⁴ Oberstes Ziel war die Abhärtung, nach dem Nietzsche-Wort: „Was uns nicht umbringt, macht uns härter“. Eltern, die so erzogen worden waren, hatten kein Beispiel für eine Kindererziehung vor Augen, die Sicherheit, Geborgenheit und Wertschätzung vermittelt.

Im Gegensatz zur Erziehung auf Summerhill von Alexander S. Neill wurde im „normalen“ Familienalltag nicht damit gerechnet, dass jedes Kind seine eigene Persönlichkeit und diese bereits als „Minderjähriger“ ausleben darf. Dennoch entdeckten Jugendliche dieses Bedürfnis. Im Jahr 1962 fand in Driebergen eine Internationale Christlich-Jüdische Jugendkonferenz statt, auf der die Jugendlichen ihre Wünsche an eine Beziehung zwischen Christen und Juden äußerten. Aus dem Bericht darüber geht hervor, dass die Jugendlichen Wert auf Individualismus legten, der damals in der Erziehung normalerweise noch nicht gefördert wurde:

„In der Diskussion wurde vor allem darauf hingewiesen, dass man sich dem anderen als Individuum, als Einzelmensch zuwenden müsse. Toleranz sei vornehmlich im Ich-Du –Verkehr zu üben. Auch müsse man bedenken, dass alle Gruppen in Wandlung begriffen seien, und man müsse sich davor hüten, sie zu klassifizieren und ihnen damit die Möglichkeit des sich-Änderns und Andersseins

³⁵⁰ Vgl. Cahn, Max L.: Niederschrift über die ordentliche Mitgliederversammlung des DKR, Oberursel 1958, BA B-259-628

³⁵¹ Sirsch, Rudolf: Gegen das Vergessen – Der Beitrag des Erzieherausschusses im Deutschen Koordinierungsrat zur Aufarbeitung der Vergangenheit, in: Münz, Christoph; Sirsch, Rudolf: Wenn nicht ich, wer? Wenn nicht jetzt, wann? Zur gesellschaftspolitischen Bedeutung des Deutschen Koordinierungsrates der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit, Münster 2004, S. 130

³⁵² Adorno, Theodor: Zur Bekämpfung des Antisemitismus heute“, in: Erziehung vorurteilsfreier Menschen, Frankfurt 1962, S. 24

³⁵³ Vgl. Ebd.

³⁵⁴ Tambour, Barbara: Anleitung zur Kalthertigkeit, in: Publik-Forum Nr. 10/2008 (23. Mai 2008), S. 56

zu nehmen. Vor allem aber dürfe man nicht den Einzelnen in die Normvorstellungen seiner Gruppe hineinpressen (...) Es gebe weder „den Deutschen“ noch „den Kommunisten“ oder „den Katholiken“ (...)³⁵⁵

Diese Jugendlichen konnten jedoch nicht in die Vereinsarbeit eingebunden werden. Dies lag möglicherweise daran, dass sich der Erzieherausschuss vorwiegend an Erwachsene wandte.

Die Beteiligung von Jugendlichen bei den „Gesellschaften“ nahm weiterhin nicht zu.

1964 gab die spätere Generalsekretärin des DKR, Hannah Vogt, Materialien für den Sozialkundeunterricht zu den Prozessen gegen NS-Gewaltverbrecher heraus.³⁵⁶ Auch in den folgenden Jahren ermunterte der Erzieherausschuss Schulen und städtische Gemeinden, sich mit jüdischen Schicksalen zu befassen, die Vergangenheit nicht zu verdrängen, sondern zu dokumentieren und sich mit ihr auseinander zu setzen.³⁵⁷

1975 löste sich der Erzieherausschuss auf. Die Ursache war aufgrund von Dokumenten nicht herauszufinden. Auch der heutige Generalsekretär Rudolf Sirsch konnte darüber keine nähere Auskunft geben, er schrieb dazu:

„1975 verlieren sich die Spuren des Erzieherausschusses. Bis dahin fanden u.a. noch zahlreiche Tagungen zum Thema „Juden, Christen, Deutsche – Ein Seminar zu deutschen Mißverständnissen und zum jüdischen Selbstverständnis heute“ statt. Aus den Erfahrungen dieser Versammlungen wurden bis 1975 mehrere jeweils einwöchige Informationsseminare zum Thema „Judentum – Religion und Gesellschaft, Volk und Staat im jüdischen Selbstverständnis für Pädagogen und Theologen“ durchgeführt. Die letzte Information datiert vom 12.11.1975, in der eine enge Zusammenarbeit zwischen der Gesamthochschule Duisburg und damit mit Heinz Kremers und dem DKR vereinbart wird.“³⁵⁸

Das Ende des Erzieherausschusses könnte auch mit der Gründung des Georg Eckert Institutes für internationale Schulbuchforschung in seiner heutigen Form im Jahr 1975 zusammenhängen.³⁵⁹

Georg Eckert hatte zuvor das „Internationale Schulbuchinstitut“ in Braunschweig betrieben. Er war außerdem Präsident der deutschen UNESCO-Kommission, Vorsitzender des Ausschusses für Geschichtsunterricht der Arbeitsgemeinschaft deutscher Lehrerverbände, der GEW, der wissenschaftlichen Kommission der Friedrich-Ebert-Stiftung und im deutschen Rat der europäischen Bewegung. Er starb am 7. Januar 1974.³⁶⁰ Erst nach seinem Tod gründeten seine Nachfolger das „Georg-Eckert-Institut“.

Ab 1975 befasste sich das Georg-Eckert-Institut alleine mit den Aufgaben, die vorher zum Teil auch der DKR übernommen hatte. Allerdings fiel die Kontrolle der Religionsbücher unter den Tisch. Das Hauptaugenmerk lag und liegt auf den Geschichtsbüchern, die auf rassistische oder aggressive Tendenzen überprüft werden.³⁶¹

Der Erzieherausschuss hatte sich vor 1975 auch mit Religionsbüchern befasst. 1975 begann außerdem ein deutsch-israelisches Sonderforschungsprojekt „Judentum im Unterricht“ von

³⁵⁵ o.V.: Protokoll über die Internationale Christlich-Jüdische Jugendkonferenz vom 10.-20.09.1962 in Driebergen, Holland, S. ...3, BA B 259-636

³⁵⁶ Vogt, Hannah: Recht muss doch Recht bleiben; die Prozesse gegen NS-Gewaltverbrecher, Hessen 1964

³⁵⁷ Sirsch, Rudolf: Gegen das Vergessen – Der Beitrag des Erzieherausschusses im Deutschen Koordinierungsrat zur Aufarbeitung der Vergangenheit, in: Münz, Christoph; Sirsch, Rudolf: Wenn nicht ich, wer? Wenn nicht jetzt, wann? Zur gesellschaftspolitischen Bedeutung des Deutschen Koordinierungsrates der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit, Münster 2004, S. 138f

³⁵⁸ Ders.: S. 149f

³⁵⁹ Vgl.: Georg-Eckert-Institut: Geschichte, <http://www.gei.de/index.php?id=14&L=0>, Abrufdatum: 30.12.2008

³⁶⁰ Vgl.: Friedrich-Ebert-Stiftung: Archiv der sozialen Demokratie, Georg Eckert, <http://www.fes.de/archiv/1abt/eckert-g.htm>, Abrufdatum: 19.12.2008

³⁶¹ Vgl.: Georg-Eckert-Institut: Geschichte, <http://www.gei.de/index.php?id=14&L=0>, Abrufdatum: 30.12.2008

der Deutsch-Israelischen Gesellschaft und dem Deutschen Koordinierungsrat an der Gesamthochschule Duisburg.³⁶²

1977, nachdem es bereits keinen Erzieherausschuss mehr gab, gründete sich schließlich ein Jugendausschuss. Dies war jedoch noch kein Ausschuss von Jugendlichen oder jungen Erwachsenen, sondern eine Gruppe innerhalb des DKR, die sich damit befaste, wie man Jugendliche besser erreichen kann.

Der Jugendbeirat, zu diesem Zeitpunkt umbenannt in "Forum junger Erwachsener" (FJE), bestand erst 1996 wirklich aus jungen Leuten. Er veranstaltete eine Jugendkonferenz. Dabei wurden die neuen Mitglieder des FJE von der Konferenz gewählt.³⁶³

Auf der dritten Jahrestagung 1997 wählte das Forum Junger Erwachsener (FJE) das Motto "Querschwimmen statt untertauchen". Dazu wurde unter anderem Anna Rosmus eingeladen, die wegen ihrer Nachforschungen über den Nationalsozialismus in ihrer Heimatstadt Passau abgelehnt wurde und deshalb heute in den USA lebt.³⁶⁴

Das FJE erhielt bei der Mitgliederversammlung des DKR und der Gesellschaften 1998 Satzungsrang und konnte von da an eine Person für die Wahl in den Vorstand des DKR vorschlagen. Diese Person ist stimmberechtigtes Vorstandsmitglied. Die Zahl der stimmberechtigten Vorstandsmitglieder wurde so auf 11 erhöht, Monika Bunk wurde vom FJE in den Vorstand gewählt.³⁶⁵ Doch auch das FJE löste sich bald wieder auf.

Der Generalsekretär Rudolf Sirsch engagierte sich vom Anfang seiner Amtszeit im Jahr 1999 dafür, an die Arbeit des Erzieherausschusses anzuknüpfen und wendete sich wieder verstärkt den Pädagogen zu. Das Jahr 1999 wurde von Veranstaltungen zum Thema Rassismus dominiert, die der DKR für Lehrer und andere Erzieher anbot. Der Generalsekretär Rudolf Sirsch äußerte sich zufrieden in seinem Jahresbericht:

„Mit den vier letztgenannten Veranstaltungen haben wir Multiplikatoren erreicht, die wir sonst nicht erreichen. U.a. Pädagogen, Psychologen, Sozialarbeiter, Erzieher, Polizisten aber auch Kommunalpolitiker, die sich kundig machen wollten.“³⁶⁶

Durch die Verleihung der Buber-Rosenzweig-Medaille an die Aktion „Schule ohne Rassismus“ im Jahr 2002 stand die Pädagogik im Mittelpunkt der Woche der Brüderlichkeit. Der Verleihung gingen 19 Tagungen in zwei Jahren voraus, die sich mit dem Thema Rassismus befassten und an denen 1500 SchülerInnen und PädagogInnen teilgenommen haben. Dies zeigte deutlich die Absicht, die Arbeit des Erzieherausschusses, der 1975 abgebrochen hatte, fortzuführen.³⁶⁷

2006 gründete sich ein neues „Forum Junger Erwachsener. Die Diskussionen zwischen dem DKR und dem FJE sind kontrovers, weil die grundlegenden Vorstellungen von Konzepten für christlich-jüdische Zusammenarbeit unterschiedlich sind. Das Forum Junger Erwachsener befasst sich mehr mit Religionen und religiösen Inhalten als die älteren Mitglieder des DKR, allerdings auf eher spielerische Art (Bibelquiz, Austausch von Träumen und Visionen). Dass es unterschiedliche Religionen gibt, wird als interessantes Thema, aber keinesfalls als Problem wahrgenommen. So kommt es, dass das FJE und die anderen Gremien wenig Projekte gemeinsam organisieren, auch wenn das FJE sich aktiv an den Wochen der Brüderlichkeit beteiligt (Siehe „Wochen der Brüderlichkeit“ und „Das Forum Junger Erwachsener“). Zur Integration junger Erwachsener ist ein wichtiger Schritt mit der Darstellung des FJE auf den Internetseiten des DKR gewonnen.

Der Umgang mit Babys und Kleinkindern und die Rolle der frühkindlichen Erziehung für die spätere Fremdenfeindlichkeit ist ein weiteres Feld, das noch offen steht. Obwohl schon lange bekannt ist, dass im frühkindlichen Alter bereits Weichen gestellt werden, ob ein Mensch einmal Feindbilder braucht oder nicht, ist die Mutter-Kind-Dyade und die Krabbelstube bisher kein Thema für den DKR. Deshalb gelingt es auch nicht, das Bedürfnis nach Buhmännern

³⁶² DKR: Aus der Geschichte der christlich-jüdischen Zusammenarbeit in Deutschland, BA B 259-795

³⁶³ DKR/GcjZ: Tätigkeitsberichte der GcjZ/des DKR 1996, Frankfurt 1997, S. 275

³⁶⁴ Vgl. DKR/GcjZ: Tätigkeitsberichte der GcjZ/des DKR 1997, Frankfurt 1998, S. 297f

³⁶⁵ Vgl. DKR/GcjZ: Tätigkeitsberichte der GcjZ/des DKR 1998, Frankfurt 1999, S. 261

³⁶⁶ Sirsch, Rudolf: Bericht des Generalsekretärs, Bonn 2000, S. 33f

³⁶⁷ Sirsch, Rudolf: Bericht des Generalsekretärs, Bonn 2003, S. 14

und Sündenböcken zu überwinden. Es gelingt bisher nur, diesen Drang durch vernünftige Argumente in Zaum zu halten. Sterling W. Brown erklärte, wie aus einer autoritären Erziehung Fremdenfeindlichkeit entstehen kann: Durch die repressiven Erziehungsmethoden entsteht bei dem Kind ein Hass auf Autoritätspersonen. Da dieses jedoch mit Schuldgefühlen verbunden ist, überträgt das Kind und der spätere Erwachsene seine Aggressionen auf „Sündenböcke“ z.B. Juden, bei denen es keine Skrupel hat, seinen Hassgefühlen freien Lauf zu lassen.³⁶⁸

6.3.5 „Kommunistische Tarnorganisationen“

Während die Kommunistenverfolgung in den USA ihren Höhepunkt Anfang der fünfziger Jahre erreichte und dann aufgrund von Skandalen bald eingeschränkt werden musste, hielten ihre Auswirkungen in Deutschland noch länger an und betrafen auch den DKR, der feststellen musste, dass sein Recht auf freie Meinungsäußerung empfindlich beschränkt war.

Es gab 1959 ja eine ausgedehnte Korrespondenz des DKR mit dem BMI (Bundesministerium des Inneren), weil eine Mitarbeiterin der GcJZ in Verbindung mit „kommunistischen Tarnorganisationen“ gebracht worden war, da sie einen Aufruf des „Fränkischen Kreises“ unterschrieben hatte.

Anlass der Auseinandersetzung war die damals erschienene Broschüre einer antikommunistischen Organisation, in der unter anderem der Name der „Verdächtigten“ öffentlich genannt worden war. Der Geschäftsführer des DKR, Leopold Goldschmidt, wehrte sich dem BMI gegenüber gegen solche Unterstellungen. Das BMI jedoch bestätigte, auch von ihnen werde der „Fränkische Kreis“ als Tarnorganisation betrachtet und half Leopold Goldschmidt nicht. Die Angst vor dem Kommunismus war damals auch im deutschen Staat groß. Maßgebliche Mitglieder der Gesellschaften in Deutschland und den USA (Sterling W. Brown, Gertrud Luckner, Leopold Goldschmidt u.a.) sahen in dieser Angst nur wieder eine neue Form des Vorurteils.

Der DKR nahm sich auf der Mitgliederversammlung 1960 vor, mit dem Bundesinnenminister über das Komitee „Rettet die Freiheit“ zu sprechen, das in einem Pamphlet Bürger angeprangert hatte, die angeblich mit „kommunistischen Tarnorganisationen“ zu tun hatten.³⁶⁹

Der Erzieherausschuss gründete noch 1962 eine Arbeitsgruppe „Antikommunismus als freiheitliche Gesinnung oder Tarnung“³⁷⁰, wobei die Erwähnung der „Tarnung“ eindeutig aus dem Kontext zu verstehen ist, dass ein GcJZ-Mitglied in die Nähe einer „Kommunistischen Tarnorganisation“ gerückt worden war.

Sowohl im DKR als auch in den einzelnen Gesellschaften bestand Einigkeit, dass niemand aufgrund seines Engagements für Verfolgte des Naziregimes oder pazifistischer Überzeugungen öffentlich angeprangert werden sollte. Allerdings gab es Mitglieder, wie z.B. Anton Fingerle und Theodor W. Adorno, die die anderen GcJZ/DKR-Mitglieder eindringlich vor Russland warnten und eine neue Diktatur in Deutschland fürchteten (Siehe: Geschichte der GcJZ München: Die 60er Jahre). Die Angst vor einer Vereinnahmung durch Russland führte dazu, dass sich die religiöseren unter den Mitgliedern noch stärker für ihre Religion einsetzten, die sie sozusagen als Waffe gegen den Kommunismus ansahen, und dazu, dass sie wenig Verständnis für Atheisten zeigten. Dass Materialismus, Atheismus und speziell Russland ein Problemfeld für maßgebliche DKR-Mitglieder darstellten, zeigen die Zitate:

Anton Fingerle, 1965:

„Lasst uns in der ersten Verantwortung um die geistige Verteidigung der Freiheit und um die Überwindung des Materialismus und des Atheismus als der ins Extrem der Leugnung vorgetriebenen Vorurteile gegen den Geist überhaupt und gegen Gott und jeden übernatürlichen Glauben auch Geschichte und Gegenwart, Theorie und Praxis dieser Weltanschauungen planmäßiger als bisher studie-

³⁶⁸ Brown, Sterling W.: Überwinde deine Vorurteile, ein Wegweiser für Jedermann, Bad Nauheim 1949, S. 18ff

³⁶⁹ Niederschrift zur Mitgliederversammlung des DKR am 12.06.1960, S. 128, BA B-259-631

³⁷⁰ Weis, Irene: Protokoll der Mitgliederversammlung des Erzieherausschusses, Frankfurt 1962, BA B 259/643

ren und beobachten! Dieses Studium wird umso fruchtbarer sein, je weniger wir selbst der Materie verfallen und je mehr wir aus dem Geist des Glaubens und der göttlichen Ordnung leben.“³⁷¹

Theodor W. Adorno, Anfang der 60er Jahre:

“Erinnert man die Menschen an das Allereinfachste: dass offene oder verkappte faschistische Erneuerungen Krieg, Leiden und Mangel unter einem Zwangssystem, am Ende vermutlich die russische Vorherrschaft über Europa zeitigen; kurz, dass sie auf Katastrophenpolitik hinauslaufen, so wird sie das tiefer beeindrucken als Ideale oder selbst das Leid der anderen, mit dem man ja, wir schon La Rochefoucault wusste, immer verhältnismäßig leicht fertig wird.“³⁷²

Die Angst vor einem Umsturz erklärt auch, warum die Oberammergauer Festspiele so viele Verteidiger fanden und sich erst langsam etwas am Text änderte: Auch diese uralte Tradition gab den Zuschauern ein Gefühl von Sicherheit in einer Situation, in der die Religion als Schutz vor einer Bedrohung aus dem Osten wahrgenommen wurde.

6.3.6 Die Oberammergauer Festspiele: Ein Gelübde mit Folgen

Auf einer Sitzung des Aktionsausschusses des DKR im Jahr 1960 kamen unterschiedliche Stimmen zu den Oberammergauer Festspielen zu Wort. Die Oberammergauer Festspiele sind eine oberbayrische Tradition, die alle zehn Jahre in Oberammergau vollzogen wird. Grund ist ein Gelübde, das die Bürger von Oberammergau zur Zeit der Pestepidemien ausgesprochen hatten: Wenn das Dorf verschont bleibe, führe man alle zehn Jahre die Passion Jesu Christi auf, bis heute hält sich Oberammergau daran.³⁷³

Niemand hat sich bisher öffentlich gegen diese Spiele ausgesprochen, im Gegenteil, sie haben immer größeren Zulauf. Doch es gibt immer wieder Kritik an Botschaften, die damit an die Massen vermittelt werden. Allerdings empfanden viele Juden den Text von 1960 als antisemitisch, ein Problem, auf das auch die Gesellschaften und der DKR eingingen.

Die Münchner Gesellschaft hatte Kontakt zu einem Mönch im Kloster Ettal aufgenommen, der damit beauftragt worden war, den als antijüdisch empfundenen Text neu zu schreiben. Anton Fingerle, der auch in Kontakt mit dem dortigen Bistum stand, warnte davor, zu heftig vorzugehen. Ein weiteres Mitglied drückte seine Bedenken aus, man könne womöglich das Gelübde, das zur Einführung der Festspiele geführt hatte, nicht mehr halten.³⁷⁴

So geschah erst einmal keine Veränderung in dieser Sache.

Die Oberammergauer Festspiele gerieten jedoch 1969 erneut in die Diskussion, und diesmal zog es weitere Kreise. Beteiligt an der Diskussion waren u. a.:

1. der American Jewish Congress
2. das Internationale Konsultativ-Komitee für christlich-jüdische Zusammenarbeit
3. auf der anderen Seite: die Veranstalter der Festspiele

Die Kritiker der damaligen Festspiele gewannen den Eindruck, dass in Oberammergau kein Reformwille vorhanden sei. Offen für Veränderung zeigte sich jedoch der Pfarrer Stephan Schaller aus Ettal, der mit der Neufassung der als antijudaistisch geltenden Spiele beauftragt war. Er konnte jedoch seine Änderung wegen des Widerstandes nicht umsetzen. Auch die jüdische deutschsprachige Zeitung „Aufbau“ in den USA (NY) berichtete über den Streit, ebenso wie über das Verhängen der Bilder in der „Deggendorfer Gnad“, das im selben Jahr auf Drängen der Gesellschaften stattfand.³⁷⁵ 1970 boykottierten jüdische Organisationen in

³⁷¹ Fingerle, Anton; Ben-Chorin, Schalom (Hrsg.): Im Geiste der Brüderlichkeit, München 1965, S. 14

³⁷² Adorno, Theodor W.: “Ob nach Auschwitz noch sich leben lasse”, Frankfurt 1997, S. 47

³⁷³ Bayrisches Staatsministerium für Wirtschaft, Infrastruktur und Technologie (Hrsg.): Bayern-Festspiele, <http://www.stmwivt.bayern.de/tourismus-urlaub/urlaub-in-bayern/bayern-festspiele/#oberammergau>, Abrufdatum: 12.11.2008

³⁷⁴ Vgl. Aktionsausschuss: Protokoll der Sitzung vom 11.06.1960, BA B-259/630

³⁷⁵ Rundschau, in: Freiburger Rundbrief, Nr. 77/80, Freiburg 1969, S. 79

Nordamerika die Oberammergauer Festspiele.³⁷⁶ Um die Wirkung zu verstehen muss man wissen, dass ein großer Teil der Oberammergauer Passionsspielbesucher Amerikaner waren und sind. So waren im Jahr 2000 50% der Besucher aus dem englischsprachigen Ausland, auch Eisenhower hat bereits die Passionsspiele besucht.³⁷⁷

Auch bei dem Interessenkonflikt um den Text, ähnlich wie bei der Deggendorfer Gnad, zogen sich die Debatten mit Beteiligung der New Yorker Medien über Jahrzehnte hin. 1984 verfasste die Anti-Defamation-League der jüdischen Organisation B'nai B'rith („Söhne des Bundes“) ein ca. 18seitiges Schreiben mit Vorschlägen zur Textänderung für die Oberammergauer Festspiele. Die Autoren waren vorwiegend Amerikaner, das Schreiben wurde in New York herausgegeben.³⁷⁸

Die Oberammergauer Spiele erfreuen sich bis heute größter Beliebtheit, im Jahr 2000 sahen 500 000 bis 520 000 Zuschauer die letzten fünf Tage im Leben Jesu.³⁷⁹

Diese Festspiele können also ein bedeutendes Forum sein, um einen neuen Zugang zum Judentum zu erreichen, neue Perspektiven bei den Zuschauern zu ermöglichen.

Der jetzige Regisseur Christian Stückl ging bereits auf Forderungen von jüdischen Religionsgelehrten ein:

„Von 18 Forderungen der Juden hat er nach intensivem Bibelstudium neun erfüllt. `Wir müssen aus den Köpfen der Menschen rausbekommen, dass die Juden Jesus ermordet haben. Heute sind wir auf der Bühne weiter als die Kirche.“³⁸⁰

Die jüdischen Religionsgelehrten wurden nicht namentlich erwähnt, jedoch waren an der jahrzehntelangen Debatte um die Festspiele mehrere Juden engagiert, von denen zumindest zwei aus dem Umfeld des DKR heute noch erwähnt werden:

Hans Lamm (DKR-Vorsitzender 1974-1984; 1984 verstorben);

Schalom Ben-Chorin, Autor und Referent bei den Gesellschaften und beim DKR, veröffentlichte 1990 „Die Polster, das Schwarzbrot und der Antisemitismus. Randbemerkungen zum Oberammergauer Passionsspiel“;

Krochmalnik, Daniel, Referent auf verschiedenen Seminaren der Buber-Rosenzweig-Stiftung veröffentlichte 1990 „Oberammergau-eine deutsche Passion“.³⁸¹

Am Schreiben der Anti-Defamation-League in New York beteiligten sich u.a.: Rabbi Ronald B. Sobel, Rabbi Martin A. Cohen, Rabbi David H. Panitz, und Rabbi Leon Klenicki.³⁸²

Stückl ging es um eine allgemeine Modernisierung. Er ging auch auf die Forderungen von Frauen ein und gab einige traditionelle Beschränkungen der Spielleitung auf. Aufsehen erregte darüber hinaus sein Vorschlag, das Spiel in den Abend zu verlegen: Gastwirte befürchteten, das Geschäft würde darunter leiden, wenn die Besucher noch im Theater statt bereits im Wirthaus säßen. Wegen seiner Änderungswünsche bekam Stückl Drohungen, ihm wurde die Haustür zugemauert, und wenn er Zeitung kaufen ging, so berichtete er dem Journalisten Hans Erlenbach, grüßte man ihn nicht mehr. Die Oberammergauer CSU forderte ihn auf, die Spielleitung abzugeben. 1800 Unterschriften sammelten besorgte Bürger gegen den „Rebelen“. Nachdem bereits von Oberammergauern befürchtet wurde, der junge Regisseur wolle

³⁷⁶ Geschäftsstelle der Passionsspiele Oberammergau: Geschichte, <http://www.passionsspiele2010.de/index.php?id=108>, Abrufdatum: 30.12.2008

³⁷⁷ Hedtke, Kathrin: Oberammergauer Passionsspiele: Stückl plant für 2010, <http://www.theaterkanal.de/theater/deutschland/bayern/oberammergau/passionstheater/oberammergauer-passionsspielleiter-stueckl-plant-fuer-2010>, Erscheinungsdatum: 12.12.2007, Abrufdatum: 30.12.2008

³⁷⁸ Swidler, Leonard: The Passion of the Jew Jesus, recommended changes in the Oberammergau passion play after 1984, New York 1984

³⁷⁹ Passionsspiele beendet: Besucherrekord bei den 110 Aufführungen, Reformierte Nachrichten/sda/dpa, 9. Oktober 2000

³⁸⁰ Erlenbach, Hans Dieter: Bringt der Bühnenschreck einen türkischen Jesus?, http://www.echo-online.de/kultur/template_detail.php3?id=536130, 16.11.2007, Abrufdatum: 12.11.2008

³⁸¹ Vgl.: Wagner, Silvan: Passionsspiel Oberammergau, <http://lic.ned.univie.ac.at/pl/node/6372>, Erscheinungsdatum: 29.07.2008, Abrufdatum: 30.12.2008

³⁸² Swidler, Leonard: The Passion of the Jew Jesus, recommended changes in the Oberammergau passion play after 1984, New York 1984

einen Türken als Jesus nehmen³⁸³, stellt sich die Frage: Könnte vielleicht eines Tages „sogar“ ein Jude Jesus-Darsteller sein? An den Textänderungen Stückls und des Dramaturgen Otto Huber war der Deutsche Koordinierungsrat nicht direkt beteiligt. Vielmehr hat er die Entwicklung nur angestoßen, die mit der Zeit immer weitere Kreise zog.

6.3.7 Freireligiöse, Konfessionslose und Atheisten

Gerade Atheisten können bei der christlich-jüdischen Zusammenarbeit vermittelnd tätig werden, weil sie allein den Menschen und nicht religiöse Überhöhungen im Blick haben. Doch ihre Rolle bei den Gesellschaften war anfangs nicht unangefochten. Im Laufe der Zeit öffnete sich der DKR stärker gegenüber Konfessionslosen und ging gleichzeitig weniger auf Erwartungen der katholischen Kirche und der amerikanischen Organisatoren ein. Dies soll anhand der Veränderungen in der Satzung deutlich gemacht werden:

Die ursprüngliche Satzung des Deutschen Koordinierungsrates wurde 1951 geändert. Dazu fand eine Sitzung des Kuratoriums statt, in der zunächst eine Interpretation der Satzungspräambel verfasst wurde. Damals wurde noch nicht eindeutig unterschieden zwischen dem DKR und „allen Gesellschaften“. Es sollte eine einheitliche Satzung geben. (Heute hat jede Gesellschaft ihre eigene Satzung.) Hier soll vor allem auf einen Punkt eingegangen werden, weil er offensichtlich eine Reaktion auf die Ablehnung und die Bedenken der katholischen Kirche darstellt. So beschloss das Kuratorium entsprechend den Vorgaben von Carl F. Zietlow:

„Bei alledem wollen die Gesellschaften keinerlei Kompromisse zwischen den religiösen Bekenntnissen anstreben oder begünstigen, die verschiedenen Glaubensüberzeugungen nicht auf einen gemeinsamen Nenner bringen, sich auf keine gemeinsamen Gottesdienste einlassen und die Meinung nicht vertreten oder begünstigen, eine Religion oder Konfession sei so gut wie die andere (Indifferenzismus).“³⁸⁴

Der Aktionsausschuss des DKR entschied ein Jahr später, dass die Präambel, die diesen Text enthielt, vor der Satzung weggelassen werden sollte.

„Der Wegfall der Präambel würde auch den Punkt beseitigen, an dem freireligiöse Menschen Anstoss nehmen, nämlich dass sich „Christen aller Bekenntnisse und Juden“ zusammenfinden. Sie machten geltend, „dass auch der freireligiöse Mensch mitarbeiten könne an der Förderung der christlich-jüdischen Zusammenarbeit.“³⁸⁵

Statt einer Präambel sollte der Paragraph 2 der Satzung erweitert werden, in dem das Bekämpfen und Überwinden von Vorurteilen und Missverständnissen als gemeinsames Ziel formuliert wurde.

„Er [der DKR] erstrebt die Achtung der Würde eines jeden Menschen und erwartet von seinen Mitarbeitern ein offenes und freies Eintreten überall da, wo gegen die Grundsätze der Menschenwürde und der Freiheit verstoßen wird. Er will alle Erziehungskräfte und -möglichkeiten heranziehen und die Zusammenarbeit aller Gutgesinnten im Geiste gegenseitiger Achtung und gemeinsamer Verantwortung fördern.“³⁸⁶

Manchen GcJZ war diese Satzungsänderung aber noch nicht genug.

Der Aktionsausschuss des DKR befasste sich im Jahr 1954 unter anderem mit dem Ereignis, dass die Gesellschaft Hannover sich in „Gesellschaft für Brüderlichkeit“ umbenannte, mit der Begründung:

³⁸³ Erlenbach, Hans Dieter: Bringt der Bühnenschreck einen türkischen Jesus?, http://www.echo-online.de/kultur/template_detail.php3?id=536130, 16.11.2007, Abrufdatum: 12.11.2008

³⁸⁴ Kuratorium des DKR: Interpretation der Satzungs-Präambel der deutschen GcJZ, Bad Nauheim 1951, BA B 259/7

³⁸⁵ Aktionsausschuss des DKR: Anregungen und Vorschläge zur Abänderung der Satzung des DKR der GcJZ e.V., Frankfurt a. M., 1952, BA B 259/7

³⁸⁶ Aktionsausschuss des DKR: Anregungen und Vorschläge zur Abänderung der Satzung des DKR der GcJZ e.V., Frankfurt a. M., 1952, BA B259-7

„(...) man wollte sich auch für Personen, die der christlichen Weltanschauung ferner stehen, offen zeigen.“³⁸⁷

Auf der Mitgliederversammlung des DKR und der Gesellschaften 1965 beschwerte sich die Gesellschaft Hannover, vertreten durch ihren Sprecher Hinklammert. Sie störte, dass sie nicht dem DKR angeschlossen sein konnte wie die anderen, weil ihre erste Vorsitzende „freireligiös“ war. Die Anweisung, nach der immer ein Katholik, ein Protestant und ein Jude im Vorstand sein sollten, gelte nur für den Koordinierungsrat selbst in verbindlicher Weise, nicht aber für die einzelnen Gesellschaften. Die Beschwerde Hannovers hatte zur Folge, dass sich eine weitere „außerhalb jeder Konfession stehende“ GcjZ-Vorsitzende aus Heidelberg „outete“ und um eine generelle Entscheidung in dieser Sache bat. Auch ein DKR-Mitglied gab schließlich an, aus der Kirche ausgetreten zu sein. Die Mitgliederversammlung beschloss daraufhin die Aufnahme Hannovers mitsamt ihrer freireligiösen Vorsitzenden.³⁸⁸

Seitdem ist es kein Thema mehr in den einzelnen Vereinen, ob Atheisten sich aktiv für die christlich-jüdische Zusammenarbeit einsetzen können. Die Wahl ins Präsidium des DKR setzt allerdings weiterhin voraus, dass man Katholik, Protestant oder Jude ist.

6.3.8 Tagungen in Arnoldshain

Kirchliche Akademien waren für den DKR immer wichtig, um Seminare und Tagungen zu veranstalten. Schließlich hat der DKR keine eigenen Tagungshäuser (Die Geschäftsstelle in Bad Nauheim ist viel zu klein dazu.) Besonders intensiv war und ist die Zusammenarbeit mit der Evangelischen Akademie Arnoldshain.

1966 fand eine Studientagung des DKR in Zusammenarbeit mit der Arbeitsgemeinschaft Juden und Christen beim Evangelischen Kirchentag, den Herausgebern des Freiburger Rundbriefes und der Evangelischen Akademie in Hessen und Nassau in Arnoldshain statt. Der Titel war: „Antijudaismus im Neuen Testament?“ es sprachen:

Dr. Ernst Ludwig Ehrlich (jüd.), Professor *Otto Michel* (der Gründer des Institutum Judaicum in Tübingen, ev.), Professor Dieter Georgi (ev.), Professor David Flusser (jüd.), Professor Joseph Gnilka (kath.), Professor Günther Harder (ev.), Professor Franz Mussner (kath.), Karl Hermann Schelkle (kath.), Professor Ernst Grässer (ev.) und Professor Helmut Gollwitzer (ev.). Trotz der verschiedenen „wissenschaftlichen Überzeugungen“ habe eine Atmosphäre der Brüderlichkeit geherrscht, berichtete Willehad Paul Eckert.³⁸⁹ Dass es unterschiedliche Ansichten gab, liegt nahe: Ehrlich hatte die Judenverfolgung selbst erfahren, Michel hingegen war im „Dritten Reich“ Stellvertreter des antisemitischen Professors Kittel und erkannte, oder zeigte, erst danach offen seine Sympathie für das Judentum.³⁹⁰ Es gab eher linke und eher Konservative in dieser Runde, und solche, die sich am NS-System beteiligt hatten und erst nach dem Krieg erst ihre Solidarität mit Juden zeigten. Es war dies die erste Tagung dieser Art an der Akademie Arnoldshain, der noch weitere folgten.

1967 fand wieder eine Tagung in Arnoldshain mit Beteiligung des DKR, sowie christlicher und jüdischer Referenten statt. Thema war diesmal „Kontinuität und Diskontinuität – Analyse biblischer und talmudischer Grundbegriffe“.

1968 fand die dritte Studientagung in Arnoldshain statt. Eine im selben Jahr stattfindende Tagung der katholischen Akademie in Bayern wurde nicht vom DKR mitorganisiert. Die Zusammenarbeit mit der Evangelischen Kirche war zu dieser Zeit intensiver als mit der katholischen.

³⁸⁷ Brief zweier Mitarbeiter der Hannoveraner Gesellschaft an den Aktionsausschuss des DKR, Hannover, 14.01.1954, BA B 259-132

³⁸⁸ Protokoll der Mitgliederversammlung des DKR und der Gesellschaften vom 09.05.1965 im Gesellschaftshaus des Palmengartens Frankfurt, BA B-259-636

³⁸⁹ Eckert, Willehad Paul: Antijudaismus im Neuen Testament?, in: Freiburger Rundbrief Nr. 65/68, Freiburg 1968, S. 76ff

³⁹⁰ Zum Lehrstuhl Kittel S. Auch: Junginger, Horst: Das Bild des Juden in der nationalsozialistischen Judenforschung, in: Hoffmann, Andrea (Hrsg.): Die kulturelle Seite des Antisemitismus zwischen Aufklärung und Schoah, Tübingen 2006, S. 171ff

Der DKR veranstaltete 1971 unter anderem eine Studienwoche in Arnoldshain zum Thema „Judentum heute“ und eine Podiumsdiskussion „Zur Situation nichtchristlicher Minderheiten im christlichen Abendland“ (zusammen mit der Volkshochschule Worms).

Der DKR organisierte 1976 ein Studienseminar über Zionismus in Arnoldshain und ein Seminar über „Gewalt und Aggression“.³⁹¹

Die zahlreichen Tagungen mit Referenten aller drei religiösen Richtungen, die in Arnoldshain stattfanden, zeigen, das es dem DKR gelungen ist, seinen jüdischen Mitgliedern in einer Einrichtung der evangelischen Kirche ein Forum zu bieten.

6.3.9 Der DKR und die Kirchen

1950 verbot Papst Pius XII katholischen Theologen, in christlich-jüdischen Gesellschaften mitzuarbeiten, wegen der Gefahr der „Relativierung von Glaubenswahrheiten“.³⁹² 1964 wurde die römische Weisung jedoch durch Papst Paul VI wieder aufgehoben.³⁹³ Doch der DKR beschäftigte sich 1950 ohnehin wenig mit theologischen Problemen, weil die Überwindung der Nationalsozialistischen Propaganda und Erziehung im Vordergrund stand.

1965 wechselte das Präsidium des DKR völlig und Willehad Paul Eckert, Nathan Peter Levinson und Martin Stöhr wurden neu gewählt.

Im Juni verfassten die „frischgebackenen“ und im Vergleich mit den anderen Mitgliedern jungen DKR-Präsidiumsmitglieder einen Brief an die Deutschen Bischöfe. Es gab drei Gründe für diesen Brief:

1. Eine Meldung, die in der FAZ, im Messagero und im Observer erschienen war, der Papst wolle die Judenerklärung aus dem Text von „Nostra Aetate“ streichen
2. Eine Äußerung des italienischen Bischofs Carli von Segni, der die heutigen Juden des Gottesmordes beschuldigt hatte
3. Eine Äußerung des Papstes Paul VI selbst, das jüdische Volk sei am Tod Jesu schuld

Das Schreiben der drei drückte die Besorgnis über diese Ereignisse aus und richtete einen Appell an die Kirche, die Judenerklärung nicht zu streichen.³⁹⁴

Am 13.-16. Juni 1966 wurde der ökumenische konziliare Prozess für Frieden, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung fortgesetzt. Die Versammlung in Erfurt stand unter dem Leitspruch: „Versöhnung suchen - Leben gewinnen“. Es erfolgte eine Eingabe des DKR für eine eigene Arbeitsgruppe unter dem Thema: „Verhältnis der Kirchen zum Judentum - Überwindung des Antijudaismus“ mit Evelyne Goodman-Thau (Rabbinerin), Martin Stöhr (lange im Vorstand des DKR, heute Ehrenvorstandsmitglied des ICCJ), Ansgar Koschel (zu der Zeit Generalsekretär des DKR, verstorben) und Gerhard Voss (Vorstandsmitglied der Gesellschaft Niederbayern).

Der Bericht des Arbeitskreises wurde in Thesen abgefasst:

“1. Die Verwobenheit des Christentums mit dem Judentum ist bislang im konziliaren Prozess zu wenig bewusst gewesen und nicht thematisiert worden. Gerade weil es um den Aspekt der Versöhnung geht, muss die Bewusstmachung und Thematisierung erfolgen - ausgehend vom konziliaren Prozess - in Verkündigung, Unterrichtung, kirchlicher Bildungsarbeit.

2. Das Verhältnis der Kirchen und ihrer Mitglieder (in Deutschland) zum Judentum wird noch immer verharmlost und beschönigt: Die verschiedenen Wurzeln der Judenfeindschaft - theologische, ökonomische, soziale, biologische, politische - sind zu wenig offengelegt worden und wirken deshalb weiter.

- Die weiterbestehende geheime Sympathie mit antijüdischen Einstellungen muss aufgeklärt und überwunden werden. Dabei haben gerade die Kirchen eine unverzichtbare Aufgabe. Doch ist einem zu leichtfertigen Reden von Versöhnung im kirchlichen und politischen Bereich zu begegnen mit dem Verweis auf das jüdische Verständnis, das vom konkreten Gegenüber zweier Personen ausgeht, zwischen denen es [um] Schuldkenntnis, Schuldbekentnis und Vergebung geht.

³⁹¹ BA B 259/824

³⁹² Knudsen, Knud: Welt ohne Hass, Berlin 1950, S. 61

³⁹³ Vgl. Foschepoth, Josef: Im Schatten der Vergangenheit, Die Anfänge der Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit, Göttingen 1993, S. 60

³⁹⁴ Eckert, W.P.; Levinson, Nathan; Stöhr, Martin: Brief an die deutschen Bischöfe, in: Freiburger Rundbrief Nr. 61/64, Freiburg 1965, S. 4

- Wir bitten die Mitgliedskirchen der ACK [Arbeitsgemeinschaft christlicher Kirchen, überkonfessionelle Arbeits-Institution], am 27. Januar, den [dem] Tag der Befreiung des KZ Auschwitz, oder am Sonntag danach, der Opfer der Schoah zu gedenken und konkrete Schritte im Geist der Versöhnung zu gehen.
3. Die Bibelwissenschaft ist in unseren Kirchen aufgeteilt in zwei getrennte Disziplinen: die Exegese des "Alten" und des "Neuen Testaments". Zu leicht wird dadurch das Zweite Testament als Erfüllung des Ersten Testaments verstanden, die genuine jüdische Kanonbildung sowie die jüdische Bewertung und Exegese der einzelnen Schriften ("Tora", "Propheten" und "Schriften") werden übersehen. (...)
 - Die Exegese in der christlichen Theologie und die Bibelarbeit in der Gemeinde haben die jüdische Schriftauslegung aufzunehmen. Die Kooperation zwischen christlicher Exegese und Judaistik ist von daher zu intensivieren. Lehrende und Studierende sollten verpflichtet sein, auch durch Jüdinnen und Juden selbst die jüdische Interpretation der Bibel und ihrer Wirkungsgeschichte im Judentum zu hören. Ebenso sollten sie verpflichtet sein, kritisch die judenfeindliche Wirkungsgeschichte in der christlichen Rezeption der Bibel zu bedenken.
 4. Viele Texte und Darstellungen in der langen Tradition kirchlicher Lehre, Verkündigung, Liturgie und Kunst beinhalten noch immer antijudaistische Einstellungen und Vereinnahmungen in einer Israel enterbenden Weise jüdische Tradition für die Kirche (z.B. "das wahre Israel, das Volk Gottes, die christologische Interpretation der Psalmen").
 - Gebetstexte und Lieder sollten von Antijudaismen befreit werden. Wo christologische oder trinitarische Formulierungen antijüdische Engführungen enthalten, müssen diese erkannt und benannt werden. Das gilt ebenso für antijüdische Formulierungen in neutestamentlichen Schriften. Die vorgegebenen Perikopenreihen und die Kommentare dazu bedürfen einer Revision. Hier liegt die Aufgabe derer, die für die Gestaltung der Gottesdienste und des Unterrichts verantwortlich sind.
 5. Neue offizielle kirchliche Texte über das Verhalten der Kirchen zum Judentum und zum Verständnis der Heiligen Schrift finden - auch bei Kirchenleitungen - zu wenig Beachtung.
 - Ein (selbst-)kritisches Wahrnehmen von kirchlichen Aussagen zum Judentum und zu[r] Heiligen Schrift ist (weiter)zuentwickeln und in den Kirchen auszuhalten. Die Einsichten, die in neuen offiziellen Texten formuliert werden, müssen konsequent in der kirchlichen Lehre, Verkündigung und Liturgie wirksam werden. Die Verkündigung des Evangeliums setzt die Anerkennung des lebendigen Erbes des Judentums voraus.
 6. In der Einheitsübersetzung wird der Name Gottes (das Tetragramm JHWH) in die deutsche Sprache übernommen. Damit wird zugleich in der christlichen Liturgie entgegen der am 1. Gebot orientierten jüdischen Tradition und auch entgegen der bisherigen christlichen Tradition dieser Gottesname in einer die Jüdinnen und Juden brüskierenden Weise ausgesprochen.
 - (...) Mit den Juden sollten die Christen den einen Gott als den HERRN benennen (bzw. DU, ER, IHN usw.)
 7. Durch das Nichtbedenken der jüdischen Tradition und die unkritische Übernahme hellenistischer Denkweisen wird die ursprüngliche Spannung biblischer Bilder und Worte eindimensional oder sogar dualistisch aufgelöst, was entweder zur Verarmung oder Missdeutung führt. (...)
 - Es sind Übersetzungen zu empfehlen, welche die Fülle der hebräischen Wortdeutungen zu wahren versuchen (z.B. die Verdeutschung von Buber-Rosenzweig).
 8. Die Offenheit der messianischen Vorstellungen des lebendigen Judentums wird im Christentum oft nicht ausgehalten, sondern führt zu unversöhnter Gegnerschaft. Seine Handlungssymbole (z.B. das Neue Jerusalem) werden vereinnahmt und nicht als genuin jüdisch wahrgenommen.
 - Die christliche Verkündigung muss lernen, das Judentum als eine dem Christentum bereits vorauslaufende und mit ihm gleichzeitig existierende lebendige und vielfältige Größe zu erkennen. (...)
 9. Der noch weiter wirksame Absolutheitsanspruch der christlichen Kirchen schließt das Judentum aus der Heilsgemeinschaft des Volkes Gottes aus - entgegen Römer 9-11.
 - In der Praxis der christlichen Kirchen bedarf es der Erkenntnis, dass Wahrheit in geschichtlichem und sozialem Kontext ausgedrückt wird. Jüdinnen und Juden suchen ebenso wie Christinnen und Christen nach tieferer Wahrheit. Sie halten unterschiedliche Ausdrucksweisen der Wahrheit aus und versuchen, die Wahrheit im (gemeinsamen) Handeln zu bewahren.
 10. In der hebräischen Bibel und im Judentum sind Religion und Ethik in einer Weise verknüpft, dass z.B. der Schöpfungsglaube, die Gottesebenbildlichkeit des Menschen und die Befreiung aus Versklavung und Unterdrückung konkrete ökonomische Folgen haben (z.B. Schabbat, Jubeljahr). Im Christentum werden z.B. die Worte Sünde, Gerechtigkeit und Frieden nicht mehr in ihrer materiellen Konkretheit verstanden. Sie werden vergeistigt und individualisiert. Das Christentum ignoriert weitgehend, dass das Recht auf Beheimatung und das Gebot der Fremdenliebe Kernpunkte der jüdischen Ethik sind. "Bewahrung der Schöpfung" ist ebenso ein Gebot der hebräischen Bibel wie der Friedensauftrag und die Forderung, gerecht zu handeln.

- An der gemeinsamen Schrift orientierte (möglichst gemeinsame) Reflexion des Handelns sollte für die Gestaltung gesellschaftlicher Wirklichkeit und des Rechts fruchtbar gemacht werden.
- Wir sind mitverantwortlich für das Lebensrecht des jüdischen Volkes in der Diaspora und im Staat Israel. Wir haben alles zu vermeiden, was zu einer Polarisierung zwischen dem israelitischen und dem palästinensischen Volk führt. Wir haben vielmehr dazu beizutragen, dass ein Zusammenleben in Frieden und Gerechtigkeit möglich ist.³⁹⁵

Die Kritik an den Kirchen ist in diesem Text unmissverständlich: So ist die Rede von einer geheimen Sympathie für antijüdische Einstellungen innerhalb der kirchlichen Institutionen. Der Text des Arbeitskreises benennt eindeutig, dass die Mitglieder beobachtet haben, dass die Kirchen auf ihrem Alleinseligmachungs-Anspruch beharren. Auch wenn dies zu dieser Zeit noch nicht so evident war, so ist es doch heute offensichtlich, dass diese Beobachtung richtig war.

Die Forderungen nach Annäherungen an das Judentum: Neue Auslegung des „Alten Testaments“, keine Verwendung des Gottesnamens, Überarbeitung von Liedern und Gebeten, sind Forderungen, die wesentliche Lehrinhalte der Kirchen betreffen und verändern sollen. Eine ähnliche Forderung an die jüdischen Gemeinden gab es zu dem Zeitpunkt noch nicht, es ist deutlich, dass die Autoren Handlungsbedarf zunächst einmal bei den christlichen Kirchen sehen. Einige Kritikpunkte am Christentum sind bereits vorher wiederholt von verschiedenen jüdischen Wissenschaftlern geäußert worden, so etwa die einseitige Interpretation des „Alten Testaments“ und die Hellenisierung des christlichen Glaubens. Was mit Hellenisierung gemeint ist, lässt sich nach der Lektüre von Karlheinz Deschners „Der gefälschte Glaube“ nachvollziehen, in dem er nachweist, wie zahlreich die Elemente sind, die heute für urchristlich gehalten werden, aber erst durch Kontakt und Konkurrenz mit griechischen und römischen Kulturen in das Christentum eingesickert sind.³⁹⁶ In der Auseinandersetzung mit Vertretern des jüdischen Glaubens bedeutet dies: Das Christentum als solches ist für Juden leichter zu akzeptieren als die Elemente, die an „heidnische“ Kulthandlungen erinnern, etwa an den Kaiserkult des alten Rom. (Die Forderungen dieses Dokuments sind bewusst radikal und provozierend formuliert, um zu zeigen, dass es auch fragwürdige Aspekte des Christentums gibt und nicht nur „seligmachende“.) Die Forderungen, der Opfer der Schoah zu gedenken und als Theologiestudenten auch Juden bei der Bibelauslegung zu hören, haben sich bis heute nur vereinzelt durchgesetzt. Das Dokument ist ein Zeichen, dass Martin Stöhr und Ansgar Koschel gegenüber kirchlichen Amtspersonen ohne Hemmungen und ohne „Schere im Kopf“ auftraten.

Das Präsidium des DKR, zu der Zeit Henry G. Brandt, Ines Henn und Professor Dr. Berndt Schaller, gab 1998 eine Stellungnahme ab zu dem Dokument „Wir erinnern: Nachdenken über die Schoah“ der päpstlichen „Kommission für die religiösen Beziehungen zu den Juden“. Der Inhalt sei unvollständig, Erwartungen würden enttäuscht.³⁹⁷

Dies wird folgendermaßen begründet:

“- Es fehlt das Bekenntnis zu dem, was „die Kirche als solche“, ihre Amtsträger und andere in ihrem Namen getan oder auch unterlassen haben. Es waren nicht nur „Söhne und Töchter“, bzw. einige Theologen, die durch ihr Wort, oder der „Mob“, der durch Taten, antijüdisches Verhalten gezeigt haben.

- Es soll nicht verschwiegen werden, welche eindeutigen und differenzierten Positionen deutsche Bischöfe vor der sogenannten „Machtergreifung“ zum Antisemitismus und Rassismus des Nationalsozialismus bezogen haben. Doch es fehlt ein Wort des Bedauerns über die Schwäche, dass diese antinazistischen Positionen auch nach 1933 in Wort und Tat nicht durchgehalten wurden - abgesehen

³⁹⁵ DKR/GcjZ: Tätigkeitsberichte der GcjZ/des DKR 1996, Frankfurt 1997, S. 291ff

³⁹⁶ Deschner, Karlheinz: der gefälschte Glaube, die wahren Hintergründe der kirchlichen Lehren, München 1988

³⁹⁷ Vgl. DKR: Tätigkeitsberichte der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit, Bad Nauheim 1998, S. 276f

einzelnen herausragenden Persönlichkeiten. Einzelne Ausnahmen zeigen nur das allgemeine Unge-
nügen.

- Zwar hat sich P. Pius XII durch sein stilles Bemühen für die Rettung von Juden erfolgreich einge-
setzt, andererseits fehlt das Ernstnehmen kritischer Fragen wie z. B.:

- Warum hat der Papst nicht sein moralisches Gewicht in einer offenen Anklage gegen die Juden-
morde in den Vernichtungslagern eingesetzt?
- Warum hat P. Pius XII die noch unter P. Pius XI vorbereitete Enzyklika zur Judenverfolgung nicht
veröffentlicht?
- Wie bewertet der Vatikan heute das mit der Naziregierung abgeschlossene Reichskonkordat, das
das öffentliche Ansehen dieser Regierung erheblich gestärkt hat?

- Es ist wichtig, dass "Historiker, Soziologen, politische Philosophen und Theologen sich bemühen,
mehr über die Wirklichkeit der Schoah und ihrer Ursachen zu lernen", und das noch weitere wissen-
schaftliche Studien erstellt werden müssen. Doch es fehlen die Aufforderung, dies gerade im eigenen
Bereich der Kirche zu tun, und das Angebot, die Archive des Vatikans dafür nutzen zu können.

Im Dokument wird - dem Wort P. Johannes Pauls II in der Synagoge von Rom (1986) gemäß - zu
einem brüderlichen Verhältnis zwischen Juden und Christen aufgefordert. Antisemitismus und Ras-
sismus werden mit den Worten P. Johannes Pauls II (vom 31.10.97) verurteilt, da sie den Prinzipien
des Christentums entgegenstehen. Im Dokument wird dazu aufgerufen, "eine neue Zukunft zu bauen,
in der es keinen Antijudaismus mehr unter Christen gibt und keine antichristlichen Empfindungen un-
ter Juden, vielmehr gegenseitigen Respekt, wie es angemessen ist für solche, die den einen Schöpfer
und Gott anbeten und die einen gemeinsamen Vater im Glauben haben, Abraham."

Dies zu verwirklichen, bedarf es der brüderlichen Correctio, des Hinhörens, eines deutlicheren Willens
als bisher, eigene Fehler auch offen zu bekennen. Dies würde die Bereitschaft zur Umkehr vieler
Gläubiger stärken und glaubhafter gestalten. Es würde Juden Dialog und Zusammenarbeit erleichtern.

Bad Nauheim, den 18. März 1998

Das Präsidium des Deutschen Koordinierungsrates
Der Generalsekretär³⁹⁸

Aus den beiden Erklärungen, die hier vorgestellt wurden und an denen DKR-Mitglieder gear-
beitet haben, geht hervor, welche Absicht der DKR hat: Christen und Juden formulieren ge-
meinsam Texte, die verdeutlichen, wie das Christentum aus jüdischer Perspektive wahrge-
nommen wird. Die christlichen Mitglieder stellen sich dabei nicht außerhalb der Kirchen, son-
dern fungieren als interne Kritiker. Gleichzeitig nehmen sie eine Vermittlerrolle ein. In der
letzten Zeit hat sich die Differenz zwischen katholischer Kirche und DKR verstärkt. Am 30.
Oktober 2008 schrieb das Präsidium an den Papst anlässlich der geplanten Seligsprechung
Pius XII:

„Nach den Auseinandersetzungen um die Karfreitagsliturgie für den außerordentlichen Ritus
steht es um den jüdisch-christlichen Dialog u.a. in den USA, in Frankreich und in Deutschland nicht
gut. Dieser Dialog ist nicht grenzenlos belastbar!

Wir bitten zum jetzigen Zeitpunkt und ohne Klärung der historischen Quellen dringend um ein Morato-
rium der Seligsprechung von Pius XII.“³⁹⁹

Wenn die Verantwortlichen im Vatikan nicht einlenken, könnte dies das Ende der christlich-
jüdischen Zusammenarbeit bedeuten. Der Vatikan müsste dann keine Kompromisse mehr
machen, der DKR und die GcjZ aber trügen den Schaden. Der Papst hat bisher keinen der
Briefe des DKR beantwortet.

Zum Verhältnis zu evangelischen Kirche ist vor allem zu sagen, dass es einen aus Sicht des
DKR besonders positiven und einen aus Sicht des DKR besonders negativen Aspekt gibt:

³⁹⁸ DKR/GcjZ: Tätigkeitsberichte der GcjZ/des DKR 1998, S.277f

³⁹⁹ Präsidium des DKR: Brief an Papst Benedikt XVI, 30.10.2008

Positiv wird die Rheinische Landessynode bewertet, negativ die teilweise weiterhin praktizierte Judenmissionierung. Zur Rheinischen Landessynode eine kurze Zusammenfassung: 1980 geschah ein wichtiger Schritt innerhalb der Evangelischen Kirche in Bezug auf die christlich-jüdische Verständigung: Die Rheinische Landessynode gab einen Beschluss heraus: „Zur Erneuerung des Verhältnisses von Christen und Juden“. Wesentliche Punkte dieses Dokuments waren:

1. Die Feststellung, dass die Christenheit mit schuld am Holocaust war
2. Die Anerkennung „bleibender Erwählung“ des jüdischen Volkes
3. Die Absichtserklärung, das „Alte Testament“ besser schätzen zu lernen
4. Den Auftrag, dass alle Kreissynoden der Evangelischen Kirche im Rheinland einen Synodalbeauftragten ernennen sollen, der sich um die christlich-jüdische Verständigung bemüht⁴⁰⁰

Die Nachricht über diesen Beschluss nahm der Deutsche Koordinierungsrat mit Freude auf, unterstützte er doch mit kirchlicher Autorität genau die Punkte, für die sich die Gesellschaften und der DKR jahrzehntelang eingesetzt hatten.

6.3.10 Israel

War das Verhältnis zu Israel zunächst unangefochten gut, so kam es Mitte der fünfziger Jahre zu ersten Spannungen und Konflikten zwischen israelischen und deutschen Politikern, die auch die Stimmung im DKR trübten.

Im Herbst 1956 griffen Israel, Frankreich und Großbritannien gemeinsam Ägypten an. Daraufhin teilte der deutsche Regierungssprecher Ekkardt mit, dass Bonn möglicherweise keine Wiedergutmachungszahlungen mehr an Israel schicken werde.⁴⁰¹

1961 veranstaltete der DKR zusammen mit der Bundeszentrale für politische Bildung eine Reise für Pädagogen nach Israel. Wegen des in diesem Jahr dort stattfindenden Prozesses gegen Eichmann war die Einreise nach Israel zeitweise nicht erlaubt, der DKR war davon aber nicht betroffen.⁴⁰²

Die Rückkehrer der vierten Pädagogenreise aus Israel im Jahr 1964 richteten in einem gemeinsam unterschriebenen Brief die Bitte an Außenminister Gerhard Schröder, diplomatische Beziehungen zu Israel von der deutschen Regierung zu fordern. Im Jahr darauf erfüllte sich der, auch vom DKR selbst häufig geäußerte Wunsch, dass Deutschland mit Israel diplomatische Beziehungen aufnahm.⁴⁰³

1967 war vom Sechs-Tage-Krieg in Israel und den daraus folgenden Äußerungen des Bedauerns und Gebeten für Israel geprägt.

1972 löste das Attentat auf die israelischen Sportler in München Bestürzung aus. Der DKR sandte ein Telegramm an IOC-Präsident Averyn und forderte den Ausschluss der Mannschaften jener Länder,

„(...) die die verbrecherischen Taten arabischer Terrororganisationen propagandistisch, finanziell und durch Duldung von Stützpunkten und Ausbildungslagern unterstützen.“⁴⁰⁴

⁴⁰⁰ Vgl. Landessynode der Evangelischen Kirche im Rheinland im Januar 1980: Zur Erneuerung des Verhältnisses von Christen und Juden, in: DKR/Evangelischer Arbeitskreis Kirche und Israel in Hessen und Nassau, Frankfurt 1987, S. 29ff

⁴⁰¹ Vgl.: Wolffsohn, Michael: David Ben Gurion, in: DKR: Themenheft 2008 online, http://www.deutscher-koordinierungsrat.de/04_01_mehr.php?pNUM=1&mid=76, Abfragedatum: 16.08.2008

⁴⁰² Dahlhaus, Horst: Jüdisch-christlicher Dialog ist politische Bildung, in: Münz, Christoph; Sirsch, Rudolph Hrsg.): Wenn nicht ich, wer? Wenn nicht jetzt, wann?“ Zur gesellschaftlichen Bedeutung des Deutschen Koordinierungsrates der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit (DKR), Münster 2004, S. 222

⁴⁰³ Dahlhaus, Horst: Jüdisch-christlicher Dialog ist politische Bildung, in: Münz, Christoph; Sirsch, Rudolph Hrsg.): Wenn nicht ich, wer? Wenn nicht jetzt, wann?“ Zur gesellschaftlichen Bedeutung des Deutschen Koordinierungsrates der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit (DKR), Münster 2004

⁴⁰⁴ epd-Meldung, 07.09.1972, BA B 259/824

1973 war das Jahr des Jom-Kippur-Krieges. Der DKR rief zu Spenden für den „Roten Davidstern“ auf. Er veröffentlichte ein Manifest zum Krieg im Nahen Osten, mit der Aussage, dass dieser keine Probleme löse. Telegramme wurden an den Rat der EKD und die katholische deutsche Bischofskonferenz geschickt, mit der Bitte um Einsatz für Frieden im Nahen Osten. Gleichzeitig schickte man ein Solidaritätstelegramm an den israelischen Botschafter in Bonn und einen Protestbrief an Willy Brandt, wegen dessen Bitte an das Auswärtige Amt, Waffenlieferungen für Israel einzustellen.⁴⁰⁵ Dieses Verhalten zeugt von einer gewissen Ratlosigkeit. Wohl wissend, dass weitere kriegerische Auseinandersetzungen die Lage verschärfen, wollte man Israel dennoch mit Waffen geschützt wissen.

Die UN stimmten 1975 mehrheitlich für eine Resolution, die beinhaltete, Zionismus sei Rassismus. Der DKR protestierte dagegen.⁴⁰⁶

Zu dieser Zeit wich der Zionismusbegriff des DKR bereits weit von der realen Umsetzung in Israel ab. Martin Buber, das große Vorbild der DKR-Mitglieder, war 1965 schon gestorben, er vertrat einen friedlichen Zionismus, der die Araber gleichberechtigt an den Errungenschaften und Erkenntnissen Israels teilnehmen lassen wollte. Dass die israelische Politik immer weiter von seinen Vorstellungen abwich, nahm man zwar wahr, erklärte es aber als Folge der prekären strategischen Lage. So verteidigte der Generalsekretär Wolfgang Zink auch 1976 in einem Artikel in der „Allgemeinen Jüdischen Wochenzeitung“ den Zionismus.⁴⁰⁷

1978 feierte Israel sein 30jähriges Jubiläum, ein Datum, das natürlich an den Gesellschaften und am DKR nicht spurlos vorüberging. Neben zahlreichen Seminaren über Israel veranstaltete er in diesem Jahr auch eine Seminarreihe über Martin Buber.⁴⁰⁸

Die Mitgliederversammlung von Koordinierungsrat und Gesellschaften verfasste 1980 eine Resolution gegen die damalige EG-Politik im Nahen Osten, die von Öl-Interessen bestimmt sei.⁴⁰⁹

1981 kritisierte Günter Bernd Ginzel auf einer Auschwitz-Foto-Ausstellung in Essen noch einmal die geplanten Waffenlieferungen der Bundesrepublik an Saudi-Arabien.⁴¹⁰

Wenn man die verschiedenen Stellungnahmen des DKR dieser Jahre vergleicht, ist eine eindeutige Parteinahme für Israel zu spüren, die praktisch parallel zum Wunsch nach Frieden im Nahen Osten vertreten wurde. So wurden Waffenlieferungen nach Israel nicht kritisiert, sondern nur solche nach Saudi-Arabien. Stets machte der DKR aber deutlich, dass der Frieden für ihn die erste Option wäre. In der Kriegssituation aber, wenn es darum ging, wer Waffen erhalten sollte, plädierte man klar für die Unterstützung Israels allein. So kritisierte man auch den Empfang von PLO-Mitglied Kadumi im Vatikan.⁴¹¹

1982 flog eine Delegation des DKR nach Israel. Es fand eine Tagung zu Zielen der israelischen Politik in Schwerte statt.

1988 feierte der Staat Israel 40jähriges Jubiläum. Generalsekretär Josef Foschepoth beobachtete:

„Auffallend ist, dass das Jahresthema „40 Jahre Staat Israel“ von den meisten Gesellschaften mit großer Behutsamkeit und Zurückhaltung behandelt worden ist. Eine breite Auseinandersetzung mit dem Thema (...) hat nicht stattgefunden.“⁴¹²

Auf der „Woche der Brüderlichkeit“ 1991 bekam das Leo Baeck-Erziehungszentrum in Haifa die Buber-Rosenzweig-Medaille. Das Leo-Baeck-Erziehungszentrum steht in der Tradition des Deutschen Reform-Rabbinertums und für das Bemühen um Koexistenz von Menschen

⁴⁰⁵ BA B 259/824

⁴⁰⁶ BA B 259/824

⁴⁰⁷ Zink, Wolfgang: Israel 1976 und die Christen, in: Allgemeine Jüdische Wochenzeitung, 20.08.1976, S. 11, BA B 259/824

⁴⁰⁸ Vgl. Deutscher Koordinierungsrat: Informationen, Frankfurt 1978-1979, BA B 259/606

⁴⁰⁹ Vgl. epd-Meldung, 14.10.1980, BA B 259/824

⁴¹⁰ BA B 259/824

⁴¹¹ epd-Meldung, 10.04.1981

⁴¹² GcJZ/DKR: Tätigkeitsberichte der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit 1988, Frankfurt 1989, S. 3

verschiedener religiöser und ethnischer Herkunft in Israel. Der DKR organisierte außerdem eine Konzertreise für eine Chorgruppe des Leo-Baeck-Erziehungszentrums und Vortragsreisen für Mitglieder der Leitung des Zentrums.⁴¹³

1995 erschoss ein amerikanisch-jüdischer Student den israelischen Präsidenten Yitzhak Rabin. Der Vorstand und das Präsidium schickten jeweils Kondolenzschreiben an den israelischen Botschafter in Bonn.

Das Forum Junger Erwachsener veranstaltete 1995 eine Israelreise, an der 24 junge Leute von 17 bis 35 Jahren teilnahmen.

Auf einer Studientagung des DKR im November 1996 gab es ein Statement, dass an der grundsätzlichen positiven Wirksamkeit interkultureller Begegnungen in der Kindheit zweifeln lässt:

Bernhard Hillenkamp, der 1990/91 in einem arabisch-israelischen "Kinderladen" in Jaffa gearbeitet hat und zur Zeit der Tagung zum Israel-AK der Aktion Sühnezeichen/Friedensdienste gehörte, berichtete, wie arabische Kinder im "Kinderladen" ihre Freude über die Scud-Treffer in Israel ausgedrückt hätten.⁴¹⁴ Diese Beobachtung ist für den DKR insofern von Bedeutung, als das Mitglied des Erzieherausschusses Anton Fingerle in den 50er Jahren durch interkulturelle Kindergärten die Entwicklung von Feindseligkeiten zwischen Gruppen verhindern wollte. Dies gelingt jedoch nur unter günstigen Bedingungen, wie man auch an den mittlerweile zahlreichen gemischten Kindergärten und Schulen in Deutschland feststellen kann.

Ansgar Koschel besuchte 1997 das Leo-Baeck-Erziehungszentrum in Haifa. Dessen Direktor, Rabbiner Samuels, betonte die Bedeutung der Zusammenarbeit mit dem DKR und der Buber-Rosenzweig-Stiftung und äußerte hohe Erwartungen daran. Der DKR arbeitet im Förderkreis des Leo-Baeck-Erziehungszentrums mit.

Die Initiative "Studium in Israel" erhielt 1997 den Sternberg-Preis. Zu ihren Gründungsmitgliedern gehören Professor Dr. Martin Stöhr (Präsident des ICCJ) und Professor Dr. Eckhard von Nordheim (im Präsidium des DKR).⁴¹⁵

26 Junge Erwachsene des DKR pflanzten 1997 während eines Aufenthaltes in Israel etwa 2.000 Bäume im Gebirge nördlich von Beer-Scheva. Daraufhin trug das Forum Junger Erwachsener die Bitte vor, bei den Gesellschaften Spenden zu sammeln, um in Israel einen „DKR-Wald“ im Yitzhak-Rabin-Park pflanzen zu können.⁴¹⁶

Vom 15. bis 16. Mai 1998 fand die Studientagung "Das moderne Israel im Spiegel seiner Kultur" anlässlich des 50jährigen Bestehens des Staates Israel statt.⁴¹⁷ Efrad Gal-Ed aus Köln stellte einige zeitgenössische israelische Schriftsteller vor, unter ihnen Yehuda Amichai, geboren 1924 in Würzburg, 1935 nach Palästina emigriert, der die religiöse Tradition ironisiert hat.⁴¹⁸ Der DKR und die Buber-Rosenzweig-Stiftung pflegen enge Kontakte zu israelischen Einrichtungen, die Mitglieder sind auch emotional mit Israel verbunden. Der Staat Israel ist deshalb ein Thema, das Christen wie Juden viel Energie kostet und doch immer wieder von Neuem angesprochen wird. Die Solidarität mit Israel ist bis heute ungebrochen, doch versteht der DKR sie heute anders als noch in den sechziger Jahren. Unterstützte man damals ideell noch Waffenlieferungen nach Israel, so gilt heute das Interesse ausschließlich Einrichtungen und Initiativen für eine friedliche Lösung des Nahostkonflikts. Einige zum linken Spektrum gehörige Gruppen stellen sich mit einer demonstrativ unkritischen Haltung vor Israel, um der ebenfalls im linken Spektrum verbreiteten israelkritischen Einstellung etwas entgegenzusetzen, so z.B. die „antideutschen Israelfreunde“, die „Achse des Guten“ oder ähnliche. Ein solch plakativ-einseitige Sichtweise vertritt der DKR nicht.

⁴¹³ DKR/GcjZ: Tätigkeitsberichte der GcjZ/des DKR 1991, Frankfurt 1992, S. 231

⁴¹⁴ DKR/GcjZ: Tätigkeitsberichte der GcjZ und des DKR 1996, Frankfurt 1997, S. 271ff

⁴¹⁵ DKR/GcjZ: Tätigkeitsberichte der GcjZ und des DKR 1997, Frankfurt 1998

⁴¹⁶ DKR/GcjZ: Tätigkeitsberichte der GcjZ/des DKR 1997, Frankfurt 1998, S. 334

⁴¹⁷ Vgl. DKR/GcjZ: Tätigkeitsberichte der GcjZ/des DKR 1997, Frankfurt 1998, S. 264

⁴¹⁸ Vgl. Ebd., S. 265

6.3.11 Buber-Rosenzweig-Stiftung

1989 wurde in Bad Nauheim vom DKR die Buber-Rosenzweig-Stiftung gegründet.

Sieben Mitglieder des Vorstandes des DKR bilden den Vorstand dieser Stiftung, der Generalsekretär des DKR ist gleichzeitig ihr Geschäftsführer. Vom Jahre 1991 an war die Buber-Rosenzweig-Stiftung der Veranstalter der Studientagungen und der Seminare, die bislang vom DKR ausgeführt worden waren. DKR und Buber-Rosenzweig-Stiftung sind also eng miteinander verbunden und verfolgen die gleichen Ziele.

Von 6.10. - 10.10. 1991 fand in Lehnitz ein Seminar für Multiplikatoren, veranstaltet von der Buber-Rosenzweig-Stiftung, statt. Peter Nick stellte auf diesem Seminar die Jugendarbeit der Deutschen Pfadfinderschaft St. Georg vor, als ein Beispiel für "etikettfreie" Begegnung von Kindern und Jugendlichen unterschiedlicher Herkunft.⁴¹⁹ Die Deutsche Pfadfinderschaft St. Georg ist zwar vom Kern und Ursprung her ein katholischer Verein, steht aber auch Kindern und Jugendlichen anderer Bekenntnisse offen. Für die Unterstützung von Jugendlichen anderer Nationen setzen sich die Mitglieder zum Beispiel im Projekt "Flinke Hände, Flinke Füße" ein. Ansgar Koschel, 1990-99 Generalsekretär des DKR, war 1976-1982 Bundesvorsitzender der DPSG gewesen, daher die Verbindung zu diesem Verein.⁴²⁰

Ein Gegenstand der Diskussion der 20 Teilnehmer der Tagung war das Minderheitenrecht. Ein differenziertes Minderheitenrecht könnte die religiöse, politische, sprachliche und soziale Entfaltungsmöglichkeit regionaler und kleiner Bevölkerungsgruppen garantieren, hätte aber auch Auswirkungen auf Arbeitszeiten, Zeitungswesen und Sprachregelungen an Schulen.

Am 15. und 16. November 1991 fand in Bendorf eine Studientagung der Buber-Rosenzweig-Stiftung mit dem Thema "Herausgefordert durch eine veränderte Situation" anlässlich des Golfkrieges und des verstärkten Antisemitismus in Deutschland statt. Berichtet wurde von der Tagung auch über christlich-jüdisch-islamische Begegnungen in Bendorf. Das Hedwig-Dransfeld-Haus stellte sich als Einrichtung vor, die solche Begegnungen ermöglicht.⁴²¹

Eine Studientagung vom 18. - 20.10.1996 im Haus der Buber-Rosenzweig-Stiftung in Bad Nauheim befasste sich mit Leo Baeck. Sie hatte den Titel "Geheimnis und Gebot - Annäherungen an Leo Baeck". Leo Baeck war Professor sowohl von Ernst Ludwig Ehrlich als auch von Nathan Peter Levinson, die beide für den christlich-jüdischen Dialog engagiert waren bzw. sind. Nathan Peter Levinson war von 1976-78 Präsident des ICCJ.

Leo Baeck übte während der NS-Herrschaft das Amt des Präsidenten der Reichsvertretung der Juden (später "Reichsvereinigung") aus.

Hannah Arendt, so berichtete Ernst Ludwig Ehrlich, hatte Leo Baeck den Vorwurf der Kollaboration mit den Nazis gemacht. Diesen Vorwurf bestritt Ehrlich. Er war selbst von 1940 bis '43 Student an der Hochschule für jüdische Studien in Berlin, wo Baeck nach '41 der einzige Dozent blieb.

"Wie andere Studenten hatte Ehrlich auch die Aufgabe, Juden die Deportationsbriefe zu überbringen. Nachdem er dies das erste Mal getan hatte, erklärte er Leo Baeck, dass er diese Tätigkeit nicht weiter ausüben wolle. Er, Baeck, ließ ihn kommen und tolerierte seine Entscheidung. Er wusste darum, dass Ehrlich in die Illegalität ging."⁴²²

Baeck hat Rabbinern, die nach der Reichspogromnacht geflohen sind, nie verziehen, dass sie ihre Gemeinde verlassen haben. Um selbst bei seiner Gemeinde zu bleiben, blieb er auch in Theresienstadt Rabbiner und Seelsorger. Nach dem Krieg betätigte er sich nicht mehr als Rabbiner.⁴²³

Ehrlich berichtete auch, dass Baeck bereits 1955 gesagt habe:

⁴¹⁹ Vgl. Ebd., S. 244

⁴²⁰ Meldung des Bistums Limburg: Frieden, Gerechtigkeit und Versöhnung waren seine Schwerpunktthemen,

http://www.hausamdom.bistumlimburg.de/index.php?persongroup=&_1=133530&_0=15&sid=e773aa644222008fa0e3386a2f989601, Erscheinungsdatum: 06.03.2007, Abrufdatum: 16.08.2008

⁴²¹ DKR/GcjZ: Tätigkeitsberichte der GcjZ/des DKR 1997, Frankfurt 1998, S. 246f, S. 1

⁴²² DKR/GcjZ: Tätigkeitsberichte der GcjZ/des DKR 1997, Frankfurt 1998, S. 315

⁴²³ Vgl. Ebd., S. 315

“Die sowjetischen Juden werden zu uns kommen - und wir haben uns jetzt zu überlegen, was wir ihnen geistig zu geben haben.”⁴²⁴

Professor Berthold Klappert (Wuppertal) stellte “Das Evangelium als Urkunde der jüdischen Glaubensgeschichte” von Leo Baeck (1938) vor. Auch das Auferweckungsbekenntnis der ersten christlichen Gemeinden sah Baeck als Ausdruck jüdischen Glaubens. Baecks These war:

“Man muss die Juden kennen, wenn man das Evangelium von Jesus verstehen will.”⁴²⁵

Professor Dr. Albert Friedlander sprach über “Die Wissenschaft des Judentums”. Sie hat ihren Ursprung in einer Gruppe, die sich im Herbst 1819 zusammenfand: Leopold Zunz, Eduard Gaus, Heinrich Heine und andere. Diese wollten als Juden in der Welt der Wissenschaft anerkannt werden und Lehrstühle erhalten. Sie gründeten die Zeitschrift “Wissenschaft des Judentums”. Leo Baeck stünde auch in dieser Tradition. Auch das Reformjudentum in den USA baue darauf auf und führe zum christlich-jüdischen Dialog.⁴²⁶

Die Buber-Rosenzweig-Stiftung veranstaltet nicht nur Seminare, sondern unterstützt auch das Leo-Baeck-Erziehungszentrum in Israel und baltische Juden finanziell.

6.3.12 Die Grenzöffnung und die „Kontingentflüchtlinge“

1989 war das Jahr der Wiedervereinigung. Dies ermöglichte es, dass man zu den östlichen „Kollegen“, die sich in der DDR um christlich-jüdische Verständigung bemüht hatten, nun intensiveren Kontakt pflegen und die Bildung neuer GcJZ fördern konnte.

Die Schwerpunkte der Arbeit des DKR lagen mittlerweile auf der Vorbereitung und Ausführung der “Woche der Brüderlichkeit” (WdB) und auf der Herausgabe des Arbeitsheftes zum Jahresthema. Ausschüsse gab es nicht mehr.

Der DKR verhandelte mit einigen ostdeutschen christlich-jüdischen Arbeitskreisen über eine eventuellen Beitritt zum DKR als „Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit“. In Leipzig, Erfurt, Eisenach, Potsdam und Magdeburg bestanden nämlich bereits lange vor der Grenzöffnung ähnliche Vereine. Doch nur Potsdam und Leipzig schlossen sich den Strukturen des DKR an.⁴²⁷

1991 kamen auf den DKR größere Veränderungen zu: Im Zuge der Öffnung Deutschlands für so genannte „Kontingentflüchtlinge“, Juden aus Russland und der Ukraine, eröffneten sich neue Aufgaben für Koordinierungsrat und die „Gesellschaften“. Sie setzten sich in den folgenden Jahren und bis heute für die sich neu gründenden jüdischen Gemeinden ein, unter anderem auch mit der Unterstützung der Renovierung vorher ungenutzter Synagogen.

In Berlin/Wannsee, im Adam von Trott-Haus, fand vom 29. - 31. März 1996 die Studientagung “Bewegung im Judentum - Judentum in Bewegung, Rückkehr des Reformjudentums nach Deutschland?” statt. Das Judentum war durch die Zuwanderung russischer Juden in Bewegung geraten. Außerdem sorgte die zweite Rabbⁱⁿ in Deutschland (Oldenburg), Bea Wyler, für Aufregung und das wachsende Bedürfnis, unter dem Dach der Einheitsgemeinden liberalen Zuschnitts zu gründen. Es wurde die Frage gestellt, ob es sich um eine Krise oder eine Konsolidierung jüdischen Lebens in Deutschland handele. Die Veranstaltung wurde von der Evangelischen Akademie Brandenburg geleitet, es nahmen aber auch zwölf Mitglieder des FJE teil.⁴²⁸

⁴²⁴ Ebd., S. 316

⁴²⁵ Ebd., S. 317

⁴²⁶ Vgl. Ebd., S. 317

⁴²⁷ Koschel, Ansgar: Erfahrungen und Eindrücke aus meiner Zeit als Generalsekretär (1990-99), in: Münz, Christoph; Sirsch, Rudolph (Hrsg.): Wenn nicht ich, wer? Wenn nicht jetzt, wann? Zur gesellschaftlichen Bedeutung des Deutschen Koordinierungsrates der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit (DKR), Münster 2004, S. 226

⁴²⁸ DKR: Tätigkeitsberichte der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit 1996, Frankfurt 1997, S. 275

Für die jüdischen Gemeinden bedeutete die Ankunft der „Russen“ eine Neuorientierung und Veränderung der Glaubenspraxis. Doch im Gegensatz zu den christlichen GcJZ/DKR-Mitgliedern beziehen die jüdischen Mitglieder die Christen nicht in ihre Fragen, Zweifel, Überlegungen in bezug auf ihren Glauben mit ein. Sie wollen ihre Probleme selbst regeln, wie immer wieder ausdrücklich betont wird. Nur durch Zurückhaltung können sich die Christen in dieser Situation das Vertrauen ihrer jüdischen Partner erhalten.

6.3.13 Einsatz für Entschädigungszahlungen

Der DKR hatte sich in den Jahren vor 1995 bei der Regierung für die Entschädigung von Zwangsarbeitern der Nationalsozialisten eingesetzt. Im Jahr 1995 nun erhielt der Generalsekretär ein Schreiben des Finanzministeriums. Darin hieß es:

„Abschließend bemerke ich, dass die Bundesregierung keine rechtliche Möglichkeit hat, private Unternehmen zu Lohnnachzahlungen oder Entschädigungsleistungen aufzufordern.“⁴²⁹

Von 15. - 17. November 1996 fand in Reinhardsbrunn/Friedrichroda eine Studentagung zum Jahresthema 1997: "Räumt die Steine hinweg", statt. Der Rechtsanwalt Alexander Bergmann, ein jüdischer Lette, der drei deutsche KZs überlebte, erinnerte auf dieser Tagung an die Ermordung von 65000 baltischen Juden durch die Nationalsozialisten. Die GcJZ sollten Bergmanns Meinung nach Politiker vor Ort ansprechen, um Entschädigung für baltische NS-Opfer zu erreichen.⁴³⁰

Martin Stöhr setzte sich 1997 mit Schreiben an den Bundesfinanzminister und an die Präsidentin des deutschen Bundestages für die Entschädigung der NS-Opfer ein.⁴³¹

Die Buber-Rosenzweig-Stiftung veranstaltete 1997 ein Symposium mit dem Titel "Die vergessenen Juden in den Baltischen Staaten". Der Grund für den Titel war, dass sich die deutsche Bundesregierung weiterhin gegen Wiedergutmachung für die baltischen KZ- und Ghettoopfer sperrte. Die Buber-Rosenzweig-Stiftung hatte im Jahr davor bereits selbst die Initiative ergriffen und einen Spendenaufruf getätigt, um diesen Opfern zu helfen. Es wurden bereits 1997 90.000 DM übergeben.⁴³²

Die Diskussion mit dem Finanzminister um die Entschädigung baltischer Juden ist ein weiterer Beleg dafür, dass die Kommunikation mit Regierungsstellen für den DKR meist wenig Effekt hatte. Dies einmal abgesehen davon, dass die Förderung durch den Staat weiter besteht, obwohl die Gemeinnützigkeit des DKR/der Gesellschaften infrage gestellt wurde.

6.3.14 Die Judenmission

1976 kamen Krisen im christlich-jüdischen Gespräch zutage. Hans Hermann Henrix, der 1984 katholischer Vorsitzender des DKR wurde, schrieb einen Aufsatz zum Thema: „Ökumenische Theologie und Judentum, Gedanken zur *Nichtexistenz*, Notwendigkeit und Zukunft eines Dialogs“. Darin ging er auf die Schwierigkeit ein, dass in den Augen von Juden der Missionsanspruch der christlichen Kirchen gegenüber Juden trotz „Nostra Aetate“ weiterhin aufrechterhalten wurde.⁴³³

Die Mitgliederversammlung der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit 1995 beauftragte den DKR, bei Kirchenleitungen und ökumenischen Zusammenschlüssen für ein Nein zur Judenmissionierung zu plädieren. Dies geschah zum einen wegen der für den DKR unklaren Haltung von evangelischen und katholischen Verantwortlichen, zum anderen, weil der Baden-Württembergische Landesrabbiner Joel Berger deutlich seinem Missfallen darüber Ausdruck verliehen hatte, dass diese Praxis sich in Deutschland wieder einschlich.

⁴²⁹ DKR: Tätigkeitsberichte der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit 1995, Frankfurt 1996, S. 288

⁴³⁰ DKR/GcJZ: Tätigkeitsberichte der GcJZ und des DKR 1996, Frankfurt 1997, S. 271ff

⁴³¹ Vgl. DKR/GcJZ: Tätigkeitsberichte der GcJZ und des DKR 1997, Frankfurt 1998, S. 315f

⁴³² Vgl. DKR/GcJZ: Tätigkeitsberichte der GcJZ/des DKR 1997, Frankfurt 1998, S. 325ff

⁴³³ Henrix, Hans Hermann: Ökumenische Theologie und Judentum, Gedanken zur Nichtexistenz, Notwendigkeit und Zukunft eines Dialogs, in: Freiburger Rundbrief Nr. 105/108, Freiburg 1976, S. 17

Außerdem „verurteilte“ die Mitgliederversammlung (in einem zusätzlichen Beschluss), dass es in christlichen Gemeinden in Mode gekommen war, jüdische Feste sozusagen „nachzuahmen“. Stattdessen sollte man nach Ansicht der Mehrheit der Anwesenden lieber richtige jüdische Feste besuchen – natürlich nicht, ohne sich vorher das Einverständnis der jüdischen Gemeinde geholt zu haben.⁴³⁴

Von 30.-1. September 1996 fand die kontroverse Tagung „Neuer Streit um die Judenmission“ statt. Die Mitgliederzahl der jüdischen Gemeinden in Deutschland hat sich durch die aus der ehemaligen Sowjetunion hinzugekommenen Juden, die in religiöser Hinsicht oft unbeschriebene Blätter sind, vervielfacht. Mit dieser neuen Aufgabe, vor der die (vormals) kleinen Gemeinden stehen, könnten sie überfordert sein. Nun werde in dieser Situation offen Judenmission betrieben. Der damalige Westfälische Landesrabbiner Henry G. Brandt sah in der Judenmission ein Vergehen gegen den biblischen Grundsatz, man dürfe vor Blinden kein Hindernis aufstellen.

Nach Pfarrer Hermann Keller hat auch die GcjZ Hamburg 1995 der Judenmission aus politischen und religiösen Gründen eine Absage erteilt. Damals wurde die Broschüre „Israel - ein Zeichen Gottes“ der Lippischen Landeskirche diskutiert, die implizit judenmissionarische Tendenzen enthielt. Jan Jakubowski von der GcjZ Stuttgart erklärte, dass die jüdischen Gemeinden sich um ihre neuen Mitglieder nicht so kümmern könnten, wie es sein müsste. Da kämen dann christliche Kreise ins Spiel, die erklärten, sie seien die echten Juden und die auch mit Materiellem lockten. In der GcjZ Stuttgart wurden vor allem die Aktivitäten des „Evangeliumsdienstes für Israel“ (EDI) diskutiert.

Oberkirchenrat Künzelen aus Stuttgart meinte, die Evangelischen Landeskirchen hätten mit der organisierten Propaganda nichts zu tun. Der EDI in Württemberg ist in den 50er Jahren von deutschen messianischen Juden gegründet worden. („Messianische Juden“ sind zum Christentum übergetretene Juden, die jedoch ihre jüdischen Gebote weiter beachten. Sie selbst nennen sich „Messianische Juden“, während Juden sie als Christen bezeichnen.) In einem Gespräch mit der EKD und der württembergischen Landeskirche hat der EDI mehrfach erklärt, dass er Juden in wirtschaftlichen Notlagen nicht ausnutzen wolle. Kurz vor dem Streit wurde jedoch ein messianischer Jude angestellt, bei dem nicht letzte Zweifel ausgeräumt sind, ob er nicht missionarisch wirke.

Aus der Region der GcjZ Dillenburg berichtete Christoph Münz (DKR-Vorstandsmitglied und Herausgeber des Compass-Infodienstes für christlich-jüdische und deutsch-israelische Tagesthemen im Web). Dort sind über 30 Familien aus den GUS-Staaten hingeschickt worden, obwohl es dort keine jüdische Gemeinde gab. Die nächste Gemeinde in Gießen war zu weit entfernt. Nun haben freikirchliche Gemeinden den Zugewanderten beim Ämterbesuch geholfen, sie zu Gottesdiensten eingeladen und pseudojüdische Feste organisiert. Die GcjZ sandte daraufhin die Hamburger Erklärung gegen die Judenmission. Daraufhin hätten Pfarrer aus dem Bereich der evangelischen Landeskirche ihr Unverständnis dazu geäußert. So wurde gefragt, wieso christliche Gemeinden ihr Bestes, Jesus Christus, Juden vorenthalten sollten. Die GcjZ konnte mehrere Veranstaltungen zur Klärung ausführen, dennoch verschärfte sich die Situation durch Briefe an den Vorstand der GcjZ. Im Mai 1996 gründeten die betroffenen Juden schließlich ihre eigene Gemeinde.⁴³⁵

Sara Ruth Schumann aus Oldenburg, im Vorstand der GcjZ und der jüdischen Gemeinde, schilderte, dass es jüdische Familien weit verstreut zwischen Oldenburg und Bremen gibt. Pfarrer würden das Unwissen dieser Zuwanderer ausnützen und in der Bibelauslegung und in Veranstaltungen das Profil von Judentum und Christentum verwischen. Neu hinzugekommene Juden hätten deshalb bereits um ein christliches Begräbnis und um Konfirmation gebeten. Auf der anderen Seite, und dies begrüßte Ruth Schumann, würden christliche Gemeinden auch Fahrdienste übernehmen, um neu hinzugekommene Juden zur Synagoge zu bringen.⁴³⁶

⁴³⁴ Vgl. DKR: Tätigkeitsberichte der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit 1995, Frankfurt 1996, S. 269

⁴³⁵ Vgl. DKR/GcjZ: Tätigkeitsberichte der GcjZ/des DKR 1996, Frankfurt 1997, S. 305ff

⁴³⁶ Vgl. Ebd., S. 306

Es geht nicht aus den Erörterungen hervor, wieso die christlichen und nicht etwa die jüdischen Gemeinden einen solchen Fahrdienst zur Synagoge organisierten. In einer schwierigen Lage sind solche Familien, bei denen ihr Judesein nach der Halacha bis heute nicht geklärt ist. Sie können zwar jüdische Gottesdienste besuchen, aber nicht an allen Aktivitäten teilnehmen.

Abraham Ehrlich stellte klar, dass Juden auf ewig "Kinder Israels" seien. Es sei Pflicht jedes Juden, dem Sinai-Bund gemäß zu leben. Dies sei keine Abwertung der "Goijm" (der anderen Völker), welche die sechs noachidischen Gebote zu halten hätten.

"Wenn ein Jude zum Christentum bekehrt werde, wird dies wie ein Tod betrachtet, Judenmission gleiche einem Mord. Die Familie des Missionierten trauere um ihn wie um einen Toten."⁴³⁷

Diese drastische Maßnahme zeigt, dass im traditionellen jüdischen Glauben zwar Toleranz gegenüber anderen Religionen möglich ist, jedoch gilt dies nicht bei Juden, die keine Juden mehr sein wollen. Schon Heinrich Heine klagte, nachdem er zum Christentum übergetreten war und auch dort keine Heimat gefunden hatte, dass man keinen Kiddusch an seinem Grab singen würde.

„Keine Messe wird man singen,
keinen Kadosch wird man sagen
Nichts gesagt und nichts gesungen
Wird an meinen Sterbetagen (...)"⁴³⁸

Vielen Christen ist nicht bewusst, dass sie unter Umständen einen Juden total aus seinen sozialen Bezügen herausreißen, wenn sie ihn bekehren.

Ehrlich fiel auf, das "das Christentum" gegenüber Muslimen zurückhaltender sei als gegenüber Juden. Bei Muslimen allerdings wird der Übertritt zum Christentum zum Teil noch negativer bewertet, als bei Juden.

Die Konzilserklärung "Nostra Aetate" hat ein verändertes Verhältnis der katholischen Kirche zum Judentum eingeleitet. Eckert sieht aber eine Abkehr von der Judenmission nur vereinzelt.

Hubert Frankemölle vertrat die Meinung, dass die Aufforderung zur Verkündigung des Evangeliums an alle Völker in Mt 28,19 Israel mit einschließe. Dem widersprach Berndt Schaller. Auch Paulus habe nicht daran gedacht, Judenmission betreiben zu müssen. In der Kirche habe sich die paulinische Sicht leider nicht durchgesetzt, die sogenannten "perfidii judaei" („untreuen Juden“) wurden als heilsgeschichtlich erledigte Größe betrachtet oder als Feld judenmissionarischer Aktivitäten mit Zwangspredigt und Zwangstaufe aufgefasst.

"Paulus teile nicht die lukanische Position, nach der das Heil auf die Heiden übergehe, nachdem die Juden die Christus-Botschaft abgelehnt haben."⁴³⁹

Zwischen Professor Schaller und Professor Frankemölle entspann sich schließlich noch ein Disput um die Interpretation von Matthäus, Lukas und Paulus.

Im anschließenden Plenum stellte Jan Jakubowski fest, es fehle das entscheidende Nein der Kirchen zur Judenmission. Er betonte, wie bereits Abraham Ehrlich vor ihm, dass die Kirchen wissen müssten, dass über Konvertiten bei Juden wie um einen Toten getrauert werde. Außerdem merkte er an, Konvertiten seien oft die größten Judenhasser geworden. Er schloss mit dem Appell:

"Verhindern Sie das Auslöschen des Judentums! Das gehört zur Nächstenliebe, auf die sich das Christentum beruft."⁴⁴⁰

Auch Pastor Lüken sprach deutliche Worte:

⁴³⁷ DKR/GcjZ: Tätigkeitsberichte der GcjZ/des DKR 1996, Frankfurt 1997, S. 307

⁴³⁸ Liedtke, Christian: Heinrich Heine, Hamburg 2006², S. 169

⁴³⁹ DKR/GcjZ: Tätigkeitsberichte der GcjZ/des DKR 1996, Frankfurt 1997, S. 310

⁴⁴⁰ Ebd., S. 311

“Nach Auschwitz stellt sich die Frage nach der Gerechtigkeit der Christen, nicht nur nach der Gerechtigkeit Gottes.”⁴⁴¹

Es schloss sich noch eine lange Diskussion an, bei der auch zur Sprache kam, dass die jüdischen Gesprächspartner in den Gesellschaften meist nicht der orthodoxen Richtung angehören, dass man sich aber nicht nur “bestimmten Judentümern” annähern wolle.

Am 9./10. Mai 1997 fand in Bonn die Studientagung des DKR “Bilanz und Perspektiven christlich-jüdischer Zusammenarbeit” statt. Anlass war das bevorstehende 50-jährige Jubiläum der ältesten Gesellschaften (München, Stuttgart, Wiesbaden) im Jahr `98. Rabbiner Professor Dr. Nathan Peter Levinson ging unter anderem auf das Thema Judenmission ein. Die kleinen jüdischen Gemeinden seien mit der großen Zahl hinzukommender, wenig informierter Juden überfordert. Dies sei auch eine Herausforderung an den DKR. In der abschließenden Aussprache wiesen manche auf die Bestärkung der Ökumene der Christen hin und bewerteten sie als eine Folge gemeinsamer Begegnungen mit dem Judentum.⁴⁴²

Auf der Mitgliederversammlung des DKR am 16. Mai 1998 legte Henry G. Brandt einen Antrag zum Thema “Judenmission” vor, in dem es darum ging, eine gemeinsame Haltung gegen die Judenmission auch nach außen kundzutun. Dieser Antrag wurde mit einigen redaktionellen Änderungen von allen Mitgliedern angenommen.⁴⁴³

Als Ergebnis der Mitgliederversammlung gab der DKR schließlich eine Erklärung zur Judenmission heraus in der

- 1) Verständnis dafür gezeigt wurde, dass die jüdischen Gemeinden diese als Angriff sehen
- 2) die Kirchen gebeten wurden, der Judenmission entgegenzutreten
- 3.) die Kirchen dazu aufgefordert wurden, sich deutlich zur Judenmissionierung zu äußern.⁴⁴⁴

6.3.15 Koexistenz auch bei äußeren Formen

Eine Erklärung des DKR von 1996 bezog sich auf “Kreuz, Menora und Davidstern in ungueter Verbindung”. Der DKR forderte die Einstellung des bisherigen Prospekts des Internationalen Dialog-Zentrums Oswiecim / Auschwitz. Die Kritik bezog sich auf eine Darstellung auf dem Prospekt des “Centrums des Dialogs”:

“Der dargestellte Leuchter setzt ein Kreuz auf ein jüdisches Symbol, den Chanukka-Leuchter. Gerade die Zusammenfügung beider Symbole wirkt auf Juden so, dass sie ihres Symbols enteignet werden, da es durch das Kreuz “überhöht” wird. Wir sehen diesen Leuchter in synkretistischer Weise verfremdet.”⁴⁴⁵

Auch bei vielen Wappen der örtlichen GcjZ werden Kreuz und Menora in Verbindung dargestellt, nie jedoch so, dass das Kreuz *über* dem siebenarmigen Leuchter steht, sondern tendenziell eher umgekehrt:

⁴⁴¹ Ebd., S. 311




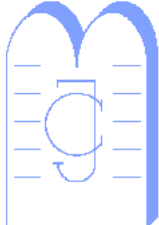
⁴⁴² Vgl. DKR/GcjZ : Tätigkeitsberichte der GcjZ/des DKR 1997, Frankfurt 1998, S. 288f

⁴⁴³ DKR/GcjZ: Tätigkeitsberichte der GcjZ/des DKR 1998, Frankfurt 1999, S. 261

⁴⁴⁴ GcjZ/DKR: Tätigkeitsberichte 1996, Bad Nauheim 1997, S. 219

⁴⁴⁵ GcjZ/DKR: Tätigkeitsberichte 1996, Bad Nauheim 1997, S. 282

Beispiele für Logos:

		
Logo der GcjZ Berlin	Logo der GcjZ Aachen, verkleinert Gleiches Logo: GcjZ Augsburg und Schwaben	Logo der GcjZ Rhein-Neckar, verkleinert
		
Logo der CJZ Stuttgart, verkleinert	GcjZ München	Logo der GcjZ Lüneburg, verkleinert
		
GcjZ Düsseldorf	GcjZ Hannover	GcjZ Neuss
		
GcjZ Main-Taunus-Kreis	Logo der GcjZ Osnabrück, verkleinert	GcjZ Pfalz

Diese zwölf Designs sind nur wenige Beispiele für das konsequente Bemühen der einzelnen Gesellschaften, dass Christen trotz ihrer Überzahl nicht dominierend auftreten wollen, eher im Gegenteil. So ist der Fisch bei den Logos Aachen und Rhein-Neckar unter der Menora angeordnet, das C im Logo Osnabrück ist kleiner als das J gestaltet, die hebräischen Buchstaben im Stuttgarter Logo sind deutlich größer als die lateinischen. Lediglich bei der GcjZ Pfalz könnte man das Kreuz als dominant empfinden, gleichzeitig ist es aber so weit verfremdet, dass dies wieder abgeschwächt wird.

6.3.16 Muslime

1994 verfasste eine Kommission von verschiedenen Gesellschaften eine neue Präambel, die heute sowohl für den DKR als auch für die einzelnen Gesellschaften gilt. In der neuen Präambel sind die Ziele der Vereine besser präzisiert als in der alten. Zunächst (beim Brainstorming) kam die Idee auf, die Möglichkeit einer stärkeren Öffnung der Vereine für Muslime

hineinzunehmen, diese findet sich aber nicht in der Endfassung.⁴⁴⁶ Es bleibt also nach wie vor dabei, dass zwar beim ICCJ der „Trialog“ intensiv gepflegt wird, beim DKR spielte er aber eine Nebenrolle, dies ist bis heute so.

Der DKR unterzeichnete 1997 einen Aufruf des Interkulturellen Rates in Deutschland e.V. mit, bei dem es darum ging, dass alle Religionen anlässlich des Tages der Deutschen Einheit interreligiöse Veranstaltungen durchführen sollen, um Feindbildern und der Gefahr des Fanatismus zu begegnen. Bei Veranstaltungen des DKR sind aber selten Muslime aktiv beteiligt.

6.3.17 Beispiel für eine Mitgliederversammlung: Bad Godesberg 2008

Von 03.05.2008 bis 04.05.2008 durfte ich als Delegierte der CJZ Stuttgart erstmals an einer Jahreshauptversammlung aller Gesellschaften in Deutschland teilnehmen, die in Bad Godesberg stattfand. Der Hauptversammlung ging eine Studientagung zum Thema: „Gottes Augapfel: Den Heiden eine Torheit, den Christen ein Ärgernis? – Die Kirchen und der Staat Israel“ voraus.

Studientagung

Diese Studientagung bedeutete insofern eine Pointierung in der Kommunikation zwischen christlichen und jüdischen Aktivisten des Vereins, als dort sehr direkt, offen und auch emotional diskutiert wurde, mehr als bisher üblich. Die anwesenden Mitglieder des Forums Junger Erwachsener begrüßten trotz der damit verbundenen Anstrengungen, dass die Kontroversen so offen ausgetragen wurden. Dies war keineswegs ironisch gemeint, denn die „Jungen Erwachsenen“ machten mir gegenüber deutlich, dass sie dafür plädieren, einen deutlichen und direkten Kommunikationsstil zu pflegen, bei dem unterschiedliche Meinungen nicht abgeschwächt, sondern klar gegenübergestellt werden.

Als Referenten waren geladen: Marten Marquardt, Rainer Clos, Reiner Bernstein und *Thomas von der Osten-Sacken*. Die lebhaftesten Diskussionen entstanden im Anschluss an die Vorträge von Reiner Bernstein und Thomas von der Osten-Sacken. Die beiden Referenten vertraten zwei stark differierende Ansichten zum Thema „Was bedeutet Solidarität mit Israel“.

Dr. Reiner Bernstein tritt als Mahner auf

Als erster trat der Münchner Historiker und Politikwissenschaftler (mit dem Schwerpunkt jüdische Geschichte) Dr. Reiner Bernstein auf. Er stellte sich vor als Verbindungsmann der Genfer Friedensinitiative seit 2003, war in den siebziger Jahren Leiter des Büros der Deutsch-Israelischen Gesellschaft in Bonn. Außerdem ist er Studienleiter der Melanchthon-Akademie. In seinem Vortrag vor den Mitgliedern der GcjZ und des DKR erwähnte er zunächst, dass er 1979 in seiner Funktion als Büroleiter der deutsch-israelischen Gesellschaft während des Oktoberkriegs in Israel gewesen sei. Er vertrat die Ansicht, Deutsche fühlten sich sowohl Israelis als auch Palästinensern gegenüber solidarisch, andererseits werde aber die „Buße“ für das „Dritte Reich“ auf die Palästinenser abgewälzt. Für die Israelis eröffneten sich zwei Optionen. Sie könnten leben als ein Volk, das alleine wohnt, oder als Teil der Weltgemeinschaft. Die letztere Einstellung bewiesen unter anderem Daniel Barenboim, Amos Oz und Gershom Scholem. Diese Gruppe verzichte aber auch auf die Aussage, dass der Staat Israel ein Zeichen Gottes sei. In den USA finde derzeit eine innerjüdische Diskussion statt, die von der „American-Israel Public Affairs Company“ angeregt werde. Kurzer und Malley, die beide Obama nahe stünden, wollten die amerikanische Außenpolitik öffnen für mehr Pluralismus in der arabischen Welt. In Deutschland werde diese Debatte wenig zur Kenntnis genommen. Zur deutschen Diskussion um Israel stellte Bernstein die Behauptung auf, dass folgende Punkte zu beachten seien:

⁴⁴⁶ Vgl. Koschel, Ansgar: Gegen Intoleranz und Fanatismus: Die neue Präambel der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit, in: Koschel, Ansgar; Eler, Hans: Der Dialog zwischen Juden und Christen, Versuche des Gesprächs nach Auschwitz, Frankfurt 1999

1. Die Parteinahme, wie auch immer sie geartet sei, zu israelischen Themen von Deutschland aus habe keinen Einfluss in Israel. (Dies bestätigte ein jüdischer Delegierter.)
2. Innerisraelische Diskussionen sollten dennoch in Deutschland nicht ausgeblendet werden.
3. Die Zeit des laizistischen Nationalismus in Israel sei abgelaufen.
4. Eine Zwei-Staaten-Lösung für Israelis und Palästinenser sei notwendig.

Die Entwicklung in Israel in Bezug auf den Umgang mit Palästinenser betrachtete er kritisch und rief dazu auf, entsprechende Beobachtungen Israelis gegenüber auch mitzuteilen und dazu nicht zu schweigen. Auch seine Frau, die selbst aus Israel stammt, meldete sich zu Wort und bestätigte die Kritik ihres Mannes. Der Umgang mit Palästinensern in der Westbank sei so geartet, dass er Aggressionen bei den palästinensischen Bürgern erzeuge.⁴⁴⁷

Thomas von der Osten-Sacken entwirft Visionen von einem ICE von Tel Aviv nach Teheran

Der Journalist und Autor Thomas von der Osten-Sacken antwortete auf den Vortrag von Bernstein aus einer anderen Perspektive. Er ist 1974 geboren und gilt als linker, aber pro-israelischer Autor. 1991 gründete er „Wadi e.V.“, eine im Nahen Osten tätige Hilfsorganisation. Er zählt zur Antikriegsbewegung und hat sich vor allem mit dem Irak-Krieg beschäftigt. Veröffentlicht hat er die Bücher „Saddam Husseins letztes Gefecht?“ und „Amerika“. Er wies zunächst darauf hin, dass er seit 20 Jahren in den Nachbarstaaten Israels lebt und sich dieser Region verbunden fühlt. Dennoch müsse er feststellen, es gebe dort in Bezug auf Israel einen „rasenden Vernichtungswunsch sowohl von staatlicher als auch von nichtstaatlicher Seite.“ Deshalb erinnerte er an Adornos Imperativ:

„Hitler hat den Menschen im Stande ihrer Unfreiheit einen Imperativ auferlegt, dass Auschwitz sich nicht wiederhole.“⁴⁴⁸

Die ultima ratio der Hamas sei allerdings die Vernichtung des Staates Israel. Der Kulturminister des Gaza-Streifens wolle die „Protokolle der Weisen von Zion“ als Schullektüre einführen. Die Hamas habe eindeutig erklärt, dass Israel im „Heiligen Krieg“ vernichtet werden solle. Hitlers „Mein Kampf“ stehe in arabischen Ländern auf den Bestsellerlisten. Die Hamas sei auf permanente Bewegung, nicht auf eine Staatsgründung angelegt. In Palästina hielten 66% der Bewohner Terrorakte für legitim.

Er betonte die besondere Verantwortung der deutschen Politik: Der Antisemitismus sei in den 30er und 40er Jahren aus Deutschland in den Nahen Osten exportiert worden. Himmler habe geäußert, der Koran sei der „Mein Kampf“ der Muslime.

Wie auch Esther Schapira und Georg Hafner (Fernsehjournalisten und Träger der Buber-Rosenzweig-Medaille 2007, S. „Woche der Brüderlichkeit in Mannheim“) stellte er den Zusammenhang zwischen Frauenbefreiung und Bekämpfung des Fundamentalismus heraus:

Die Gegner Israels seien auch die Gegner von Frauenrechten und freibestimmter Sexualität. Aber in der arabischen Welt werde Demokratie befürwortet. Deshalb halte er seinen Traum, dass eines Tages ein ICE ungehindert von Tel Aviv nach Teheran fahren könne, aufrecht. Moderatorin und Präsidiumsmitglied Eva Schulz-Jander rief dazu auf, bei der folgenden Diskussion keine Angst vor Kontroversen zu haben.

Bernstein gab zu bedenken, dass die Hamas eine feste Position in der Westbank habe.

Ein Jude aus dem Publikum meldete sich zu Wort und äußerte Unmut darüber, dass Bernstein Vorwürfe mache, wo es doch um das Überleben Israels ginge. Frau Bernstein erwiderte, dass der Umgang von Israelis mit Arabern Hass erzeuge und bezeichnete dies als „Selbsterstörung Israels“.

Die Frage wurde nun aufgeworfen, warum kein Israeli bzw. kein Jude auf dem Podium sitze, was von Eva Schulz-Jander damit erklärt wurde, dass es ja um die Solidarität mit Israel ginge, die von Deutschen Nicht-Juden ausgeübt werden solle.

⁴⁴⁷ Mitschrift des Referates bei der Autorin

⁴⁴⁸ Adorno, Theodor W.: Negative Dialektik, Frankfurt a.M. 1982, S.358

Thomas von der Osten-Sacken warnte davor, auf das Stereotyp „kriegstreibender Jude“ hereinzufallen. Der Antisemitismus in den arabischen Ländern sei staatlich legitimiert und gefördert. Auschwitz produziere einen permanenten Ausnahmezustand. Der Israelisch-Palästinensische Konflikt werde zudem von außen überdeterminiert durch die ständigen und in Relation zu anderen Konflikten betrachtet, übertriebenen Diskussionen um den Nahost-Konflikt. Er fragte sich, warum nicht genauso viel über Darfur und andere Krisenherde gesprochen werde. Mit „überdeterminiert“ meinte er, dass einige Schemata, in denen der Konflikt abläuft, durch polemische Darstellungen in den Medien ungünstig beeinflusst werden. In Folge dieses Statements schwenkte die Debatte auf die deutschen Medien um, die ja die „Überdetermination“ forcierten. So schrieben die Kommentatoren Bettina Marx und Thorsten Schmitz stets emotional über das Thema Israel, so eine Meinung aus der Zuhörerschaft. Die ehemalige Agit-Prop-Schauspielerin Petra Kunik, Vorsitzende der GcJZ Frankfurt, warf einen weiteren Aspekt ein:

„Arabischer Antisemitismus kommt über Satellitenfernsehen nach Deutschland herein. Migranten-Jugendliche schauen sich die entsprechenden Sit-coms an.“

Die neuen Schimpfwörter auf deutschen Schulhöfen „Du Jude!“ oder auch „Du Opfer!“ kämen nicht von ungefähr. Dieser Redebeitrag veranlasste das „Forum Junger Erwachsener (FJE)“, nach der Diskussion ein Seminar zu planen, in dem es um arabischen Antisemitismus „bei uns“ gehen soll und zu dem Thomas von der Osten-Sacken eingeladen wird. Eva Schulz-Jander bedauerte, dass sich die Kirchen von Israel distanzieren hätten. Insgesamt kam der Vortrag von der Osten-Sackens viel besser beim Publikum an als Bernsteins Rede. Die meisten Wortmeldungen bezogen sich positiv auf den stärker pro-israelischen Vortrag. Dennoch wurden durch die beiden eher kontrovers gegenüberstehenden Statements offensichtlich starke Gefühle aufgewühlt, was sich durch die Lautstärke, durch die Mimik und auch die Ausdrucksweise der Redner zeigte. Ein Teil der Mitglieder hatte eine starke emotionale Bindung an Israel, entweder, weil sie sich als Juden den Mitgliedern ihres eigenen Volkes verbunden fühlten, oder weil sie bereits mehrmals in Israel gewesen waren und dort Freunde und Verwandte haben. So kam zum einen bei Dr. Bernstein die Verärgerung darüber zum Ausdruck, dass sich einige Gruppen in Israel seiner Meinung nach Ratschlägen gegenüber verschließen, die für das Überleben des Staates nützlich sein könnten, wie etwa, auf einen freundlicheren Umgang mit Palästinensern in Israel zu achten. Andererseits verbargen einige Mitglieder ihre Aufregung darüber nicht, dass in einer Situation, die für den Staat Israel sehr kompliziert ist, nämlich angesichts von Bedrohungen durch Hamas, Hisbollah und die Iranische Regierung, Ratschläge erteilt würden, die sich in ihren Ohren wie Vorwürfe ausnahmen. Dr. Bernstein kam im Laufe der Debatten in eine Außenseiterposition, woraus eine gewisse Frustration seinerseits resultierte. Die meisten Kontroversen führten allerdings nicht zu einem ernsten Streit unter den Mitgliedern. Beim anschließenden Mittagessen wurde zwar noch weiter diskutiert, aber eher freundschaftlich. Mehrfach hörte ich die Äußerung, dass man froh und erleichtert sei, dass endlich einmal wieder ohne Umschweife und Außenherumreden ausgesprochen worden sei, was die einzelnen Beteiligten dachten.⁴⁴⁹

Mitgliederversammlung

Neuere Entwicklungen beim DKR

Auf der Jahreshauptversammlung der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit aus ganz Deutschland waren 43 Gesellschaften vertreten, anwesend waren über 100 Teilnehmer. Die meisten von ihnen gehörten den „dreiköpfigen“ Vorständen an. *Rickleff Münich*, Hubert Frankemölle, Eva Schulz-Jander, Rudolf Sirsch, Henry G. Brandt, Abi Pitum, Christoph Knack, Christoph Münz und Hans Maaß saßen auf dem Podium. Auffällig war das Alter der Anwesenden: Sie waren bis auf die Mitglieder des Forums Junger Erwachsener fast ausschließlich Senioren, also Rentner, nicht wenige hatten bereits ein hohes Alter erreicht.

⁴⁴⁹ Mitschrift des Referates bei der Autorin

Die Mitgliederversammlung am 3. Mai 2008 um 15:00 Uhr begann mit dem traditionellen Gedenken an Verstorbene der Gesellschaften seit der letzten MV und mit einem Gebet von Pfarrer und DKR-Präsidiumsmitglied Rickleff Münnich. Eva Schulz-Jander lieferte einen Bericht der vergangenen Monate im Namen des DKR ab. Als neues Präsidiumsmitglied wurde Rickleff Münnich vorgestellt, der vorher u.a. Studentenpfarrer in Weimar war. Die Arbeit des DKR ist in verschiedene Arbeitsgruppen aufgeteilt worden, die selbständig entscheiden können. Somit ist eine ähnliche Situation wie am Anfang eingetreten, als die Verschiedenen Ausschüsse parallel arbeiteten. Folgende Aktivitäten zählte Schulz-Jander auf:

1. Woche der Brüderlichkeit
2. Einladung zum Geburtstag von Präsidiumsmitglied Henry G. Brandt
3. Festliches Abendessen bei Horst Köhler mit der Verleihung des Bundesverdienstkreuzes 1. Klasse an Henry G. Brandt. Bei dieser Einladung habe ein offenes Gespräch zwischen Evangelischen, Katholiken und liberalen Juden stattgefunden.
4. Am 20.06.2007 fand ein Gespräch der DKR mit Bundesinnenminister Wolfgang Schäuble statt.
5. Vorbereitung der Internationalen Konferenz des ICCJ am 22. Juni 2008 in Jerusalem
6. Drei Briefe des DKR an Papst Benedikt XVI (wegen der Wiedereinführung der alten Karfreitagsfübitten)
7. Infostand am Evangelischen Kirchentag

Als Eva Schulz-Jander das Abendessen mit Horst Köhler erwähnte, kritisierte die Vorsitzende Lüneburgs, Eva Griepenkerl, dass dabei bestimmte strittige Punkte nicht aufs Tapet gekommen sind. Sie sah ein solches Essen als gute Gelegenheit an, sich zu positionieren. Dies dürfte jedoch schwierig sein, wenn man das Regierungsoberhaupt relativ selten trifft und dann nur in erlesenem, feierlichen Rahmen.

Eva Schulz Jander legte auch die Pläne des Koordinierungsrates für die nächste Zukunft dar und wies auf wichtige Ereignisse für GcjZ-Mitglieder hin:

1. 14. Mai 2008, 17:30 Uhr: Sendung der Feierlichkeiten zum 60. Geburtstag Israels in der Frankfurter Paulskirche
2. 11. November 2008: Rabbiner-Brandt Lecture in Heidelberg
3. 22.- 28. November 2008: Israel-Reise des DKR mit Gesprächen mit Vertretern der dortigen christlichen, jüdischen und muslimischen Gesprächsgruppen
4. Es soll versucht werden, die Öffentlichkeit besser zu erreichen.
5. Das neue Motto der Woche der Brüderlichkeit 2009 wird sein: „1949 bis 2009: So viel Aufbruch war nie.“ Preisträger wird Professor Dr. Erich Zenger, ehemaliger katholischer Vorsitzender der GcjZ Münster, sein. Eva Schulz-Jander bezeichnete ihn als einen Vorkämpfer.

Hubert Frankemölle sprach über das Treffen der Rabbiner und Bischöfe. Er wies darauf hin, dass beide Rabbiner-Konferenzen an den Gesprächen beteiligt seien, also die Orthodoxe Rabbinerkonferenz (ORK) und die Allgemeine Rabbinerkonferenz (ARK). In der Allgemeinen Rabbinerkonferenz sind auch liberale Rabbiner vertreten. Außerdem führt die deutsche Bischofskonferenz auch Einzelgespräche mit bestimmten Rabbinern.

Christoph Knack trat für das Forum Junger Erwachsener auf. Er wies gleich als erstes auf ein Problem hin: In der Zielgruppe des FJE, bei den 18 bis 39jährigen, komme es oft zu Unterbrechungen der Aktivitäten durch

1. Prüfungen
2. Wohnungswechsel
3. Familienplanung

Ein neues Plakat und eine Broschüre des FJE wurden vorgestellt, deren Gestaltung ich hier zeigen möchte.⁴⁵⁰

⁴⁵⁰ Scholkmann, Katharina: Plakat des FJE, 2007



Verschiedene gestalterische und inhaltliche Elemente weichen so offensichtlich von den traditionellen Vorstellungen der meisten älteren Mitglieder ab, dass Konflikte kaum vermeidbar sein dürften:

1. Das Plakat ist knallbunt, wirkt sehr fröhlich und betont die Freude an der Religion im Gegensatz zu den Thematiken Religionskonflikt, Krieg und Religion, Schuld und Religion...
2. Die Überschrift lautet: „Und wovon träumst Du?“. Religion wird mit Träumen in Verbindung gebracht, für einen tiefgläubigen Menschen, für den Religion minutiös formulierte Glaubenswahrheiten bedeutet, eine Provokation, aber auch für die bereits toleranten DKR-Mitglieder eine Überraschung
3. Die Aufforderung „Rede mit im Dialog der Religionen!“ geht an jeden, der dieses Plakat sieht. Es wurde unter anderem in der Fußgängerzone Mannheims aufgestellt. Für viele Theologen, die der Meinung sind, nur bestens ausgebildete und versierte Religionsgelehrte dürften sich am Religionsdialog beteiligen, ist auch dies eine Provokation.

Letztendlich toleriert der DKR den neuen Kurs dennoch, weil er sich davon erhofft, dass Jugendliche angesprochen werden.

Anschließend gab es einige Diskussionspunkte:

Wegen der Ankündigung, dass der Katholik Zenger die Buber-Rosenzweig-Medaille bekommen werde, kam aus dem Publikum die Meinung, es sollten neben ihm noch ein Protestant und ein Jude ausgezeichnet werden. Die DKR-Mitglieder auf dem Podium erklärten deshalb, warum sie gerade Zenger ausgewählt hatten, nämlich, weil er sich als Pionier des christlich-jüdischen Dialogs erwiesen habe. Sie bestanden darauf, Zenger alleine auszuzeichnen.

Zum aktuellen Thema „60 Jahre Israel“ kam der Vorschlag, ein Thesenpapier zu erarbeiten, das das Schlagwort „Unterstützung Israels“ präzisieren soll. Dieser Vorschlag wurde auf der Basis des Satzungsabschnittes „Solidarität mit Israel als jüdischer Heimstätte“ diskutiert und es folgte der allgemeine Beschluss, abends im kleinen Kreis eine Solidaritätserklärung für Israel zu entwerfen.

Obwohl der Bericht des Schatzmeisters keine größeren Probleme aufwarf, müssen für die Israel-Reise des DKR im Jahr 2008 jeweils 500 Euro privat dazugezahlt werden. Im Jahr 2007 hatte der DKR 452 354 Euro Ausgaben. 67% der Einnahmen kamen vom Bundesministerium des Inneren, die Kirchen steuerten insgesamt 32 800 Euro bei. Die Tendenz der

Förderung durch die Kirchen sei jedoch rückläufig. 11% stammen aus Mitgliedsbeiträgen. Die übrigen Gelder kamen aus Veröffentlichungen und Teilnahmebeiträgen. Die Ausgaben setzten sich zusammen aus: Personalausgaben, Sachausgaben, Informationstechnik und den Kosten für die Organisation des Treffens der Rabbiner und Bischöfe. Beim Punkt „Informationstechnik“ war der Trailer hervorzuheben, den der DKR professionell gestalten ließ und der, zusammen mit einer Titelmelodie, nun jede Übertragung der Wochen der Brüderlichkeit einleiten wird. Diesen kann man auch beim DKR bestellen.

An dieser Stelle wurde die Sitzung abgebrochen und erst am 4. Mai 2008 mit dem Bericht des Generalsekretärs fortgesetzt. Dieser begann mit der guten Nachricht, dass die GcJZ in Sachsen nun staatlich gefördert werden. Bisher hatte sich das Land dazu nicht bereit erklärt. Die beiden Projekte „Gewalt, Rassismus und Zivilcourage“ und „Argumentationstraining gegen Stammtischparolen“ hatte Rudolf Sirsch auch im Jahr 2007 weiter organisiert. Als Kontakte zählte er auf:

1. Bundes- und Landtagsabgeordnete
2. Verfassungsschutz
3. Kirchen
4. ARD, ZDF und Hessischer Rundfunk
5. Israelische Botschaft

Sirsch kündigte an, dass der Internationale Rat der Christen und Juden (ICCJ) 2009 in Berlin tagt. Außerdem wies er auf das neue Projekt „Courage zeigen“ in der Pfalz hin.

Er drückte seine Ratlosigkeit darüber aus, dass immer noch 30 Gesellschaften auf das vom DKR herausgegebene „Themenheft“ verzichten. (Das „Themenheft beschäftigt sich in der Regel nicht nur mit dem aktuellen Jahresthema und der Woche der Brüderlichkeit, sondern auch mit Kontakten in Israel, Schulprojekten und philosophischen Fragen.)

Die Homepage des DKR hingegen konnte Erfolge verzeichnen: Die Anzahl der Zugriffe hatte sich auf über 26 000/Jahr erhöht. Deshalb riet er den einzelnen Gesellschaften dazu, alle eine eigene Homepage einzurichten, möglichst verlinkt mit der DKR-Homepage. Nur eine Minderheit der Gesellschaften präsentiert sich auf den Seiten des DKR.

Das Verhältnis DKR-Gesellschaften: Nicht ohne Konflikte

Ein Problem sah Sirsch darin, dass die jährlichen Tätigkeitsberichte nicht in einheitlicher Form eingereicht werden. Er machte deshalb den Vorschlag, eine einheitliche Formatierung einzuführen, nach der alle arbeiten sollten. Die Antwort war ein ablehnendes Gemurmel, ein Ausruf „Ach nööö“ aus den Reihen der Vorstände war zu hören.

Rudolf Sirsch erwähnte eine Tagung für über 100 Lehrerinnen und Lehrer, die er abgehalten hatte. Die Gesellschaften, so bemängelte er, zeigten allerdings wenig Interesse am Tagungsangebot des DKR.

Der Kontakt zum Leo-Baeck-Erziehungszentrum in Haifa werde weiterhin gepflegt.

Deutlich war während des Vortrages von Rudolf Sirsch, dass der Deutsche Koordinierungsrat im Jahr 2007 große Anstrengungen für mehr „Corporate Identity“, für mehr Einheitlichkeit und eine harmonische Repräsentation nach außen gemacht hatte. Das Büro der Geschäftsstelle ist sozusagen auf Hochtouren gelaufen, auch die Kinder von Rudolf Sirsch hatten mitgeholfen, Plakate zu kleben. Als Kaufmann weiß der Geschäftsführer natürlich auch, wie man Inhalte schön verpackt und an den Mann bringt und wie man das richtige „Image“ vermittelt. Gleichzeitig hat er in gleichem Maße wie vorher an den Inhalten weitergearbeitet. Ihm war es aber auch wichtig, an einer professionellen und sozusagen durchgestylten Öffentlichkeitsarbeit zu feilen. Dies hatte offenbar Erfolg: Mehr User besuchten die Homepage und über 100 Lehrer und Lehrerinnen waren für ein Seminar zu gewinnen. Dem gegenüber stand jedoch auch eine Kehrseite der Medaille: Die Gesellschaften haben ganz andere Interessen und Motive. Sie sind meist sehr eng mit ihren Städten, deren Verwaltungen, Honoratioren, Dichtern, Künstlern und regionalen Besonderheiten verbunden und auch stolz darauf. Sie wollen ihr unverwechselbares, zur Tradition gewordenes Profil behalten, selbst wenn dies

nicht dem neuesten Stand der Professionalität entspricht. Ein Teil der einzelnen Vereine zeigte auch, dass sie mit ihren eigenen Angelegenheiten durchaus genug beschäftigt sind und keine Bedürfnisse darüber hinaus haben, etwa, Seminare des DKR zu besuchen oder seine Schriften zu beziehen. Hinzu kommt, dass sie sich ihren eigenen Mitgliedern verpflichtet fühlen, die teilweise am Kurs des DKR zweifeln, beispielsweise, was das Verhältnis zu Israel angeht. So kam auf der Mitgliederversammlung zur Sprache, dass die Stuttgarter katholische Vorsitzende von katholischen Mitgliedern der GcJZ Stuttgart wiederholt kritisch gefragt wurde, wie man sich angesichts der aktuellen Konflikte zwischen israelischer Regierung und Gaza verhalten solle, ob man denn so weitermachen könne wie bisher. Bedingungslose Solidarität, wie bisher versprochen, wurde in Frage gestellt.

Die Diskrepanzen zwischen DKR und Gesellschaften konnten nicht definitiv geklärt und ausgeräumt werden. Auch wurde Rudolf Sirschs Frage, wieso 30 Gesellschaften keine Themenhefte beziehen, von den Anwesenden nicht beantwortet.

Eva Schulz-Jander sprach das Problem an, dass sich noch viele andere Vereine mit ähnlichen Themen befassen wie die GcJZ. Sie nannte den Verein „Gegen das Vergessen“, die Deutsch-israelische Gesellschaft, weitere Vereine und Privatleute. Diese Anmerkung blieb so im Raum stehen und wurde lediglich zur Kenntnis genommen. Der Vortrag von Dr. Bernstein hatte ja deutlich gezeigt, dass die Deutsch-Israelische Gesellschaft anders mit dem Thema „Israelische Politik“ umging als der DKR. Eine lockere Zusammenarbeit besteht zwar, aber offensichtlich arbeiten die Vereine bei vielen Gelegenheiten nebeneinanderher.

Der Zuschuss für den DKR ist im Jahr 2008 auf 300 000 Euro erhöht worden, dennoch sollen die Mitgliedsbeiträge wegen Mehrausgaben steigen.

In einem raschen Verfahren wurde die neue Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit Hanau anerkannt und in die Liste der Gesellschaften aufgenommen. Die altersbedingte Auflösung der Gesellschaft Seligenstadt wurde bekannt gegeben und registriert.

Forderung nach mehr Respekt vor Feier- und Gedenktagen

Die Vorstandssprecherin der GcJZ Lüneburg, Eva Griepenkerl, stellte einen Antrag für stärkeren Schutz des 9. November als Gedenktag. Er war folgendermaßen formuliert:

„Wir, der Vorstand und die Mitglieder der GcJZ Lüneburg, bitten die Mitgliederversammlung, dafür zu stimmen, die gesetzgebenden Organe der Bundesrepublik zu veranlassen, dass dem 9. November, dem Tag des Gedenkens an die Reichspogromnacht 1938, ein gleicher Schutz und gleiche Würde wie der des Volkstrauertages (der „Sache“ nach – für die Vorgänge der Reichspogromnacht gibt es keine vergleichbaren...) im Sinne der Wahrung der Gedenkwürde zugeeignet sein möge.

Anlass dazu gibt die Wahrnehmung (nach dem Stand vom 20. Februar d.J.), dass in etwa 40 Städten dieser Republik in diesem Jahr des 70. Jahrestages ein verkaufsoffener Sonntag stattfinden soll resp. sollte. So auch in Lüneburg – Erst nach mehreren Gesprächen war man hier bereit, dieses Einkaufs-Event auf einen anderen Termin zu verschieben.

Für den Vorstand: Griepenkerl
Lüneburg, am 9. April 2008⁴⁵¹

Während der Diskussion dieses Antrages wurde von mehreren Mitgliedern festgestellt, dass der Respekt vor Feier- und Gedenktagen allgemein nachlasse. So warf Ingrid Weiß ein, dass in Baden-Württemberg Ministerpräsident Oettinger am 9. November 2007 seinen Presseball abgehalten hat. Außerdem kam zur Sprache, dass in zunehmendem Maße die Karfreitagsruhe gebrochen werde. Eva Griepenkerl ergänzte noch, dass nun eindeutig festgelegt sei, dass nicht am 9. November, sondern am 3. Oktober die Wiedervereinigung Deutschlands gefeiert wird. Der Delegierte Hoffmann, der sich bereits für mehr Solidarität für Israel engagiert hatte, rief als Jude dazu auf, die *christlichen* Feiertage stärker einzuhalten. Danach meldete sich die Osnabrücker Vorsitzende Ruth de Vries zu Wort und plädierte für den Schutz des 9. Novembers. Wegen einiger Formfehler geriet der Antrag dennoch immer stärker in die Kritik: So ist der Volkstrauertag immer an einem Sonntag, so dass man dafür sorgen kann, dass die Geschäfte geschlossen bleiben. Fällt der 9. November jedoch auf einen

⁴⁵¹ Griepenkerl, Ela: Antrag an die Mitgliederversammlung, Lüneburg 2008 (bei der Autorin)

Werktag, so wurde bisher trotzdem eingekauft. Es war nicht klar, ob auch dann Ruhetag sein sollte. DKR-Präsidiumsmitglied Pfarrer Rickleff Münnich vertrat die Meinung, dass es keinen Sinn habe, die Menschen mit Gesetzen zur Trauer zu zwingen, wenn man ihre Herzen nicht erreichen könne. Mit 70 zu 63 Stimmen wurde schließlich der Antrag Lüneburg abgelehnt. Es wurde aber dafür gestimmt, dass jede einzelne Gesellschaft in ihrer Stadt dafür sorgen sollte, dass Passanten, die etwa an diesem Sonntag zum Einkaufen gehen, mit der Bedeutung „Pogromnacht“ konfrontiert werden.

Mehrere Konfliktpunkte kamen bei der Mitgliederversammlung zutage:

1. Der Konflikt zwischen Koordinierungsrat und einzelnen Gesellschaften
2. Der Konflikt zwischen israelkritischen Teilnehmern und solchen, die die Strategie der israelischen Regierung verstanden und billigten
3. Der Konflikt zwischen denen, die im Umgang mit Politikern auf Diplomatie setzten und denjenigen, die deutlichere Worte bevorzugten

Dabei war deutlich zu bemerken, wie Probleme und Konflikte von außen durch die Politik in die Gesellschaften hineingetragen werden. Die Ansprüche und Erwartungen sind hoch, sowohl diejenigen, die Gesellschaften und DKR an sich selbst stellen, als auch diejenigen, die an sie von anderen gestellt werden. Dass sich die Vereine nicht schon längst vor einen Karren spannen ließen, verdanken sie einer sehr klaren Richtung, die von Anfang an da war. Wer für gegenseitigen Respekt und gegen Diskriminierung eintritt, kann schwerlich nur für einzelne Gruppen eintreten und sich instrumentalisieren lassen. Dies wird im folgenden Kapitel erörtert.

6.4 Der DKR als Richtungsweiser: Ideen, Grundsätze

Der DKR legte trotz der anfänglichen Warnung vor „Indifferentismus“ bereits 1951 fest, dass die „freie humane Gesinnung“ für die GcJZ im Vordergrund stehen sollte. Carl F. Zietlow betonte den Wert des Individuums in einem „Zeitalter der Massen“.⁴⁵² Durch aktives Aufeinander-Zugehen wollen die Mitglieder ihre eigenen Barrieren selbst entdecken und überwinden und andere dazu ermuntern, sich für mehr Toleranz und „Brüderlichkeit“ einzusetzen. Dies geht aus dem aktuellen Katalog der Ziele und Aufgaben hervor:

„Die Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit setzen sich ein für:
 Verständigung und Zusammenarbeit zwischen Christen und Juden bei gegenseitiger Achtung der Unterschiede,
 Erinnerung an die Ursprünge und Zusammenhänge von Judentum und Christentum,
 Selbstbesinnung in den christlichen Kirchen hinsichtlich der in ihnen theologisch begründeten und geschichtlich verbreiteten Judenverachtung und Judenfeindschaft,
 Bewahrung der noch erhaltenen, vielfältigen Zeugnisse jüdischer Geschichte,
 Entfaltung freien, ungehinderten jüdischen Lebens in Deutschland,
 Achtung der Eigenständigkeit ethnischer Minderheiten,
 Solidarität mit dem Staat Israel als jüdischer Heimstätte.

Sie wenden sich deshalb entschieden gegen:

Diskriminierung von Einzelnen und Gruppen aus religiösen, weltanschaulichen, politischen, sozialen und ethischen Gründen, Intoleranz und Fanatismus.“⁴⁵³

Die Solidarität mit Israel wurde in einer öffentlichen Erklärung, die nach langen Diskussionen im Jubiläumsjahr 2008 herauskam, noch einmal betont:

„Die Vertreter der 83 Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit in Deutschland, die im Deutschen Koordinierungsrat zusammengeschlossen sind, kamen am 3./4. Mai 2008 zu ihrer Mitgliederversammlung in Bonn zusammen. Sie beschlossen die folgende Verlautbarung:

⁴⁵² GcJZ München: Reden, Lernen, Erinnern, 50 Jahre Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit München, München 1998, S. 18

⁴⁵³ Deutscher Koordinierungsrat: Präambel, 1994

Die Mitgliederversammlung des Deutschen Koordinierungsrates der 83 Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit in der Bundesrepublik Deutschland bekräftigt ihre Solidarität mit dem Staat Israel als jüdischer Heimstätte in sicheren Grenzen für alle seine Bürger.

Zum 60. Jahrestag der Staatsgründung wünschen die Delegierten im Namen ihrer rund 20.000 Mitglieder dem Staat und allen seinen Bewohnern Frieden, Sicherheit und Wohlergehen.

Bonn, 3. Mai 2008⁴⁵⁴

Vorbild Martin Buber:

Für den DKR ist Martin Buber mit seiner Entwicklung des dialogischen Prinzips ein wichtiges Vorbild. Deshalb soll hier sein Lebenslauf mit den gedanklichen Einflüssen, die auf Buber wirkten, kurz dargestellt werden:

Martin Buber wurde am 8. Februar 1878 in Wien geboren und starb am 13.06.1965.

Sein Großvater Salomo Buber erzog ihn. Er studierte in Wien, Leipzig, Zürich und Berlin Philosophie und Kunstgeschichte. Als 26jähriger fühlte er sich von der jüdischen Strömung des Chassidismus angezogen.

Der Chassidismus ist eine ostjüdische mystische Bewegung, in der die Verehrung Gottes durch Musik und Tanz eine wichtige Rolle spielt. Die Gruppentänze sollen religiöse Gefühle ausdrücken. Die chassidische Musik ist dem heute sehr gefragten Klezmer sehr ähnlich.⁴⁵⁵ Wenn die Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit abendfüllende Gedenkveranstaltungen organisieren, dann ist fast immer eine Klezmergruppe eingeladen. Manche jüdische Mitglieder machen sich über die Begeisterung der Nichtjuden für Klezmer etwas lustig, denn es ist eigentlich eine sehr volkstümliche und typisch osteuropäisch geprägte Musikrichtung, die nicht allen gefällt. Außer der Vorliebe für den Tanz hat der Chassidismus eine ausgeprägte Erzählkultur mit vielen Witzen. Martin Buber hat ein Buch mit chassidischen Erzählungen herausgegeben. In Deutschland ist heute die Lubawitscher Richtung des Chassidismus am meisten gefragt.

Martin Buber war Herausgeber der Zeitschrift "Der Jude" (1916-24). So schuf er die ideologische Basis für die Kollektivsiedlungen (Kibbuzim) in Israel. Er hatte für das damalige Palästina die Konzeption einer *binationalen Heimstätte*, in der sich sowohl das arabische als auch das jüdische Volk frei entwickeln sollten. Diese Idee wurde auf dem 12. Zionistenkongress 1921 in Karlsbad mit Mehrheitsbeschluss akzeptiert. Buber trat für den Verzicht auf nationale israelische Interessen zugunsten der jüdisch-arabischen Verständigung ein. 1924-33 war Buber Professor für Religionswissenschaft und Ethik an der Universität Frankfurt. Er forschte unter anderem über den Dialog zwischen den Menschen und Gott und arbeitete an der Verdeutschung der Heiligen Schrift. Seine bekanntesten Bücher sind: "Ich und Du" (1923), "Dialogisches Leben" (1948) und "Zwei Glaubensweisen" (1950).⁴⁵⁶

Buber war ein Freund von Gustav Landauer, dem Mitglied der Arbeiter- Bauern- und Soldatenräte in München. Landauer beauftragte Buber mit der Verwaltung seines literarischen Nachlasses. Martin Buber war Sozialist, aber gleichzeitig religiös. Er hatte kein dialektisches, sondern ein dialogisches Weltbild.

Das heißt, Geschichte deutete er nicht anhand von Prinzipien und Regeln, sondern anhand von Kommunikation.

Die Auflösung von Gemeinschaften sah er als Frucht des Kapitalismus an. Ein sozialistisches Gemeinwesen sollte aber eine „Gemeinschaft von Gemeinschaften“ sein. Buber erhoffte sich, dass die jüdische Genossenschaftsbewegung ein Vorbild für Ost und West wer-

⁴⁵⁴ Mitgliederversammlung der 83 GcjZ: Gesellschaften bekräftigen Solidarität mit Israel
http://www.deutscher-koordinierungsrat.de/01_04.php, Bonn, 03.05.2008, Abrufdatum: 06.05.2008

⁴⁵⁵ Musikgruppe Frejlachs: Moderne und traditionelle jüdische Musik,
http://www.frejlachs.de/download/juedische_musik.pdf, Abrufdatum: 18.11.2008, S. 3

⁴⁵⁶ Reuben, Meir: Martin Buber, dem Kunder des Chassidismus, zu seinem 100. Geburtstag, in: DKR (Hrsg.): Emuna/Israel-Forum Nr. 1/`78, S. 77ff

de. Für die Entwicklung der Kibbuzim stützte sich Buber nicht auf Karl Marx, aber auf Ludwig Feuerbach. Gershom Scholem unterstellte ihm „religiösen Anarchismus“.⁴⁵⁷

Basierend auf Martin Buber müsste eigentlich bei den Gesellschaften viel stärker versucht werden, Vorurteile durch Dialog, und weniger durch Bücher, Aufsätze und Reden abzubauen. Dazu muss man allerdings auch sagen, dass Buber die Meinung einer Minderheit seiner Glaubensgenossen vertrat, was die Dialogbereitschaft von Juden mit Christen über die jüdische Religion betrifft. Die meisten Juden, die ich getroffen habe, sind der Meinung, dass der christliche Antijudaismus zunächst einmal ein Problem der **Christen** darstellt und dass der Handlungsbedarf auf christlicher Seite vorhanden ist. Viele Juden erhoffen sich, dass Christen ihren Antijudaismus alleine und selbständig überwinden, und zwar am besten *bevor* sie in den Dialog mit Juden treten, denn die dauernde Konfrontation mit unüberwundenen Bildern vom Judentum, die nicht der Realität entsprechen, ist auf Dauer eine starke Belastung.

6.5 Die Woche der Brüderlichkeit

In Deutschland wird die „Woche der Brüderlichkeit“ seit 1952 zelebriert. 2002 feierten der DKR und die GcJZ das allgemeine 50jährige Jubiläum der „Wochen“. Dazu kam eine Zeitung mit Artikeln aus 50 Jahren zu diesem Thema heraus. In dieser Chronik zeigt sich zunächst, wie stark sich der Ton gewandelt hat, in dem die Autoren gesellschaftliche Ereignisse beschreiben. Vom gefühlvollen, hoffungsfrohen Ausdruck geprägt ist eine Stellungnahme aus dem Jahr 1952:

“In Gedanken an diese grauenvollen Geschehnisse, die uns noch heiß auf der Seele brennen und unsere Herzen dem Vertrauen in die Menschheit zu verschließen drohen, öffnet die Woche der Brüderlichkeit die Tore zu einer lichtvolleren Zukunft.“⁴⁵⁸

Dieses Zitat macht gleichzeitig deutlich, welche hohen Erwartungen der Zentralrat der Juden in die Wochen der Brüderlichkeit setzte und bis heute setzt. Präsident Theodor Heuss eröffnete als erster deutscher Präsident diese Veranstaltung. Seitdem war jeder Bundespräsident auch gleichzeitig Schirmherr der GcJZ, bis auf Carl Carstens, der wegen seiner Vergangenheit im NS-Regime abgelehnt wurde.

Brüderlichkeit sollte nicht nur zwischen Juden und Christen, sondern zwischen allen Kulturen herrschen. Auch die Diskriminierung von Menschen anderer Hautfarbe sollte bekämpft werden.

Bereits 1952 machte ein Autor in der Allgemeinen jüdischen Illustrierten deutlich, dass er dafür ist, Antisemitismus als Erscheinungsform von Rassismus zu verstehen.

“Die deutschen Gesellschaften sind eine Organisation, deren Anliegen natürlicherweise vor allem das blutdurchtränkte Problem des Antisemitismus ist. Der Antisemitismus wird dabei aber lediglich als eine Form des Vorurteils aufgefasst. Der eigentliche Feind, gegen den es den Kampf zu führen gilt, ist das Vorurteil an sich, diese krankhafte Veranlagung der Seele und des Geistes, aus der so viel Unheil, giftiger Hass und martervolle Verfolgung gekommen ist.“⁴⁵⁹

Den Grundsatz, gegen Vorurteile und Diskriminierungen aller Art aufzustehen, haben die Wochen der Brüderlichkeit stets berücksichtigt. So bezog der DKR im Laufe der Jahre immer wieder neue Gruppen in seine Bemühungen mit ein:

1989 verlieh der DKR die Buber-Rosenzweig-Medaille an Yehudi Menuhin, der die Idee, Sinti, Roma und Muslime stärker einzubeziehen, bestärkte.

Das Jahresthema **1996** war “In unserer Mitte leben: Mit uns leben.” Es geht aus einem Zitat von Leo Baeck hervor:

⁴⁵⁷ Gudopp, Wolf-Dieter: Martin Bubers Lehre über Geschichte und Gesellschaft, in: DKR: Emuna/Israel-Forum Nr. 2/ `78, S. 1 ff

⁴⁵⁸ Direktorium des Zentralrates der Juden in Deutschland zur Eröffnung der Woche der Brüderlichkeit in einer Sonderausgabe der Allgemeinen Wochenzeitung der Juden in Deutschland, 1952

⁴⁵⁹ DKR: 50 Jahre Woche der Brüderlichkeit, Bad Nauheim/Karlsruhe, 03.03.2002, S. 8

„Wer immer in unserer Mitte wohnt, soll nicht bloß räumlich neben uns leben, sondern mit uns leben.“⁴⁶⁰

Die Zentrale Eröffnung fand in Freiburg i. Brsg. statt. Es nahmen daran unter anderem Erzbischof Oskar Saier und Landesbischof Klaus Engelhardt teil. Ignatz Bubis, der angemeldet war, kam nicht. Der Oberbürgermeister von Freiburg, Böhme, erinnerte an die Wiedereröffnung der Synagoge im November 1987. Im Jahr `96 hatte die jüdische Gemeinde Freiburg etwa 800 Mitglieder. Jutta Limbach, Präsidentin des Bundesverfassungsgerichtes, hielt die Festansprache. Sie betonte, dass die Auffassung, dass dem Menschen sein Tun und Lassen zuzurechnen sei, den christlichen und den jüdischen Glauben vereine.

„Verantwortung erschöpfe sich nicht darin, Verstöße gegen Gebote der Sitte und des Rechts zu vermeiden, Verantwortung fordere aktives Tun. Das Grundgebot beider Religionen „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst“ sei eine unendliche Aufgabe.“⁴⁶¹

Wörtlich sagte sie:

„Das Gebot der Nächstenliebe bezieht sich auf den Menschen schlechthin. Seine Verpflichtung ist unbeding. Es gestattet keine Ausnahme oder Einschränkung je nach Rasse, Herkunft oder Glauben unseres Gegenübers.“⁴⁶²

Joseph Walk und Hamlin Littell wurden mit der Buber-Rosenzweig-Medaille geehrt. Walk ist am Leo-Baeck-Institut tätig und engagiert sich für das deutsche Judentum. Außerdem ist er Gründungsmitglied der religiösen Friedensbewegung Os we Schalom (Stärke und Frieden). Die Gruppe wurde gegründet gegen die, wie sie sagten, „pseudomessianische Euphorie“ nach dem Sechs-Tage Krieg. Os we Schalom setzt auf einen sensiblen und langsam aufbauenden Friedensprozess. Sie sehen sich als bewussten Gegenpol zu den Gusch Emunim. Os we Schalom erklärt den Besitz und Erwerb des eroberten Landes *nicht* aus dem „Ratschluss Gottes“.⁴⁶³

Professor Walk hielt eine Rede zur Woche der Brüderlichkeit, allerdings in seiner Geburtsstadt Breslau und nicht in Freiburg. Dabei sagte Walk, als deutscher Zionist strebe er an, heute in Israel den Namen Gottes im Leben zu heiligen, während, so sagt er, Juden in der Vergangenheit nur die Möglichkeit gehabt hätten, ihn durch ihren Tod zu heiligen.⁴⁶⁴

Littell, aus Philadelphia (USA), hat sich dafür eingesetzt, dass christlich-jüdische Zusammenarbeit in Deutschland beginnen und gedeihen konnte. Unter Hochkommissar John McCloy war er Hauptberater in Fragen der protestantischen Kirchen in Deutschland. Als solcher förderte er die evangelischen Akademien, die Kirchentage und den Aufbau der „Gesellschaften“ nach amerikanischem Vorbild.⁴⁶⁵

Auf der Zentralen Eröffnungsfeier sang der Chor der Christusgemeinde das Lied „Schir La Schalom“ von Aviv Gefen, das auch Yitzak Rabin sang, bevor er erschossen wurde.

Die jüdische Gemeinde Freiburg beteiligte sich stark an der Gestaltung der Zentralen Eröffnungsfeier der WdB, zusammen mit dem Landesrabbiner Benjamin D. Soussan.

Am Vorabend der Feier versammelten sich etwa 300 Teilnehmer im Saal des Historischen Kaufhauses am Münsterplatz zu Freiburg. Der evangelische Landesbischof Klaus Engelhardt warnte anlässlich des Lutherjahres 1996 in seiner dortigen Ansprache davor, die maßlosen und gehässigen Urteile des Reformators Martin Luther über die Juden „theologisch wegzuerklären“ oder gar zu rechtfertigen und zu entschuldigen. So merkte Bischof Engelhardt auch an:

⁴⁶⁰ GcJZ/DKR: Tätigkeitsberichte der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit 1996, S. 255

⁴⁶¹ Ebd., S. 258

⁴⁶² Ebd., S. 258

⁴⁶³ Vgl. ebd., S. 264f

⁴⁶⁴ Vgl. ebd., S. 262

⁴⁶⁵ Vgl. ebd., S. 263

“Sich im Lutherjahr dankbar des Reformators zu erinnern, dürfe nicht bedeuten, dessen dunkle Seiten zu übersehen. Der Bischof trat zugleich dafür ein, dass “Muslime die Möglichkeit haben, in Moscheen Gottesdienste zu feiern und zu beten”. Glaubensfreiheit sei allerdings auch für jüdische und christliche Minderheiten in islamischen Staaten zu fördern, so Engelhardt. Toleranz sei ein hohes Gut, es dürfe nicht der Beliebigkeit preisgegeben werden.”⁴⁶⁶

Auf der Woche der Brüderlichkeit hielt Franklin H. Littell als Träger der Buber-Rosenzweig-Medaille mehrere Vorträge. Er mahnte, dass an die Stelle von ideologischen Monologen der interreligiöse Dialog und die praktische Zusammenarbeit von Protestanten, Katholiken und Juden treten müsse. Judenmission, so Littell, sei nach Auschwitz nicht möglich. Im Zusammenhang mit Attentatsmeldungen aus Israel sagte er:

“Wir Deutsche wissen jetzt, dass es einen besseren Weg zum Frieden gibt, auch für Völker, die Unrecht erlitten haben. Aus unserer eigenen Erfahrung heraus - mit der Politik des Terrorismus auf der einen Seite und der Art und Weise, Frieden zu erlangen, auf der anderen Seite - treten wir nachdrücklich an Sie heran, nun auf den besseren Weg umzukehren. Schaltet die Demagogen ab! Hört auf Botschafter wie Mahatma Gandhi, Martin Luther King jun. und Nelson Mandela!”⁴⁶⁷

Außerdem fand auf der Woche der Brüderlichkeit **1997** eine Diskussion mit Hans Koschnik und Freiwilligen der Aktion Sühnezeichen/Friedensdienste statt. Vier Freiwillige berichteten von ihren Aufenthalten in Israel, Polen und Bosnien. Hans Koschnik konnte deren Empfindungen nachvollziehen, war er doch aktives Mitglied der Aktion Sühnezeichen.⁴⁶⁸

Preisträger der Buber-Rosenzweig-Medaille **1998** ist Lea Rabin. Der DKR wies damit auf Menschen hin, die in Israel persönliche Verantwortung für den Frieden in Nah-Ost sowie für die demokratische Entwicklung der israelischen Gesellschaft übernehmen. Die Zentrale Eröffnungsfeier der Woche der Brüderlichkeit mit der Verleihung der Buber-Rosenzweig-Medaille fand im Münchner Prinzregententheater statt. Der Grund für die Eröffnung der WdB in München war, dass die Münchner Gesellschaft 1948 gegründet wurde und somit 50jähriges Jubiläum feierte. Bürgermeister Ude sprach von der Notwendigkeit eines jüdischen Gemeindezentrums an einem zentralen Platz in der Münchener Innenstadt. Dieser Wunsch hat sich ja inzwischen durch das Gemeindezentrum am Jakobsplatz erfüllt. Abi Pitum, Vizepräsident der israelischen Kultusgemeinde und jüdischer Vorsitzender der GcjZ Augsburg-München-Regensburg sprach sich gegen unsachliche Kritik an der “Woche der Brüderlichkeit” aus.

“Sie sei ein unverzichtbares Forum, auf dem sich alljährlich die führenden Repräsentanten aus Staat und Gesellschaft öffentlich zur Verantwortung gegenüber der jüdischen Gemeinschaft bekennen, unabhängig von tagespolitischer Popularität. Zugleich böten die Veranstaltungen überall in Deutschland Gelegenheit, durch unmittelbares Kennenlernen Vorurteile abzubauen.”⁴⁶⁹

Eine neue Aufgabe der Gesellschaften sei es, die Zuwanderer zu integrieren. Lea Rabin sagte in ihrer Dankesrede:

“Auch wenn ich nicht für die ganze israelische Gesellschaft spreche, so will doch eine Mehrheit den Frieden. Es muss zu einem Nebeneinander von Juden und Arabern kommen.”⁴⁷⁰

⁴⁶⁶ GcjZ/DKR: Tätigkeitsberichte der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit 1996, S. 260

⁴⁶⁷ Ebd., S. 261

⁴⁶⁸ Vgl. GcjZ/DKR: Tätigkeitsberichte der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit 1997, Bad Nauheim 1998, S. 282

⁴⁶⁹ GcjZ/DKR: Tätigkeitsberichte der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit 1998, Bad Nauheim 1999, S. 255

⁴⁷⁰ GcjZ/DKR: Tätigkeitsberichte der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit 1998, Bad Nauheim 1999, S. 257

Zur Eröffnungsfeier sprachen außer Lea Rabin auch Bundestagspräsidentin Rita Süssmuth und Landesrabbiner Henry G. Brandt.

Es gab allerdings auch Misstöne am Rande der Feier. Michael Fürst, Präsidiumsmitglied des Zentralrats der Juden in Deutschland, bezeichnete die Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit als "überholt". Seiner Meinung nach hätten die GcjZ in Politik und Gesellschaft nicht viel erreicht. Dies sagte er in einem Interview im Südwestfunk zum Abschluss der Woche der Brüderlichkeit. Er sah die WdB als Ablast- und Showveranstaltung und bezeichnete die Reden zum Auftakt als "seit 50 Jahren der gleiche Senf". Auch den Einfluss der Gesellschaften auf die Kirchen stufte er als eher mäßig ein. Die Mitglieder seien überall und auf jüdischer Seite sei Desinteresse an den Gesellschaften verbreitet.⁴⁷¹

Diese Kritik zeigt, welche hohen Ansprüche auch von außen an die "Gesellschaften" herangetragen werden: Sie sollen nicht einfach nur innerhalb des Vereins christlich-jüdische Zusammenarbeit pflegen, sondern verändernd auf Gesellschaft und Kirche einwirken. Nicht selten machen es sich die "Gesellschaften" auch selbst zum Vorwurf, dass nicht die ganze deutsche Gesellschaft das ganze Jahr über einträchtig ist wie die Besucher der "Woche der Brüderlichkeit". Die Kritik von Michael Fürst zeigt, besonders nachdem Ignatz Bubis außerdem 1996 auf der Zentralen Eröffnungsfeier der "Woche der Brüderlichkeit" fehlte, dass die "Woche der Brüderlichkeit" bei einigen Vertretern des Zentralrats der Juden in Deutschland in den 90er Jahren bereits nicht mehr den hohen Stellenwert genoss, den sie zu Beginn dieser Veranstaltungen einmal hatte. Mit Kritik am Ritualcharakter der WdB und am mangelnden Einfluss auf die Gesellschaft konfrontiert, machte sich bei den GcjZ eine gewisse Ratlosigkeit breit, vor allem da ihr Einfluss auf die gesellschaftlichen Organe eher gemindert als gestärkt wird, wenn sie in der oben genannten Weise öffentlich bloßgestellt wird.

Im Jahr **2001** stand die Woche der Brüderlichkeit unter dem Motto: "...denn er ist wie Du". Die Buber-Rosenzweig-Medaille wurde an die Aktion "Schule ohne Rassismus" verliehen, an der die Gesellschaften und der DKR sowohl auf kommunaler, als auch auf Landes- und Bundesebene beteiligt waren.

Die Woche der Brüderlichkeit **2002** stand unter dem Motto "Abel steh auf". Dies ist eine Gedichtzeile aus dem gleichnamigen Text von Hilde Domin. Aus der Dokumentation dieser Woche geht hervor, dass sich nahezu alle Beteiligten Redner mit dem Leitsatz schwer taten. Edna Brocke widersprach der Dichterin:

"Hilde Domin will etwas anderes. Sie möchte alles rückgängig machen, so als würde es sich um einen historischen Bericht und nicht um einen Mythos handeln. (...) Anders als Hilde Domin wünsche ich mir nicht, dass Abel aufstehen würde. (...) Sind es nicht eher christliche Wünsche nach Auferstehung, die alles wieder gutmachen könnte?"⁴⁷² (Abel steh auf S. 8)

Eva Schulz-Jander berichtete:

"Später, in den achtziger und neunziger Jahren, meldeten sich immer mehr Frauen in den Gesellschaften zu Wort und artikulierten ihre Kritik an dem Wort "Brüderlichkeit", das sie als sexistisch und männerzentriert bezeichneten (...)"

Ein weiteres Argument gegen den weiteren Gebrauch des Ausdrucks war, er sei zu altmodisch.⁴⁷³

Professor Friedrich Heer, Träger der Buber-Rosenzweig-Medaille von 1968, assoziierte in seinem Beitrag folgendes mit Brüderlichkeit:

⁴⁷¹ Ebd., S. 255f

⁴⁷² GcjZ/DKR: Themenheft: 50 Jahre Woche der Brüderlichkeit, Abel, steh auf, damit es anders anfängt zwischen uns allen, Bad Nauheim 2002, S. 8

⁴⁷³ Ebd., S. 51

“Diese Brüder!”, Sauf- und Raufbrüder, Plattenbrüder, Mönche, Kardinäle und Bischöfe, Logenbrüder, Männerbünde, Wirtschaftstreibende höherer Ordnung...

Dem stellt er das seiner Meinung nach modernere “Genosse” gegenüber. Seine Kritik steigerte sich noch, indem er das Wort “Brüderlichkeit” im Zusammenhang mit Waffenbruderschaft negativ darstellte und außerdem in einem sexuellen Kontext gebrauchte.

“Der Bruder wird ein blasser, anämischer Milchbruder, wenn ihm (...) der Eros abhanden kommt (...) Brüder-Bünde, die sich exklusiv gegen die Frau verhalten, sind, wenn sie nicht von Haus aus homoerotische Bünde sind, zu einer einseitigen Existenz verurteilt.”⁴⁷⁴

Dazu ist anzumerken, dass dies zwar zutrifft, im Zusammenhang mit der Woche der Brüderlichkeit aber das Problem nicht oder nicht in dem Maße gegeben ist. Mit einem exklusiven Bruderbund könnte nur die Priesterschaft der katholischen Kirche und orthodoxe Rabbiner gemeint sein.

Bemerkenswert ist an dem Heft “Abel, steh auf” von 2002, dass relativ viel um das Thema “Christen und Juden” herumgeredet wurde. Obwohl die Parallele: Christen: Kain, Juden: Abel vor dem Hintergrund des Nationalsozialismus nahe lag, (schließlich haben getaufte Menschen in dieser Zeit Juden umgebracht) stellten die meisten Autoren fest, dass sie den Sinn des Gedichtes nicht kennen würden, schrieben selbst eine neue Geschichte dazu oder setzten sich satirisch damit auseinander.

Sie thematisierten die unterschiedlichsten Arten von Brüderlichkeit:

Leibliche Bruderschaft, Bruderschaften in der Geschichte des Christentums usw., und nur zu etwa einem Drittel gehen die Texte um die konkrete Bedeutung des Themas für den heutigen christlich-jüdischen Dialog. Als besonders provokant sticht ein Beitrag von Udo Bäcker mit einer Neufassung der biblischen Geschichte hervor, welche endet:

“Der hinterlistige Abel lief dann sofort von zuhause weg und wurde in seinem Dorf nicht mehr gesehen. Er hat überall verbreitet, er wäre von seinem Bruder erschlagen worden (...) Manche Leute glauben dieses noch heute, obwohl sich Kain und Abel nach dem Tode ihrer Eltern wieder vertragen hatten.”⁴⁷⁵

Alles in allem muss man sagen, dass aus keinem der Beiträge zu schließen wäre, dass sich die Autoren mit dem Leitmotiv „Brüderlichkeit“ *gerne* identifizieren. Einigen war der Begriff sogar peinlich, und dies, obwohl tatsächlich im Vorstand des DKR überwiegend Männer waren (sind).

▮ Die Woche der Brüderlichkeit im März **2003** in Bad Nauheim wurde unter den Bedingungen von „Sicherheitsstufe 1“ wegen des Irak-Krieges abgehalten.

„dem BKA musste mitgeteilt werden wer, wo, auf welchem Platz sitzt (...) Spürhunde der Polizei sind noch im Theater anzutreffen.“⁴⁷⁶

Bei der Woche der Brüderlichkeit **2006**, deren Zentrum Berlin war, wählte der DKR keinen Bibelspruch, sondern das Motto einer bereits bestehenden Aktion zum Leitsatz: “Gesicht zeigen”.

Jugendliche standen diesmal im Mittelpunkt.

Schülerinnen und Schüler der jüdischen Oberschule Berlin beschäftigten sich bereits Wochen und Monate vor Beginn mit dem Motto.

Das israelisch-palästinensische Kindermagazin “Windows” der Israelin Ruthie Azmon wurde im Themenheft vorgestellt. Rosi Ben Yakov stellte ein jüdisch-muslimisches Gemeindezentrum in Haifa vor, das sich auch mit Jugendarbeit beschäftigt. Während die israelisch-

⁴⁷⁴ GcjZ/DKR: Themenheft: 50 Jahre Woche der Brüderlichkeit, Abel, steh auf, damit es anders anfängt zwischen uns allen, Bad Nauheim 2002, S. 54

⁴⁷⁵ Ebd., S. 90

⁴⁷⁶ Sirsch, Rudolf: Bericht des Generalsekretärs, Bonn 2004, S. 1-4

palästinensische bzw. die jüdisch-muslimische Jugendarbeit und die Förderung gleichberechtigten Zusammenlebens in Israel mit zwei Beiträgen dargestellt wurde, gab es einen Kommentar von Leon de Winter, der einen eigenen palästinensischen Staat ablehnt.

Gemeinsame Projektarbeiten von jüdischen und christlichen Kindern stellt das Themenheft nicht explizit vor. Die Woche der Brüderlichkeit war ein Höhepunkt für die Aktion "Gesicht zeigen", die bereits im Jahr 2000 von Uwe Carsten Heye, Paul Spiegel und Michel Friedman (alle keine GcjZ-Mitglieder) gegründet wurde und die gegen Rassismus jeder Art opponiert. Mit dem Themenheft 2006 hat die GcjZ zahlreiche Fenster geöffnet, also ihren Wirkungskreis um einiges erweitert. Außerdem ist die Zusammenarbeit mit anderen Institutionen noch deutlicher zum Tragen gekommen als vorher.

An der Woche der Brüderlichkeit **2007** in Mannheim habe ich selbst von Samstag, 10. März bis Montag, 13. März teilgenommen. Die erste Veranstaltung, die ich besuchte, war ein Kulturcafé bis Musik von Elija Avital, einem deutschen Künstler und Geschichtenerzähler aus Israel. Er spielte Akkordeon und erzählte eine Geschichte aus der Bibel, nämlich die Geschichte von Jakob, nach. Die Veranstaltung fand am Samstag, 10. März um 15:00 Uhr im Gemeindesaal der Melanchthonkirche in Mannheim statt. Veranstalter war das im Juni des Jahres 2006 neu gegründete "Forum Junger Erwachsener" (FJE). Es waren 19 Zuhörer gekommen. Elija Avital begann mit einem Hebräischen Lobpreislied. Er forderte alle zum Mitsingen auf. Man meckere sowieso und selbstverständlich, dabei sei "gut" ein sehr schönes Wort und

"Es ist wie Frühlingslicht an meinem Ohr, wenn jemand mitsingt."⁴⁷⁷

Seine Sprache war blumig und poetisch.

Elija Avital unterrichtet das Alte Testament Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen und sagte von seinen Geschichten:

"Auch wenn sie die Geschichten der Bibel nicht wörtlich wiedergeben, haben sie den Duft des Landes."⁴⁷⁸

Seine Hilfe komme vom Schöpfer des Himmels und der Erde, der sei nicht Richter, kein eifersüchtiger Gott, sondern Künstler. Avital betonte, dass man auch über die Religion unterschiedliche Meinungen haben könne und dass Menschen auch gute Freunde sein können, wenn sie unterschiedliche Meinungen haben. Avital trug den Psalm vor: "Ich trage meinen Blick Richtung Berge, woher kommt meine Hilfe?" Eine Besonderheit seiner Erzählungen ist, dass er den Zuhörern tieferes Verständnis der jüdischen Kultur vermittelt, indem er beispielsweise die Sitten und Gebräuche aus der Zeit der jüdischen Stammväter erläutert, Namen aus dem Hebräischen übersetzt und ihre Bedeutung im Zusammenhang erklärt und teilweise auch psychologische Einblicke in die Gestalten der Bibel wagt. Die Geschichte Jakobs schilderte er folgendermaßen:

Ein junger Mann floh mit Todesängsten von Zuhause, weil sein Bruder ihn töten wollte, zum Onkel, der weit weg in Nordsyrien wohnte. Er floh mit Träumen. Träume dürfe man nie verachten, denn ein Traum könne wahr werden. Jakob wollte sesshaft werden. Er hatte die Städte der Völker gesehen, an denen sie vorbeigezogen sind. Wie schafft er es, ein Volk zu werden? Auf seinem Weg hatte er folgenden Traum: Er sah ein Licht und eine Leiter, deren Spitze bis zum Himmel reichte und hörte eine Stimme. "Dein Traum kann wahr werden.". Er wachte auf und *meinte*: "Ich habe mit Gott geredet." Er erreichte Nordsyrien und kommt an einen Brunnen in der Stadt, in der sein Onkel wohnte. Dieser hatte zwei Töchter, Lea und Rachel. Damals heiratete eine Frau mit 14 oder 15. Jakob konnte schon in seinem Geist die Blume in der Knospe erahnen, als er Rachel, die jüngere Tochter des Onkels, sah. Liebe kann Heimatersatz sein. Jakob ist von Anfang an fleißig. Er möchte als Lohn für Hütearbei-

⁴⁷⁷ Avital, Elija: Interreligiöses Kulturcafé mit Livemusik; Geschichten aus dem Buch der Bücher frei erzählt in Wort, Klang und Gesang, Veranstaltung des Forums junger Erwachsener des DKR, Theaterhaus TIG 7, G7, 4, Mannheim, 10.03.2007 (15:00-16:30 Uhr)

⁴⁷⁸ Ebd.

ten die Tochter Rachel. Er wartete auf sie sieben Jahre im Schaffen, und das ist die beste Art, zu warten. Nach dieser Zeit kündigte der Onkel eine siebentägige Hochzeit an. Männer und Frauen feierten getrennt. Frauen begleiteten die Frau, Männer den Mann zum Brautgemach. Jakob ist betrunken und erkennt erst am Morgen, dass er mit Lea und nicht mit Rachel geschlafen hat. Aus den Namen ihrer Söhne ist zu erkennen, dass Lea Jakob liebte. Aber Jakob liebte sie nicht. Lea konnte sich nicht wehren, weil eine Tochter dem Vater nicht nein sagen kann. Der Vater, Laban, wurde durch Jakob reich und ließ ihn noch einmal sieben Jahre für Rachel arbeiten. Rachel ging zu Jakob und sagte: „Verschaffe mir Kinder, oder ich sterbe.“ Rachel bekam Josef („Dessen Name auf Deutsch bedeutet: „Bitte schenke mir noch so einen“). Der zweite Sohn, Benjamin, kostete Rachel das Leben. Jakob war am Boden zerstört, aber er gab nicht auf. Er war ein Mensch des Geistes, er hat die Idee, sesshaft zu werden, nicht verloren. Er hat sich angesiedelt, um zu wachsen.

Bemerkenswert sind an dieser Nacherzählung vor allem zwei Merkmale:

Elia Avital sagte, Jakob meinte, Gott habe zu ihm gesprochen. Anders als Fundamentalisten, die darauf bestehen, dass die ganze Bibel Wort Gottes sei, schilderte Avital die Stimme Gottes aus der Sicht des Menschen, als eine Meinung.

Zum zweiten stellte er Bezüge zur modernen Situation vieler Juden her, etwa wenn er sagte:

„Liebe kann Heimatersatz sein.“⁴⁷⁹

Oder:

„Er war ein Mann des Geistes.“⁴⁸⁰

Diese Interpretationen stehen ja nicht in der Bibel. Es sind Aussagen Avitals über sein Volk und über sich selbst, der ja auch seine Heimat verlassen hat.

Elija Avital beschloss die Geschichte mit dem Lied „Auf Bethlehems Feldern“. In seinem Schlusswort sagte er, er habe „Schwesterlichkeit“ auf der Woche der Brüderlichkeit zeigen wollen durch eine Geschichte mit zwei Schwestern, Rachel und Lea.

„Wenn Brüderlichkeit in der Vergangenheit möglich war, möge sie auch in Zukunft möglich sein.“⁴⁸¹

Nach der Geschichte befragte ich Elija Avital zu seiner Einstellung zur Bibel.

„Frage: Glauben Sie, das die Bibel das verbalinspirierte Wort Gottes ist und somit wörtlich zu nehmen ist? Antwort: Ich glaube, dass alles, was Menschen künstlerisch hervorbringen, von Gott inspiriert sein kann, aber ich glaube nicht, dass die Bibel das Wort Gottes ist. Gott ist für mich kein Richter, kein eifersüchtiger Gott, sondern ein Schöpfer, ein Künstler.“⁴⁸²

Das Forum Junger Erwachsener hatte also durch diese Veranstaltung eine von der katholischen Praxis abweichende Deutung unterstützt, denn in katholischen Gottesdiensten wird liturgisch nach jeder Lesung gesagt:

„Wort des Lebendigen Gottes.“⁴⁸³

Das dies nicht unproblematisch ist, haben schon mehrere Theologen bemerkt, unter anderen der Pfarrer Jörg Sieger:

⁴⁷⁹ Avital, Elija: Interreligiöses Kulturcafé mit Livemusik; Geschichten aus dem Buch der Bücher frei erzählt in Wort, Klang und Gesang, Veranstaltung des Forums junger Erwachsener des DKR, Theaterhaus TIG 7, G7, 4, Mannheim, 10.03.2007 (15:00-16:30 Uhr)

⁴⁸⁰ Ebd.

⁴⁸¹ Ebd.

⁴⁸² Ebd.

⁴⁸³ Im katholischen Gottesdienst nach der Lesung aus dem „Alten Testament“ vom Lektor gesprochener Satz

„Bei der Lesung schließt der Lektor in der Regel mit "Wort des lebendigen Gottes", worauf die Gemeinde mit "Dank sei Gott" antwortet. Gerade nach den Lesungstexten gilt es hier allerdings mit Bedacht heranzugehen. Manchmal ist es nämlich besser, die Antwort einfach durch eine kurze Stille zu ersetzen. Wenn die Lesung am Freitag in der elften Woche des Jahreskreises (Jahr II) mit den Worten endet: "Atalja aber hatte man vor dem Palast des Königs mit dem Schwert umgebracht." (2 Kön 11,20) Dann mutet das "Dank sei Gott" recht eigenartig an. Und auf das Ende der Lesung am Freitag in der fünften Woche des Jahreskreises (Jahr II) mit "Dank sei Gott" zu antworten, ist schon geradezu peinlich. Dort heißt es nämlich: "So fiel Israel vom Haus David ab und ist abtrünnig bis zum heutigen Tag." (1 Kön 12,19)⁴⁸⁴

Nach dem Auftritt von Elija Avital befragte ich den ebenfalls dort anwesenden Christoph Knack vom Forum Junger Erwachsener, zu den GcjZ, genauer, warum so wenig junge Leute in den Gesellschaften seien. Seine Antwort war, dass es nach `45 bei den Gründervätern noch einen biografischen Bezug zum Thema Antisemitismus gab. Bei jungen Leuten von heute sei es selbstverständlicher, dass Menschen verschiedener Religionen zusammenleben. Das Thema Religion sei außerdem für die jungen Leute weiter weg. Das berge allerdings auch die Gefahr des "Nebeneinanderherlebens". Meine zweite Frage war, mit welchen Themen das FJE versuche, junge Leute anzusprechen. Christoph Knack nannte das Thema der WdB, "Redet Wahrheit", also den Mund aufzumachen, wenn Unrecht geschieht. In Berlin habe es in der letzten Zeit an einer jüdischen Einrichtung antisemitische Schmierereien gegeben, dies sei zum Beispiel ein Anlass, Stellung zu beziehen. Außerdem würde in Berlin eine Freizeit organisiert, wo man jüdische Jugendliche treffen könne. Im Forum selbst treffen sich nur zehn junge Leute.

Roland von Klaeden, ebenfalls vom FJE, fragte ich, wieso es seiner Meinung nach so wenig Juden in den GcjZ gibt. Er antwortete:

"Dass es so wenig Juden in den GcjZ gibt, liegt daran, dass 85% der Juden in Deutschland Kontingentflüchtlinge sind. Hinzu kommt der Säkularisierungsprozess. Das Problem der GcjZ ist außerdem, dass es eine enorme Konkurrenzsituation gibt. Auf einer Solidaritätskundgebung am 10. August in Hannover gab es die unterschiedlichsten christlich-jüdischen und deutsch-israelischen Organisationen. Das FJE möchte stärker auf den interreligiösen Dialog setzen. Was hat Joschka Fischer mit Religion zu tun? [Joschka Fischer ist Träger der Buber-Rosenzweig-Medaille] Er hat mit Religion nichts am Hut, obwohl er die Buber-Rosenzweig-Medaille bekommen hat. Der Kontakt zu jüdischen Jugendorganisationen lohnt sich am ehesten, wenn man projektbezogen arbeitet. Christlich-jüdischer Dialog ist für jüdische Jugendliche nicht so interessant, weil sie nur aus dem Haus treten müssen, um mit Christen in Kontakt zu treten.

Frage: Was halten Sie vom "Dialog"?

Antwort: Es ist wichtig, dass man sich mit dem Thema auseinandersetzt, aber Islam und Dialog macht im Augenblick jeder, der christlich-jüdische Dialog gerät dabei aus dem Blickpunkt - aber das könnte für die Gesellschaften wieder eine Chance sein!"

Am selben Tag um 17.30 fand in der barocken Jesuitenkirche in Mannheim eine christlich-jüdische Gemeinschaftsfeier mit gemeinsamen Gebeten und Liedern statt. Sie wurde eingeleitet durch ein bombastisches Orgelvorspiel, die "Dorische Toccata" von Johann Sebastian Bach. In orthodoxen Synagogen wird keine Orgel gespielt. Der Grund, wie mich Christoph Knack aufklärte, ist, weil bei der Zerstörung des letzten Tempels (70 n. Chr.) dort die Laute zerstört wurde. Die Orgel erinnert an die Laute, die erst wieder gespielt werden sollte, wenn es wieder einen Tempel in Jerusalem gäbe. Für orthodoxe Juden ist es also ungewöhnlich, dass eine solche Gemeinschaftsfeier mit Orgelspiel begonnen wird.

„Vor allem aber unterschieden sich als äußeres Zeichen die Reformer von den Orthodoxen durch die Einführung der Orgel. In einem traditionellen Gottesdienst war diese unvorstellbar. Erstens sollte die Trauer über den zerstörten Tempel durch das Fehlen von Musikinstrumenten in der Synagoge zum Ausdruck kommen, zweitens wurde die Orgel als Kopie des christlichen Gottesdienstes ange-

⁴⁸⁴ Sieger, Jörg: Von unsinnigen Antworten, <http://www.joerg-sieger.de/godi/themen/wort.html>, Erscheinungsdatum: 26.04.2002, Abrufdatum: 31.08.2008

sehen und drittens durfte sie am Schabbat ohnehin nicht gespielt werden, da dies als Arbeitsverrichtung gilt.“⁴⁸⁵

Unter diesem Vorzeichen ist also klar, dass hier, bewusst oder unbewusst, eine Regel der Orthodoxen übertreten wurde und diese damit, wenn nicht ausgeschlossen, so zumindest nicht gerade eingeladen wurden, der Gemeinschaftsfeier beizuwohnen. Während des Orgelvorspiels zogen die Geistlichen ein: Erzbischof Dr. Robert Zollitsch, Prälatin Ruth Horstmann-Speer, Pfarrer Lukas Glocker, Landesrabbiner Henry G. Brandt, Landesbischof Dr. Ulrich Fischer und Dekan Karl Jung. Erzbischof Zollitsch sprach die Grußworte. Er wies auf die Bombardierung der Jesuitenkirche hin. Die Jesuitenkirche ist ein großer Barockbau mit zahlreichen Heiligendarstellung und einem Gemälde von Christus am Kreuz. Auch dies war ungewöhnlich für die anwesenden Juden, hatte doch Nathan Peter Levinson in seinem Artikel „Gemeinsame Gottesdienste?“ geschrieben:

“Für unser Problem bedeutet das, dass zunächst einmal Gottesdienste an Orten, wo sich keine Statuen befinden, keine Schwierigkeiten bereiten. (...) Der Jude muss jedoch wissen, dass er sich nicht vor einer Statue oder dem Kreuz verneigen darf. Da dies in der katholischen Kirche Brauch ist, muss der Nichtjude verstehen, dass hier keine Geringschätzung und Nichtachtung intendiert ist, dass es aber dem Juden gänzlich unmöglich ist, diese Handlung mitzuvollziehen. Man sollte ebenfalls Verständnis haben für diejenigen, die aus Angst, das Verbot zu übertreten, einen “Zaun um die Lehre” machen, und von gemeinsamen Gottesdiensten Abstand nehmen.“⁴⁸⁶

Trotz dieser Hindernisse waren zahlreiche Juden bei der Gemeinschaftsfeier anwesend, die aus verschiedenen Gründen nicht als Gottesdienst deklariert wurde. Dazu befragt, ob der barocke Rahmen ein Problem für die jüdischen Vereinsmitglieder darstelle, erklärte Generalsekretär Rudolf Sirsch, dies sei durchaus eine Besonderheit gewesen und man wolle im nächsten Jahr in der Stadt, die Hauptgastgeber sei, keine Kirche als Ort der Gemeinschaftsfeier wählen.

Erzbischof Zollitsch erinnerte an die Ermordung der sechs Millionen Juden. Er bezeichnete die Woche der Brüderlichkeit als Hoffnungszeichen. In seiner Heimatstadt Freiburg stoße er auf “Pflastersteine aus Messing”, in die die Namen ermordeter Juden eingraviert seien (die sogenannten “Stolpersteine”, die es inzwischen in mehreren deutschen Städten vor den Häusern, in denen einst Juden wohnten, gibt.)

“In unseren Toren, in unseren Städten haben wir uns Gedenkstätten zu stellen.“⁴⁸⁷

sagte er. Wahrheit brauche Wissen, man müsse die Geschichte kennen, um sich ihr zu stellen.

“Nur im gegenseitigen Kennenlernen kann das Gefühl des Fremdseins überwunden werden.“⁴⁸⁸

Er wies darauf hin, dass der Thoraschrein ebenso nach Osten orientiert sei wie die Kirchen. Man solle die Wahrheit auch sagen, wenn es unangelegen erscheint.

Das anschließende Gebet um Wahrheit sprach Prälatin Ruth Horstmann-Speer. Majid Khoshlessan las aus dem Buch Sacharja (8,16-17) auf Hebräisch, Pfarrer Lukas Glockner trug die

⁴⁸⁵ Brenner, Michael: Als in der Synagoge die Orgel erklang: Reinheit der Glaubens oder Einheit der Gemeinden? Zur Geschichte des Streits zwischen orthodoxen und liberalen Juden, in: Die Welt, 18.05.2004

⁴⁸⁶ Levinson, Nathan Peter: Gemeinsame Gottesdienste? in: Münz, Christoph; Sirsch, Rudolph (Hrsg.): Wenn nicht ich, wer? Wenn nicht jetzt, wann? Zur gesellschaftlichen Bedeutung des Deutschen Koordinierungsrates der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit (DKR), Münster 2004, S. 201

⁴⁸⁷ Zollitsch, Robert am 10.03.2007 bei der christlich-jüdischen Gemeinschaftsfeier in der Jesuitenkirche in Mannheim

⁴⁸⁸ Ebd.

gleiche Lesung auf Deutsch vor. Anschließend sang Paul Juval Adam das "Hashkivenu" (Nachtgebet) von Louis Lewandowski.

Landesrabbiner und DKR-Präsidiumsmitglied Henry G. Brandt hielt eine Ansprache:

Er begrüßte die Erzbischöfe und dankte im Namen des DKR für die Gastfreundschaft. Er berichtete, dass es die Gemeinschaftsfeier schon seit Jahrzehnten als festen Bestandteil der Woche der Brüderlichkeit gibt. Man habe viele Jahre daran gearbeitet, Brücken zu bauen, diese Brücken würden auch Problemen standhalten. Manchmal stolpere man eben, aber dann würde die Karawane weiterziehen. "Redet Wahrheit!" sei als Thema des Jahres gewählt worden, weil in der Gesellschaft Halbwahrheit, Unwahrheit und Lüge an Akzeptanz gewonnen hätten. Als Beispiel nannte er Ungarn, wo ein Politiker zugegeben hatte, im Wahlkampf gelogen zu haben und dennoch immer noch im Amt ist. "Dabru emet!" (hebräisch für "Redet Wahrheit!"), so erklärte er, war ein Schriftstück als Antwort auf die revolutionären Änderungen der großen Kirchen im Verhältnis zum Judentum. Anschließend befasste er sich mit diesem Motto. Wenn ein Rabbiner einen Text aus der Bibel vor sich habe, lasse er ihn auf sich wirken und suche, ob es noch andere Stellen gebe, die das gleiche beinhalten. Er fand die Aussage, dass die Welt auf drei Säulen ruhe: Wahrheit, Recht und Frieden. Rabbiner Shimon Ben Gamliel habe gesagt: Thora, Gottesdienst und Wohltat seien die Säulen des Glaubens. Die Eigenschaften, die Männer haben sollten, die über das Volk richten sollen, seien: Gott fürchten, unbestechlich sein und die Wahrheit lieben. Brandt teilte die sieben Charakteristika, die er gefunden hatte, in zwei Kategorien auf:

1.) Autorität ("Tuet das")

2.) Ziel des Handelns (Shalom, Frieden)

Das Ziel sei es, Schwerter zu Pflugscharen zu schmieden und Frieden zu erreichen.

"Wir dürfen unsere Schwächen und unsere Vergänglichkeit nicht vergessen."

Die Worte, welche Eigenschaften ein Mensch haben sollte, um über das Volk zu richten sollten seiner Meinung nach vor den Eingangshallen der Apostel der Globalisierung aufgehängt werden, wobei bei ihnen die Worte "unlauterem Gewinn abhold zu sein", unterstrichen werden sollten.

Während die Thematik von Erzbischof Zollitschs Rede sich vor allem mit der Vergangenheit („Drittes Reich“) befasste, richtete Rabbiner Brandt den Blick nach vorne und sprach das aktuelle heiße Eisen „Globalisierung“ an, wobei er sich klar positionierte.

Im Anschluss an Brandts Rede sang Paul Juval Adam "Ahavti" von Leib Glantz. Manfred Frese trug eine Lesung aus dem Brief an die Epheser (4,25-29.31) vor. Der Chor der Christuskirche sang das Lied "Warum toben die Heiden" von Felix Mendelssohn Bartholdy, einem zum Christentum konvertierten jüdischen Komponisten. Es folgte die Ansprache von Landesbischof Ulrich Fischer. "Was ist Wahrheit?", habe Pontius Pilatus, ein Heide, gefragt und damit das Grundthema menschlichen Lebens angesprochen. Wahrheit müsse sich bewähren in den Beziehungen zu den Mitmenschen und der Beziehung zu Gott. Er stellte sich vor, wie es im christlich-jüdischen Miteinander aussehen könnte: "Redet Wahrheit jeder mit seinem Nächsten". Die Christen hätten seit Jahrtausenden den Dialog mit Juden auf Augenhöhe verhindert. Die Erinnerung sei eine Verwandte der Wahrheit, aber nicht ihr Zwilling, dies habe ein Israelit gesagt, der in den 30er Jahren deportiert wurde. Deshalb sei Dokumentation so wichtig. In der Bibel wie im Talmud gebe es verschiedene, widersprüchliche Wahrheiten nebeneinander. Dies sei ein Zeichen, dass Gottes Wahrheit größer sei als die der Menschen.

Dem schloss sich ein Gemeindegottesdienst an ("Wohl denen, die da wandeln vor Gott in Heiligkeit"). Dekan Karl Jung führte in einer kurzen Ansprache zum Vaterunser hin, dass anschließend von allen gemeinsam gebetet wurde. Ein weiteres Lied wurde von der Gemeinde gesungen ("Komm Herr, segne uns"). Gegen Ende der Feier sprachen nacheinander Erzbischof Dr. Robert Zollitsch, Landesrabbiner Henry G. Brandt und Landesbischof Dr. Ulrich Fischer den "Segen des Aaron". Der Chor der Christuskirche sang "Richte mich, Gott, und führe meine Sache" von Felix Mendelssohn Bartholdy. Als Orgelnachspiel gab es "Litanies" von Jehan Alain.

Wie bei Gottesdiensten meist üblich, und die Gemeinschaftsfeier hatte den Charakter eines Gottesdienstes, waren die Reden auch bei dieser Gemeinschaftsfeier eher allgemein gehalten und teilweise symbolträchtig. Probleme wurden nur durch Anspielungen berührt, insgesamt verlief alles harmonisch. Die Kirche war mit etwa 120 Personen voll besetzt, obwohl man nur mit Karte kommen durfte, ein Zeichen, dass diese Gemeinschaftsfeiern trotz aller Verschiedenheit der Liturgien von Juden und Christen sich etabliert haben und beliebt sind. Der Anteil an christlichen und jüdischen Elementen war ausgewogen, der Rahmen (die Örtlichkeit und das Orgelspiel) aber eher christlich. Zu beobachten war, wie meistens bei den Veranstaltungen der GcJZ, dass fast ausschließlich älteres Publikum anwesend war. Das sonst fast in jedem Gottesdienst vorkommende Kindergeschrei, aber auch jede sonstige Tuschelei oder Ruhestörung, fehlten völlig.

Am selben Abend um 20:00 Uhr präsentierten die Fernsehjournalisten Esther Schapira und Georg M. Hafner, die am nächsten Tag die Buber-Rosenzweig-Medaille bekommen sollten, ihren neuesten Film "Der Tag als Theo van Gogh ermordet wurde" im Jüdischen Gemeindezentrum in der Mannheimer Innenstadt. Auch hier war der Saal voll belegt. Esther Schapira begrüßte die Gäste und betonte, wie wichtig ihr das Recht, die Wahrheit zu sagen, sei. Ayaan Hirsi Ali (bekannt durch ihr Buch "Ich klage an") spreche sogar vom "Recht, zu beleidigen" und dafür stehe sie ein. Anschließend wurde der Film gezeigt, dessen Inhalt ich kurz wiedergeben möchte:

Theo Van Gogh, der Urenkel des Bruders von Vincent van Gogh, war ein Filmmacher und ein Mann, der gerne provozierte und auch als verkleideter radikaler Imam auftrat, als der er zum Beispiel als Satire dazu aufrief, Homosexuelle aus dem Fenster zu werfen. Er war sozusagen ein satirischer, gesellschaftskritischer Clown. Van Gogh lernte in Amsterdam Ayaan Hirsi Ali aus Somalia kennen, eine rebellierende Frau, die als Mädchen „beschnitten“ wurde (Infibulation ist eigentlich ein Verstümmelungsakt, der im Namen Allahs gemacht wird.). Sie hatte auch sonst viel unter der restriktiven und gewaltsamen Art des Islam, den sie durch ihre Familie kennen gelernt hatte, zu leiden. Ayaan Hirsi Ali wollte deshalb einen Film drehen, der die Unterdrückung und Abwertung der Frau im Islam entlarvt. Van Gogh und Hirsi Ali drehten an einem Tag gemeinsam den Film "Submission", in dem Koranverse auf den nackten Körper einer muslimischen Frau geschrieben gezeigt werden. Der Gedanke dazu, so erklärte Esther Schapira, war, dass der Körper der Frau im Islam als "unrein" betrachtet werde. (Die Unreinheit der Frau wird auch immer wieder als Argument für die Infibulation herangezogen.) Die Provokation der Films sollte durch die Kombination des "unreinen" Körpers mit der "reinen" Schrift des Koran entstehen. Teile aus "Submission" sind in Esther Schapiras und Georg M. Hafners Film zu sehen. Nach mehreren verbalen und schriftlichen Drohungen gegen Ayaan Hirsi Ali und Theo Van Gogh durch fundamentalistische Muslime wurde Theo Van Gogh am Morgen auf dem Weg zu seinem Filmstudio durch die Schüsse eines Moslem niedergestreckt und ihm die Kehle durchgeschnitten. Der Mörder rampte ihm mit einem Messer einen fünfseitigen Brief an Ayaan Hirsi Ali, die sich zu dem Zeitpunkt schon unter Polizeischutz befand, in die Brust. Esther Schapira zeigte den Skandal auf, wie offensichtlich die Gefährdung Theo Van Goghs war und wie wenig man den Spuren nachging, die drauf hinweisen, dass der Mörder, der Theo Van Gogh regelrecht hingeschlachtet hatte, Hintermänner hatte. So wohnte ein radikaler Moslem, der mit falschem Pass von Pakistan in die Bundesrepublik Deutschland hatte einreisen wollen, bei dem Mörder in der Wohnung. Der Mörder wurde offenbar mit einem Kleinbus in die Nähe des Tatorts gebracht. Auch hatte er vorher im Internet auf Holländisch zum heiligen Krieg aufgerufen. Vor der Mordtat lief eine Abhöraktion im Haus des Mörders, die Tonbänder konnten aber lange nicht übersetzt werden, weil sich kein vertrauenswürdiger Übersetzer fand, der die Berbersprache verstand, in der sich die in der Wohnung anwesenden Muslime unterhielten. Esther Schapira stellte in dem Film klar da, wie sich diese Bluttat auf das Bewusstsein der Massen ausgewirkt habe: Keiner traue sich mehr, den Islam in einer ähnlichen Weise zu kritisieren. Anschließend konnten einige Fragen gestellt werden. Der erste Fragesteller wunderte sich, wie sich das holländische Volk jetzt zurückzieht:

„Das ist doch wie früher!“⁴⁸⁹

Esther Schapira erwiderte, Ayaan Hirsi Ali habe zunächst alle Sympathien auf ihrer Seite gehabt. Später sei es ihr zum Vorwurf gemacht worden, dass sie als ehemalige Muslima es doch besser hätte wissen müssen. Schapira wies auf die Methode der Islamisten hin, die Gesellschaft einzuschüchtern, wie man es aktuell wieder bei den Entführern im Irak beobachten könne. (Eine 61jährige mit einem irakischen Professor verheiratete Deutsche und ihr Sohn befanden sich seit Ende Februar in der Gewalt von Entführern.) Die Forderung der Geiselnnehmer sei, dass sich die Bundesrepublik aus Afghanistan zurückziehe. Die nächste Frage war:

„Fühlen Sie sich gefährdet?“⁴⁹⁰

Sie habe Morddrohungen bekommen nach ihrem Film „Drei Kugeln und ein totes Kind“. Sie sehe es so, dass der Mord an Theo Van Gogh eine Zäsur war.

„Ich weiß jetzt, dass es passieren kann.“⁴⁹¹

Georg M. Hafner erinnerte daran, dass sie jeden gefragt haben, ob er auf den Abspann des Films will.

Abi Pitum, der jüdische Vorsitzende der GcJZ München, sagte:

„Holland war 300 Jahre lang ein Musterbeispiel für die Integration von Zuwanderern geworden. Diese Integration gelang aber nicht bei Muslimen aus Marokko und der Türkei, während die Islamisten Zulauf von jungen Leuten haben. Was machen die Muslime richtig und was machen wir falsch?“⁴⁹²

Esther Schapira wies darauf hin, dass Mohammed Bouieiri, der Mörder Theo Van Goghs, keine Sprachprobleme hatte. Er hat seine Pamphlete auf Holländisch verfasst. Es gebe aber eine bestimmte Affinität für das Extrem mit einer höheren Idee. Die Selbstdisziplin beim Gebet, das frühe Aufstehen, das mache man nur, wenn man idealistisch sei. Ein Besucher vertrat die Meinung, dass es die Möglichkeit, das „Wort Gottes“ in Frage zu stellen, im Islam nicht gebe.

„Die Al Quaida glaubt wortwörtlich an den Koran und setzt das so um, das ist faszinierend.“⁴⁹³

Ein Gast fragte, ob man denn den Koran nur fundamentalistisch interpretieren könne. Diese Frage wurde direkt nicht beantwortet. Esther Schapira machte aber darauf aufmerksam, dass Europa sich verändern werde. Bald seien es nicht mehr 20, sondern 40 Millionen Muslime in Europa. Deshalb müsse man Kräfte stärken, die nicht radikal seien.

Eine weitere Frage bezog sich darauf, welche Rolle der holländische Geheimdienst bei dem Mordfall gespielt habe. Esther Schapira räumte ein, dass man Geheimdienste immer nur dann wahrnehme, wenn etwas schief geht. Der Maulwurf sei der Dolmetscher gewesen, sowohl Khaled (der Mitbewohner Bouieris) als auch Bouieiri seien wahrscheinlich Doppelagenten gewesen. Dies sei ein politischer Skandal, und der Innenminister habe den Geheimdienst gedeckt. Jemand fragte, ob es Angebote für Fundamentalisten im Islam gebe, auszusteigen. Esther Schapira legte dar, dass es schwierig sei, wenn jemand sich schon in der Weise engagiert habe, dass es straffällig geworden sei. Es sei schwierig, auszusteigen, da es eigentlich ein Todesurteil sei, zu sagen, „Ich bin kein Muslim mehr.“

⁴⁸⁹ Einwurf eines Besuchers der Filmpräsentation von Esther Schapira und Georg M. Hafner: „Der Tag, an dem Theo van Gogh ermordet wurde“ am 10.03.2007 um 20:00 Uhr im Jüdischen Gemeindezentrum

⁴⁹⁰ Ebd., Frage eines Besuchers

⁴⁹¹ Ebd.

⁴⁹² Abi Pitum, ebd.

⁴⁹³ Ebd.

Eine weitere Frage war, was eigentlich die Botschaft des Films sei. Darauf antwortete Esther Schapira, es sei ein fataler Fehler, die Probleme nicht zu benennen. Schließlich sei die Gedankenfreiheit ein wichtiger Wert in Europa.

„Viele Menschen sind in Europa für Gedankenfreiheit gestorben.“⁴⁹⁴

Sie unterstrich, dass sie nicht in einem rein deutschen Deutschland leben wolle. Aber man müsse die jungen Muslime ernst nehmen, mit ihnen debattieren. Georg M. Hafner fügte hinzu, man müsse die Meinungsfreiheit vehement verteidigen. Der Vorschlag, den Christoph Ströbele von den Grünen gemacht habe, einen christlichen für einen muslimischen Feiertag zu geben, helfe da nicht weiter.

Am Schluss stellte ich noch selbst eine Frage:

„Es gibt doch so viele Orientalwissenschaftler, wie kommt es da, dass sich kein Dolmetscher gefunden hat, der die Berbersprache versteht und die Tonbänder der Abhöraktion übersetzen konnte? Antwort Esther Schapira: Ich habe nicht gesagt, das sich kein Übersetzer fand, sondern dass sich kein vertrauenswürdiger gefunden hat (...) Orient- und Islamwissenschaftler sprechen in der Regel Hocharabisch, aber nicht Berberisch.“⁴⁹⁵

Die zahlreichen noch offenen Fragen konnten nicht mehr beantwortet werden, da sich das Filmteam zurückzog. Die Antworten, die sie gegeben hatten, waren differenziert und malten kein „Feindbild Islam“ an die Wand, vielmehr wurde es deutlich, dass auch Esther Schapira und Georg M. Hafner sich für das „Debattieren“, also den Dialog mit jungen Muslimen einsetzen. Insofern hat der Abend nicht nur zum Motto „Redet Wahrheit“, sondern auch zu einer Erweiterung des Wissensstandes zum Verhältnis Europas zum Islam beigetragen, was ja die Voraussetzung für einen gelingenden Austausch mit Gläubigen dieser Religion ist. Aufgrund des Filmthemas sprachen die Anwesenden jedoch nur vom extremen, fundamentalistischen Islam und nicht von der gemäßigten Mehrheit der Muslime in Europa. Am nächsten Tag konnte ich noch kurz mit Georg M. Hafner sprechen und ihn fragen:

„Wie reagieren eigentlich muslimische Frauen auf die Arbeit von Ayaan Hirsi Ali? Antwort: Ganz unterschiedlich. Es gibt auch ganz tolle muslimische Frauen.“⁴⁹⁶

Der Höhepunkt der Woche der Brüderlichkeit war die Zentrale Eröffnungsfeier am Sonntag, den 11. März um 10.00 Uhr im Musensaal des Congress Centers Rosengarten. Der Saal war voll belegt, ausnahmslos alle, die ich sehen konnte, hatten sich in Schale geworfen. Man sah lange Bärte, einige Kippas. Das Logo des DKR prangte an der Leinwand auf der Bühne des Saals. Ein Besucher kam im afrikanischen Kostüm. Der SWR war da, um die ganze Feier live zu übertragen. Ein kurzer Film informierte über das Thema „Redet Wahrheit!“, die Aktion „Musik im Dialog“ und die Jüdische Gemeinde Mannheim wurden vorgestellt. Die Moderatorin Evelyne König führte in die Veranstaltung ein: Sie stellte Esther Schapira und Georg M. Hafner vor als Journalisten, die einen anderen Umgang mit der Wahrheit suchen, die den „Zweiten Blick“ wagen. Die Jazz Band des Johann-Sebastian-Bach-Gymnasiums lieferte einen fetzigen Auftakt mit einem Swing-Stück. (Mein älterer Nachbar drehte wegen der Lautstärke sofort sein Hörgerät zurück.)

DKR-Präsidiumsmitglied Berndt Schaller begrüßte Ministerpräsident Oettinger, den Oberbürgermeister von Mannheim, Gerhard Widder, den Botschafter des Landes Israel, Shimon Stein, den Vorsitzenden des Zentralrats der Sinti, Romani Rose (der Zentralrat der Sinti wurde 1989 auf Initiative von Yehudi Menuhin zum ersten Mal eingeladen), Mitglieder des Zentralrats der Juden und die Schüler des Johann-Sebastian-Bach-Gymnasiums, die ein Jahr lang den Abraham-Pokal in der Schule hatten. (Der Abraham-Pokal wird jährlich vom DKR

⁴⁹⁴ Filmpräsentation von Esther Schapira und Georg M. Hafner: „Der Tag, an dem Theo van Gogh ermordet wurde“ am 10.03.2007 um 20:00 Uhr im Jüdischen Gemeindezentrum

⁴⁹⁵ Ebd.

⁴⁹⁶ Hafner, Georg nach der Zentralen Eröffnungsfeier auf der Woche der Brüderlichkeit in Mannheim, 11.03.2008

an Schulen vergeben, die sich dann ein Jahr lang mit den drei "abrahamitischen" Religionen Judentum, Christentum und Islam, mit der jüdischen Vergangenheit und mit dem Jahresthema des DKR befassen.)

Mogelpackungen, so sagte Schaller, seien ein Markenzeichen unserer auf Profit ausgerichteten Wirtschaft. Wer auf Probleme aufmerksam mache, sehe sich schnell dem Vorwurf der Nestbeschmutzung ausgesetzt.

"Auch die Kirchen tun sich schwer, unverklausuliert über die eigene Schuld zu sprechen."⁴⁹⁷

Selbst in unserem Land, wo die Freiheit der Meinung verbrieft sei, könne es gefährlich sein, die Wahrheit zu sagen. Das Gegenteil von Wahrheit sei Ungerechtigkeit. Er zitierte Franz Rosenzweig:

"Vor Gott sind die beiden, Jude und Christ, Arbeiter am gleichen Werk."

Der Oberbürgermeister von Mannheim, Gerhard Widder, begrüßte die Vorsitzende der Jüdischen Gemeinde Mannheim, Orna Marhöfer und wies darauf hin, dass Mannheim eine Region sei, in der Martin Buber viele Jahre gewirkt hat. Jüdische Familien hätten Mannheim ab Mitte des 17. Jahrhunderts geprägt. 1652 habe es eine Verlautbarung gegeben:

"Alle ehrlichen Menschen aller Nationen sind in Mannheim willkommen."⁴⁹⁸

Er erinnerte daran, dass die Mannheimer Juden 1942 in das Konzentrationslager Gurs in Frankreich deportiert wurden. Wahrheit zu reden, heiße, Position zu beziehen, denen engagiert zu begegnen, die anderen Religionen mit Intoleranz begegnen. Professor Dr. Levinson habe nach dem Krieg die Hand gereicht. Die christlich-jüdische und die christlich-muslimische Zusammenarbeit seien für die Rahmenbedingungen der Ökumene wichtig. Der Rede schloss sich ein Film über das Johann-Sebastian-Bach-Gymnasium an. Moderatorin Evelyne König befragte nach dem Film eine Schülerin des Bach-Gymnasiums:

"Geht ihr jetzt, nach der Verleihung des Abraham-Pokals, anders miteinander um?"

Die Antwort war:

"Nee, eigentlich nicht."⁴⁹⁹

Für diese - ehrliche - Antwort bekam das Mädchen lauten Applaus vom Publikum. Ministerpräsident Günther Oettinger zeigte sich sicher, dass die Impulse der WdB in die Gemeinden ausstrahlen werden. Er begrüßte Charlotte Knobloch, die Vorsitzende des Zentralrats der Juden. Die Chance für die Zukunft, so führte er aus, liege in bestmöglicher Bildung und Erziehung. Die konfessionellen Milieus seien längst aufgebrochen.

"Unsere Kinder wachsen in einer Umgebung auf, in der es längst selbstverständlich geworden ist, katholisch, evangelisch, muslimisch, jüdisch oder konfessionslos zu sein."⁵⁰⁰

Auch dass Juden bei uns daheim seien, sei selbstverständlich geworden. Wenn Ignatz Bubis gefragt worden sei:

"Wie geht es denn ihrem Land?"

habe er geantwortet:

⁴⁹⁷ Rede vom 11.03.2007 zur Eröffnung der Woche der Brüderlichkeit in Mannheim von Berndt Schaller

⁴⁹⁸ Rede von Gerhard Widder, ebd.

⁴⁹⁹ Gespräch bei der Eröffnungsfeier der Woche der Brüderlichkeit am 11.03.2007 in Mannheim

⁵⁰⁰ Rede von Günther Oettinger, ebd.

“Danke, Hessen geht es gut.”⁵⁰¹

Dennoch hole die Vergangenheit uns in der Gegenwart ein. Eine ältere Dame, die die einzige Überlebende ihrer Familie in Auschwitz war, habe wieder Vertrauen gefasst und sei nach Deutschland gekommen. An der Achtung von Religionen zeige sich, ob eine Gesellschaft human sei. Man müsse gemeinsam dafür eintreten, dass Religion nirgends für Hass missbraucht werde. Die Medien seien heute bedeutsamer als je zuvor, die Frage der Medienqualität ebenso.

Anschließend führte eine Gruppe des Johann-Sebastian-Bach-Gymnasiums ein Theaterstück vor, das auf ein Ereignis im Umkreis der Schule Bezug nahm: Ein Schüler hatte sich aus dem Fenster gestürzt. Verschiedene Wahrheiten von Mitschülern, Eltern und Lehrern darüber, dass der Schüler erpresst wurde, wurden vorgetragen. Das Ende wurde offen gelassen.

Die Moderatorin erzählte, dass Esther Schapira die Tochter eines Auschwitz-Überlebenden ist. Sie leitete zur Laudatio über, die Professor Ernst Elitz, Intendant des Deutschlandradios, sprach. Er bedauerte, dass in der “schillernden Medienwelt”, Journalisten, die die Wahrheit suchen, in der Minderheit seien. Es herrsche ein “Terror der Intimität”, unappetitliche Zeitgenossen offenbarten sich. Notwendig seien hingegen die Zeit für ausdauernde Recherchen. Die Vorgesetzten von Esther Schapira und Georg M. Hafner stünden auch in kritischen Situationen hinter ihnen, dies sei für ihre Arbeit wichtig. Zu dem Film “Drei Kugeln und ein totes Kind” (bei dem Esther Schapira die Hintergründe zu einem Vorfall aufdeckte, bei dem ein zwölfjähriger palästinensischer Junge erschossen wurde) habe Esther Schapira geradezu kriminalistische Nachforschungen geleistet. Elitz wies darauf hin, dass die Bilder von Lynchmorden an zwei Israelis von der palästinensischen Polizei unterdrückt wurden. Außerdem habe sie sich mit Themen wie Auschwitz und Rechtsradikalismus befasst. Er fragte sich, was zu tun sei, damit die Wahrheit sich durchsetze. Stammtische würden besetzt mit Parolen wie “man sollte” und “man müsste” statt “ich tue” oder “ich habe gemacht”. Er bezeichnete Esther Schapira und Georg M. Hafner als

“rotes Tuch für braune Unverbesserliche”.⁵⁰²

Der jüdische Präsident und die katholische Präsidentin des DKR, Dr. Henry G. Brandt und Eva Schulz-Jander, überreichten die Buber-Rosenzweig-Medaillen an Esther Schapira und Georg M. Hafner für die engagierte Berichterstattung über Rechtsradikalismus, den israelisch-palästinensischen Konflikt und Antisemitismus und weil ihre Reportagen die Geschichte hinter den Bildern aufdeckten. Anschließend machte die Moderatorin ein Interview mit ihnen. Sie fragte:

“Frage: (...) Die Wahrheit im Fernsehen tut sich schwer, können Sie Beispiele dafür nennen?”

Antwort (Esther Schapira): Zum Beispiel beim israelisch-palästinensischen Konflikt: Die Palästinenser sind nicht alle Olivenbauern und Schafhirten, wie es immer dargestellt wird, sondern das gebildetste Volk der arabischen Welt. (...) Nur im Ausnahmefall bringen Journalisten Bilder selbst, meist sind es palästinensische Kameraleute, die das Filmmaterial liefern.

Frage: Ein Problem ist auch die Quote. Wie kann man dem abhelfen?

Antwort (Georg M. Hafner): Wer will die Wahrheit wirklich genau wissen? (...) Es gibt Sprüche wie “Jede Recherche ist der Tod einer guten Story” (...) Ich würde gern einmal eine Totale machen von Demonstrationen. (...) Stille und Nachdenkliche haben bei uns keine Konjunktur. Wir müssen sehen, was Gruppen mit den Wahrheiten, die sie uns mundgerecht liefern, wollen.

Esther Schapira: Wir müssten denen ein Forum geben, die in der arabischen Welt die Wahrheit sagen. Eine der größten Herausforderungen ist es, dass es immer gefährlicher wird, die Wahrheit zu sagen. Die Welt ist nicht deshalb ein gefährlicher Ort, weil es so viele Menschen gibt, die Böses tun, sondern weil es so viele Menschen gibt, die hinschauen und nichts tun.⁵⁰³

⁵⁰¹ Rede von Günther Oettinger zur Eröffnung der Woche der Brüderlichkeit in Mannheim 2007

⁵⁰² Rede vom 11.03.2007 von Ernst Elitz zur Eröffnung der Woche der Brüderlichkeit in Mannheim

⁵⁰³ König, Evelyne: Interview vom 11.03.2007 mit Esther Schapira und Georg Hafner

Hafner berichtete noch von einem Experiment, das die beiden gemacht hatten: Sie stellten eine Szene, bei der Skins einen Farbigen angreifen und beobachten mit der Kamera, ob jemand dazwischengeht. Bei allen neun Szenen seien Menschen dazwischengegangen. Am Schluss äußerte sich Esther Schapira noch entsetzt darüber, dass selbst ein Bischof noch nicht wisse, was das Warschauer Ghetto war und dass es heute noch Leute gibt, die das nicht wissen. Dies bezog sich auf die Aussagen dreier Bischöfe bei der Woche der Brüderlichkeit vorausgegangenen Israelreise, die die Mauer um Israel mit der Mauer des Warschauer Ghettos verglichen.

Am selben Tag um 15:00 Uhr wurden, wieder unter den Augen des Senders SWR3, die Abraham-Pokale im Jüdischen Gemeindezentrum zwischen vier Schulen ausgetauscht.

Veit Lennartz vom SWR3-Fernsehen ging auf das Thema "Redet Wahrheit!" ein, indem er berichtete, dass er im Golfkrieg Bericht erstattet habe: Die Informationen der Militärs, die er bekommen habe, seien zum großen Teil nicht wahr gewesen.

Er wies darauf hin, dass in Mannheim mehr als 100 Nationalitäten lebten.

Der Oberbürgermeister von Mannheim, Gerhard Widder, erzählte, dass in Mannheim seit 400 Jahren verschiedene Nationalitäten lebten, weil 1642 Kurfürst Karl Ludwig den Erlass herausgab, der alle ehrlichen Menschen aller Nationen nach Mannheim einlud (um die zerstörte Stadt wieder aufzubauen). Es gebe in Mannheim einen Beauftragten für ausländische Einwohner und einen Migrationsbeirat. Im jüdischen Gemeindezentrum feierten Menschen anderer Nationen ihre Feste, so zum Beispiel auch muslimische Hochzeiten.

Widder kündigte an, dass 5000 sogenannte "Kontingentflüchtlinge" nach Mannheim kommen sollen. Er sagte zu, dass die Stadt der jüdischen Gemeinde bei ihrer Aufnahme helfen wolle.

Er stellte heraus, was die Stadt sonst noch alles für Neuankömmlinge tut:

Ende 2005 habe es ein großes Projekt gegen Gewalt und Rassismus in Mannheim gegeben. Am Berufsbildenden Gymnasium Ludwigshafen (das den Abraham-Pokal an die Carl-Bosch-Schule weitergeben sollte) gebe es 33 verschiedene Nationalitäten, dies werde aber gar nicht so beachtet. Der Abraham-Pokal stehe auch für das Erinnern an das Schicksal der jüdischen Mitbürger. Die Urkunde dazu werde vom GcjZ-Vorstand überreicht. Er stellte die Aktivitäten des Johann-Sebastian-Bach-Gymnasiums im Zusammenhang mit dem Abraham-Pokal vor: In Deutsch, Geschichte, Kunst und Religion seien sie tätig geworden. Außerdem habe es eine Saladdin-Ausstellung gegeben, einen KZ-Besuch in Sandhofen und eine Gurs-Ausstellung. Die Themen Abraham, das christlich-jüdische Verhältnis, Gabriele Riesser (eine Verfechterin der jüdischen Emanzipation) seien angeschnitten worden. Der Zeitzeuge Franz Rosenbach (ein Sinto) sei zu Besuch gewesen. Darüber hinaus habe man sich mit den Dohnanyis und Bonhoeffer befasst.

Der Abraham-Pokal war bereits sieben Jahre alt. Nun wechselte er die Hände vom Bach-Gymnasium an das Elisabeth-Gymnasium und von der Berufsbildenden Schule Wirtschaft I an das Carl-Bosch-Gymnasium. Die berufsbildende Schule Wirtschaft I hatte einen ökumenischen Bußgottesdienst während ihrer Zeit des Abraham-Pokals gestaltet, den jüdischen Friedhof in Ludwigshafen besucht und die Wanderausstellung über das Konzentrationslager Gurs. Manfred Ehrlich, der Geschäftsführer der jüdischen Gemeinde Rhein-Neckar, war zu Besuch gewesen. Vor der Überreichung der Pokale spielte das Klezmer-Ensemble des Elisabeth-Gymnasiums die Stücke "Frejlechs" "SHERELE" und "Das Zitronchen" nach einem Arrangement von H. Diederichs. Szenische Collagen aus Texten und Bildern von Schülerinnen und Schülern der Oberstufe des Carl-Bosch-Gymnasiums wurden präsentiert, die sich mit dem Thema "Redet Wahrheit!" befassten. Es folgte eine Talkrunde mit Schülerinnen und Schülern der "Abrahamschulen" 2006/2007, die Veit Lennartz moderierte und eine szenische Darstellung der Biografien der vier jüdischen Mannheimer Künstler Samuel Billigheimer (Literatur), Peter L. Grumbacher (Kunst), Marianne Mathy (Schauspiel) und Trude Rittmann (Musik). Diese wurden mit Musik nach Motiven von Arno Pärt untermalt. Dann erfolgte die feierliche Überreichung der Abraham-Pokale. Anschließend überraschte der Leistungskurs Musik des Carl-Bosch-Gymnasiums mit zwei Rap-Aufführungen, deren ohnehin schon beträchtliche Lautstärke noch von Trompeten verstärkt wurde. Der Rapper sang und tanzte auf der Bühne führte dabei die typischen Gesten aus. Zwei ältere Damen verließen den Saal,

aber die Schüler bekamen starken Applaus. Zum Abschluß sang der große Chor des Elisabeth-Gymnasiums „Climb Ev'ry Mountain“ von Richard Rodgers und Oskar Hammerstein II. Die Verleihung der Abraham-Pokale zeigt, dass zahlreiche Jugendliche indirekt in die Arbeit der GcjZ eingebunden werden, ohne Mitglieder zu sein. Es wurde aber auf der Feier deutlich, dass an den Schulen weniger die unterschiedlichen Nationalitäten ein Problem darstellen, als das Mobbing (das seine Zuspitzung fand, als ein Schüler sich aus dem Fenster stürzte) und die Gewalt von rechts. Zu den rechten Gruppen befragt, zeigten die Schüler eine gewisse Resignation und Ratlosigkeit, da man als einzelner gegen eine ganze Gruppe Rechter, die einen bedroht, doch nichts machen könne, wie eine befragte Schülerin sagte und was von dem Schüler Serhat Ucar von der Berufsbildenden Schule Wirtschaft I bestätigt wurde.

Offensichtlich fühlten sich die Schüler trotz ihrer gemeinsamen Arbeit an den Themen Rassismus und Judenverfolgung in solchen Situationen immer noch allein, Als „Einzelne“, wie sich die Schülerin ausdrückte:

„Was will man da als einzelner Schüler machen, wenn man so einer Gruppe von Rechtsradikalen begegnet?“⁵⁰⁴

Während die Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit den Wert des Individuums und des Pluralismus betonen und fördern, uniformieren sich die Rechten und fühlen sich dadurch stark. Dies kann auch zur Folge haben, dass das Gruppenbewusstsein bei ihnen stärker ausgeprägt ist als bei nachdenklichen, kritischen und sich selbst reflektierenden Schülern. Sie können dem Rechtsradikalismus zwar mit Argumenten begegnen, tun sich aber schwer, einer aggressiven Gruppe gegenüberzutreten, von der die Androhung körperlicher Gewalt ausgeht. Durch das Ansprechen dieses Problems endete die Übergabe der Abraham-Pokale mit einer gewissen Ratlosigkeit.

Am Montag, 12. März fand im jüdischen Gemeindezentrum das Begegnungstreffen Rabbiner-Bischöfe statt. Es handelte sich um ein internes Arbeitstreffen der Rabbiner das unter der Leitung des Präsidenten des Rabbinatskommitées Deutschland, Rabbiner Netanel Teitelbaum stattfinden sollte und unter der Leitung des Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz, Kardinal Karl Lehmann und des stellvertretenden Ratsvorsitzenden der Evangelischen Kirche in Deutschland, Bischof Christoph Kähler zu den Themen „Zeugnis und Rechenschaft“ und „Mission“. Außer Lehmann und Kähler nahmen noch einige Weihbischöfe und 12 Rabbiner daran teil. An dieses Treffen schlossen sich Vorträge an. Die Begrüßung sprach Professor Dr. Hubert Frankemölle, Vorstandsmitglied des Deutschen Koordinierungsrats. Jetzt nähmen auch Repräsentanten von „Kirche und Judentum“ der EKD und der katholischen Kirche für den christlich-jüdischen Dialog am Treffen teil. Man habe zwei Stunden zusammen über Mission gearbeitet. Zu dem Besuch der Bischöfe in Israel sagte er, über strittiges müsse gestritten werden. Er wies darauf hin, dass es in Israel 14 Friedensgruppen gebe. Zu dem Vergleich der Mauer mit dem Warschauer Ghetto bemerkte er, dass er das Verhältnis belaste. Gott sei Dank hätten sich die betreffenden Bischöfe entschuldigt. Das christlich-jüdische Gespräch bleibe aber störanfällig. Der Dialog über theologische Fragen könne auf Ortsebene kaum gestaltet werden. Rabbiner Teitelbaum sei abwesend und werde durch Henry G. Brandt vertreten. Er konnte aber Christoph Kähler und Kardinal Lehmann begrüßen.

Die zweite Rede hielt Oberbürgermeister Widder, der wieder auf den internationalen Charakter Mannheims hinwies.

Kardinal Lehmann ergriff als Dritter das Wort. Er stünde noch ganz unter dem Eindruck der Reise ins „Heilige Land“ der Bischofskonferenz vom 26. Februar bis 3. März. Er berichtete, dass ihn Yad Vashem auf der Israel-Reise der deutschen Bischöfe tief bewegt habe.

⁵⁰⁴ Aussage einer Schülerin am 11.03.2007 bei der Überreichung der Abraham-Pokale im Jüdischen Gemeindezentrum Mannheim, Rabbiner Grünewald-Platz

“Niemand kann frei sein, der frei sein will vom Gedenken und der Erinnerung an die Shoa.”⁵⁰⁵

Das habe er dort ins Erinnerungsbuch geschrieben.

Er habe zum Teil bedrückende Begegnungen mit Palästinensern gehabt. Dies habe ihm die Dringlichkeit einer Friedenslösung vor Augen geführt. Den Vergleich der Mauer mit der Mauer des Warschauer Ghettos erklärte er aber als unhaltbar und drückte sein Bedauern aus.

“Und ich sage dies [bezogen auf den Friedenswunsch] trotz der Belastung unserer Reise durch vereinzelte Äußerungen einiger Bischöfe, die vor allem einen Vergleich des Sicherheitszaunes mit dem Warschauer Ghetto nahe legten. Im Namen der deutschen Bischofskonferenz habe ich diese aus tiefer Betroffenheit kommenden, sehr persönlichen, aber eben doch unhaltbaren Aussagen bedauert. Professor Frankemölle hat schon erwähnt, sie wurden von ihren Urhebern richtig gestellt. Sämtliche offiziellen und einzig verbindlichen Darlegungen sprechen ganz eindeutig eine andere Sprache. Die sind freilich dann zu wenig beachtet worden. Inzwischen konnte ich die Angelegenheit mit Botschaftsdirektor Dr. Shimon Stein, mit der Präsidentin des Zentralrats der Juden, Frau Charlotte Knobloch und auch in einem international veröffentlichten Briefwechsel mit dem Generaldirektor von Yad Vashem besprechen und auch künftige Kontakte anknüpfen (...) Ich bin unseren jüdischen Partnern, den Herren Rabbinern besonders dankbar, dass sie trotz dieser Belastungen heute zu unserer angesetzten Tagung gekommen sind. Ich möchte mich noch einmal entschuldigen für die Verletzungen, die entstanden sind (...)”⁵⁰⁶

Kardinal Lehmann erinnerte an den Besuch von Papst Benedikt XVI in der Kölner Synagoge im August 2005, bei der er aufgerufen habe, das gemeinsame jüdisch-christliche Erbe, beispielsweise den Dekalog, zur Verteidigung der Menschenrechte einzubringen.

Rabbiner Soussan sprach zum Thema: “Der Fremde in jüdischer Tradition”. Er bedankte sich bei Professor Frankemölle, dass er das Treffen zum Gelingen geführt habe. Der Leitgedanke sei bei dem Treffen, die Chance, mit höchsten jüdischen und christlichen Vertretern zu sprechen. Der Wunsch nach Frieden, Toleranz und Gleichheit vor und in dem einen Gott sei dabei Motivator. Nach den Äußerungen der letzten Woche schien das Ziel in weite Ferne gerückt zu sein. Viele Vertreter der jüdischen Seite hätten es ernsthaft erwogen, dem Treffen fernzubleiben. Er betonte seine Pflicht, die Opfer in der Öffentlichkeit zu vertreten. Der Zaun in Israel schütze auch die Besucher vor Terror und der Vergleich mit dem Warschauer Ghetto sei schier unerträglich. Er dankte Kardinal Lehmann für seine deutlichen Worte. Zum Thema seiner Rede sagte er:

Juden hätten Erfahrung mit Fremdheit. “Ivri”, also Hebräer, das sei der, der von jenseits der Grenze stamme.

“Warum wurde bloß *ein* Mensch geschaffen? [Hervorhebung von mir] Damit keiner zum anderen sagen kann: `Mein Vater ist besser als deiner.’”⁵⁰⁷

Rabbi Akiba habe gesagt, das Gebot der Nächstenliebe, das sei die ganze Thora, alles andere sei Kommentar. Soussan wies auf die “sieben Noachidischen Gebote” hin, an die sich die Völker zu halten hätten. Zum Schluß fügte er noch an, dass das Gespräch mit den Bischöfen offen und erfolgreich gewesen sei und dass er weiter im Dialog bleiben wolle.

Christoph Kähler beschäftigte sich mit “Fremdheit und Nähe”. Er wies zunächst auf das “Fremdeln” von Kindern im achten Lebensmonat hin und erinnerte an das Plakat, dass kurz nach der Grenzöffnung im Osten Deutschlands auftauchte mit der Aussage:

“Alle Menschen sind Ausländer. Fast überall.”⁵⁰⁸

⁵⁰⁵ Rede vom 12.03.2007 von Kardinal Lehmann im Jüdischen Gemeindezentrum Mannheim

⁵⁰⁶ Ebd.

⁵⁰⁷ Rede vom 12.03.2007, ab 17:00 Uhr, von Julian-Chaim Soussan, orthodoxer Rabbiner in Düsseldorf, im Jüdischen Gemeindezentrum Mannheim

⁵⁰⁸ Rede von Christoph Kähler, ebd.

Vertrautheit ergebe sich nicht von selbst, vertraut zu werden sei ein Prozess. Dies sei dargelegt in der Geschichte vom Fuchs im Buch "Der kleine Prinz" von Antoine de Saint-Exupéry. Man sei für das verantwortlich, was man sich vertraut gemacht habe. Georg Simmel habe gesagt, der Fremde sei nicht der Wanderer, der heute komme und morgen gehe, sondern der, der heute komme und morgen bleibe. Partnerschaften zwischen verschiedenen Kulturen verleiteten zur Verleugnung des Fremden. Das lateinische Wort "hostes" könne sowohl Gast, als auch Feind und Fremder bedeuten. Wenn man den Fremden als Feind wahrnehme, könne es zur ethnischen Säuberung, zur ethnischen Homogenisierung von Gebieten kommen. Nähe könne nur gemeinsam errungen werden. Gerhard Waldenfels habe das Fremde beschrieben als "Zugänglichkeit eines Unzugänglichen". Bei dem Evangelisten Matthäus würden gerechte und Ungerechte getrennt. Er sage aber auch, dass Fremde eine Herberge, einen geschützten Raum erhalten sollten.

"(...)ich war fremd und obdachlos und ihr habt mich aufgenommen."⁵⁰⁹

Er stellte also den Zusammenhang her zu der Aussage Jesu:

"Was ihr für einen meiner geringsten Brüder getan habt, das habt ihr mir getan."⁵¹⁰

Analog urteile eine jüdische Schrift aus dem antiken Alexandria, die von der Verborgenheit des Göttlichen handle und besage:

"Wer das Angesicht eines Menschen verachtet, verachtet das Angesicht des Herrn."⁵¹¹

Wer sei aber der geringste Bruder? Eine Interpretation laute, dass es alle Elenden der Welt seien, eine andere, dass es sich dabei nur um Christen oder nur um christliche Missionare handeln könne. Nach dem ersten Petrusbrief erlebten sich die Christen als Fremdlinge in einer feindlichen Welt.

Matthäus selbst entwerfe ein antijudaistisches Bild der Pharisäer, er halte also seine eigenen Ansprüche nicht ein. Kähler fand eine Ambivalenz bei Matthäus, wenn er schreibt, dass Jesus zu den Pharisäern sage, sie schlossen das Himmelreich zu. Es sei eine bestürzende Tatsache, dass der Evangelist, dem wir die nachdrücklichste Auslegung der Feindesliebe verdanken, so wenig konsequent war.

"Wer sich solchen dunklen, ja fremden Seiten der eigenen Überlieferung zuwendet, muss sich fragen, warum Matthäus so wenig konsequent war."⁵¹²

Die Verse Matth. 13-14 hätten die Qualität von Vorurteilen. Die Konsequenzen, die daraus zu ziehen seien, wären:

"An der Polemik des Matthäus lässt sich erkennen, wie Fremdheit unter ehemals vertrauten Gruppen entsteht

- 1) An der Diskrepanz (Versagen von Ansprüchen) zeigt sich, dass Fremdes nicht nur das Andere, sondern auch die eigene Tradition und dunklen Seiten sein können
- 2) Die Auseinandersetzung mit der eigenen Vergangenheit ist nötig (...).
- 3) Es reicht nicht, Sünden der Brüder oder Väter in anderen Ländern zu betrachten, sondern man muss wissen, wo man selbst steht."⁵¹³

⁵⁰⁹ Die Bischöfe Deutschlands, Österreichs und der Schweiz (Hrsg.): Die Bibel, Altes und Neues Testament, Einheitsübersetzung, Matthäus 25, 35

⁵¹⁰ Die Bischöfe Deutschlands, Österreichs und der Schweiz (Hrsg.): Die Bibel, Altes und Neues Testament, Einheitsübersetzung, Matthäus 25, 40

⁵¹¹ Rede vom 12.03.2007 von Christoph Kähler im Jüdischen Gemeindezentrum Mannheim

⁵¹² Ebd.

⁵¹³ Ebd.

Die Woche der Brüderlichkeit zeigte nicht nur die Distanz einiger Bischöfe zum Staat Israel und den deutschen Juden, sondern auch die Diskrepanz zwischen Kirchenmännern wie Kardinal Lehmann und seinen bischöflichen Kollegen. Kardinal Lehmann hatte sich schon seit einiger Zeit am christlich-jüdischen Dialog beteiligt, so hat er unter anderem ein Grußwort zu dem Buch "Wenn nicht ich, wer? Wenn nicht jetzt, wann? Zur gesellschaftspolitischen Bedeutung des Deutschen Koordinierungsrates der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit (DKR)" von Christoph Münz und Rudolf W. Sirsch geschrieben, in dem er schrieb:

"Die Katastrophe des Holocaust, die millionenfache Ermordung jüdischer Menschen, offenbarte das ganze Ausmaß sittlichen Verfalls und deutscher Schuldverstrickung, sie zwang aber auch die Christen zu einem grundlegenden Überdenken ihres Verhältnisses zu den Juden. Ohne theologischen Antijudaismus und die mörderische Rassenideologie der Nazis gleichzusetzen, musste doch ganz fundamental danach gefragt werden, ob und eventuell wie das eine mit dem anderen zusammenhing."⁵¹⁴

Die Erkenntnisse aus dem christlich-jüdischen Dialog sind offensichtlich nicht weit verbreitet, was das Problem bestätigt, von dem Lehmann, bereits 1996 bei einem Gesprächsabend mit Kirchenpräsident Schramm und Landesrabbiner Nathan Peter Levinson aus Anlass der Tagung des ICCJ in Mainz sprach. Dort teilte er bereits die Befürchtung mit, dass die Erkenntnisse des christlich-jüdischen Dialogs in einer dünnen Schicht von Experten stecken blieben (s.o.).

Wären die Bischöfe Walter Mixa, Augsburg und Gregor Maria Hanke, Eichstätt⁵¹⁵, in den christlich-jüdischen Dialog eingebunden gewesen, bevor sie nach Israel flogen, hätten sie die Bedeutung des Warschauer Ghettos sehr wahrscheinlich richtig einzuschätzen gewußt. Gelegenheit dazu hätten sie gehabt, denn das Münchner GcjZ-Vorstandsmitglied Pierfelice Tagliacarne ist Professor in Eichstätt, und DKR-Präsidiumsmitglied Henry G. Brandt lebt in Augsburg. Offenbar bestanden aber keine intensiven Kontakte zum jeweiligen Bischof.

Die Besonderheit der GcjZ und des DKR ist es, dass sie eine für alle drei Bekenntnisse offene Gesellschaft bilden, während die einzelnen Glaubensrichtungen, die jüdische, die katholische und die evangelische, weitgehend geschlossene Gesellschaften sind, deren Mehrzahl der Mitglieder im Religionsunterricht und eventuell in der theologischen Ausbildung die anderen nur als Außenstehende kennen gelernt haben und die wenig mit christlich-jüdischer Zusammenarbeit zu tun haben. Man konnte offensichtlich in der katholischen Kirche Karriere machen, ohne über den eigenen Tellerrand schauen zu müssen, obwohl im Zweiten Vatikanischen Konzil ein erster Versuch gemacht wurde, ganz offiziell den Austausch mit anderen Glaubensrichtungen und Religionen zu suchen. Diejenigen, die sowohl in den Kirchen als auch in den GcjZ engagiert sind oder in engem Kontakt mit den GcjZ stehen, müssen immer eine Rolle als Mediatoren einnehmen. Das Zuspätkommen von Rabbiner Netanel Teitelbaum, der erst gegen Ende der Vorträge nach dem Treffen Rabbiner-Bischöfe von Eva Schulz-Jander begrüßt werden konnte, zeigte, wie unsicher sich die jüdische Seite über den Fortgang des Dialoges war. Einer der wichtigsten Teilnehmer hatte beim Austausch gefehlt. Dennoch hat sich das Treffen nun als Institution etabliert und wird sicher fortgesetzt werden. Damit ist neben den drei religiösen Institutionen sozusagen eine "vierte Institution" entstanden, eine gemeinsame Institution, von der starke Impulse ausgesendet werden. Diese Treffen können das Verhältnis von Juden, Katholiken und Evangelischen zueinander schneller verändern, als es der bisherige Einfluss der GcjZ vermocht hat. Dennoch wird dieses Treffen nun schon nach einem Jahr von den Medien nicht mehr als Neuheit wahrgenommen und wenig beachtet. Weder die "Süddeutsche Zeitung" noch der "Mannheimer Morgen" berichteten am Dienstag davon.

⁵¹⁴ Lehmann, Kardinal Karl: Grußworte, in: Münz, Christoph; Sirsch, Rudolph (Hrsg.): Wenn nicht ich, wer? Wenn nicht jetzt, wann? Zur gesellschaftlichen Bedeutung des Deutschen Koordinierungsrates der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit (DKR), Münster 2004, S. 12

⁵¹⁵ Meldung von jba/it/ddp/dpa/Reuters, „Pilgerfahrt“, in: Online-Focus Politik, http://www.focus.de/politik/ausland/nahost/pilgerfahrt_aid_125888.html, Erscheinungsdatum: 6. März 2007, Abrufdatum: 1. April 2009

Wenn die Woche der Brüderlichkeit vorbei ist und jeder wieder zu seiner Arbeit geht, wird es deutlich, dass man eine Zeit lang einer Gesellschaft in der Gesellschaft angehört hat. Das Leben „draußen“ geht weiter, ohne dass sich viel verändert hätte. Wer die Woche der Brüderlichkeit besucht, ist entweder bereits von der Gleichwertigkeit der verschiedenen Menschen aller Kulturen überzeugt, oder, und das gilt für die Wenigsten, er benutzt diese Überzeugung, um sich damit zu schmücken. Diejenigen aber, die Rassenhass und Vorurteile in sich tragen, besuchen nicht die Woche der Brüderlichkeit und schauen sie auch nicht im Fernsehen an. So dient diese Institution vor allem der wiederholten Selbstbestätigung der Gesellschaften und des DKR, das ihr Weg richtig sei, und der rituellen Verstärkung der bereits bestehenden guten Beziehungen. Eine schnelle Umwälzung ist damit nicht beabsichtigt.

6.6 Die Idee der Brüderlichkeit

Die Idee der Brüderlichkeit im Rahmen der GcjZ geht auf ein Konzept von Sterling W. Brown zurück, das von Dr. Knud Knudsen aus dem Amerikanischen ins Deutsche übersetzt und 1949 in Bad Nauheim veröffentlicht wurde. Der Anlass war Rassismus und Antisemitismus - in den USA.

“Kürzlich durchgeführte Meinungsumfragen haben ergeben, dass schätzungsweise 13% unserer Bevölkerung antisemitisch, 11% energische Gegner der Neger sind (...)”⁵¹⁶

berichtete Brown aus den USA.

Er suchte nach den Wurzeln der Vorurteile und fand:

- 1.) Denken für und gegen ganze Gruppen (Der Ursprung des heutigen Antisemitismus liege unter anderem im Christentum)
- 2.) Unwissenheit und Isolationismus einzelner Gruppen
- 3.) Feindschaft, die zum Sündenbock-Syndrom führt (Er erläuterte dies näher und erklärte, dass Gefühle der Feindschaft gegen Autoritätspersonen, besonders Bezugspersonen in der Kindheit, Schuldgefühle hervorrufe, die zur Suche nach Sündenböcken führten, indem man die als schuldhaft empfundene Abwehrhaltung auf andere übertrage.)
- 4.) Falsche Vorstellungen (In diesem Zusammenhang bezeichnet er Vorurteile als Krankheit.)

Grundlagen für die Beziehungen zwischen Glaubensgruppen seien die “big ideas”:

- 1.) judeo-christliche Tradition
- 2.) demokratische Lebensform
- 3.) Wissenschaft

Aus seinen Erkenntnissen heraus entwickelt er einen Arbeitsplan für die Erreichung des Zieles “Intergruppen-Beziehungen”.

- 1.) Erwirb die Kenntnisse über die Probleme auf diesem Gebiet (der Konflikte zwischen kulturellen Gruppen)
- 2.) Gib ein gutes Beispiel
- 3.) Kenne deine Nachbarn
- 4.) Beschäftige dich zunächst mit örtlich zu regelnden Problemen
- 5.) Arbeite mit anderen zusammen

Für die Überwindung der Vorurteile maß er der Wissenschaft eine zentrale Rolle zu. Wenn man wissenschaftlich widerlegen könne, dass gewisse negative Klischees zuträfen, dann habe man sie entkräftet. Er räumte allerdings auch ein, dass Vorurteile, wie gesagt, krank-

⁵¹⁶ Brown, Sterling W.; Knudsen, Knud C.: Überwinde deine Vorurteile, Berlin/München 1949, S. 14

hafte Züge haben könnten, so dass sich der Träger dieser Einstellungen nur sehr schwer von ihnen lösen könne.⁵¹⁷

Einen Teil der Grundsätze von Sterling W. Brown wendet die GcjZ und der DKR bis heute konsequent an, so die Information seiner Mitglieder über das Problem des Antisemitismus, die Präsentation wissenschaftlicher Auseinandersetzungen mit dem Thema und den Aufruf, wo immer man auf Rassismus und Intoleranz stoße, einzuschreiten. Dazu gibt es auch Kurse, die dazu befähigen, Stammtischparolen Paroli zu bieten, zum Beispiel fanden dazu Kurse auf der Woche der Brüderlichkeit in Bad Nauheim 2004, in Erfurt 2005 und außerdem in München statt.

6.7 Treffen Rabbiner-Bischöfe

Seit 2006 finden auf den „Wochen der Brüderlichkeit“ Arbeitstreffen zwischen liberalen und orthodoxen Rabbinern, katholischen und evangelischen Bischöfen statt.

Vorläufer dazu gab es bereits, aber in kleinerem Umfang:

Ein Gesprächsabend mit Kirchenpräsident Schramm, Bischof Lehmann und Landesrabbiner Nathan Peter Levinson fand aus Anlass der Tagung des ICCJ in Mainz statt. Dort wurden die verschiedenen Zugänge zum Dialog erörtert.

Nathan Peter Levinson war 1950 auf Wunsch von Leo Baeck in seinen Studienort Berlin zurückgekehrt. Er kam zu der Erkenntnis, dass man mit den Christen sprechen müsse, wenn man keinen neuen Holocaust wolle. Außerdem hatte er von orthodoxen Rabbinern gelernt, dass gemeinsames Lernen voneinander wichtig ist.

Bischof Lehmann betonte, es sei theologisch schon ungeheuer viel aufgearbeitet, was Juden und Christen trenne, doch er habe die Sorge, dass dies in einer dünnen Schicht von Experten stecken bleibe. Er sei erschrocken über Briefe, aus denen sich ein Bodensatz vulgären Antisemitismus zeige. Er rief zur Wachsamkeit gegenüber dem „Wohnzimmerfaschismus“ auf, der leicht wieder aufbrechen könne. Was mit „Wohnzimmerfaschismus“ gemeint ist, kann folgendes Erlebnis erläutern, das Kirchenpräsident Schramm wiedergab: Mit 16 Jahren, das war nach 1945, erlebte er einen Streit seines Vaters mit einem Freund. Der Freund verteidigte den Holocaust. Der Vater schwieg zum Entsetzen des Sohnes. Am nächsten Morgen erklärte der Vater ihm, er habe den Freund doch nicht aus dem Haus werfen können.

„Bischof Lehmann verhehlte bei aller Freude über das Erreichte in Theologie und Praxis nicht, dass es große Defizite in der Glaubensverkündigung, in der sonntäglichen Predigt wie in Bereichen der Erwachsenenbildung gibt.“⁵¹⁸

Landesrabbiner Levinson beklagte, die christlich-jüdischen Beziehungen litten unter der neu auftretenden Judenmission. Er bemerkte, diese erfolge nicht von den offiziellen Kirchen, sondern von evangelikalen Gruppen. Es sei zu verurteilen, wenn man die Not des anderen ausnutze.⁵¹⁹

Das erste Treffen Rabbiner-Bischöfe fand anlässlich der Woche der Brüderlichkeit 2006 am 9. März `06 in Berlin statt. Es wurde nach einer Idee des katholischen Neutestamentlers Professor Hubert Frankemölle vom Deutschen Koordinierungsrat initiiert und organisiert. Dieses Treffen erregte großes öffentliches Interesse, besonders wegen der öffentlichen Umarmung zwischen dem liberalen Rabbiner und DKR-Vorstand Henry G. Brandt und Kardinal Walter Kasper. Kasper ist im Vatikan sowohl für die Ökumene wie auch für die Beziehungen zu anderen Religionen zuständig. Auch 2007 und 2008 fand jeweils ein Treffen Rabbiner-Bischöfe unter der Leitung des DKR statt. Die Themen waren:

2006: Umkehr der Kirchen im Verhältnis zu Juden

2007: „Mission“

2008: „Weitergabe des Glaubens an die junge Generation“

⁵¹⁷ Brown, Sterling W.; Knudsen, Knud C.: Überwinde deine Vorurteile, Berlin/München 1949

⁵¹⁸ DKR/GcjZ: Tätigkeitsberichte der GcjZ/des DKR 1996, Frankfurt 1997, S. 289

⁵¹⁹ Ebd., S. 289f

Seit dem Treffen 2008 möchten die katholische und die evangelische Kirche Deutschlands statt des DKR die Leitung der Treffen übernehmen und die Treffen sollen nur noch alle zwei Jahre stattfinden. Das Medieninteresse hat stark abgenommen. Kardinal Kasper hat heute eine etwas distanziertere Haltung eingenommen als 2006 und verteidigte die Karfreitagsfürbitte Papst Benedikts XVI gegen jüdische Kritik. In der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ schrieb er:

„(...) sie [die Juden] sollen respektieren, dass wir als Christen unserem Glauben gemäß beten, so wie wir selbstverständlich ihre Art zu beten respektieren. In dieser Hinsicht haben beide Seiten noch zu lernen. (...) So kann man sagen: Nicht aufgrund von Judenmission, sondern aufgrund der Heidenmission wird Gott am Ende, wenn die Vollzahl der Heiden ins Heil eingetreten ist, das Heil Israels heraufführen. Allein er, der den Großteil Israels verstockt hat, kann die Verstockung auch wieder lösen. Er tut es, wenn „der Retter“ aus Sion kommt.“⁵²⁰

Seit mehrere leitende Personen der beiden großen christlichen Kirchen, einschließlich des Papstes, eine Tendenz zeigen, von den Neuerungen und Reformen der letzten Jahrzehnte in der interreligiösen Verständigung wieder abzurücken, formulieren, Rabbiner und jüdische Intellektuelle, so etwa Nethanel Wurmser, Joel Berger and andere, immer deutlicher den Wunsch, als Juden ihre Grenzen deutlicher abzustecken und sich vorzubehalten, sich auch aus dem Dialog zurückzuziehen, falls das Problem „Missionierung“ nicht gelöst würde. So formulierte z.B. der Baden-Württembergische Landsrabbiner Nethanel Wurmser bei einer Podiumsdiskussion mit den beiden Bischöfen Württembergs am 23.10.2008 im Stuttgarter Rathaus, die von der GcjZ Stuttgart organisiert wurde:

„Um Toleranz zu üben, muss man die Grenzen des anderen kennen und respektieren.“⁵²¹

Nicht alle katholischen und evangelischen Bistümer beteiligen sich am christlich-jüdischen Dialog. In der katholischen Kirche bieten wenige Bistümer ein Referat für interreligiöse Beziehungen an, einige lassen diesen Bereich unter dem Referat für „Sekten und Weltanschauungsfragen“ laufen, wobei sie auch gleich „Ausstiegshilfen“ offerieren. Die katholische Vorsitzende Ingrid Weiß hatte sich im März 2008 an einem Papier beteiligt, an dem die katholische Bischofskonferenz ermuntert wurde, einen Sonntag im Jahr einzuführen, an dem der Bedeutung des Judentums für die christliche Kirche gedacht wird. Diese Papier leitete der DKR unverzüglich an die Bischofskonferenz weiter. Als sie sich bei der Podiumsdiskussion am 23. Oktober bei dem katholischen Bischof von Rottenburg und Stuttgart, Fürst, nach der Besprechung des Vorschlages erkundigte, hatte dieser noch nie etwas von diesem Papier gehört. Wie die Verständigung mit dem Judentum, so ist auch die Ökumene durch die derzeitige betont konservative „Politik“ beider großer Kirchen in Frage gestellt.

6.8 Die Behandlung des Themas „Holocaust“ in den Emuna-Heften

Die Emuna-Hefte waren die Zeitschrift des DKR und erschienen zehn Jahre, von 1966 bis 1976. Nur wenige Artikel aus dieser Zeitschrift befassen sich explizit mit dem Thema „Holocaust“.

In diesen wird aber auch auf die Hintergründe seiner Entstehung und auf die Folgen für die Betroffenen eingegangen. So legte Martin Stöhr 1966 in seinem Artikel „Zwischen Antisemitismus und Philosemitismus“ eindrucksvoll dar, dass der Antisemitismus weder mit dem „Dritten Reich“ begann noch mit ihm endete, sondern dass tiefsitzende antisemitische Aversionen bereits vorher entstanden und weiterhin wirksam sind. Als erstes „Symptom“ des heraufziehenden Unheils erkannte er die Veränderung der Sprache.

⁵²⁰ F.A.Z., 20.03.2008, Nr. 68 / Seite 39

⁵²¹ Podiumsdiskussion vom 23.10.2008 mit Nethanel Wurmser, Landesrabbiner von Baden-Württemberg, im Stuttgarter Rathaus anlässlich der 60jährigen Jubiläumsfeier der CJZ Stuttgart

“Die Sprache gegenüber den Juden war schon lange verdorben, bevor das Leben verdorben und getötet wurde (...) Der Weg von einem verhängnisvollen Denken und Sprechen zu einem mörderischen Handeln war erschreckend kurz.”⁵²²

Jedoch konnten die Nationalsozialisten auf eine lange Tradition der sprachlichen Diffamierung der Juden zurückgreifen, die nicht zuletzt innerhalb der Kirchen stattfand.

Erst 1968 distanzierte sich die katholische Kirche offiziell vom “Gottesmordvorwurf”, das heißt, von der Vorstellung, “die Juden” als ganzes Volk seien verantwortlich für den Tod Jesu Christi.⁵²³

Wie Martin Stöhr hat auch Carola Barth darauf aufmerksam gemacht, wie die Nazis sprachliche Agitation dazu benutzten, die Stimmung gegen Juden aufzustacheln. Doch Martin Stöhr ging auch darauf ein, wie in Religionsbüchern auch *nach der NS-Zeit* weiterhin Polemiken gegen Juden ihren Platz fanden.

“Aber noch kann man in Religionsbüchern Sätze lesen, die von der “schauerlichen Selbstverfluchung” der Juden sprechen, die sich hernach in “unvorstellbarer Weise erfüllt” hat. “Das unschuldig vergossene Blut des Messias ist über das Volk schon wenige Jahrzehnte nach diesem Karfreitag gekommen und hat es heimatlos gemacht...” “Das ganze Volk steht im Aufruhr gegen Gott.” So kann man lesen.”⁵²⁴

Es ist logisch, dass Menschen sich scheuen, mit Juden Kontakt aufzunehmen oder Freundschaften zu beginnen, wenn ihnen beigebracht wurde, diese befänden sich im Aufruhr gegen Gott und seien verflucht. Diese mythologische Denkweise hat offensichtlich den Anbruch der Moderne überdauert.

Die Gedankenlosigkeit der Verfasser solcher Schulbuch-Passagen kritisierte Stöhr:

“Wer noch gedankenlos leben kann nach einem Zeitalter des Mordens, mordet gedanklich.”⁵²⁵

Diese Stellungnahme von Martin Stöhr zeigt, dass Emuna, trotz der wenigen Beiträge über den Holocaust, in ihnen doch sehr klar Stellung bezog, nicht nur gegen offensichtliche Verbrechen, sondern auch gegen die Wurzeln des Antisemitismus, das Säen von Angst und Misstrauen. Martin Stöhr stellt deutlich den Zusammenhang her zwischen kirchlichem Antijudaismus und nationalsozialistischem Antisemitismus:

“War nicht weithin die Haltung der Christen und ihrer verantwortlichen Männer im Dritten Reich ein abschreckendes Beispiel dafür, wie ein unklares oder falsches theologisches Denken und Reden unfähig machte, zu widerstehen? Wer als Interpretation oder Rechtfertigung für jüdische Leiden allzu schnell sagen konnte: Hier vollzieht sich Gottes Gericht, der war mit den Gerichtsvollziehern, die Gott rasch weglassen oder ihn durch die Rasse ersetzen konnten, schon im tiefsten Einverständnis.”⁵²⁶

Als Ausweg aus dem Problem des Antisemitismus sah er den verantwortungsvollen Umgang mit der Geschichte. Ansonsten verfallte man wieder den alten Denkmustern. Je weniger man die Fracht der Geschichte ernstnehme, desto negativer falle die Projektion der Erwartungen (an die Juden) aus. Der Philosemitismus hingegen biete *keine* akzeptable Lösung. Darin ist sich Martin Stöhr mit vielen Juden, unter ihnen der jüdische Vorsitzende der GcjZ München, Abi Pitum, einig. Das Problem des Philosemitismus sei es, dass “der Jude” als Idealtyp gesucht werde. Auch sei zu beobachten, dass einige Menschen die Jacke geschwind nach dem Winde hängten und unglaublich schnell vom Antisemitismus zum Philosemitismus übergegangen seien. Die junge Generation hege den Verdacht, so schnell und so gut könne man nicht umdenken.

⁵²² Stöhr, Martin: Zwischen Antisemitismus und Philosemitismus, in: Emuna, Blätter des DKR der Gesellschaften für Christlich-jüdische Zusammenarbeit, Köln, Nr. 1/1966, S. 27

⁵²³ Ebd.

⁵²⁴ Ebd. S. 29

⁵²⁵ Ebd. S. 29

⁵²⁶ Ebd. S. 30

Auch Hermann Ingo kritisierte, in Emuna-Heft 2/1966, dieses unglaubliche Umschwenken:

“Die oft im Stil sentimentaler Weihstunden absolvierten Veranstaltungen zum Zweck christlich-jüdischer Verständigung haben bei manchen Bürgern einen Überdruß verursacht, der sie unfähig macht, aus der Alternative Anti- oder Philosemitismus herauszufinden.”⁵²⁷

Wenn man allerdings die heutige Situation betrachtet, muss man feststellen, dass die GcJZ schon aus diesem Dilemma herausgefunden haben und dass sich bei den meisten Mitgliedern durch die Dauerhaftigkeit ihrer freundlichen Einstellung gegenüber Juden diese doch als glaubwürdig bewährt hat.

Beide Denkweisen, der Philosemitismus sowie der Antisemitismus, beruhen im Grunde auf mythischen Vorstellungen. Anstatt sich der Wirklichkeit zu stellen, wird ein Bild vom Juden schlechthin geschaffen, das ins Negative verzerrt oder ins Positive überhöht wird, um für eine bestimmte Rolle in einem Weltbild funktionalisiert zu werden. Das negative Bild zeigt eine „verfluchte Ahasver-Gestalt“, es beruht auf der Vorstellung von „Gottesferne der Juden“. Das positive Bild zeigt einen heiligmäßigen, überintelligenten und heroischen Menschen, es beruht auf der Vorstellung von der alleinigen Auserwähltheit des „Gottesvolkes“, nicht selten schwingt dann auch noch etwas Neid mit, dass man selbst nicht diesem „edlen Gewächs“ (Luther) angehört. Anzeichen für eine solche Rollen-Konstruktion sind Vorstellungen von einem geheimnisvollen Einfluss der Juden auf das Schicksal der anderen Völker, wie sie etwa von Michael Schmaus in “Welt ohne Hass” vertreten wurden.

In den Heften 2, 3 und 4 des Jahres 1966 sind keine weiteren Artikel über das Thema Holocaust veröffentlicht. Im Heft 1 des Jahres 1967 beschrieb Jean Améry in seinem Artikel “Über die Entwürdigung des Menschen” seine Erfahrungen mit der Zeit des Nationalsozialismus. Das erste Bewusstsein, dem Tode ausgesetzt zu sein, hatte er beim Lesen der Nürnberger Rassegesetze. Er fühlte sich wie ein “zu Ermordender”.

“Anders formuliert: Der Würdeentzug drückte die Morddrohung aus.”⁵²⁸

Hier wird wieder ganz deutlich, dass die erste Aggression von der Sprache, in dem Fall dem Buchstaben des Gesetzes, ausging. Da die Nationalsozialisten alle oppositionellen Medien ausschalteten, gewannen sie die Macht über die Sprache in Deutschland und damit die Macht über das Denken und Handeln der Bürger, die bis in die privaten Räume hineinreichte. Ein normales kommunikatives Handeln war nicht mehr ohne Gefahr möglich: Mitteilung, in Form von Bevormundung erfolgte nur vom Staat zum Bürger, als Antwort wurde Gehorsam erwartet, und die Kommunikation der Bürger untereinander und die Kommunikation vom Bürger zum Staat war durch die staatlichen Restriktionen gestört und unerwünscht. Auffällig an den Beschreibungen in “Emuna” ist, dass wiederholt deutlich gemacht wird, dass das Vorhaben der Ermordung der europäischen Juden oft nicht explizit ausgedrückt wurde und doch von den Autoren erahnt werden konnte.

Im Heft 4 des Jahres 1967 erschienen drei Beiträge, die mit der Judenvernichtung zu tun hatten, u.a. ein Artikel über die vom Judentum zum Christentum konvertierte Nonne Edith Stein, die im KZ ermordet wurde: “Edith Stein. Zum Gedenken des 25. Jahrestages ihres Todes”, von W. P. Eckert.

Des Weiteren wurde das Thema Holocaust in einem Artikel von Eva G. Reichmann gestreift, als sie erwähnt, dass ihr Mann im KZ Sachsenhausen war.

Ein weiterer Beitrag beschäftigte sich indirekt mit der Judenvernichtung, es handelt sich um einen Bericht von einem Schülerseminar zum Thema “Holocaust im Unterricht” (H. Müller:). Der DKR veranstaltete im Sommer 1967 ein Seminar, um herauszufinden, in welchem Um-

⁵²⁷ Hermann, Ingo: Die Juden und wir anderen, in: Emuna, Blätter des DKR der Gesellschaften für Christlich-jüdische Zusammenarbeit, Köln, Nr. 2/1966, S. 67

⁵²⁸ Améry, Jean: Über die Entwürdigung des Menschen, in: Emuna, Blätter des DKR der Gesellschaften für Christlich-jüdische Zusammenarbeit, Köln, Heft 1/1967, S. 49

fang Schüler über die NS-Zeit informiert waren, an dem Unterprimaner/innen hessischer Gymnasien teilnahmen. Müller fasst folgende Ergebnisse zusammen, die für die bessere Ausgestaltung des Unterrichts gewonnen wurden:

- „1.) Den Jugendlichen müssen die Zusammenhänge zwischen der jüngsten Vergangenheit und der Gegenwart bewusst werden.
- 2.) Die Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus hat sachlich und distanziert zu geschehen.
- 3.) Eine kollektive Verantwortlichkeit besteht für die Erben des Nationalsozialismus als gegenwärtige Aufgabe.
- 4.) Die Jugend erwartet von der älteren Generation auch subjektiv-persönliches Beteiligt- und Betroffensein.
- 5.) Die Information muss umfassend sein.
- 6.) Die Information über die Zeit des Nationalsozialismus muss richtig akzentuiert sein.
- 7.) Der Erfolg der politischen Bildung hängt in hohem Maße von der Person des Lehrers und seinem Unterrichtsstil ab.
- 8.) Politische Bildung ist mit gruppendynamischen Prozessen in der Schule verbunden.
- 9.) Von großer Bedeutung für die politische Bildung ist das Sprachvermögen der Schüler.“⁵²⁹

Die Punkte 2 und 4 scheinen sich allerdings zu widersprechen. Wie soll einer gleichzeitig sachlich-distanziert und subjektiv-persönlich sprechen? Dies ist höchstens so zu verstehen: Die Vermittelnden sollen vorher so weit reflektiert haben, dass sie in der Lage sind, sich distanziert der *Ideologie der Nationalsozialismus* entgegenzustellen. Sie können aber ruhig persönlich-betroffen davon sprechen, was ihnen durch diese Ideologie alles genommen wurde oder angetan wurde, also vom *Leid durch den Nationalsozialismus*. Dass der Unterrichtsstil entscheidend für die Aufnahme des Gelernten ist, wird noch bei zwei anderen Tagungen des DKR bestätigt:

- 1.) Auf der Tagung „Welt ohne Hass“
- 2.) Auf der Tagung „Wie sagen wir es unseren Kindern? Die Behandlung der Schoah im schulischen Unterricht“, zusammen mit der Konrad-Adenauer-Stiftung in Wesseling vom 9. - 11. Oktober 2005

Wilhelm Schwendemann stellte 2006 bei seinem Beitrag in einer epd-Dokumentation zum Holocaust im Unterricht dazu fest, dass nicht nur die Gruppendynamik in der Klasse, oder „gruppendynamische Prozesse in der Schule“, wie es Müller ausdrückte, mit dem Thema zu tun haben, sondern dass auch die gesellschaftliche Realität Auswirkungen darauf hat, wie der Unterricht über den Holocaust von den Schülern angenommen wird:

„Diese Normalität unterzieht sich dem Sog des Kapitalismus, der einerseits neue Lebenskonzepte, wie die Winner-Loser-Ideologie, aber auch einen Werteverlust nach sich zieht und dazu verhilft, Fremdes nicht mehr als Fremdes zu akzeptieren und zu respektieren. Die daraus resultierende Ungleichverteilung der Güter und Ressourcen wird nicht mehr infragegestellt, sondern als „naturgegeben“ hingenommen, was wiederum sich zu einer ambivalenten Grunderfahrung der Jugendlichen sich verdichtet. Ich-Identität als eine Form sich selbst vergewissernder emotionaler und sozialer Sicherheit geht verloren und damit auch eine Quelle des Widerstandes gegen die Bodenlosigkeit von Auschwitz.“⁵³⁰

Kurz gesagt: Wenn die gesellschaftliche Situation nicht die Wertevermittlung im Unterricht bestätigt, sondern infrage stellt, wird es schwer, die Schüler zu erreichen. In einer Gesellschaft, in der sich sozialdarwinistische Ideologien auf das wirtschaftliche und politische Geschehen auswirken, finden die Jugendlichen keine „Quellen des Widerstands“. Es braucht also eine gewisse Sicherheit im Selbstbewusstsein und eine gewisse Zuversicht, etwas verändern zu können, um sich gegen Diskriminierungen aufzulehnen.

⁵²⁹ Müller, H.: Informationen über das Dritte Reich: Erfahrungen eines Schülerseminars, in: Emuna 4/1967

⁵³⁰ Schwendemann, Wilhelm: Holocaust im Unterricht - Von der Unmöglichkeit zu unterrichten und der Macht psychodynamischer Strukturen im Unterricht, in: Gemeinschaftswerk der Evangelischen Publizistik (GEP) gGmbH (Hrsg.): epd-Dokumentation: Wie sagen wir es unseren Kindern?, die Behandlung der Schoah im schulischen Unterricht, Frankfurt am Main, Heft 4/5 2006, S. 17

Aus den bisher genannten Emuna-Beiträgen lässt sich herauskristallisieren:

- 1.) Die Macht der Sprache bei der Bildung von Diskriminierungen
- 2.) Der Zusammenhang von Sprache und Religion
- 3.) Der Zusammenhang von sprachlicher Vermittlung der geschichtlichen Ereignisse, der Person des Sprechers (Lehrers) und der Wirklichkeit in Schule und Gesellschaft bei der Wirkung des Unterrichtes auf die Schüler

Im Jahrgang 1968 finden sich in den Emuna-Heften lediglich Beiträge, die wohl mit dem Holocaust in Verbindung stehen, ihn aber nicht direkt behandeln. Es sind dies:

Kampe, Walter: Oskar Schindler: Einer, der rettete (Heft 4, S. 229)

Rückert, Wilfried: Hannover: Paul Celan las (Heft 3, S. 213)

Zerner, Herta: Unbesungene Helden - Jerusalemreise veranstaltet vom Deutschen Koordinierungsrat (Heft 4, S. 285)

Im Heft 1 von 1969 setzt sich Schalom Ben-Chorin mit der "Theologie nach dem Tode Gottes" und dem christlich-jüdischen Gespräch auseinander. Er schrieb:

"Elie Wiesel, der französisch-schreibende ungarische Jude (Jahrgang 1928) (...) berichtet über sein Tod-Gottes-Erlebnis im Konzentrationslager von Buchenwald. Eines Tages wurde dort sein fünfzehnjähriger Kamerad, ein holländischer jüdischer Knabe, der wie ein Engel aussah, grundlos zur Hinrichtung geführt. Vor den Augen der Häftlinge wurde der Knabe erhängt. Da erhob sich, so berichtete Elie Wiesel, im Lager die Frage: "Wo ist Gott?", und der kleine Elie Wiesel hörte eine Antwort: "Gott ist tot. Gott ist jetzt gestorben, hier an diesem Galgen."⁵³¹

Die Christen hätten deshalb nach dem "Dritten Reich" Jesus an die Stelle Gottes gesetzt. Ben Chorin sieht darin ein Problem für den christlich-jüdischen Dialog:

"(...) die so betriebene Tod-Gottes-Theologie, die sich jubelnd vom Gott-Vater trennt, um sich seinem Sohn zuzuwenden, ist auf jeden Fall der Tod des christlich-jüdischen Gesprächs."⁵³²

Im gleichen Heft erschien ein Beitrag von Willehad Paul Eckert: "Eleonore Sterling. Das Werk einer zu früh Verstorbenen." Eleonore Sterling wurde am 10. März 1925 geboren. Beide Eltern starben in Frankreich im Lager Gurs. Sie versuchte, die Entstehung des Antisemitismus in Deutschland zu erklären, der bis zum Holocaust führte: Wirtschaftliche und soziale Bedrängnisse förderten ihrer Meinung nach die Einseitigkeit der Interpretationen des Neuen Testaments zum Schaden der Juden. Juden Hass erweise sich als in die Religion verlegter Hass auf sich selbst und den Grund des elenden Daseins. Bereits im 19. Jahrhundert wendete sich der Hass gegen die Juden, die das Elend symbolisierten; anstatt das Elend zu bekämpfen, belasteten die Christen Juden mit dem Schlechten und Bösen, das in ihnen selbst lag. Die Ansicht von Eleonore Sterling wird dadurch bestätigt, dass bereits 1879 Heinrich von Treitschke den Satz prägte:

"Die Juden sind unser Unglück."⁵³³

Interessanterweise liest Eleonore Sterling diesen bekannten polemischen Satz ganz anders, als er gemeint war oder als ihn die Nazis verstanden. Die Nazis lasen: Die Juden verhalten sich so, dass sie Deutschland ins Unglück stürzen. Es kam ein klassischer Sündenbock-Mythos heraus. Für Eleonore Sterling aber waren die Fragen entscheidend: Warum ist das Volk wirklich unglücklich? Warum bekämpft das Volk nicht die Ursachen des Unglücks, sondern statt dessen „die Juden“? Wie kam es zu der Analogie: Juden-Unglück? Bei ihr liest sich der Satz sinngemäß: Die Juden verkörpern/spiegeln unser Unglück. Der Treitschke-Satz wurde von der nationalsozialistischen Propaganda funktionalisiert. Die Nationalsozialisten,

⁵³¹ Emuna, Blätter des DKR der Gesellschaften für Christlich-jüdische Zusammenarbeit, Köln, Heft 1/1969, S. 49

⁵³² Ebd. S. 50

⁵³³ Battenberg, Friedrich: Das europäische Zeitalter der Juden; zur Entwicklung einer Minderheit in der nichtjüdischen Umwelt Europas, Bd. 2, Darmstadt 1990, S. 185

stellte Eleonore Sterling fest, hätten die böartigen Reden, die es schon damals gab, in die Wirklichkeit umgesetzt, um durch die Vernichtung der Juden das Leid der Menschheit abuschaffen.

Erich Gottgetreu befasste sich in seinem Artikel "Vom schnellen Vergessen, Anmerkungen am Rande der Publizistik"⁵³⁴ mit den Auswirkungen, die die Nazizeit auf die Wahrnehmung von Geschichte hatte, das heißt, welche Zäsur in der Erinnerung an alles, was vorausging, entstand. Er stellt fest, dass durch die Zeit des Nationalsozialismus wichtige geschichtliche Daten aus der Zeit davor (Weimarer Republik) verlorengegangen seien, z. B. dass die sozialistische Zeitung "Vorwärts" eine Tageszeitung war, oder wer Siegfried Jacobsohn, Herausgeber der "Weltbühne", war. Dies hat mit dem Holocaust insofern etwas zu tun, als es den Nationalsozialisten offensichtlich gelungen ist, durch ihre Terrorherrschaft und die Drohung des Todes nicht nur oppositionelle Institutionen auszulöschen, sondern auch die Erinnerung daran zu zerstören.

Unter der Rubrik "Hinweise" erschien im gleichen Heft die Notiz: Zum Gedenken des 30. Jahrestages des Münchner Abkommens am 30. September 1968 gab die tschechoslowakische Zentralverwaltung für das Fernmeldewesen eine Briefmarkenserie mit Kinderzeichnungen aus der Haft in Theresienstadt heraus. Außerdem erschien ein Gedicht der Autorin Dagmar Berzetti-Hilarová: "Auf dem Prager Ghetto-Friedhof."⁵³⁵ Dagmar Hilarová war elf Jahre alt, als Prag von faschistischen Truppen besetzt wurde. Sie war 15 Jahre alt, als sie aus der Schule heraus nach Theresienstadt deportiert wurde. Von den Kindern, die sich damals in Theresienstadt künstlerisch betätigten, ist Dagmar Hilarová eine der wenigen Überlebenden. Erst in den Jahren nach der Befreiung habe sie eigentlich zu leben begonnen.

Der Psychiater Walter von Bayer veröffentlichte im Sammelband von Emuna 1970 einen Artikel "Über die Auswirkungen rassistischer Verfolgung und Konzentrationslagerhaft vom Standpunkt des Psychiaters"⁵³⁶

Nach französischen Untersuchungen starben von 38 000 zurückgekehrten Deportierten in den nächsten Jahren nach dem Krieg mehr als ein Drittel. Die Folgen der Lagerhaft waren Gesundheitsprobleme, z. B. frühzeitige Alterung, Hungerdystrophie, Folgen von Misshandlungen und medizinischen Experimenten, Zustände nach Fleckfieber, Lungentuberkulose, schwere Magen-Darmschädigungen und andere durch Lagerhaft verursachte Krankheiten. Zu lange Ruhezeiten in den DP-Lagern hätten sich negativ auf die Wiedergewinnung der Arbeitsfähigkeit ausgewirkt. Später seien globale psychische Veränderungen ohne hirnorganischen Hintergrund hervorgetreten, nicht nur als Folgen von KZ-Haft, sondern auch von Diskriminierung, Degradierung und Depossessierung und der Ermordung von Angehörigen. Der Osloer Psychiater Leo Eitinger bezeugte durch seine Untersuchungen außerdem die Angstsymptomatik. Seit 1. Oktober 1953 gibt es einen Anspruch auf Rente auch bei seelischen und nicht nur bei körperlichen Schädigungen. Bisher habe die Meinung vorgeherrscht, dass die seelischen Schäden nicht bleibend seien, dies habe aber durch die Erfahrung widerlegt werden müssen. So komme es zu chronischer Depressivität und ängstlicher Vermeidung von Gesprächsthemen, die Angst und Verzweiflung erwecken könnten, zu Angstträumen und Schlaflosigkeit. Bei Kindern sei in manchen Fällen Gewissen- und Verantwortungslosigkeit zu beobachten, meist aber Gehemmtheit.

Es stellt sich die Frage, ob man wirklich damals in den offiziellen Behörden dachte, dass die seelischen Schäden nach den extremen Leiderfahrungen des „Dritten Reiches“ vorübergehender Natur seien. Das würde bedeuten, dass zu dieser Zeit eine bemerkenswerte Unkenntnis und auch Ignoranz der menschlichen Seele herrschte. Man stellte sich das menschliche Innenleben offenbar wie einen Gummiball vor, der, sobald die Belastung vorüber ist, wieder in seine ursprüngliche Form zurückfindet.

⁵³⁴ Gottgetreu, Erich: Vom schnellen Vergessen, Anmerkungen am Rande der Publizistik, in: Emuna, Blätter des DKR der Gesellschaften für Christlich-jüdische Zusammenarbeit, Köln, Heft 1/1969, S. 169ff

⁵³⁵ Emuna, Blätter des DKR der Gesellschaften für Christlich-jüdische Zusammenarbeit, Köln, Heft 1/1969, S. 310

⁵³⁶ DKR (Hrsg.): Emuna, Horizonte, Zur Diskussion über Israel und das Judentum, Frankfurt a. M. 1970, S. 65ff

Von der Verdrängung bedrohlicher Gefühle nach dem zweiten Weltkrieg bei den Mitläufern und Schuldigen ist viel geschrieben worden, z.B. von Alexander und Margarete Mitscherlich, „Die Unfähigkeit, zu trauern“. Auch in diesem Zusammenhang unterschätzte man die Alarmsignale der Psyche. Dies könnte auch ein Grund für das mangelnde Einfühlungsvermögen in die Opfer sein. Die Folge ist, dass weitere Generationen mit der Aufarbeitung des Balastes zu tun hatten.

Im Heft 1/1976 erschien ein Auszug aus dem Tagebuch von Erna Becker-Kohn von 1937 - 46, aus dem deutlich wird, wie sie den Holocaust erlebte, so etwa im Jahr 1940:

„Ostern 1940. Täglich verschwinden jetzt Juden, man weiß nicht, was mit ihnen geschieht. Meinen Vetter Herbert hat man in ein Lager in der Nähe von Leipzig gebracht. Nun teilt mir sein alter Vater mit, er habe ein Schreiben erhalten, worin man ihn wissen ließ, dass Herbert im Lager gestorben sei. Furchtbare Dinge geschehen! Nun hat man auch seinen zweiten und letzten Sohn in ein Lager in Berlin gesperrt.“⁵³⁷

Erna Becker-Kohn, Christin jüdischer Abstammung, hatte selbst die Vorurteile über das Judentum verinnerlicht:

„Die Kartage sind für mich furchtbar schwer zu ertragen. Ich breche fast zusammen unter der Schuld, die das Judentum auf sich geladen hat. „Sein Blut komme über uns und unsere Kinder.“ Ist das, was die Juden jetzt erleiden müssen, eine Sühnestrafe für den Mord am Gottmenschen? Doch, dürfen die anderen anklagen oder gar richten? Morden sie nicht Christus täglich?“⁵³⁸

Die Autorin sieht sich selbst außerhalb des Judentumes und des Christentumes, da sie von „dem Judentum“ aber auch von Christen als „den anderen“ spricht.

Im Heft 3/1976 erschien der Bericht einer Lagerärztin als Fortsetzungstext. Ich will auch diesen Text zusammenfassen, weil er eine Besonderheit darstellt: Er ist der erste Zeitzeugenbericht nicht eines Opfers, sondern einer Täterin, oder zumindest einer Frau, die in das Lagersystem involviert war. Besonders ist auch, dass diese Frau nicht vertuschte oder verharmloste, was damals geschehen ist, sondern schonungslos berichtete. Wie die Gesellschaften auch ehemalige Nationalsozialisten aufnahmen, wenn diese bereit waren, Juden als gleichberechtigte Mitmenschen anzuerkennen und sich ihrer Vergangenheit zu stellen, so bot auch Emuna dieser Ärztin ein Sprachrohr, die in ein System geraten war, an dem sie nur unter Gewissensbissen teilnahm. Offenbar hatte sie das Bedürfnis, über diese Verwicklungen zu sprechen.

Edith Kramer lebte bis zum Jahr 1942 in Berlin und führte als Ärztin die Praxis ihres verstorbenen Mannes weiter. Sie beobachtete zu Beginn der vierziger Jahre, dass immer mehr Juden „verschickt“ werden. Sie wurde häufig gerufen, um den Tod von Selbstmördern zu bescheinigen. Im Juni 1942 wurde sie vom Polizeipräsidium nach Posen geschickt. Dort wurde sie dem Frauenarbeitslager „Fort Radziwill“ als Ärztin zugeteilt. Der Lagerführer war ein Sadist, der die Frauen und Mädchen beim kleinsten Anlass mit dem Knüppel schlug. Wegen des Mangels an Bettdecken teilten sich oft zwei Frauen ein Bett. 80 Prozent der Mädchen hatten die Krätze. Operationen mussten ohne Narkose ausgeführt werden. Der Apotheker weigerte sich, die Menge an Krätzesalbe auszugeben, die nötig gewesen wäre. Wegen Flecktyphus war das Lager in Quarantäne. Die Deutsche Arbeitsfront (DAF) veruntreute einen Großteil der für die Mädchen bestimmten Lebensmittel. Die Mädchen waren stark unterernährt. Ein Wachmann rühmte sich, mehrere Juden erschlagen zu haben. Anschließend kam Edith Kramer auf das Lager Antonienhof. Dort waren die Zustände noch schlimmer als in Fort Radziwill. Edith Kramer war es nicht erlaubt, die Diagnose „Hungerödem“ im Tagesbericht zu verwenden. Der Krankenstand durfte nicht höher als 5% sein, obwohl weit mehr der Mädchen und Frauen krank waren.

⁵³⁷ Becker-Kohn, Erna: Tagebuch, in: Emuna, Horizonte, Zur Diskussion über Israel und das Judentum, Frankfurt a. M. 1976, S. 22

⁵³⁸ Ebd. S. 22

Edit Kramer berichtete ihre Erlebnisse und Beobachtungen einfach, um auszudrücken, dass sie Bescheid wusste und das Unrecht, das den Arbeitssklavinnen geschah, kannte. An diesem Artikel zeigt sich deutlich eine zweite, nicht offiziell formulierte Funktion des Deutschen Koordinierungsrates und der Gesellschaften. Sie waren nicht nur für Opfer, sondern in Einzelfällen auch für die Täter und auch für Leute, die beides zugleich geworden waren, des Dritten Reiches eine Art psychologisches Ventil, um mit dem Erlebten fertig zu werden.

Insgesamt erschienen innerhalb der zehn Jahre, in denen Emuna herausgegeben wurde, 14 Artikel, die das Thema Holocaust explizit oder implizit behandelten. Meist sind die Artikel tiefgründig. So wird versucht, etwas über die Motive der Täter herauszufinden und es wird einfühlsam auf das Leid der Opfer eingegangen. Das subjektive Erleben, ausgedrückt in Gedichten, Lebensberichten und im Tagebuch, hat mehr Raum in den Beiträgen als nackte Zahlen oder historische Daten. Dennoch fällt auf, dass das die Katastrophe der Judenvernichtung ganz dezidiert nicht im Vordergrund der Publikationen von Emuna stand, sondern die zu dieser Zeit lebendige jüdische Kultur, die jüdische Geschichte vor dem Holocaust und die Gedichte, Zeichnungen und politischen Ideale, die sich während und trotz der Verfolgung erhalten haben.

7 „Gemeinsamer Gottesdienst“ oder „Gemeinschaftsfeiern“

7.1 Einleitung

Der erste christlich-jüdische Gottesdienst in Deutschland war wahrscheinlich der Gottesdienst in Seesen 1810 zur Eröffnung der Synagoge des „Instituts für arme Judenkinde“ von Israel Jacobsen (vgl. Dankesrede von E.L. Ehrlich bei der Verleihung der Israel-Jacobsen-Medaille an Walter Homolka). Der erste gemeinsame Gottesdienst von Christen und Juden nach dem zweiten Weltkrieg in Deutschland fand Anfang 1967 in der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche in Berlin statt. In den USA gab es Besuche von Rabbinern in christlichen Kirchen, um zu predigen und umgekehrt von Pfarrern in Synagogen in den USA. Es fanden aber, zumindest zu dieser Zeit, keine gemeinsam ausgearbeiteten, durchgehend gemeinschaftlich konzipierten christlich-jüdischen Gottesdienste mit eigener Liturgie statt, wie in Deutschland. Deshalb schrieb Natan Peter Levinson 2004 nicht ohne Stolz in der Aufsatzsammlung „Wenn nicht ich, wer? (...):

„(...) wir haben uns auch nicht darauf beschränkt, religiöse Vorurteile zu bekämpfen, wir haben durch Planung und Durchführung ökumenischer Gottesdienste mit den Juden hier in Deutschland Pionierarbeit geleistet.“⁵³⁹

Der Vorstand des Deutschen Koordinierungsrates der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit organisierte die erste gemeinsame Feier und gestaltete sie zusammen mit Berliner Geistlichen. Die Feier war als Bittgottesdienst konzipiert. Der Grund war der Ausbruch des Sechs-Tage-Krieges zwischen Israel und seinen Nachbarländern Ägypten, Jordanien und Syrien. So stand die gemeinsame Fürbitte um Frieden im Mittelpunkt des Gottesdienstes. Die Verwirklichung dieses christlich-jüdischen Gottesdienstes erregte damals Aufsehen auf der ganzen Welt und fand auch Eingang in eine in Israel herausgegebene Dokumentation.⁵⁴⁰ Seitdem haben sich die gemeinsamen Gottesdienste, heute „Gemeinschaftsfeiern“ genannt, sehr schnell etabliert und institutionalisiert. Zur Umbenennung teilte FJE-Mitglied Christoph Knack auf der Woche der Brüderlichkeit 2007 mit, dass man vermeiden

⁵³⁹ Levinson, Natan Peter: 20 Jahre GcJZ, in: Münz; Christoph; Sirsch, Rudolf: Wenn nicht ich, wer? Wenn nicht jetzt, wann? Zur gesellschaftspolitischen Bedeutung des Deutschen Koordinierungsrates der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit, Münster 2004, S. 157

⁵⁴⁰ Levinson, Natan Peter: Gemeinsame Gottesdienste?, in: Münz; Christoph; Sirsch, Rudolf: Wenn nicht ich, wer? Wenn nicht jetzt, wann? Zur gesellschaftspolitischen Bedeutung des Deutschen Koordinierungsrates der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit, Münster 2004, S. 198

wollte, dass das Mißverständnis entstünde, diese Feiern entsprächen einem christlichen Gottesdienst. Auf der Woche der Brüderlichkeit 1968 veranstalteten GcjZ bereits vier solche Gottesdienste.⁵⁴¹ Nachdem sie zunächst unregelmäßig und ausschließlich unter der Leitung von DKR-Mitgliedern stattfanden, finden sie heute regelmäßig zwei mal im Jahr zur Woche der Brüderlichkeit und zu den Katholikentagen statt. Organisiert werden sie heute :

Für die Woche der Brüderlichkeit vom Deutschen Koordinierungsrat

Für die Katholikentage von der Arbeitsgruppe „Juden und Christen“ beim Zentralkomitee der deutschen Katholiken unter Mitwirkung von DKR-Präsidiumsmitglied Rabbiner Henry G. Brandt.

Im folgenden Kapitel wird darauf eingegangen, warum der Entschluss sich durchsetzte, gemeinsame Gottesdienste zu veranstalten und dies nicht nur bei den Gesellschaften, sondern auch bei den Katholikentagen.

(Die Evangelischen Kirchentage führten gemeinsame Gottesdienste nur zeitweise aus und stellten bereits vor einigen Jahren diese Feiern ein. Der Streit drehte sich um das Problem „Judenmission“.)⁵⁴²

7.2 Vorgeschichte zum ersten gemeinsamen Gottesdienst

7.2.1 Der erste Gottesdienst: Entstanden aufgrund einer Krisensituation

Die Vorgeschichte ist aus heutiger Sicht so zu interpretieren, dass trotz konträrer Verlautbarungen (wie z.B. die Satzung von 1951), die Idee einer Gebetsgemeinschaft immer näher rückte. Die regelrechte Einführung gemeinsamer Gottesdienste erfolgte jedoch nicht allmählich, sondern relativ abrupt und aufsehenerregend. Der Entschluss fiel durch den seelischen Stress aufgrund des Nahostkonfliktes, der die Gemüter der DKR- und GcjZ-Mitglieder schwer belastete. Dass man in dieser Situation, als man das gemeinschaftliche friedliche Streben nach kultureller Toleranz gefährdet sah, gemeinsam zu beten begann erklärt sich durch das Bedürfnis nach religiösen Handlungen in unkontrollierbaren Situationen. Außerdem ist es durch den starken Wunsch, die Gemeinschaft aufrecht zu erhalten, zu erklären.

Die Absicht war es, gemeinsam um Frieden im Nahen Osten zu beten. Der Gottesdienst wurde von den damaligen Vorsitzenden des Deutschen Koordinierungsrates, Levinson, Eckert, Stöhr, Kirchholtes, Cahn, Fingerle, Freudenberg, Giesberts, Kraus, Linz, Plaut und Vogt unter Mitwirkung maßgeblicher Berliner Geistlicher organisiert. Welche Geistliche dies genau waren, konnte nicht mehr ausfindig gemacht werden.

„1967 während der Jahrestagung aller GcjZ war ein weiterer Meilenstein das erste gemeinsame Gebet von Juden und Christen in der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche aus Anlass des Sechs-Tage-Krieges mit einer Fürbitte für das gefährdete Israel. Seitdem wird die damals spontane Aktion bei besonderen Gelegenheiten wiederholt. Es haben sogar schon orthodoxe Rabbiner teilgenommen und der Vatikan hat gemeinsame Gebete in seine Empfehlung aufgenommen.“⁵⁴³

Dieser Schritt zog noch keine Massenbewegung nach sich, aber er war eine friedliche Revolution im Verhältnis von Christen und Juden.

Zwei Fragen stellen sich im Zusammenhang mit dem ersten gemeinsamen Bittgottesdienst 1967 in Berlin:

⁵⁴¹ Levinson, Natan Peter: 20 Jahre GcjZ, in: Münz; Christoph; Sirsch, Rudolf: Wenn nicht ich, wer? Wenn nicht jetzt, wann? Zur gesellschaftspolitischen Bedeutung des Deutschen Koordinierungsrates der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit, Münster 2004, S. 157

⁵⁴² Heinz, Hanspeter; Homolka, Walter: Juden und Christen beten zum gemeinsamen Gott, Wege und Irrwege christlich-jüdischer Gebetsgemeinschaft,

http://www.whomolka.de/PDFs/Beten_gemeinsam.pdf, Abrufdatum: 25.02.2009, S. 1

⁵⁴³ Zeyden, Maya: Umgang mit der Tradition des Anderen, Vortrag für Bet Deborah, http://www.berlin-stadtderfrauen.de/sarah-hagar/koop_veranst/zehden.doc, Erscheinungsdatum: 25.05.2003, Abrufdatum: 14.02.2009

1. Warum wählte der Koordinierungsrat gerade einen Gottesdienst als Mittel der Konfliktlösung? Bzw.: Warum blieb der Koordinierungsrat nicht bei seinen bisherigen Mitteln, wenn es um kulturelle bzw. Interessenskonflikte ging: Aufklären, Informieren, Erziehen?
2. Warum war gerade der Ausbruch des Sechs-Tage-Krieges der Anlass, der ein grundlegendes Umdenken in bezug auf gemeinsame Gottesdienste erwirkte?

Zu 1.) Man wollte ein leicht verstehbares Zeichen für Gemeinsamkeit setzen

Zunächst zur ersten Frage, warum gerade das „Medium Gottesdienst“ in der Krisensituation zum Einsatz kam und nicht die sonst üblichen Veranstaltungen, Aufrufe, Appelle oder Seminare. Die Veranstalter wollten nicht nur von Frieden reden, sondern ihn auch demonstrieren, indem sie als Vertreter verschiedener religiöser Richtungen gemeinsam beteten.

Bis 1967 hatten die verschiedenen Ausschüsse des DKR und der Gesellschaften vorwiegend versucht, humanistisch und im Sinne der Aufklärung zu wirken, aber nicht durch religiöse Feste oder Gebete. Appelle an die Vernunft der deutschen Bevölkerung, durch Reden und Aufrufe, Buchveröffentlichungen und Kurse für Lehrer und Theologen sollten bis dahin den Gedanken der Brüderlichkeit verbreiten. Der Erfolg wuchs langsam, aber stetig, messbar am Rückgang des Antisemitismus. (Wobei natürlich berücksichtigt werden muss, dass an diesem Rückgang nicht allein die Gesellschaften und der DKR, sondern auch gleichgesinnte andere Vereine beteiligt waren.)

In gewisser Weise waren Kurse, Bücher und Appelle die Wegbereiter für eine größere menschliche Nähe zwischen Christen und Juden. Aber die Nähe war lange Zeit, bis Ende der achtziger Jahre, nur innerhalb der „Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit“ vorhanden, nicht aber überall, wo jüdische Gemeinden lebten. Im Gegenteil, Ängste und Aversionen gegen Juden waren noch lange nicht überwunden. Erst als auch die Organisatoren von „Massenveranstaltungen“, z.B. Kirchen- und Katholikentage, zunächst das Thema Judentum und dann auch interessierte Juden mit einbezogen, fand auch die „Durchschnittsbevölkerung“ Zugang und entwickelte langsam eine größere Offenheit dem Judentum und Juden gegenüber. Diese Entwicklung setzte aber erst 1971 ein. (s.u.)

Bis zu diesem Wendepunkt war es ein Anliegen des DKR und der Gesellschaften, das Judentum zunehmend ins christliche Bewusstsein zu rufen, indem man auf die Bedeutung des „Alten Testaments“ aufmerksam machte, auf die Gefahr des „Marcionismus“ (das heißt, Ignoranz des Judentums durch Übergehen des „Alten Testaments“) hinwies und sich bemühte, mehr Sensibilität für die jüdische Sichtweise in Homilie und Auslegung zu bewirken. Immer wieder wiesen besonders die Religionswissenschaftler Schalom Ben-Chorin und *Pinchas Lapide* darauf hin, wie viel Kulturgut bei Christen und Juden identisch ist, aber in der Bevölkerung nicht als gemeinsames Gut rezipiert wird.

Gemeinschaftliche Gottesdienste waren bis 1967 auch für den DKR bzw. die GcJZ kein Thema, obwohl der DKR durch seine stetige Aufklärungsarbeit den Boden für eine weitergehende, auch spirituelle Zusammenarbeit schuf. Jedoch hatte der DKR sich in der ursprünglichen Satzung von 1951 dagegen ausgesprochen. Außerdem waren Juden und Christen in den fünfziger und sechziger Jahren noch sehr stark damit beschäftigt, überhaupt wieder zur eigenen Religion zurückzufinden. Zu erschütternd war für gläubige Menschen die Erkenntnis, zu welchen Verbrechen „der Mensch“, der doch nach der Bibel als Ebenbild Gottes geschaffen war, bei der Schoah alles fähig war.⁵⁴⁴

⁵⁴⁴ An den Aussagen von Elie Wiesel („Gott ist gestorben“) und an den Gedichten von Paul Celan und Nelly Sachs ist deutlich zu erkennen, dass die jüdische Kultur in Europa sich nach dem Zweiten Weltkrieg so grundlegend gewandelt hat, dass religionskritische und zweifelnde Stimmen stärker zum Tragen kamen. Doch auch nichtjüdische Schriftsteller wie Wolfgang Borchert und Hans Peter Richter vermittelten ein Weltbild, das fragil geworden war und nicht die Gewissheit eines liebenden Gottes vermittelte. Zu erwähnen wären hier die Kurzgeschichte von Wolfgang Borchert „Aber nachts schlafen die Ratten doch“ (1947), in der ein kleiner Junge am Ende des Krieges seinen toten Bruder bewacht, damit ihn die Ratten nicht fressen. Getröstet wird der Kleine nicht etwa mit der Erklärung, dass sein Bruder nun im Himmel sei, sondern dass die Ratten nachts auch schlafen müssen und er sich deshalb ruhig ins Bett legen könne.

Der jüdische Philosoph Hans Jonas beschäftigte sich in den fünfziger Jahren aus naheliegenden Gründen mit der Theodizeefrage. Sein Buch „Gnosis und spätantiker Geist“, in dem er die Frage nach dem Ursprung des Bösen und der Macht Gottes aus gnostischer Sicht darstellte, fand große Aufmerksamkeit und erschien 1966 zum zweiten Mal.⁵⁴⁵

Die „Festung des Glaubens“ geriet bei der Reflexion über die Kriegsverbrechen der Nazis bei vielen religiösen Menschen ins Wanken. Umso schwerer fiel es sowohl Juden wie auch Christen in der Regel, sich auch noch mit einer *anderen* Religion intensiv zu befassen, geschweige denn, mit bisher fremden Elementen zu *feiern*. Eine Ausnahme bildeten die Christen der Nachkriegszeit, die plötzlich in Scharen zum Judentum übertreten wollten. Hier vermuteten Rabbiner – aus dem Kontext nachvollziehbar – dass die betreffenden Christen vor ihren Schuld- und Schamgefühlen davonlaufen wollten, indem sie ihre religiöse Identität wechselten. Außerdem vermutete man, dass die Konvertiten, die im übrigen meist abgelehnt wurden, wenig wirklichen Bezug zum Judentum hatten.

Dem DKR und den Gesellschaften ging es nicht um einen „billigen“ Wechsel der Religion oder übereilte religiöse Annäherung, sondern um fundierte Informationen und Argumente für die Akzeptanz des Judentums in der deutschen Gesellschaft. Die Bevölkerung sollte lernen, dass Angleichung nicht nötig war, um einander zu respektieren. Jahrzehntlang funktionierte das Vorgehen durch Argumente, nach dem Motto „Steter Tropfen höhlt den Stein“, trotz wiederholter und frustrierter Klagen auf den Mitgliederversammlungen. Beklagt wurde vor allem, wie stark doch trotz der Bemühungen der Mitglieder um intellektuelle Aufklärung die Rechtsradikalen mit einfachen und plakativen Schlagworten in der deutschen Gesellschaft die öffentliche Meinung beeinflussen konnten, wie wenig dagegen die christlich-jüdische Zusammenarbeit wahrgenommen wurde.

Doch dann kam der Vorstand des DKR an einen Punkt, an dem er durch rationale Argumente nichts bewirken konnte, sich hilflos fühlte: Der Nahostkonflikt eskalierte, Israel schlug im Sechstagekrieg einen Weg ein, der nicht dem Vorbild an Gemeinschaftlichkeit und Gerechtigkeit entsprach, das die im christlich-jüdischen Dialog engagierten Deutschen bisher in diesem Staat gesehen hatten. An diesem Punkt entschied sich der Vorstand zu einer demonstrativen und einfach zu verstehenden Handlung: Den gemeinsamen Gottesdienst. Die Mitglieder wollten damit zeigen: Wenn wir uns so gut verstehen, dass wir einen gemeinsamen Gottesdienst veranstalten können, dann könnt ihr – Zuschauer, Neugierige – das auch. Gleichzeitig sendete der DKR damit ein Signal nach Israel: Wenn sich hier in Deutschland Christen und Juden zusammentun, um für den Frieden zu beten, dann besteht auch Hoffnung für Juden und Muslime, sich irgendwann besser zu verstehen.

Die Bedeutung von Ritualen als Medien der Sicherheit ist in der Religionswissenschaft mehrfach untersucht worden. Christoph Auffahrt fasste im „Metzler Lexikon Religion“ zusammen:

„Erst im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts wurde die Bedeutung der Rituale als „symbolisches Handeln“ neu verstanden und ihre katalysatorische und expressive Funktion herausgestellt. Rituale bilden ebenso einen Mantel der Sicherheit gegen die Risiken des Alltags wie sie kollektiv ein festliches Durchspielen von Geschichte und Zukunft, Erinnerung und Experiment bilden.“⁵⁴⁶

Der DKR erzielte damit sogar mehr Wirkung als mit der Woche der Brüderlichkeit: Das Engagement für mehr Gemeinsamkeit erkannten Zeitungsleser auf der ganzen Welt.

In der Geschichte „Damals war es Friedrich“ von Hans Peter Richter wird schonungslos geschildert, wie eine jüdische Familie durch den Nazi-Terror zugrunde geht, ohne dass die Nachbarn eingreifen können oder wollen. Implizit ist in all diesen Texten die Frage danach enthalten, wie unter diesen Umständen das Bild eines liebenden Gottes aufrecht erhalten werden kann.

⁵⁴⁵ Seine eigenen Überlegungen brachte er in dem Buch: „Gedanken über Gott. Drei Versuche“ (Frankfurt 1994) auf den Punkt. Eva Auf der Maur fasste im Freiburger Rundbrief zusammen: „Wäre Gott allmächtig, wie könnte er das Böse zulassen und für uns Menschen, seine Geschöpfe, noch verständlich sein? Ein absolut unverständlicher Gott ist unannehmbar. Ein unverstehbarer Gott, der allmächtig ist und trotzdem das Böse duldet, das er aufheben könnte in seiner Allmacht, erweist sich für Jonas als absurd“ (Auf der Maur, Eva: Hans Jonas, Gedanken über Gott. Drei Versuche, in: Freiburger Rundbrief, Zeitschrift für christlich-jüdische Begegnung, Jahrgang 3/1996, S. 47)

⁵⁴⁶ Auffahrt, Christoph; Bernard, Jutta: Metzler Lexikon Religion, Band 3, Stuttgart 2000, S. 219

Doch warum gerade dieser Anlass – der Sechs-Tage-Krieg – zu einem Umdenken führte, sind hier verschiedene Aspekte zu berücksichtigen.

Zu 2.) Die Bevölkerung Israels sah sich existentiell bedroht, Israel geriet in die Kritik der Kirchen

Der Leidensdruck war in diesem Fall besonders hoch, weil die Bedrohung für Leib und Leben der Bevölkerung in Israel mit der Bedrohung der christlich-jüdischen Einigkeit zusammenfiel.

Die erneute Bedrohung jüdischen Lebens nach der Erfahrung des Zweiten Weltkrieges und das Leiden der palästinensischen Bevölkerung unter dem Krieg empfanden die Vorstandsmitglieder des DKR als Katastrophe. Dazu kam die spirituelle Krise: Nachdem einige jüdische Intellektuelle, darunter Schalom Ben-Chorin, die Entstehung des Staates Israel als „Zeichen Gottes“ gewertet hatten, dass Gott sein Volk Israel doch nicht verlassen hatte, musste der Ausbruch eines so schwerwiegenden Konfliktes auch als Konflikt Gottes mit dem Volk der Juden angesehen werden.

Außerdem waren viele Christen entsetzt, Israelis nun vorwiegend als Soldaten zu sehen.

Die Reaktionen fielen je nach politischer Orientierung unterschiedlich aus, doch emotional waren sie allemal. Die Linke reagierte zunächst noch solidarisch mit Israel. Innerlich nicht ganz unbeteiligt schrieb Martin Kloke darüber:

„Als sich Israel Anfang Juni 1967 der Eskalationsstrategie der arabischen Anrainerstaaten durch einen Präventivschlag zu erwehren suchte, wurde der jüdische Staat auch hierzulande von einer Welle der Sympathie erfasst. Nicht zuletzt linke Strömungen beteiligten sich an zahlreichen Solidaritäts-Aktionen. Unter dem Eindruck einer monströsen antiisraelischen Rhetorik der arabischen Kriegspropaganda schien es zunächst, als falle der deutschen Linken, wie bereits in den 1950er- und 1960er Jahren, eine besondere moralische Verantwortung für die Existenz des jüdischen Staates zu.“⁵⁴⁷

Betrachtet man nur diese Seite des Geschehens, so fragt man sich, warum der DKR es nicht auch bei einer Solidaritätskundgebung beließ. Doch es kam hinzu, dass Amtsträger der Kirchen wenig Verständnis für Israel zeigten und somit der christlich-jüdische Dialog belastet war.

Im Gegensatz zu landläufigen Überzeugungen waren die Spannungen zwischen Juden und Christen, bzw. Israel und den christlichen Kirchen noch nie so ernst⁵⁴⁸,

schrrieb Natan Peter Levinson über die Zeit des Sechs-Tage-Krieges.

Evangelische Christen reagierten z.B. kurz nach den Solidaritätskundgebungen linker Aktivistinnen auf das Kriegsgeschehen, indem sie beim Evangelischen Kirchentag 1967 vom 16. bis 20. Juli die Arbeitsgruppe „Juden und Christen“ vom Tagesprogramm strichen.⁵⁴⁹

Insofern befand sich der DKR in einer riskanten Krisensituation, in der es nötig war, demonstrativ zu den jüdischen Mitgliedern zu stehen.

Hinzu kam, dass der Konflikt in Israel von Deutschen ideologisch überhöht wurde.

Israel war für deutsche Juden nicht nur ein Staat, es war ein Symbol für die „Auferstehung“ des jüdischen Volkes und galt als Ideal des Zusammenlebens. Gingen junge jüdische Leute nach Israel, so sprach man von „Aufstieg“ (Ahlija).

⁵⁴⁷ Kloke, Martin: Israel – Alptraum der deutschen Linken? <http://www.compass-infodienst.de>, Erscheinungsdatum: Januar 2007, Abrufdatum: 5.6.2007, S. 2, auch erschienen in: „Exklusive Solidarität. Linker Antisemitismus in Deutschland“

⁵⁴⁸ Levinson, Natan Peter: 20 Jahre GcJZ, in: Münz; Christoph; Sirsch, Rudolf: Wenn nicht ich, wer? Wenn nicht jetzt, wann? Zur gesellschaftspolitischen Bedeutung des Deutschen Koordinierungsrates der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit, Münster 2004, S. 153

⁵⁴⁹ Levinson, Natan Peter: 20 Jahre GcJZ, in: Münz; Christoph; Sirsch, Rudolf: Wenn nicht ich, wer? Wenn nicht jetzt, wann? Zur gesellschaftspolitischen Bedeutung des Deutschen Koordinierungsrates der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit, Münster 2004, S. 154

Nach dem sechs-Tage-Krieg nahmen manche Christen hingegen Schwierigkeiten in Israel als Beweis dafür, dass eigentlich nicht Juden, sondern Christen die Anwesenheit im „Heiligen Land“ besser anstünde. Dies äußerten sie zwar nicht explizit, aber implizit, als in den öffentlich-rechtlichen Fernsehsendern wiederholt die Rede davon war, dass Israel aus Rachegelüsten (Aug´um Auge, Zahn um Zahn) Krieg führte und demgegenüber das „christliche“ Verzeihen kontrastiert wurde. Auch die Magazine Focus und Spiegel bemühen im Zusammenhang mit dem Nahostkonflikt heute noch immer die Erklärung, Israel „räche“ sich an den Palästinensern. Dass der jüdische Feiertag Jom Kippur, der Versöhnungstag, das höchste Fest im Jahreslauf ist, fiel dabei unter den Tisch, auch, dass Ägypten Israel 1973 während einer Waffenruhe gerade an diesem Festtag angegriffen hatte. Aus der Sicht vieler Israelis steht nicht der Rachedanke, sondern die Angst vor der totalen Vernichtung im Vordergrund ihres strategischen Denkens.

Für den DKR und für die Gesellschaften war es von Vorteil, wenn man ein positives Israelbild vermitteln konnte, um die Sympathien für Juden hierzulande zu fördern. Der DKR war bis 1964 stets für die Aufnahme diplomatischer Beziehungen zwischen der BRD und Israel eingetreten. Er hatte sich auch in strittigen Situationen hinter Israel gestellt. Gleichzeitig aber war er für das friedliche Zusammenleben der Kulturen. Da dies in Israel sichtlich nicht gelang, entstand ein Dilemma. Israel galt durch die Besetzung des Sinai und der Golanhöhen auch in linken Kreisen nicht mehr als friedlicher Staat. Die Folge war, dass außer der Existenz des jüdischen Staates auch die langwierig aufgebaute Vertrauensbasis zwischen Christen und Juden bedroht war.

7.2.2 Das Umfeld und die historische Situation: „Ich dachte, ihr hättet Hörner auf“

Der DKR war 1967 seiner Zeit weit voraus, indem er einen christlich-jüdischen Gottesdienst veranstaltete. Die „Massen“ begannen sich erst Ende der achtziger Jahre genauer für das Judentum zu interessieren.

Bis in die achtziger Jahre des letzten Jahrhunderts herrschte in der deutschen Bevölkerung noch weitgehend Unkenntnis darüber, wie die Anhänger der jeweils anderen Religion bzw. Konfession (also Katholiken, Evangelische, Juden) überhaupt beten. Die Situation zwischen Christen und Juden wurde 1999 von Rita Süßmuth, heute Mitglied des DKR-Kuratoriums, wie folgt beschrieben:

„In einer Stadt wie Essen (600.000 Einwohner) lebten 80 Juden. Es gab drei größere Gemeinden: Berlin, Frankfurt und München. (...) Was bedeuten diese Zahlen für mehr als 40 Jahre Nachkriegsgeschichte? Der Durchschnittsbürger konnte kaum einen in Deutschland lebenden Juden kennenlernen. Er erfuhr – insbesondere seit den 70er Jahren – mehr und mehr über den Holocaust, aber über das Judentum, über 1600 Jahre jüdischer Geschichte in Deutschland erfuhr der Durchschnittsbürger fast nichts. Hinzu kam, dass die Überlebenden selbst nach ihrer Identität suchten, die Geschichte der Juden in Deutschland neu interpretierten. Ich erinnere mich an zentrale Auseinandersetzungen um jüdische Integration, Symbiose oder die Identitätsfragen „deutscher Jude“ im Gegensatz zu „Jude in Deutschland“. Es entwickelte sich in all den Jahren eher ein Nebeneinander, aber kein oder wenig Miteinander.“⁵⁵⁰

Rita Süßmuth berichtete vom Zustand in den siebziger Jahren. Charlotte Knobloch gab in einem Interview von 1999 die Zeit, als Ignatz Bubis Vorsitzender des Zentralrats der Juden war, als Wendepunkt im allgemeinen christlich-jüdischen Verhältnis an (Bubis wurde 1989 Zentralratsvorsitzender.) Nach ihrer Erinnerung begann in dieser Zeit die Popularität von Synagogenführungen. Heimlich gehegte Ängste und Vorurteile brachten viele Synagogenbesucher durch ihre Fragen erstmals auf den Tisch gebracht und überwanden sie. Dabei kamen auch absurde und phantastische Vorstellungen zutage, die gleichwohl ausdrückten, dass die Betroffenen Angst vor Juden hatten.

⁵⁵⁰ Süßmuth, Rita: Vernichtung des Judentums und Neuanfang, in: Erler, Hans; Koschel, Ansgar: Der Dialog zwischen Juden und Christen, Versuche des Gesprächs nach Auschwitz, Frankfurt a.M. 1999, S. 43

„Das Interesse am Kennenlernen des Judentums ist vorhanden. Es gibt sehr viele, die kamen und sagten, dass sie nicht viel von den Juden wissen. Als meine Tochter in die Kollegstufe kam und der Klassenverband nicht mehr vorhanden war, fragte sie ein Junge, ob sie Jüdin wäre. Sie bestätigte dies. Er antwortete: „Was! Ich dachte immer, ihr hättet Hörner auf.“ Viele kannten uns gar nicht, und erst in den letzten Jahren ist das Interesse sehr gestiegen. Es war Bubis, der das bewirkte. Bei uns zeichnet sich das ab, indem wir bestürmt werden, Synagogenführungen durchzuführen. Wir sind bis zur Mitte nächsten Jahres schon ausgebucht.“⁵⁵¹

Vereinzelt kam es vor dem ersten gemeinsamen Gottesdienst 1967 vor, dass Christen eine Synagoge besuchten, in seltensten Fällen, dass Juden eine christliche Kirche besuchten, aber nie, dass man gemeinsam einen Gottesdienst ausgearbeitet und gestaltet hätte.

Ängste und Vorbehalte waren bei Katholiken, bei Protestanten und bei Juden da. Während bei Christen zum Teil noch die abstrusen Vorstellungen aus antijüdischer Polemik existierten, von „Gottesmördern“, die kleine Kinder schlachten und es nur auf das Geld abgesehen haben, hatten manche Juden aufgrund der jahrhundertelangen Unterdrückung und Verfolgung eine Aversion gegen Jesus Christus und gegen Kruzifixe aufgebaut. Kruzifixe jagten vielen Juden einen regelrechten Schrecken ein.

Vorbehalte gegen christliche Gottesdienste von jüdischer Seite sind auch heute noch verbreitet:

„Bis heute weigern sich viele Juden, am christlichen Gottesdienst teilzunehmen. Dies hat eine lange Geschichte. Christen sollten Juden nicht zur Teilnahme am christlichen Gottesdienst drängen, er gelte für viele Juden als „Fremdkult“, heißt es im Lexikon der Jüdisch-Christlichen Begegnung. Wohl aber könnten Christen sich zu jüdischen Gottesdiensten einladen lassen. Das war keineswegs immer so, es ist eine neue Entwicklung in allen Zweigen des modernen Judentums, außer bei den Ultraorthodoxen. Freilich kennt das Judentum schon zu biblischen Zeiten eine beschränkte Zulassung von Nichtjuden zum eigenen Kult.“⁵⁵²

Die Frage ist allerdings, ob man bei der Ablehnung, an einem christlichen Gottesdienst teilzunehmen, vom „Weigern“ sprechen kann, denn in den seltensten Fällen laden Christen Juden tatsächlich zum Gottesdienst ein. Wenn Juden dann ablehnen, an diesem teilzunehmen, liegt es an der Ambivalenz der Situation: Welche Rolle könnten heutige Juden in einem christlichen Gottesdienst übernehmen, bei dem ihre Vorfahren doch immer als die Anderen, Außenstehenden, eben diejenigen, die Jesus Christus kritisch betrachten, in den Texten des Neuen Testaments und der Apostelbriefe auftreten?

Abgesehen von „Fremdkult“ dürfte es auch lange Zeit für Juden abschreckend gewesen sein, die Darstellung des Judentums im katholischen oder evangelischen Gottesdienst zu erleben. Nicht nur die unhinterfragte Selbstbeschreibung als „Volk des Neuen Bundes“, die mit einer Abwertung des „Alten Bundes“ einherging, in Gottesdiensten schockierte Juden, sondern auch bestimmte Gebete und Texte:

„So war es ein unerträgliches Ärgernis für Juden, das ihnen die Wertschätzung und Teilnahme an der katholischen Liturgie verwehrte, wenn bis 1970 am Karfreitag eine Fürbitte „für die treulosen (perfid) Juden“ gesprochen wurde. Und was müssen Juden heute noch empfinden, wenn in der christlichen Liturgie die Matthäus-Passion verlesen wird und sie den wegen seiner blutigen Wirkungsgeschichte schrecklichen Vers hören: „Da rief das ganze Volk: Sein Blut komme über uns und unsere Kinder!“ (Mt 27,25). Man kann diesen Satz zwar nicht streichen, aber hier müsste der Priester oder Lektor unterbrechen und ein kommentierendes Wort gegen den Vorwurf der Kollektivschuld sagen!“⁵⁵³

⁵⁵¹ Schöne, Hubert: Charlotte Knobloch im Gespräch mit Hubert Schöne, in: BR-Online (Hrsg.): Alpha-Forum, Sendung vom 06.09.1999

⁵⁵² Heinz, Hanspeter: Religiöser Raub? – Wege und Irrwege christlich-jüdischer Gebetsgemeinschaft, in: Herderkorrespondenz 2003

⁵⁵³ Heinz, Hanspeter: Religiöser Raub? – Wege und Irrwege christlich-jüdischer Gebetsgemeinschaft, in: Herderkorrespondenz 2003

Doch auch Christen hielten sich lange davor zurück, jüdische Gottesdienste zu besuchen, es sei denn, Juden aus der Gemeinde luden sie ausdrücklich dazu ein. Besonders judäophob⁵⁵⁴ zeigen sich bis heute die Piusbrüder, deren Vorsitzender in Deutschland 1989 verlauten ließ:

„Wir sehen mit Trauer Papst Johannes Paul II. und nun auch Papst Benedikt XVI. in eine jüdische Synagoge gehen. Wir sehen mit Trauer Johannes Paul II. die verschiedenen Weltreligionen nach Assisi zum gemeinsamen Gebet um den Frieden rufen. Dabei sagte er ausdrücklich, man müsse das Assisi-Geschehen im Lichte des II. Vatikanums sehen, und das II. Vatikanum von Assisi rückschauend verstehen. Aber zu welchem Gott will man überhaupt beten? (...) Und dann muss sich der Papst die Frage gefallen lassen: Misst er dem Gebet anderer Religionen als Religionen einen positiven Wert bei, oder, was aufs Gleiche hinausläuft, gibt es andere Vermittler zwischen Gott und den Menschen als den Gottmenschen Jesus Christus und seine von ihm gestiftete Kirche?“⁵⁵⁵

Hätte man die gemeinsamen Gottesdienste bei den Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit abrupt initiiert, ohne jahrzehntelange Vorgeschichte gemeinsamen ethischen Engagements und des gemeinsamen Diskurses, so wäre diese Gefahr mit Sicherheit auch innerhalb der „Gesellschaften“ hoch gewesen. Doch 1967 existierte bereits so viel „common sense“, dass dies vermieden werden konnte. Anknüpfungspunkte an eine gemeinsame Geschichte waren reaktiviert worden, man erinnerte an die Bedeutung des „Alten Testaments“ eo ipso (also nicht nur als vorgebliche Ankündigung Jesu Christi).

Die heutigen Juden, die sich an der Entwicklung einer gemeinsamen Verständigungs-Basis beteiligten, kannten das Christentum sehr gut und waren z.T. sogar konvertiert. Einige hatten Religionswissenschaft studiert und konnten dadurch, obwohl sie sich als gläubige Menschen verstanden, auch eine distanzierte, wissenschaftliche Haltung einnehmen. Sie waren allerdings auch von (anderen) „Christen“ schwer enttäuscht worden, denn sie mussten fast alle auswandern oder verbrachten die Jahre des Nationalsozialismus verfolgt und im KZ. Deshalb war ihr Blick auf ihre neuen Partner zwar wohlwollend, aber auch wachsam, genau beobachtend und oft sprachen sie auch Ermahnungen aus. Auch heute lässt sich das jüdisch-christliche Verhältnis noch als wohlwollend-kritisch beschreiben.

7.2.3 Voraussetzungen für die Gemeinschaftsfeiern

Gemeinsame Gottesdienste hätten nicht direkt nach dem Zweiten Weltkrieg stattfinden können. Dazu brauchte es einer kontinuierlichen Pflege der Gemeinsamkeit, die erst eine Vertrauensbasis schaffte.

Dass gemeinsame religiöse Feiern zur Tradition geworden sind und als Bindeglied der drei religiösen Richtungen katholisch, evangelisch und jüdisch mittlerweile seit 41 Jahren da sind, bedurfte bestimmter Voraussetzungen:

1. Gemeinsame religionsübergreifende Ziele,
2. Bereitschaft zum Kompromiss von Katholiken, Evangelischen und Juden,
3. Progressive Interpretation der biblischen Botschaften und
4. Gleichgesinnte auch außerhalb des Vereins/Unterstützung durch kirchliche Leitlinien.

Wie dies alles zusammenkam soll im Folgenden erläutert werden.

1. Gemeinsame religionsübergreifende Ziele

a.) Einleitung

Der Schritt hin zur Gemeinschaftsfeier war nur möglich im bereits institutionalisierten und etablierten Rahmen der Vereinsarbeit der Gesellschaften und des DKR. Dort hatte man im Laufe der Zeit so viele ethische Gemeinsamkeiten zwischen Judentum und Christentum entdeckt und konkret positiv erlebt (Gebot der Nächstenliebe, Gebot der Gastfreundschaft, Soli-

⁵⁵⁴ (Dies ist eine Wortschöpfung, um die emotionalen Statements der Piusbrüder zu charakterisieren.)

⁵⁵⁵ Schmidberger, Franz: Die Zeitbomben des Zweiten Vatikanischen Konzils, Vortrag, gehalten am 9. April 1989 in Mainz, Stuttgart 1989, S. 12

darität mit den Armen, die Achtung des Menschen als Abbild Gottes usw.), dass die liturgischen Unterschiede beim Gottesdienst immer weniger ins Gewicht fielen. Bemerkenswert ist die schnelle Wandlung der Einstellungen – von einer Ablehnung gemeinsamer Gottesdienste als Religionsvermischung hin zur Befürwortung gemeinsamen Betens - unter dem Druck des Nahostkonfliktes dennoch. Hatte der DKR doch noch 1951 formuliert:

„Bei alledem wollen die Gesellschaften keinerlei Kompromisse zwischen den religiösen Bekenntnissen anstreben oder begünstigen, die verschiedenen Glaubensüberzeugungen nicht auf einen gemeinsamen Nenner bringen, sich auf keine gemeinsamen Gottesdienste einlassen und die Meinung nicht vertreten oder begünstigen, eine Religion oder Konfession sei so gut wie die andere (Indifferentismus).“⁵⁵⁶

Lehnte man zu Beginn der Vereinsgeschichte gemeinsame Gottesdienste noch ausdrücklich ab, so änderte sich die Situation bis 1967 ins Gegenteil und die Zusammenarbeit begann sich auch auf die gemeinsame Gestaltung von Gottesdiensten auszudehnen.

Theologische oder religiöse Streitfragen nehmen die meisten Mitglieder auch deshalb nicht als wirkliches Problem wahr, weil sie im Sinne des Zweiten Vatikanischen Konzils davon ausgehen, dass derjenige, der nach Gott sucht, nicht vom „Heil“ ausgeschlossen sein kann, auch wenn er zu anderen Schlüssen kommt. Alle sind gemeinsam auf dem Weg, keiner hat *die* Wahrheit für sich gepachtet. Insofern passiert es auch, dass die zwischenmenschliche Harmonie höher eingestuft wird als der Streit um Dogmen oder Gesetze, selbst um das Dreifaltigkeitsdogma. Auseinandersetzungen um innerreligiöse Streitfragen oder verschiedene Vorstellungen zwischen den Religionen stufen die Mitglieder in vielen Fällen als geringfügig ein, weil sie diese gegenüber dem Gebot der Nächstenliebe für unerheblich erachten.

Eine Rolle spielt auch die hohe, schon fast idealistische Einschätzung des Menschen. Wie bereits erwähnt, betonen viele Autoren der Gesellschaften, dass alle Menschen nach dem Abbild Gottes erschaffen wurden und somit auch alle zu einer Menschheitsfamilie gehören. Der Sündenfall und die Lehre von der Erbsünde, die den Menschen angeblich von Gott trennen soll und die Versöhnung durch das Opfer Jesu Christi erforderte, spielt für die Aktivitäten der GcJZ, wenn man die Veröffentlichungen seit der Anfangszeit sichtet, keine Rolle. Diese Lehre wird sozusagen ohne große Verlustängste beiseite gelassen.

An gemeinsamen Werten sind konkret die gemeinsamen Ziele, festgelegt durch die Satzungen des DKR bzw. der Gesellschaften als Basis der Gemeinschaftsfeiern zu erwähnen, die vor allem das Eintreten für verfolgte Minderheiten, Zivilcourage und das Streben nach Frieden beinhalten.

Dies war festgehalten in §2 der Satzung des DKR:

„Er [der DKR] erstrebt die Achtung der Würde eines jeden Menschen und erwartet von seinen Mitarbeitern ein offenes und freies Eintreten überall da, wo gegen die Grundsätze der Menschenwürde und der Freiheit verstoßen wird. Er will alle Erziehungskräfte und -möglichkeiten heranziehen und die Zusammenarbeit aller Gutgesinnten im Geiste gegenseitiger Achtung und gemeinsamer Verantwortung fördern.“⁵⁵⁷

Konsequenterweise nehmen sich die Mitglieder des DKR und der Gesellschaften auch ihre Freiheit, wenn es etwa darum geht, jahrtausende alte Vorbehalte und Berührungängste zu überwinden. Diejenigen, die sich zum Eintreten verpflichtet haben, wo gegen die Grundsätze der Freiheit verstoßen wird, gehen in vielen Fällen auch freier mit religiösen Traditionen um. In letzter Konsequenz führte dies dazu, dass man beschloss: Christen und Juden zusammen im Gottesdienst – wieso eigentlich nicht?

So verlagerte sich der Schwerpunkt der christlich-jüdischen Zusammenarbeit: Die Abwehr des „Indifferentismus“ war nunmehr eher perifer, die „gemeinsame Verantwortung“ stand im

⁵⁵⁶ Kuratorium des DKR: Interpretation der Satzungs-Präambel der deutschen GcJZ, Bad Nauheim 1951, BArch B 259/7

⁵⁵⁷ Aktionsausschuss des DKR: Anregungen und Vorschläge zur Abänderung der Satzung des DKR der GcJZ e.V., Frankfurt a. M., 1952, BA B259/7

Mittelpunkt. Die Durchsetzung der Gemeinschaftsfeiern hat vor allem mit dem starken Interesse von Christen zu tun, diese Feiern zu besuchen und mit dem Engagement der liberalen Rabbiner Natan Peter Levinson und seines Nachfolgers in dieser Sache, Henry G. Brandt, die seit Beginn nahezu jede Gemeinschaftsfeier mitgestaltet haben.

b.) Dialogisches Wahrheitsverständnis

Gemeinsamkeit und verschiedene Meinungen, das muss sich nicht widersprechen, wenn die jeweils andere Ansicht als respektabel und akzeptabel anerkannt wird. So oft „Toleranz“ von Politikern und Idealisten aber gepredigt wird, sie ist trotzdem kein durchgängiges Merkmal unserer Kultur. Vielmehr ist unsere Erziehung und unsere Ausbildung von dem Prinzip „es kann nur eine geben“ – nur eine Wahrheit geleitet. Dass es Begriffe wie „dialogisches Wahrheitsverständnis“ und „dialogisches Prinzip“ gibt, wissen vor allem Psychotherapeuten und Heilerziehungspfleger. Da stellt sich die Frage, warum solche Methoden erst angewendet werden, wenn Menschen sich bereits krank fühlen und besondere Zuwendung brauchen. Das würde aber an dieser Stelle zu weit führen.

Für die meisten Mitglieder der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit sind die unterschiedlichen Positionen und Sichtweisen kein wirkliches Problem, da sie verschiedene „Wahrheiten“ nebeneinander stehen lassen können. Der Schriftsteller Yehuda Amichai hat die Erkenntnis, dass es verschiedene Wahrheiten geben muss, folgendermaßen poetisch auf den Punkt gebracht:

„Der Ort, an dem wir recht haben:
Von dem Ort aus, an dem wir recht haben,
werden im Frühjahr niemals Blumen wachsen.

Der Ort, an dem wir recht haben,
ist zertrampelt und hart wie ein Hof.

Zweifel und Liebe aber lockern die Welt auf
Wie ein Maulwurf,
wie ein Pflug.

Und ein Flüstern wird hörbar
An dem Ort, wo das Haus stand,
das zerstört wurde.⁵⁵⁸

Im Themenheft des DKR von 2007, „Redet Wahrheit“ setzte sich der DKR intensiv mit Fragen der Wahrheit auseinander. (Die „Themenhefte“ werden jährlich herausgegeben und sollen die Leit motive und Anregungen für die Vereinsarbeit der Gesellschaften bilden.) Alle Autoren kamen zu dem Ergebnis, dass es eine absolute Wahrheit für Menschen nicht gibt, sondern nur eine „dialogische Wahrheit“. Menschen sind gezwungen oder sogar von Gott beauftragt, im Dialog miteinander ständig von neuem die Wahrheit zu suchen, entsprechend der Vorgabe von Martin Buber:

„Alles Wirkliche Leben ist Begegnung.“

Die Vorsitzende des Projektes „Studium in Israel“ Katja Kriener, drückte es im Themenheft so aus:

„Aus der rabbinischen Literatur können wir lernen, dass es in nahezu allen Fragen von Lehre und Leben Geschichten und ebenso wahre Gegengeschichten gibt, ja mehr noch, dass manche Geschichten wahr sind, nicht obwohl, sondern weil ihre Gegengeschichten auch wahr sind. Nicht ob et-

⁵⁵⁸ Amichai, Yehuda: Der Ort, an dem wir recht haben, in: GcjZ/DKR: Redet Wahrheit, Themenheft 2007, Hannover 2007, S. 55

was wahr ist, wird dann zur Frage gestellt, sondern für wen, wann und nicht zuletzt wogegen es wahr oder falsch werden kann.⁵⁵⁹

Aus diesen Grundlagen: Abstand vom Rechthaben, Wichtigkeit der Begegnung und Möglichkeit mehrerer Wahrheiten, entstand ein dialogisches Wahrheitsverständnis.

Dialogisches Wahrheitsverständnis bedeutet nicht, dass darüber diskutiert werden muss, ob $2+2=4$ ist. Doch alle Wahrheiten, die nicht das Verhältnis von Zahlen oder von Zahlen oder Materie, sondern das *Verhältnis von Menschen zueinander* betreffen, müssen auch *innerhalb* der menschlichen Beziehungen und nicht außerhalb der menschlichen Beziehungen geklärt und gedeutet werden. Dieses Prinzip verfolgen die „Gesellschaften“. Dies entspricht jedoch nicht der weithin gängigen „Korrespondenztheorie der Wahrheit“, nach der wahr ist, was „mit der Wirklichkeit übereinstimmt“⁵⁶⁰ sondern dem Konsensmodell:

„(...) eine Wahrheitstheorie, die den - in rationalem, herrschaftsfreiem Diskurs erzielten Konsens über die Akzeptabilität einer Aussage als Kriterium für die „Wahrheit“ dieser Aussage betrachtet.“⁵⁶¹

Die Methode der Wahrheitsfindung durch Diskussion ist durch das Judentum in die Gesellschaften/den DKR eingedrungen. Denn in Rabbinerschulen ist es seit Jahrhunderten üblich, dass über die Thora heftig diskutiert wird und verschiedene Interpretationen von Bibeltexten nebeneinander anerkannt sind. Sogar im jüdischen Religionsunterricht.

„Dialogisches Wahrheitsverständnis“ verstehen konservative Theologen meist als „Indifferenzismus“, ja, als Gleichgültigkeit und lehnen es deshalb ab.

Martin Buber hat außerdem das „dialogische Prinzip“ entwickelt, eine Art Leitfaden für Gespräche. Die von Buber dargestellten Merkmale eines echten Gesprächs sind:

1. Hinwendung des Wesens
2. Bestätigung des Gesprächspartners als Mensch, Akzeptanz
3. Engagement jedes Teilnehmers
4. Überwindung des Scheins
5. Erlaubnis aktiver Beteiligung für alle.⁵⁶²

Das „dialogische Prinzip“ ist weder im Judentum noch im Christentum normalerweise Teil des Kanons einer geistlichen Ausbildung. Vielmehr fand es Eingang in die Psychoanalyse als „Gestalttherapie“.

c.) Gottesdienste als Alternative zum „Dialog“

Gottesdienste galten als Fortführung des Dialogs, sie waren aber auch eine Alternative, wo die Worte trotz allen guten Willens versagten.

Der christlich-jüdische *Dialog* funktioniert bis heute nicht problemlos. *Gemeinsame Gebete* von Christen und Juden zusammen hingegen bereiten weniger Schwierigkeiten.

Ein Grund für die stagnierende Entwicklung des „Dialogs“, besonders des organisierten Dialogs religiöser Würdenträger, ist, dass er für die Beteiligten eine neue Form des Gesprächs darstellt, die nur wenige in der Schule oder im Studium lernen. Hingegen ist die Rabbinerausbildung bis heute vom „Pilpul“ beeinflusst, das Theologiestudium von der Scholastik. Beides sind Methoden, die auf Aristoteles zurückgehen und bei denen letztendlich das Überzeugen durch Argumente im Mittelpunkt steht. Bezeichnend ist, dass in Lexika als Synonym für beide Methoden die „Haarspalterei“ angeführt wird. (S. dazu des Kapitel „Gesprächsführung“) Eine Einigung über religiöse Fragen oder ein Austausch von Argumenten innerhalb der „Gesellschaften“ ist aber ja nicht angestrebt. Das Ziel des Dialoges ist es einfach nur, den Kontakt zwischen Christen und Juden aufrecht zu erhalten. Es handelt sich also um Ge-

⁵⁵⁹ Kriener, Katja: Ein Sommer voller Widersprüche, in: GcjZ/DKR: Redet Wahrheit, Themenheft 2007, Hannover 2007, S. 62f

⁵⁶⁰ Möglicherweise ist die Aussage, dass „wahr ist, was mit der Wirklichkeit übereinstimmt“ ohnehin eine Tautologie. Akzeptiert man diese Deutung jedoch, so schließt sie religiöse Aussagen aus. Deren Wahrheitsgehalt lässt sich nicht durch (sachliche) Wirklichkeit erklären.

⁵⁶¹ Fuchs, Werner; Klima, Rolf: Lexikon zur Soziologie, Opladen 1973, S. 416

⁵⁶² Vgl.: Buber, Martin: Das dialogische Prinzip, Gerlingen 1997

dankenaustausch, der zwar dem besseren Kennenlernen des anderen dient, der aber weder eine gegenseitige Beeinflussung in die christliche oder jüdische Richtung, noch ein „Zusammentreffen in der Mitte“, einen Kompromiss zwischen beiden Glaubensarten, herbeiführen soll.

Für Theologen und Rabbiner, die im christlich-jüdischen Dialog tätig sind und an den christlich-jüdischen Arbeitskreisen der Katholiken- und Kirchentage teilnehmen, bedeutet das, dass sie sich in eine Gedankenwelt begeben, die sie im Studium nicht erlernt haben, sondern aus eigenem Antrieb kennengelernt haben.

Im Frühjahr 2007 fand in Laupheim eine Podiumsdiskussion über den christlich-jüdischen Dialog statt, an der sowohl Theologen als auch jüdische Wissenschaftler und ein Rabbiner teilnahmen. Diese war allerdings eher eine Vorstufe zum eigentlichen Gespräch, denn das Thema war, ob und wie man den christlich-jüdischen Austausch befördern könne. Im „Dialog über den Dialog“, wie er z.B. bei dieser Podiumsdiskussion vor sich ging, die eigentlich schon eine „Krisensitzung“ genannt werden konnte (S. Kapitel 9.3), war oft davon die Rede, dass es einen wirklichen christlich-jüdischen Dialog noch nicht gebe. Des Weiteren wurde häufig darauf hingewiesen, dass nach einer Tradition der Trennung von über 2000 Jahren, noch dazu nach wiederholten Verfolgungen der Juden, die mit den ersten Kreuzzügen 1108 begannen und im Holocaust gipfelten, es sicher sehr lange dauern müsse, bis eine Annäherung zwischen Juden und Christen wieder möglich sei. Es ist nicht zu bestreiten, dass die Bereitschaft zu Gesprächen zwischen Christen und Juden nicht bei allen Angehörigen der beiden Religionen vorhanden ist und dass sich nur eine Minderheit auf diesem Bereich wirklich engagiert. Schließlich ist die Idee, es könnten mehrere Wahrheiten gleichzeitig gelten, eine Idee, die nicht zum Kanon des obligatorischen Schulunterrichts zählt und nach wie vor von religiösen Menschen als subversiv und verräterisch wahrgenommen wird. Doch auf der Ebene der Symbole, der religiösen Handlungen und des gemeinsamen Betens funktioniert die Zusammenarbeit bereits seit langem.

d.) Interesse am Erhalt der jeweils anderen Religion, als Alternative zum Atheismus

Dabei spielt es eine Rolle, dass gerade fromme Juden daran interessiert sind, dass *Christen ihre Religion* erhalten. So argumentierte z.B. Joel Berger, der ansonsten den christlich-jüdischen Dialog ablehnt, mehrfach, dass es für Juden wichtig ist, dass Christen den *Sonntag* als Ruhetag einhalten, denn nur dann könne man sich relativ sicher sein, dass auch der Sabbat als jüdischer Feiertag akzeptiert werde. Die Förderung einer christlichen Lebensweise, die nicht mit Antijudaismus einhergeht, unterstützen auch Juden außerhalb der christlich-jüdischen Vereine. Traditionell orientierte Juden, die einige Punkte im Christentum kritisieren, ziehen dennoch das Christentum der Religionslosigkeit vor, das heißt, sie akzeptieren eher eine christliche als eine atheistische Lebenseinstellung. Joel Berger schrieb dazu:

„Wenn ich damit begonnen habe, dass Juden in diesem Dialog eine Katalysatorfunktion zugemutet wird, was ist damit gemeint? In einer sich zunehmend entfremdeten, säkularisierten Welt werden geistige, spirituelle Werte auf dem Altar der Sachlichkeit, der Nüchternheit, des Materialismus zusehends geopfert. Ein eklatantes Beispiel dafür, das ich häufig zitiere: Dass in diesem christlichen Lande von einem christlichen Ministerpräsidenten (der Gemeinte ist nicht mehr im Amt) dem „spätkapitalistischen Einfall“ gehuldigt wurde, der christliche Sonntag müsse annulliert und abgeschafft werden, um die teuer erworbenen Produktionsmittel effektvoller auszulasten. Einen tieferen Rückfall in heidnische Denkart hat dieses Land in der jüngsten Geschichte Deutschlands wohl kaum erlebt. Ich wurde in diesem Zusammenhang oft gerufen, um aus jüdischer Sicht über die Bedeutung des Schabbat zu sprechen. Dabei kam ich mir allerdings nicht selten als Katalysator vor, der eingesetzt wurde, um Christen die Bedeutung des christlichen Sonntags, die ihnen abhanden gekommen war, wieder heimzuholen.“⁵⁶³

⁵⁶³ Berger, Joel: Zum Stand des christlich-jüdischen Gesprächs heute. Thesen und Klarstellungen, in: Erler, Hans; Koschel, Ansgar: Der Dialog zwischen Juden und Christen, Versuche des Gesprächs nach Auschwitz, Frankfurt a.M. 1999, S. 83

Die meisten Juden in Deutschland praktizieren heute ihren Glauben nicht mehr intensiv, sondern suchen sich einige Elemente aus, die sie für wichtig halten, während sie andere weniger beachten. Diejenigen aber, für die der Glauben eine zentrale Rolle im Leben spielt, sind noch stärker durch ihn geprägt, als selbst fromme Christen durch ihren Glauben geprägt sind. Die Einstufung der Religion als Kulturgut ist im Judentum, selbst bei nicht praktizierenden Juden, höher als im Christentum. Juden sind sozusagen in ihrer Religion verwurzelt. Ein frommer Jude spricht am Tag zahlreiche Segenssprüche: Am Morgen, beim Aufstehen, nach der Morgentoilette, vor dem Essen, während des Essens und viele mehr. Das Bewusstsein, das Volk Gottes zu sein, veranlasst fromme Juden auch dazu, der Religion allgemein in der Gesellschaft eine größere Rolle zu wünschen, als sie derzeit besitzt. Abraham Ehrlich beschrieb als „jüdische Grundhaltung“:

„(...) in Lev 19, 1-2 heißt es: Und der Ewige redete zu Mose und sprach: Rede zu der ganzen Gemeinde der Kinder Israel und sprich zu ihnen: Heilig sollt ihr sein, denn heilig bin ich, der Ewige, euer Gott.

Auffallend ist hier die Tatsache, dass Gott Mosche auffordert, zu der ganzen Gemeinde der Kinder Israel zu sprechen und von ihnen in seinem heiligen Namen zu verlangen, sie sollen sich alle, ohne Ausnahme, heiligen. Das heißt, die Heiligkeit, welche die Thora verlangt, wird nicht von wenigen außerordentlichen Menschen verlangt. Sie wird von allen verlangt, die den Namen „Israel“ tragen.“⁵⁶⁴

Diejenigen, die sich an der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit beteiligen, sind meist religiös interessiert und auch sonst gesellschaftlich engagiert, man liest ihre Namen nicht nur im Zusammenhang mit den Gesellschaften: Micha Brumlik, Günter Bernd Ginzler, Henry G. Brandt, Ruth DeVries, Rachel Dror, Petra Kunik und viele mehr: Das Spektrum ihrer Ideale und Meinungen ist groß, aber ihre Kenntnis der jüdischen Religion und das Interesse am Erhalt der jüdischen Kultur sind ebenfalls groß und das veranlasst sie, in diesem Interesse auch auf Christen zuzugehen.

e.) Das Interesse von Christen und Juden an der eigenen Religion wird um die jeweils andere Perspektive erweitert

Bei allen moralischen und intellektuellen Gründen für christlich-jüdische Gemeinschaftsfeiern, die Neugier spielt auch eine Rolle.

Das Interesse von Juden und Christen, mit dem jeweils anderen zusammen Gottesdienst zu feiern, ist auch aus dem Interesse an der eigenen Religion entstanden. Die Anfrage von Christen, ob man nicht zusammen etwas aufbauen könne, nehmen Juden zwar vorsichtig an, das christliche Interesse am Judentum werten sie jedoch meist als erfreulich.

Religiöse Bildung gilt im Judentum als Teil der Zivilisation, deshalb soll auch das christliche Interesse an den jüdischen Wurzeln nicht gebremst werden. Dabei müssen Juden diplomatisches Geschick aufwenden, um einerseits nicht von Philosemiten in den besten Absichten „erdrückt“ zu werden und andererseits diese nicht vollkommen abzuweisen. Denn man ist sich durchaus bewusst, dass man ohne christliche Solidarität nicht existieren kann. Deshalb ist die Entwicklung des Christentums, auch was das Lernen und die Bildung betrifft, auch für Juden von Interesse – sie leben ja in einem überwiegend christlichen Umfeld.

Die Grundhaltung „sie sollen sich alle heiligen“, die vor der Neuzeit bei fast allen Juden vorhanden war, führte auch dazu, dass Juden bereits im frühen Mittelalter, weit vor der christlichen Bevölkerung Deutschlands, Lesen und Schreiben lernten, um die Thora, die fünf Bücher Mose, verstehen zu lernen, und zwar nicht einzelne, besonders Fromme und auch nicht nur Männer, sondern auch Frauen. Die Synagoge nutzten jüdische Gemeinden auch als Schulraum für religiöse Unterweisungen, so dass Sie von der umliegenden Bevölkerung auch „Judenschule“ genannt wurde. Die „Außenwelt“ differenzierte nicht klar zwischen dem jüdischen Gottesdienst und den schulischen Aktivitäten, die in der Synagoge vor sich gingen. Eine argwöhnische Neugier zog dennoch Zaungäste an, denn sonst wäre nicht der abwertende Ruf entstanden:

⁵⁶⁴ Ehrlich, Abraham: Die jüdische Grundhaltung, in: Eler, Hans; Koschel, Ansgar: Der Dialog zwischen Juden und Christen, Versuche des Gesprächs nach Auschwitz, Frankfurt a.M. 1999, S. 258

„Hier geht es ja zu wie in der Judenschule!“⁵⁶⁵

Der Geschichtslehrer Dr. Werner Dreier schloss aus diesem Spruch, der als diskriminierend gilt, dass Schüler und Lehrer in einer „Judenschule“ mehr auf gleicher Ebene mit Rede und Gegenrede diskutiert hätten als in anderen Schulen:

„Wenn der Volksmund den Wirbel in der „Judenschul“ kritisiert, weiß er zumeist nicht, dass er von der Synagoge und nicht von der Schule spricht, aber er hat mehr recht als er meint: Diskussionen wie hin und her sind das Gegenstück hierarchisch verordneter Unterordnung.“⁵⁶⁶

Dabei muss der Leser allerdings unterscheiden zwischen dem Cheder, so hieß die Schule der ersten sieben Jahre, und der Jeschiwa, das war eine Art religiöses Kolleg. Im Cheder ging es auch um Unterordnung, der Lehrer drohte auch mit der Rute. Dass die Lehrer und Lehrerinnen in den jüdischen Schulen dennoch trotzdem mehr demokratisches Verständnis („Diskussionen wie hin und her“) vermittelt hätten, noch bevor es eine Demokratie in Deutschland gab, meinte auch Leo Rosten:

„Jüdische Knaben wurden oft schon im Alter von drei Jahren (!) zur Schule geschickt und es kam selten vor, dass sie nicht schon mit sechs schon Lesen und Schreiben konnten. (...) Nach Ansicht der Juden musste die Gemeinde dafür sorgen, dass jeder Junge eine schulische Bildung erhielt, auch wenn er noch so arm war. Bei den Juden gab es für die männliche Jugend eine allgemeine, demokratische Grundbildung wie bei keinem anderen Volk, glaube ich. (...) Eine jüdische Erziehung sowohl für Jungen als auch für Mädchen ist ein starker Trend im heutigen jüdischen Leben, der weit über die orthodoxen Kreise hinausgeht. (...) ach Angaben des American Jewish Yearbook von 1999 werden heute etwa 180 000 jüdische Kinder in jüdischen Tagesschulen unterrichtet, was eine dreihundertprozentige Steigerung gegenüber den sechziger Jahren bedeutet. Man darf die alten Cheder-Schulen natürlich nicht überschätzen: Der Lehrplan war sehr beschränkt, die pädagogischen Methoden recht primitiv: Drill, Wiederholung und gelegentlich ein Schlag auf die Hände mit einem Lineal oder Stock. Aber zu Zeiten, als die weit überwiegende Mehrheit der Menschheit noch aus Analphabeten bestand, konnten nahezu alle jungen Juden schon lesen und schreiben. (...) Die grundlegende und einzige Lektüre im Cheder war die Tora (d.h. die fünf Bücher Mose). Die Schüler rezitierten im Sprechchor, dessen hoher Singsang traditionell begleitet wurde vom rhythmischen Vor- und Rückwärtspendeln des Oberkörpers. (...) Am ersten Schultag standen der Vater und die Mutter des Knaben bei ihm, wenn der Lehrer auf die Buchstaben des alef-bet zeigte. Der Knabe wiederholte die Namen der Buchstaben: alef...bet...gimel...dalet, und für jeden Buchstaben gab ihm die Mutter einen kleinen Honigkeks(...).“⁵⁶⁷

Der Autor Leo Rosten betonte, dass jeder Junge sich mit den fünf Büchern Mose befassen musste.

Die Religion als Motivation und Antrieb zur Entwicklung von Bildung und Kultur entfaltete im Judentum sozusagen eine „Breitenwirkung“, während im Christentum zu dieser Zeit einzelne ausgewählt wurden, die dann ins Kloster gingen, um sich dort mit der Bibel zu befassen, die Massen aber gar nicht wussten, was wirklich in der Bibel stand und man ihnen deshalb im Grunde alles erzählen konnte.

f.) Die Gender-Frage: Integration von Frauen in das religiöse Zeremoniell

Die christlich-jüdischen Gemeinschaftsfeiern betreiben nicht nur die Versöhnung zwischen Katholiken, Protestanten und Juden, sondern auch zwischen Männern und Frauen.

Es darf nicht übersehen werden, dass Leo Rosten ausdrücklich darauf hingewiesen hat, dass nur für *Jungen* die religiöse Schule verpflichtend war. Das heißt aber nicht, dass Frauen und Mädchen ganz von der Bildung ausgeschlossen gewesen wären. Für sie war die Be-

⁵⁶⁵ Brandenburgische Zentrale für politische Bildung: Synagoge, <http://www.politische-bildung-brandenburg.de/juden/kultur/synagoge.htm>, Erscheinungsdatum: 27.10.2006, Abrufdatum: 13.02.2009, S. 1

⁵⁶⁶ Dreier, Werner: Ach, ging´s nur zu wie in der Judenschul! Anregungen für eine Auseinandersetzung mit dem Antisemitismus in der Schule, Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes, Jahrbuch 2008, S. 166

⁵⁶⁷ Rosten, Leo: Jiddisch, eine kleine Enzyklopädie, München 2007⁴, S. 134f

teiligung allerdings freiwillig. So zeigt eine Ausgabe der Darmstädter Haggada von ca. 1391 zahlreiche Frauen mit Büchern auf den Knien und in Diskussionen über die Haggada (einem Kompendium über den Auszug aus Ägypten und andere jüdische Überlieferungen) mit Männern.⁵⁶⁸ Doch auch als Thalmudlehrerinnen sind Frauen im Mittelalter genannt.⁵⁶⁹ Aus der heutigen Sicht, nach Einführung der Gleichberechtigung der Geschlechter, erscheint es unlogisch, dass die hohe Einstufung der religiösen Bildung für Jungen zusammenfiel mit einer noch heute wirksamen Tradition, nach der Frauen nicht nur vom Torastudium befreit sein sollen, sondern sogar davon abgehalten werden, die Torarollen zu berühren.

Aus nicht ganz nachvollziehbaren Gründen und obwohl bereits im Mittelalter auch Frauen zur Lesung aus der Tora gerufen wurden, bürgerte sich die bis heute noch verbreitete Vorstellung ein, Frauen dürften die Torarollen, die den wichtigsten Text für das Studium der jüdischen Religion enthalten, nicht berühren, weil die Frauen aufgrund ihrer Monatsblutung unrein seien. Ähnlich wie in der katholischen Kirche, wo es auch keine allgemein bekannte Begründung gibt, warum Frauen lange Zeit ganz vom Altar ferngehalten wurden, haben sogar viele Frauen diese Vorstellung selbst verinnerlicht. Rachel Herweg beschrieb den Zustand der Frauenbeteiligung im Judentum von 2005:

„Für viele Jüdinnen ist es ein absolutes Tabu, die Torarolle zu berühren, direkt aus ihr zu lesen oder zu ihrer Lesung aufgerufen zu werden. Das ist Männersache. Bis heute wirkt eine lang tradierte, zutiefst frauen- und körperfeindliche Vorstellung nach, dass nämlich Frauen die Tora verunreinigen könnten: Frauen gelten nach der Halacha während und einige Tage nach ihrer Menstruation als *Nidda* (Abgesonderte). Ursprünglich soll diese Absonderung keine Wertung beinhaltet haben, sondern lediglich einen anderen körperlichen Zustand bezeichnen, in dem frau sehr bei sich ist und sich gleichsam – dem Mondzyklus folgend – erneuert, zu neuer Kraft findet. Gerade die Niddagebote könnten damit einen Raum für weibliche körperlich-seelische Selbsterfahrung eröffnen. Sie dienten jedoch zum Ausschluss von Frauen und haben tragischerweise bewirkt, dass sie sich/wir uns selbst oft für unrein – minderwertig – schmutzig halten. Dieses fremdbestimmte Gefühl haben viele von uns so sehr verinnerlicht, dass wir es buchstäblich nicht ertragen können, selbst die Tora zu ergreifen, oder andere Frauen mit ihr umgehen zu sehen. – Argumentiert wird hier mit Respektlosigkeit gegenüber der Tradition!“⁵⁷⁰

Möglicherweise hat die noch radikalere und extremere Vorstellung von der Unreinheit der Frau am Altar, die bei der katholischen Kirche im frühen Mittelalter wirksam war, zeitversetzt den Umgang von Juden mit dem „Frauenthema“ in die diskriminierendere Richtung beeinflusst. Die katholische Vorstellung von der Verderblichkeit einer „unreinen Frau“ war weit verbreitet und gipfelte in dem Mythos:

"Den Frauen ist es nicht erlaubt, in der Zeit der Menstruation oder nach der Geburt eines Kindes eine Kirche zu betreten. Denn eine Frau ist ein menstruierendes Wesen. Nach Berührung mit ihrem Blut werden Früchte nicht mehr reif. Senf verdirbt, Gras vertrocknet, Bäume verlieren ihre Früchte vor der Zeit. Eisen verrostet und die Luft wird düster. Wenn Hunde daran lecken, so werden sie tollwütig."⁵⁷¹

Nun kann man aber nicht wirklich nachweisen, dass unter „solchen Einflüssen“ das Papier einer Torarolle unweigerlich zu Staub zerfällt und die Metallanteile beginnen zu korrodieren. Mittlerweile ermuntern deshalb jüdische emanzipierte Frauen ihre Glaubensgenossinnen, das „ungeschriebene Gesetz“, das Frauen davon abhält, sich mit der Tora zu befassen, nicht

⁵⁶⁸ Gidal, Nachum T.: Die Juden in Deutschland, von der Römerzeit bis zur Weimarer Republik, Gütersloh 1988, S. 69ff

⁵⁶⁹ Gidal, Nachum T.: Die Juden in Deutschland, von der Römerzeit bis zur Weimarer Republik, Gütersloh 1988, S. 60

⁵⁷⁰ Herweg, Rachel Monica: Frauen im Judentum II, Jüdische feministische Frauenaufbrüche und die Initiative Bet Deborah, Compass Infodienst, Nr. 21, November 2005, http://www.compass-infodienst.de/Rachel_Monica_Herweg_Frauen_im_Judentum_-_Grundlagen_juedischer_Religositaet_u.2336.0.html

⁵⁷¹ Paucapalea: „Summa“ des Kirchenrechts, 1114-1148

weiter zu beachten. Es gibt nämlich nirgends eine entsprechende Vorschrift schwarz auf weiß, die ein Verbot für Frauen begründen könnte.

Für die christlich-jüdischen Gemeinschaftsfeiern des Deutschen Koordinierungsrates gilt, das bereits durch den Auftritt der Kantorin Avital Gerstetter deutlich demonstriert wurde, dass der DKR-Vorstand keine Bedenken gegen Frauen im christlich-jüdischen Gottesdienst hat, bei der nächsten Woche der Brüderlichkeit feiern Rabbiner Henry G. Brandt und Erzbischof Werner Thissen, Hamburg, zusammen mit der protestantischen Bischöfin Maria Jepsen die Gemeinschaftsfeier, ein Zeichen dafür, dass die Scheu vor Frauen am Altar zumindest im jüdisch-christlichen Kontext überwunden ist.⁵⁷²

Zu den gemeinsamen Zielen derjenigen, die sich an Gemeinschaftsfeiern beteiligen, gehört nicht nur die Aufrechterhaltung der christlichen und der jüdischen Religion, sondern auch deren Weiterentwicklung, z.B. durch Einbeziehung der Frauen. Denn die an christlich-jüdischen Gemeinschaftsfeiern Beteiligten haben erkannt, dass es in der heutigen Zeit, in der die Abwanderung junger Leute aus den religiösen Gemeinden offensichtlich ist, kontraproduktiv für die Erhaltung der Glaubensgemeinschaften wäre, wenn man Frauen, die an einer Beteiligung interessiert sind, auch noch weiterhin davon abhalten würde. Außerdem ist es nur konsequent, wenn das Gebot der Toleranz gegenüber anderen religiösen Meinungen und Kulturen. Dass in der neusten Satzung des DKR verankert ist, auch auf die Toleranz zwischen den Geschlechtern ausgeweitet wird.

g.) Förderung des Christentums als Schutz für Juden

Juden sehen ein nicht fanatisiertes Christentum, trotz aller Enttäuschungen, bis heute als besseren Schutz für ihre eigene Kultur an, als Desinteresse an Religion.

Aus der jüdischen Geschichte ist es zu verstehen, dass Religion auch als Anzeichen von Kultur und Bildung verstanden wird und dass Rabbiner in Deutschland es begrüßen und unterstützen, wenn sich möglichst viele Christen mit ihrer christlichen Religion auseinandersetzen und sie pflegen. Selbst wenn manche orthodoxe Rabbiner, wie Joel Berger, die Beteiligung an christlich-jüdischen Gemeinschaftsfeiern kritisch „beäugen“, es ist ihnen immer noch lieber als Desinteresse von Juden und Christen an religiösen Belangen. Rachel Dror, Joel Berger, Schalom Ben Chorin und andere Juden, die im Austausch mit Christen standen bzw. stehen, haben sich zum Teil humoristisch über ungebildete christliche Gesprächspartner geäußert, die bei Synagogenführungen und Tagungen Fragen stellen, die sehr rudimentäre Kenntnisse sowohl des Christentums wie des Judentums offenbaren. In der traditionellen jüdischen Kultur, in der bereits drei- bis vierjährige Religionsstunden erhalten (die religiöse Vorschule, der Cheder, beginnt in der Regel im Alter von vier Jahren), ist dies natürlich befremdlich. Doch die Mehrheit der deutschen Juden lässt ebenfalls eine gewisse Distanz zu religiösen Belangen erkennen. So werden die meisten als „non observing orthodox“ eingestuft. Was bedeutet das aber? „Non observing orthodox“ ist im Grunde gar nicht orthodox. Nur eine Minderheit geht regelmäßig zum Gottesdienst und hält sich an die Gebote. Cilly Kugelman stellte 1995 fest:

„In den Gemeinden selbst ist die Vielfalt religiöser und intellektueller Orientierungen dem Konzept der sogenannten Einheitsgemeinde gewichen. Unter der rituellen Leitung orthodoxer Rabbiner lebt eine Gemeindemitgliedschaft, die sich zu einem hohen Prozentsatz nicht mehr religiös definiert, kaum noch die Synagoge aufsucht oder beim koscheren Metzger einkauft.“⁵⁷³

Bei den in den Gesellschaften engagierten Juden und Christen handelt es sich um eine wenig durchschnittliche Gruppe von intellektuellen Juden und Christen, die sich meist in außergewöhnlichem Maße für Geschichte und Gegenwart der eigenen und der anderen Religion interessieren und dieses Interesse auch bei anderen fördern wollen, ohne missionarisch tätig

⁵⁷² Vgl. GcjZ Hamburg: Programm für die Zentrale Feier der Woche der Brüderlichkeit in Hamburg, 1949-2009 „So viel Aufbruch war nie“, Hamburg 2009

⁵⁷³ Kugelman, Cilly: Die jüdische Minderheit, in: Schmalz-Jacobsen, Cornelia; Hansen, Georg: Ethnische Minderheiten in der Bundesrepublik Deutschland, Ein Lexikon, München 1995, S. 267

zu sein. Es verbindet sich bei ihnen die eher traditionelle, heute bereits als altmodisch geltende Aufmerksamkeit für den Erhalt der Religionen mit einer modernen Offenheit für die Beteiligung von Frauen und für den interreligiösen Diskurs. Die naheliegende Umsetzung dieses Wunsches sind die Gemeinschaftsfeiern, die aktive Teilnahme am Gottesdienstgeschehen ohne besondere Anpassungsleistungen oder Bekehrungsabsichten erlauben.

h.) Christliche Neugier auf das Judentum soll befriedigt werden, das bis in die heutige Zeit dämonisiert und falsch dargestellt wurde

Obwohl jüdische „Synagogenführer“, Dozenten und Intellektuelle bisweilen über die Ignoranz ihrer christlichen Zuhörer stöhnen, geben sie doch geduldig Auskunft und sind auch bereit, jüdische Elemente in Gemeinschaftsfeiern für christliche Besucher zugänglich zu machen, um diese Ignoranz zu bekämpfen.

Christen lassen sich von ihrer Unkenntnis nicht abhalten, Synagogen zu besuchen, die Neugier ist stärker. Außerdem sind ein großes öffentliches Interesse und rege Beteiligung an den Gemeinschaftsfeiern auch von Juden und Christen (vor allem Christen) außerhalb der Vereine vorhanden. Das Interesse, teilweise auch die Neugier, jüdische Gottesdienste und jüdische Gebete kennen zu lernen, ist groß, was sich am nicht zu bewältigenden Andrang bei Synagogenführungen zeigt, aber auch an der hohen Teilnehmerzahl (bis zu 1700⁵⁷⁴) bei Gottesdienstangeboten, bei denen Christen jüdische Gebete erleben können.

Als erwünschter Nebeneffekt der Gemeinschaftsfeiern lernten interessierte Christen, dass vieles, was sie bisher für genuin christlich gehalten hatten, ursprünglich jüdisch war. Man brauchte also in vielen Fällen keine großen Anstrengungen zu unternehmen, um geeignete Texte für die Feiern zu finden, da es genug Gebete gibt, die sowohl Juden als auch Christen entsprechen. Auffällig war nur, wie wenig Christen vor der Thematisierung dieser Gemeinsamkeiten überhaupt wussten, dass Juden so viel mit ihnen gemeinsam haben. So berichtete Martin Stöhr von Treffen, die der Arbeitskreis „Juden und Christen“ beim Evangelischen Kirchentag veranstaltet hatte:

„Die Diskussionen innerhalb der AG-Veranstaltungen auf dem Kirchentag und außerhalb zeigten in subtilen und in rüden Einwüfen/jedem jüdischen und christlichen Vortrag folgten Diskussionen), wie zäh theologische und säkulare Herabwürdigungen der Juden lebten und wie verschwistert sie oft auftreten konnten. Den teilnehmenden Juden wurden sie oft ungehemmt vorgetragen. Das gleiche geschah mit Fragen wie: Herr Rabbiner, habe ich recht verstanden, sie haben in ihrer Bibel auch die Psalmen? Mit dieser typischen, wenn auch nicht zu verallgemeinernden Frage wird auf den selbstverständlichen Gebrauch der Hebräischen Bibel hingewiesen, der natürlich legitim ist. Aber sehr häufig offenbart er eine Israelvergessenheit, in der die Psalmen (oft nur mit einem Einband mit dem Neuen Testament oder gottesdienstlich mit der trinitarischen Formel) christlich vereinnahmt werden. Hätten ich und viele andere gewusst, sagte ein alter Mann, der sein Leben lang neben einer lebendigen, dann 1938 niedergebrannten Synagoge wohnte, dass die Juden auch die Bibel im Gottesdienst lesen und denselben Segen wie wir sprechen, dann wäre das alles sicher nicht passiert.“⁵⁷⁵

Die spontan hervorgebrachten Fragen wenig gebildeter Gläubiger bringen zutage, dass der „breiten Masse“ von Schülern und Konfirmanden nach dem Zweiten Weltkrieg offenbar nicht erfolgreich vermittelt wurde, wie stark das Christentum vom Judentum geprägt worden war. Allerdings ist es auch nachvollziehbar, dass viele Christen nicht genau über den jüdischen Kanon Bescheid wissen. Denn im Judentum steht die Tora, das heißt, stehen die fünf Bücher Mose im Mittelpunkt, gleichzeitig benutzt man aber auch den TeNaCH, der die Schriften über die Propheten ab Josua enthält, und den Talmud, der den Pentateuch einschließlich seiner Auslegungen bis 600 n. Chr. enthält (Mischna und Gemara). Der jüdische Kanon der Bibel

⁵⁷⁴ Vgl.: Rundschau, in: Freiburger Rundbrief Nr. 85/88, Freiburg 1971, S. 74

⁵⁷⁵ Stöhr, Martin: Die Arbeitsgemeinschaft Juden und Christen beim Deutschen Evangelischen Kirchentag, in: GEP (Hrsg.): Bilanz und Perspektiven des christlich-jüdischen Dialogs, Frankfurt a.M., 2005, S. 41

unterscheidet sich vom christlichen auch deshalb, weil Christen das „Alte Testament“ von griechischen Diasporajuden und nicht direkt aus Palästina übernommen haben.⁵⁷⁶

Da gleichzeitig von Mitgliedern des DKR kritisch bemerkt worden war, dass die Verantwortlichen, nämlich die Mehrheit der christlichen Theologen, in Schulunterricht und in Predigten, auch an den Universitäten noch Jahrzehnte nach dem Zweiten Weltkrieg das Judentum als eine tote Religion darstellten, die mit dem Erstarben des Christentums keinen Platz mehr auf der Welt hatte, lässt sich erkennen, dass die erwähnten „dummen Fragen“ nicht aus der Taktlosigkeit der Fragesteller resultieren, sondern aus einem ideologischen Bildungssystem, das nach dem Motto aufgebaut war: „Also schloss er messerscharf, dass nicht sein kann, was nicht sein darf“.

Das Judentum durfte nach den Vorstellungen der Kirchenväter und nach den Äußerungen von Martin Luther eigentlich schon längst nicht mehr existieren, man hoffte, nahezu alle Juden zu bekehren. Für Augustinus sollten Juden als Negativbeispiel und mahnendes Exempel, wie man nicht leben sollte, existieren. Das Judentum durfte nicht sein. Theologen negierten es folglich. Besonders verdrängten sie, dass es ein lebendiges, fröhliches und mit sich zufriedenes Judentum gab, dessen Gläubige sich in keiner Weise als defizitär empfanden. Die Folge dieses Verdrängungsverhaltens waren eklatante Wissenslücken bei den Kirchenmitgliedern. Eine Folge war auch, dass jegliche Anzeichen von Vitalität des Judentums und daraus resultierender Einfluss auf die deutsche Kultur als irritierend, teilweise sogar als Anmaßung wahrgenommen wurden.

Auch in Stuttgart fragten Ordensschwwestern bei einer Synagogenführung, ob es denn im Judentum auch Psalmen gebe. Die Auskunft, die sie von dem Synagogenführer bekamen, war:

„Die Psalmen habt ihr von uns, und das Vaterunser habt ihr von uns, und dann habt ihr noch einen von uns – aber den könnt ihr behalten.“⁵⁷⁷

Die deutliche und sicher auch für die Nonnen schockierende Reaktion erklärt sich aus der Absurdität der Situation. Christen und Juden leben seit fast 2000 Jahren nebeneinander, seit dem 1. Jahrhundert am Rhein, seit dem 4. Jahrhundert nachweislich auch im Gebiet des heutigen Deutschland⁵⁷⁸, und sie scheinen im Allgemeinen voneinander nur vage Vorstellungen zu haben. Die Gemeinschaftsfeiern schließen somit auch eine für viele schmerzliche Lücke, sie geben Zugang zum „Tabu Judentum“.

i.) Gemeinsame Gottesdienste als symbolischer Weg zur Verständigung

Dass Symbole Brücken zwischen Menschen bilden können, ist nichts Neues. Wo die direkte, konkrete Alltagssprache versagt, können Symbole (religiöse oder andere) und Gebete Inhalte vermitteln. Besonders Inhalte, die schwer zu formulieren sind oder mit so starken positiven oder bedrückenden Emotionen verbunden sind, dass sie nicht ausgesprochen werden, also tabuisierte oder vermiedene Inhalte, finden ihren Ausdruck im gemeinsamen Gebet, wie z.B. im Fall des ersten gemeinsamen christlich-jüdischen Gottesdienstes zu Beginn des Sechstage-Krieges. Das Ausweichen auf symbolische Handlungen ist nicht nur im religiösen Bereich so, sondern auch im therapeutischen und im kulturellen Kontext.⁵⁷⁹

Doch nicht nur emotional besetzte Themen vermeiden Menschen in Gesprächen, sondern auch alles, von dem sie glauben, dass es Konflikte hervorrufen könnte. Meist werden Kon-

⁵⁷⁶ Vgl.: Morgenstern, Matthias: Probleme des christlich-jüdischen Dialogs, Seminar im SoSe 2006 in Tübingen, 18.05.2006

⁵⁷⁷ Vgl.: Interview vom 27. Juli 2007 mit Rachel Dror, Vorsitzende des „Projekt Schule“

⁵⁷⁸ Gidal, Nachum T.: Die Juden in Deutschland von der Römerzeit bis zur Weimarer Republik, Gütersloh 1988, S. 24

⁵⁷⁹ Zahlreiche Beispiele können dafür angeführt werden:

Symbole, im Sinne von spielerischen Darstellungen, verwenden Ärzte in der Kinderpsychologie. Mit Kindern, die aufgrund traumatischer Erlebnisse nicht mehr sprechen können, oder die über bestimmte Erlebnisse nicht sprechen können, spielt der Therapeut das tabuisierte Geschehen mit Puppen oder Kuscheltieren mit dem Kind durch. Dies ist der erste Schritt, bevor die Alltagssprache ins Spiel kommt. Vgl. D'Ambrosio, Richard: Der stumme Mund, Frankfurt a.M. 1972

fliktthemen erst dann „auf den Tisch gelegt“, wenn die Situation für einen der Konfliktpartner unerträglich geworden ist und der „Leidensdruck“, also das Bedürfnis, sich von einer Last zu befreien, größer geworden ist als die Angst, sich Angriffen auszusetzen. So entsteht auch bei Streitfragen ein Bedarf an symbolischen, indirekten Kommunikationsmöglichkeiten. Diese indirekten Kommunikationsmöglichkeiten können entweder die vorhandenen Gemeinsamkeiten betonen und damit das Trennende für eine bestimmte zeitliche Enklave ausblenden, oder sie können gerade die Konflikte thematisieren, indem harmlose, spielerische Ausfechtungen vorgenommen werden. Kritisch betrachtet, könnte man hier von Verdrängungs- und Vermeidungsverhalten sprechen, von übermäßigem Harmoniebedürfnis oder Rückzug in geistige Welten sprechen, wo die Realität nicht mehr bewältigt wird. Praktisch gesehen kann Religion, die meist nur als Ursprung von Konflikten wahrgenommen wird (Nahost-Konflikt, Jugoslawien), ebenso auch Friedensstifterin sein. Warum gerade die Religion? Weil sie eine besondere Sprache verwendet, die nicht der Alltagssprache entspricht und konkrete Erlebnisse transzendiert. Es muss nicht notwendigerweise die Religion sein, die in schwierigen Situationen, vielleicht sogar anomischen Situationen Orientierung verschafft.⁵⁸⁰

Eine universelle Möglichkeit der symbolischen Lösung schwer formulierbarer zwischenmenschlicher Probleme ist der gemeinsame Gottesdienst. Die Atmosphäre im Gottesdienst ist feierlich, die Sprache gewählt, das Auftreten der Besucher beherrscht und zurückhaltend, während es bei „weltlichen“ Ereignissen, bei denen Symbolsprache eine Rolle spielt, häufig gerade umgekehrt ist. Angeführt wurden die „weltlichen“ Beispiele nur, um zu verdeutlichen, dass auch Menschen, die vielleicht nicht an Gott glauben, bewusst oder unbewusst zu Symboliken übergehen, wo sie konkret nicht mehr weiterwissen. Warum ist die Sprache des Gebets bei den Gemeinschaftsfeiern bislang bei den Massen beliebter als andere Ausdrucksformen? Die oft allgemein gehaltene, nicht auf einzelne Situationen bezogene Sprache, die im Gottesdienst verwendet wird, ist sozusagen eine sanfte, weiche, aber auch etwas diffuse und unpräzise Art, Dinge beim Namen zu nennen, ohne verletzend zu wirken. Außerdem dient die rituelle Wiederholung der Feiern der Stabilisierung der Beziehungen.

Das Geschehen ist so weit ritualisiert, dass der einfache Gottesdienstteilnehmer fast nichts verkehrt machen kann. Er kann also seine Sympathie für die andere Religion bekunden, ohne die Grenzen seines Wissens, seiner Toleranz und seiner kommunikativen Fähigkeiten unter Beweis stellen zu müssen, wie es etwa bei einer Diskussion über den Glauben der Fall wäre.

2. Bereitschaft zu Kompromissen bei Katholiken, Protestanten und Juden

Die christlich-jüdischen Gemeinschaftsfeiern, sowohl auf Kirchen- und Katholikentagen, als auch bei den „Wochen der Brüderlichkeit“, standen grundsätzlich Katholiken, Protestanten und Juden offen. Insofern waren von allen drei beteiligten Gruppen Abstriche in ihrer gewohnten Liturgie gefragt.

Dennoch galten sie nicht als „Ökumenische Gottesdienste“, da das Judentum in der Regel nicht zur Ökumene gerechnet wird.

⁵⁸⁰ Jegliche symbolischen Ausfechtungen von Konflikten dienen der Konfliktvermeidung. Beispiele dafür sind:

Die Erfindung des Hiphop: Der Hiphop diente dazu, in konfliktreichen Wohnvierteln der Großstädte in den USA statt Bandenkriegen Wettbewerbe im akrobatischen Tanzen auszuführen. Der Tanz war ein Symbol für die Selbstdarstellung und Selbstbehauptung von Mitgliedern verschiedener Banden. Später kam noch der Rap dazu: Wettbewerb in Tanz und Dichtung.

Der Karneval: „Hexen“ dürfen leichte Schläge austeilen, Streiche spielen und Krawatten abschneiden, ohne wirklichen Schaden anzurichten.

Sportliche Wettkämpfe, besonders die Olympischen Spiele: Im alten Griechenland trat alle vier Jahre der sportliche Wettstreit in den Vordergrund und verdrängte Kriege: Es musste Frieden herrschen während der Spiele. Heute gilt das offensichtlich nicht mehr, denn es können auch Länder Gastgeber sein, die sich mitten in einem Krieg befinden.

Eine weitere Grundlage, neben gemeinsamen Zielen und Werten, für gemeinsame Gottesdienste bzw. Gemeinschaftsfeiern war die, ebenfalls im Verein vorherrschende, Bereitschaft zu Kompromissen in den liturgischen Abläufen, um trotz unterschiedlicher kultureller Prägung eine Feier zusammen kreieren zu können.

Kompromisse erfolgten in folgenden Bereichen:

1. Liturgie,
2. Ausübung des eigenen Glaubens (Verzicht auf Glaubensbekenntnisse)
3. Zeit (Sabbatmorgen oder Sonntagmorgen?)
4. Ort des Geschehens (Kirche, Synagoge oder neutraler Ort).

Die Liturgie wurde in gemeinsamen Arbeitsgruppen und Gesprächskreisen erarbeitet.

Die Ausübung des eigenen Glaubens war Gegenstand heftiger Diskussionen an den Evangelischen Kirchentagen, letztendlich scheiterte dort die Einigung auf gemeinsame Feiern. Anders bei den Katholikentagen.

Als Tag für die Feier wählte man dort einige Male eine „neutralen“ Tag, wie den Donnerstag, so dass keine Seite bevorzugt wurde.

Die Orte für die Gemeinschaftsfeiern bei Katholikentagen und „Wochen“ waren vielfältig, sowohl Sakralbauten, als auch einfache Säle und Hallen. Es ist kein Prinzip zu erkennen, dass bestimmte Gebäude bevorzugt worden wären.

Von Kritikern als „kleinster gemeinsamer Nenner“ bezeichnet, erweist sich die Struktur der Feiern doch als so stabil, dass sie seit 1967 kontinuierlich praktiziert werden. Eine Ausnahme bildet der Evangelische Kirchentag, der seit 2003 keine solchen Feiern mehr anbietet. Die EKD befürchtet(e) nämlich, dass ein Verzicht auf bestimmte christliche Elemente im Rahmen einer Gemeinschaftsfeier negative Folgen hätte und veröffentlichte bereits im Jahr 2000 die Warnung:

„Gemeinsame christlich-jüdische Gottesdienste sind vom gemeinsamen Ursprung her aus christlicher Sicht grundsätzlich möglich. Jedoch muss dabei bedacht werden, dass Christen und Juden sich in ihren Gottesdiensten zwar an den Einen Gott wenden, aber durch den Glauben an Jesus Christus geschieden sind. Das kann weder durch Weglassen noch durch Überspielen überwunden, sondern muss in gegenseitigem Respekt ausgehalten werden. Eine genauere Untersuchung hat ergeben, dass es eine durchaus ernst zu nehmende Gefahr ist, das besondere christliche und jüdische Profil des Gottesdienstes zugunsten eines "kleinsten gemeinsamen Nenners" zu unterdrücken.“⁵⁸¹

Die „genauere Untersuchung“ zitierte der Autor des Artikels nicht, der übrigens selbst auch nicht genannt ist, aber im Namen der EKD auftrat.

Es ist bemerkenswert, dass Katholiken und Juden auf den Katholikentagen weiterhin Gemeinschaftsfeiern veranstalten und Evangelische und Juden auf den Kirchentagen nicht, obwohl, formal betrachtet, evangelische und jüdische Gottesdienste mehr gemeinsam haben als katholische und jüdische (z.B. das von Evangelischen zumindest teilweise eingehaltene Bilderverbot).

Der Grund ist, dass die katholische Kirche offiziell und einheitlich auf Missionierungsversuche verzichtet, während in der EKD bei diesem Thema nach wie vor Kontroversen herrschen und z.B. pietistische und evangelikale Kreise kontinuierlich und unbeirrt weitermissionieren, obwohl seit fast zwanzig Jahren Rabbiner sich dagegen wehren.

Die Differenzen zwischen Juden und Christen im Arbeitskreis „Juden und Christen“ der Deutschen Evangelischen Kirchentage begannen bereits 1964 (bevor die erste Gemeinschaftsfeier stattfand und bevor auf *Katholikentagen* überhaupt eine Gesprächsgruppe „Juden und Christen“ eingerichtet worden war):

⁵⁸¹ Evangelische Kirche in Deutschland: Christen und Juden III, Schritte der Erneuerung im Verhältnis zum Judentum, Hannover 2000

„Im sog. "Purimstreit" um die Judenmission, der in der Arbeitsgemeinschaft "Juden und Christen" im Jahr 1964 zwischen Gollwitzer und dem Rabbiner Robert Raphael Geis ausgetragen wurde, versuchte M. [Marquardt] zu vermitteln, indem er für Geis Partei ergriff.“⁵⁸²

Heute ist auch die katholisch-jüdische Gemeinschaft gefährdet, da der derzeitige Papst zwar nicht missioniert, dafür aber umso deutlicher macht, dass er allein in der katholischen Kirche Heilsgewissheit sieht. Die Kompromissbereitschaft ging also nicht immer weit genug für die Gemeinschaftsfeiern.

Das Weglassen aller spezifischen Besonderheiten der beteiligten Glaubensgemeinschaften bei Gemeinschaftsfeiern ermöglichte es, dass sich niemand bedrängt fühlte. Auf Katholikentagen sowie auf der jährlichen „Woche der Brüderlichkeit“ sind auf diese Weise die Gemeinschaftsfeiern zur festen Institution geworden.

Bei der Einführung und Aufrechterhaltung der Tradition der Gemeinschaftsfeiern spielten zwei Rabbiner eine wichtige Rolle: Es begann mit Natan Peter Levinson, weitergeführt wurde das Projekt auf der „jüdischen Seite“ von Henry G. Brandt. Aus diesem Grund sollen beide hier vorgestellt werden:

Natan Peter Levinson

Geboren: 1921

1940: Studium der Wissenschaft des Judentums an der Hochschule der Wissenschaft des Judentums“, Berlin, bei dem liberalen Rabbiner Leo Baeck

1941: Emigration in die USA

1948: Ordination zum Rabbiner

1950-53: Landesrabbiner in Berlin

Militärrabbiner bei der amerikanischen Luftwaffe,

1965-1986: Landesrabbiner in Baden, Hamburg, Schleswig Holstein, Initiator der Hochschule für Jüdische Studien in Heidelberg

1965-1984: Jüdischer Vorsitzender (Präsidiumsmitglied) des DKR

1976-1978: Präsident des „International Council of Christians and Jews“ (ICCJ)

Heute: Ehrenpräsident des ICCJ

Henry G. Brandt:

Geboren 1927 in München

1939: Auswanderung nach Palästina

1948-1950: Flottenoffizier im Befreiungskrieg

1951-1955: Studium der Nationalökonomie an der Queens University, Belfast

1966: Abschluss der Ausbildung als Rabbiner am Leo-Baeck-College in London

1966-1983: Rabbinatsposten in England, der Schweiz und Schweden

1983-1985: Landesrabbiner von Niedersachsen

1984: Präsidiumsmitglied des DKR

1986: Landesrabbiner von Westfalen-Lippe

Lehrbeauftragter der Universität Marburg

2004: Landesrabbiner von Augsburg-Schwaben, Vorsitzender der Allgemeinen Rabbinerkonferenz

Preise: Bundesverdienstkreuz, Muhammad- Nafi-Tschelebi-Preis der Stiftung Zentralinstitut Islam-Archiv-Deutschland⁵⁸³

⁵⁸² Pangritz, Andreas: Marquardt, Friedrich Wilhelm, in: Bautz, Friedrich-Wilhelm (Hrsg.): Biographisches-Bibliographisches Kirchenlexikon, Nordhausen 2005

⁵⁸³ Quellen für die Biographien: Zentralrat der Juden in Deutschland: Mitglieder der Allgemeinen Rabbinerkonferenz, <http://www.zentralratjuden.de/de/article/1494.html>, Abrufdatum: 25.02.2009; Dillmann, Hans Ulrich: Hort der Freiheit, in: Zukunft, Nr. 10/2007; Erler, Hans; Koschel, Ansgar (Hrsg.): Der Dialog zwischen Juden und Christen, Versuche des Gesprächs nach Auschwitz, Frankfurt a.M. 1999, S. 355, Münz, Christoph; Sirsch, Rudolf: Wenn nicht ich, wer? Wenn nicht jetzt, wann? Zur gesellschaftspolitischen Bedeutung des Deutschen Koordinierungsrates der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit (DKR), Münster 2004, S. 303, Grimm, Ulrich Werner: Festschrift: 50 Jahre GcJZ Berlin, Berlin 1999, S. 210

Da beide Rabbiner mit militärischen Einrichtungen zu tun hatten, darf man schließen, dass auch dies ein Beweggrund für friedensfördernde Initiativen, wie die Gemeinschaftsfeiern, war.

3. Progressive Interpretation der biblischen Botschaften, Kritik an Dogmen bei den Gesellschaften

Obwohl man sich darauf geeinigt hatte, dass jeder seine „Eigenheiten“ behalten sollte, ist doch eine Tendenz bei den Theologen/Rabbinern der Gesellschaften zu erkennen, sich die Möglichkeit offenzuhalten, aufgrund neuer Eindrücke im interreligiösen Geschehen biblische Botschaften neu zu interpretieren, ein dynamisches Glaubensverständnis zu entwickeln und wenig an Dogmen festzuhalten.

Die Anbetung von Jesus Christus als Erlöser musste bei den Gemeinschaftsfeiern aus den christlich-jüdischen Gottesdiensten ausgespart bleiben – für strenggläubige Christen ein schmerzlicher Verzicht. Denn während katholische und evangelische Gottesdienste wenige Differenzen aufweisen, sind die Unterschiede zwischen christlichem und jüdischem Gottesdienst nicht nur rein formaler Art, sondern auch inhaltlich relevant. Innerhalb der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit, mit ihrem Dachverband DKR suchten die Theologen und die jüdischen Mitglieder jedoch nach neuen Interpretationsspielräumen für das Leben Jesu Christi, die es schließlich ermöglichten, mit der jüdischen Skepsis gegenüber Christus als Erlöser unproblematisch und konfliktfrei umzugehen. Folgende gemeinsame Deutungen bürgerten sich ein:

1. Jesus ist für die Heidenvölker, die „Gojim“ auf die Erde gekommen, damit diese den Gott Israels kennenlernen. So z.B. bei Rolf Rendtorff:

„Aber wenn es um eine Neubestimmung des christlich-jüdischen Verhältnisses geht, dann müssen wir neu nach der richtigen Antwort suchen. Das bedeutet aber nicht weniger, als dass wir unser Selbstverständnis als Christen neu definieren müssen. Wenn wir damit wirklich am Anfang der Geschichte des Christentums beginnen, dann bedeutet das, dass wir das Christ-Sein nicht als Gegensatz zum Jude-Sein verstehen können, sondern als aus dem Jude-Sein herausgewachsene Weise, den jüdischen Glauben auch zu den „Völkern“ (die oft „Heiden“ genannt werden) zu bringen. Dabei hat sich dann vieles verändert. Aber es ist entscheidend, dass wir uns der gemeinsamen Wurzeln bewusst bleiben und jede Formulierung unseres Selbstverständnisses von dieser Gemeinsamkeit bestimmt sein lassen.“⁵⁸⁴

Die Auslegung des Neuen Testaments, dass Missionierung nur für „Völker“, aber nicht für Juden gedacht ist, entwickelte sich aus den Diskussionen bei DKR und Gesellschaften um die Judenmission. Nach dem Zweiten Weltkrieg setzte sich diese Lesart bei der Mehrheit der Beteiligten am christlich-jüdischen Dialog durch. Sie ist zum einen durch die Erkenntnis entstanden, dass ein Volk wie die Deutschen, von dem viele an der Ermordung von sechs Millionen Juden beteiligt waren, in Hinsicht „Nächstenliebe“ Juden zunächst einmal wenig zu erzählen hat. Außerdem ist sie durch Papst Johannes XXIII und Johannes Paul II unterstützt worden, die beide die Schrecken des Zweiten Weltkriegs erlebt haben und daraus die Konsequenz zogen, die jüdische Kultur und Religion grundsätzlich zu respektieren.

Häufig wird auch auf Paulus Bezug genommen, der schrieb, Israel werde erst errettet werden, wenn die Heiden in voller Zahl zu Jesus Christus bekehrt seien (Römer 9,1-11,36). Damit erweist man allerdings dem Judentum einen Bärendienst, denn im selben Abschnitt des Römerbriefes ist die Rede davon, dass Juden verstockt oder verblendet seien, ungehorsam, Feinde Gottes, ja, es wird sogar eine Verwünschung herangezogen.⁵⁸⁵ Abschwächend heißt es zwar, Gott selbst habe den Juden diese „Verblendung“ auferlegt, aus dem heutigen Verständnis menschlicher Selbstverantwortung und Freiheit, das unter anderem vom Kirchen-

⁵⁸⁴ Rendtorff, Rolf: Wir sind eure jüngeren Brüder, in: DKR: Themenheft 2002

⁵⁸⁵ „Ihr Opfertisch werde für sie zur Schlinge und zur Falle, zur Ursache des Sturzes und zur Bestrafung. Ihre Augen sollen erblinden, sodass sie nichts mehr sehen, ihren Rücken beuge für immer!“
Katholische Bibelanstalt: Die Bibel, Einheitsübersetzung, Freiburg im Breisgau 1999, Römer 11, 9-10

lehrer Augustinus geprägt wurde, ist eine solche Interpretation aber nicht mehr nachvollziehbar.

2. Christen glauben, dass Jesus Christus am Ende der Tage wiederkommt, um Gericht über diese Welt zu halten. Danach kann das Reich Gottes auf Erden anbrechen. Juden glauben, dass irgendwann ein Messias kommt und ein messianisches Zeitalter, also auch das Reich Gottes, einläutet und ermöglicht. Es könnte sein, dass dieser Messias der wiederkommende Christus sein wird.⁵⁸⁶
3. Jesus war ein Jude, der die Thora verehrte und ihr wieder neue Geltung verschaffen wollte. Insofern unterschied er sich nicht allzu sehr von frommen Juden.⁵⁸⁷
4. Jesus war ein Revolutionär und wurde als solcher von Römern gekreuzigt. (Auch darin unterschied er sich nicht von tausenden Juden vor ihm.)⁵⁸⁸
5. Jesus wird als Bruder der Juden angesehen und auch von Juden selbst als ihr Bruder. Diese Brüderlichkeit weiteten einige auch auf das Verhältnis Christen-Juden aus: Wie Jesus Bruder der Juden vor 2000 Jahren war, wollten heutige Christen Brüderlichkeit zeigen. So begrüßte Johannes XXIII Juden bei einer Audienz:

„Ich bin Joseph, euer Bruder.“

Auch die „Wochen der Brüderlichkeit“ zeugen von einer ähnlichen Absicht. Wenn Juden von Jesus als ihrem Bruder sprechen, abstrahieren sie allerdings vieles, was eher dem christlichen Jesusbild entspricht.

Es ist die Tendenz zu Erkennen, dass Juden Jesus in ihre gewohnte religiöse Lebenswelt einpassen, genau das betonen, was sie bereits als idealtypisch für einen Rabbiner und frommen Juden erkennen. Die Oppositionshaltung, die Jesus gegen bestimmte Erscheinungen des Judentums seiner Zeit eingenommen hat und die demonstrative Nähe zu Ausgestoßenen und „Sündern“ wird dabei eher ausgeblendet. Im Zuge einer Gegenbewegung gegen die jahrhundertelange Instrumentalisierung Jesu gegen das Judentum ist auch der DKR bemüht, auf die Verwurzelung Jesu in der jüdischen Kultur hinzuweisen und unterstützt das Entdecken der „Jüdischkeit“ Jesu.

Natürlich funktioniert die Harmonie in Bezug auf Jesus nur, so lange nicht Gedanken wie die Erbsünde, das stellvertretende Sühneopfer, die Verkörperung Jesu in Brot und Wein oder die Vergebung der Sünden durch Jesus diskutiert werden müssen.⁵⁸⁹

Dass der Umgang mit Dogmen und scheinbar allgemeingültigen Lehren bei den GcJZ und im DKR relativ „locker“, also frei gehandhabt wird, zeigt unter anderem die Interpretation des evangelischen Theologie- und Soziologieprofessors Martin Stöhr über die Entstehung von Dogmen in der frühen Geschichte des Christentums. Martin Stöhr war 18 Jahre lang im Präsidium des DKR, hätte er nicht die Meinung vieler Mitglieder vertreten, wäre er kaum sieben mal gewählt worden⁵⁹⁰:

„Die Materialität und das Irdische der Erlösung wurden spiritualisiert. Das war auf der einen Seite auch (aber nicht nur) eine Folge des Übertritts des Christentums in den hellenistischen Sprach-

⁵⁸⁶ Vgl. Schoeps, Hans Joachim: Probleme der christlich-jüdischen Verständigung, in: Knudsen, Knud: Welt ohne Hass, Berlin 1950, S. 78-80

⁵⁸⁷ Diese Ansicht wurde unter anderem vertreten von Schalom Ben-Chorin und Pinchas Lapide, S, dazu Ben-Chorin, Schalom: Bruder Jesus, der Nazarener aus jüdischer Sicht, München 1967; Küng, Hans; Lapide, Pinchas: Jesus im Widerstreit, ein jüdisch-christlicher Dialog, Stuttgart 1976; Flusser, David: Jesus, Hamburg 1968; Flusser, David: Die konsequente Philologie und die Worte Jesu, Hamburg 1963;

⁵⁸⁸ Homolka, Walter: Jesus der Jude. Die jüdische Leben-Jesu-Forschung von Abraham Geiger bis Ernst Ludwig Ehrlich, Compass-Infodienst, Online extra Nr. 51

⁵⁸⁹ Denn Juden verzeihen sich ihre Verfehlungen gegenseitig an Jom Kippur, dem höchsten jüdischen Feiertag, sie würden aber nicht auf die Idee kommen, wegen einer Verletzung, die sie jemand anderem zugefügt haben, etwa zum Rabbiner zu gehen und um Vergebung der Sünden zu bitten.

⁵⁹⁰ Vgl.: Münz, Christoph; Sirsch, Rudolf W.: Wenn nicht ich, wer? Wenn nicht jetzt, wann?, zur gesellschaftspolitischen Bedeutung des Deutschen Koordinierungsrates der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit (DKR), Münster 2004, S. 265ff

und Kulturraum. Auf der anderen Seite ist es eine Folge der Diffamierung jüdischer, d.h. auch biblischer Hoffnungen als materialistisch, partikular oder nationalistisch. Je jenseitiger und innerlicher die messianische Hoffnung verstanden wurde, desto massiver wurden die Formen der Christologie. (...) Der Gedanke eines zentralen Dogmas ist der Bibel fremd. Sie erzählt die Geschichte Gottes mit den Menschen und die Geschichten der Menschen, die, gelingend oder scheiternd, auf Gottes Wegen gehen. So wie die Bibel viele Messianologien kennt, kennt sie auch viele Christologien, die heute im ökumenischen Reichtum der vielen Kirchen lebendig sind – bis zu jenem Zeitpunkt, an dem Gott alles in allem ist (1. Kor. 15,28). Dann wohnt er bei seinen Menschen. Das auf die Erde gekommene himmlische Jerusalem braucht weder Tempel noch Kirchen noch Theologien (Offb 21). Es gibt keine zeitlose Christologie, sondern immer nur zeitgenössische Christusbekenntnisse, in denen zwischen der helfenden Nähe des Menschen Jesus und der menschlichen Hoffnung auf den göttlichen Messias eine Vielzahl von Würenditeln (wie bei der offenen Zahl der Namen Gottes) im Gebrauch waren, sind und sein werden.⁵⁹¹

Auch die Interpretationen katholischer und jüdischer Beteiligter an christlich-jüdischen Aktivitäten sind teilweise abweichend von der offiziellen Kirchenlehre. Man versucht, neue Wege zu gehen, weil Christen und Juden miteinander erkannt haben, dass die bisher eingeschlagene Richtung nicht nur Kommunikationsschwierigkeiten, sondern auch Mord und Totschlag nach sich zog. Es ist dennoch nicht die Absicht der GcjZ-Mitglieder, neue Lehren zu entwerfen. Vielmehr glauben die im Verein Engagierten, dass der Antijudaismus kein Kernstück des Christentums, sondern eine überflüssige Irrlehre sei und dass die Texte des Zweiten Vatikanischen Konzils, besonders *Nostra Aetate*, der christlichen Religion am nächsten kommen.

4. Gleichgesinnte auch außerhalb der Vereine

Die christlich-jüdischen Gemeinschaftsfeiern fanden schon bald die Unterstützung des Vatikans und der deutschen Bischofskonferenz.

Gemeinschaftsfeiern sollen nicht der Gründung einer neuen Glaubensgemeinschaft dienen (wie bei den Unitariern), sondern den guten Willen zwischen Juden und Christen fördern. Nicht Rückzug, Abspaltung und Selbstgenügsamkeit ist gefragt, sondern die Förderung der Toleranz in der deutschen Gesellschaft. Deshalb werden die Gemeinschaftsfeiern durch das öffentliche Interesse beflügelt.

Offenbar antwortete man mit dem gemeinsamen Gottesdienst auf ein in der Gesellschaft lang gehegtes Bedürfnis, denn bereits wenig später, 1969, fanden im Rahmen der Woche der Brüderlichkeit vier solche gemeinsamen Gottesdienste statt.⁵⁹² Das Konzept der Gemeinschaftsfeiern mit Katholiken, Evangelischen und Juden etablierte sich schnell und geriet in kürzester Zeit zur jährlichen Tradition, ohne dass besondere Propaganda nötig war.

Seit dieser Zeit vergeht keine Woche der Brüderlichkeit ohne die beliebten, aber auch heiß diskutierten Gemeinschaftsfeiern und bald waren auch die Katholikentage und die Kirchentage mit eingebunden.

1970 waren erstmals Juden auf dem Katholikentag vertreten. Der Vorschlag, eine Arbeitsgruppe „Juden und Christen“ wie bei den Protestanten zu gründen, wurde erstmals ausgesprochen.⁵⁹³

1971 fand auf dem Pfingsttreffen in Augsburg ein ökumenisches Treffen mit Juden statt. Den dortigen – für kirchliche Kreise ersten - christlich-jüdischen Gottesdienst besuchten 800 Leute, den Sabbat-Gottesdienst 1700 Juden und Christen. Die Idee der gemeinsamen Gottesdienste war ursprünglich vom DKR ausgegangen.⁵⁹⁴ Die anfängliche ausdrückliche Ablehnung solcher Veranstaltungen durch die erste Präambel des DKR war somit nicht mehr rele-

⁵⁹¹ Stöhr, Martin: Christus nachfolgen ohne Israel zu demütigen, in: Erler, Hans; Koschel, Ansgar: Der Dialog zwischen Juden und Christen, Versuche des Gesprächs nach Auschwitz, Frankfurt 1999, S. 292f

⁵⁹² Levinson, Natan Peter: 20 Jahre GcjZ, in: Münz, Christoph; Sirsch, Rudolf: Wenn nicht ich, wer? Wenn nicht jetzt, wann? Zur gesellschaftspolitischen Bedeutung des Deutschen Koordinierungsrates der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit (DKR), Münster 2004

⁵⁹³ Rundschau, in: Freiburger Rundbrief Nr. 81/84, Freiburg 1970, S. 79

⁵⁹⁴ Rundschau, in: Freiburger Rundbrief Nr. 85/88, Freiburg 1971, S. 74

vant und die Aussage sogar ins Gegenteil gewandelt: Statt Ablehnung der Gebetsgemeinschaft war nun Befürwortung auch vor kirchlichen Gremien eingetreten.

1972 fand der erste hessische christlich-jüdische Gottesdienst statt, veranstaltet vom DKR.⁵⁹⁵

1974 gab es auf dem 84. Deutschen Katholikentag, zum ersten Mal auf einem Katholikentag, eine christlich-jüdische Gemeinschaftsfeier mit Vortrag von DKR-Präsidiumsmitglied Natan Peter Levinson.⁵⁹⁶ (Hier wählte man erstmals den Ausdruck „Gemeinschaftsfeier“ statt Gottesdienst.)

1975 predigte Natan Peter Levinson auf dem Evangelischen Kirchentag, beim christlichen Eröffnungsgottesdienst. In den Folgejahren ergriffen auch noch andere Rabbiner die Gelegenheit, beim christlichen Eröffnungsgottesdienst zu predigen. Dadurch entstand eine Debatte innerhalb der Arbeitsgemeinschaft „Christen und Juden“ der EKD, ob gemeinsame christlich-jüdische Gottesdienste zu befürworten seien. Diese Debatte war 2005 noch nicht abgeschlossen.⁵⁹⁷

Auch von 1976 bis 1984 fanden auf Katholikentagen und „Wochen der Brüderlichkeit“ stets Gemeinschaftsfeiern statt.

Die Gesellschaften Augsburg-München-Regensburg veranstalteten am 20. Oktober 1985 während der Herbsttagung der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit Augsburg-München-Regensburg einen gemeinsamen christlich-jüdischen Gottesdienst, der auch „Gottesdienst“ und nicht „Gemeinschaftsfeier“ genannt wurde:

An der Stelle, an der die Regensburger Synagoge stand, erklang erstmals seit 1519 wieder ein hebräisches Gebet. Dr. Andreas Angerstorfer, der heutige zweite evangelische Vorsitzende der GcJZ München, zelebrierte zusammen mit Dekan Wilhelm Schubert, dem jüdischen Vorbeter Leo Hermann und Hans Rosengold den Gottesdienst. Die Mittelbayerische Zeitung veröffentlichte das Ereignis.⁵⁹⁸

“Vorgetragen wurden in Hebräisch und Deutsch als Introitus der Psalm 34 und das Glaubensbekenntnis Schema Israel (5. Buch Mose 6,4f). Ein glücklicher Zufall wollte es, dass nach dem evangelischen Lesezyklus eine Passage der Noahgeschichte (...) traf, die am Schabbat (einen Tag zuvor) nach dem jüdischen Lesezyklus aus der Thorarolle gelesen wurde.”⁵⁹⁹

Dass der Text und der Zeitpunkt ganz dem Zufall überlassen worden seien, ist eher unwahrscheinlich. Sind es doch die “sieben Noachidischen Gesetze”, die für Juden den kleinsten gemeinsamen Nenner der Gesetzestreue zwischen Juden und Andersgläubigen treffen.

Die Gemeinschaftsfeiern von 1967 bis 1983 fanden nie ohne Natan Peter Levinson als jüdischem Geistlichen statt. Er hatte die Idee mit ins Leben gerufen und sorgte durch sein dauerhaftes Engagement dafür, dass sie fortlebte. Nach seinem Ausscheiden aus dem Präsidium des DKR übernahm sein Nachfolger Henry G. Brandt, wie Levinson ein liberaler Landesrabbiner, diese Aufgabe. Auch er ist bis heute ein überzeugter Fürsprecher für diese Feiern. Durch die Compliance liberaler Rabbiner haben die Gemeinschaftsfeiern in der Regel natürlich auch ein liberales und kein orthodoxes Gepräge. Orgelmusik wurde wiederholt gespielt, auch typisch christliche Gestaltungselemente sind toleriert, so lange sie nicht gegen wesentliche Gesetze des Judentums verstoßen. Auch die Bischöfe, die Gemeinschaftsfeiern mitgestalten, zeigen damit, dass sie die Inhalte des zweiten Vatikanischen Konzils und der

⁵⁹⁵ epd-Meldung, 23.04.1972, BA B 259-824

⁵⁹⁶ Rundschau, in: Freiburger Rundbrief Nr. 97/100, Freiburg 1974, S. 68

⁵⁹⁷ Stöhr, Martin: Die Arbeitsgemeinschaft Juden und Christen beim Deutschen Evangelischen Kirchentag, in: GEP (Hrsg.): Bilanz und Perspektiven des christlich-jüdischen Dialogs, Frankfurt a.M., 2005, S. 41

⁵⁹⁸ Vgl. Oberdorfer, Bernd: Augsburg, in: Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit e.V. Augsburg-München-Regensburg (Hrsg.): Reden, Lernen, Erinnern, 50 Jahre Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit e. V., München 1998, S. 65

⁵⁹⁹ Ebd.

Rheinischen Landessynode akzeptiert haben und nicht der ultra-konservativen Linie der christlichen Kirchen angehören. Insofern kann man auch hier wieder feststellen: Bei der Mehrheit der Christen und Juden, die liberal orientiert sind, geht die Entwicklung hin zu einer modernen Weltsicht relativ schnell, während eine konservative bzw. orthodoxe Minderheit dadurch die Authentizität der eigenen Religion gefährdet sieht und durch Warnungen oder auch Verbote sozusagen „am anderen Ende zieht“, versucht, umso mehr bremsend zu wirken, je schneller die Entwicklung hin zu mehr Gemeinsamkeit ihren Lauf nimmt.

Hier stellen sich dann grundsätzliche Fragen:

Muss man eigene Traditionen aufgeben, wenn sie für bestimmte Zwecke, etwa, um mit Andersgläubigen zu feiern, einmal oder zweimal im Jahr zurückgestellt werden?

Was ist wichtiger: Die Gemeinschaft mit vielen Menschen oder die Sicherheit der eigenen Tradition? Besteht in der modernen Welt die Gefahr, in einem Einheitsbrei zu versinken, oder, präziser ausgedrückt, einer Angleichung der Sitten um der Einfachheit des Zusammenlebens entgegenzukommen?

Durch die Wiederholung gemeinsamer Gottesdienste kamen sich Rabbiner und Bischöfe mit der Zeit auch menschlich näher.

An die Eröffnung der Woche der Brüderlichkeit 1997 schloss sich eine Gemeinschaftsfeier an, bei der Erzbischof Joachim Degenhardt, Landesrabbiner Henry G. Brandt und der Präses der Westfälischen Landeskirche gemeinsam beteten.

„Sie redeten sich gegenseitig als Brüder und Freunde an und lachten miteinander.“⁶⁰⁰

Erzbischof Degenhardt wiederholte an die Adresse der Juden die Papst-Worte:

„Ihr seid unsere bevorzugten Brüder.“

Er erinnerte auch an

„(...) die Zeit voll Blut und Wunden.“⁶⁰¹

Henry G. Brandt ging auf das Motto der WdB, „Räumt die Steine hinweg!“, ein. Für ihn waren die Steine Arroganz, Machtmissbrauch, Überheblichkeit, Selbstherrlichkeit und Besserwisseri.

„Jenen Theologen, die einem getrennten Weg von Christen und Juden das Wort reden, hielt Brandt mit Nachdruck entgegen: „Es geht doch auch zusammen. Es ist richtig, gemeinsam Gott anzurufen.“⁶⁰²

Während der Ausdruck „gemeinsame Gottesdienste“ bis Anfang der siebziger Jahre im Gebrauch war, spricht man heute nur noch von „Gemeinschaftsfeiern“. Auch besteht sowohl von christlicher als auch von jüdischer Seite kein Interesse, diese Gemeinschaftsfeiern zu einer ständigen Einrichtung zu machen, sie sollen vielmehr besonderen Anlässen vorbehalten bleiben. Für die Christen wäre es auf Dauer zu anstrengend und auch frustrierend, ihr Bekenntnis zu Jesus Christus hintenanzustellen, und für Juden wäre es ebenfalls unbefriedigend, für die Gemeinschaftsfeiern eigene, im Gesetz geforderte Gebete zu vernachlässigen. So rät z.B. die Homepage progressiver Juden, deren Vorsitzender lange Zeit DKR-Präsidiumsmitglied Henry G. Brandt war, jetzt jedoch Dr. Jan Mühlstein ist:

⁶⁰⁰ Augsburg-München-Regensburg (Hrsg): Reden, Lernen, Erinnern, 50 Jahre Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit e. V., München 1998, S. 280

⁶⁰¹ Ebd., S. 280

⁶⁰² Ebd., S. 280

„Gemeinsame Gottesdienste verschleiern jedoch die Unterschiede zwischen den Religionen und vermischen verschiedene Vorstellungen, die jeder für wichtig hält. Der interreligiöse Dialog strebt nicht danach, die unterschiedlichen Religionen zu vereinheitlichen, sondern es geht darum, die Beziehungen zwischen den vorhandenen Religionen zu fördern. Deshalb hat das Einander-Besuchen Vorrang vor dem Versuch eines gemeinsamen Gottesdienstes. Diese sollten sich auf einige bestimmte Anlässe beschränken, wie die Woche der Brüderlichkeit oder Kirchen- oder Katholikentage.“⁶⁰³

Sowohl beim DKR als auch bei außenstehenden Beobachtern findet sich die wiederholte Warnung, dass die Gemeinschaftsfeiern etwas Besonderes bleiben sollen. Da dazu keine Gegenstimmen aufkommen, kann man davon ausgehen, dass dies im Interesse aller Beteiligten ist.

Die jüdischen Positionen gegenüber der Gemeinschafts-Idee legte Natan Peter Levinson in seinem Artikel „Gemeinsame Gottesdienste?“ dar:

In diesem Beitrag erörterte Levinson das Für und Wider gemeinsamer Gottesdienste von Juden und Christen aus der Sicht der Halacha, des jüdischen Kodexes:

Es spricht dafür:	Es spricht dagegen:
Vernünftige Bräuche anderer Völker sind erlaubt (Auslegung von Rabbi Nissum und Rabbi Isserles)	Israeliten ist es untersagt, in den Satzungen anderer Völker zu wandeln (Mose 18,3; 20,25)
Sanhedrin, 39b: Israeliten nehmen angeblich immer nur die schlechten Sitten an > gute Sitten sind erlaubt – Anmerkung: Die Sanhedrin, die Hohenpriester, kritisierten nur die schlechten fremden Sitten. Daraus schloß Levinson, dass es auch gute fremde Sitten gebe, die man weniger kritisch betrachten müsse.	Besitz und Verehrung von Statuen ist verboten (auch Kruzifixe u.ä. sind Statuen)
	Jesus und die Trinität dürfen nicht Inhalt der Gebete sein
	Bestimmte Formen der Musik sind umstritten (keine christlichen Formen erlaubt, evtl. auch keine Hymnen)
	Es ist geboten, einen Zaun um die Lehre zu machen. Für manche kann das bedeuten, vorsichtshalber nicht in einer christlichen Kirche zu beten

Levinson schloss, dass er sowohl diejenigen, die an Gemeinschaftsfeiern teilnehmen, verstehen kann, als auch die, die sich davon zurückhalten. Es ist jedoch unter bestimmten Umständen und mit Rücksichtnahme der Christen möglich, zusammen zu beten und zu feiern. Bezeichnend ist, dass er, obwohl er mehr Argumente dagegen fand, während seiner Zeit als DKR-Präsidiumsmitglied stets an den Gemeinschaftsfeiern beteiligt war. Das bedeutet, er sah diese Feiern eindeutig als „vernünftigen Brauch“ an.

Als Gleichgesinnte, die sich an christlich-jüdischen Gemeinschaftsfeiern beteiligten, sind vor allem zahlreiche katholische und evangelische Bischöfe zu nennen. Von 2002 bis 2008 zelebrierten folgende katholische Bischöfe die Gemeinschaftsfeiern auf der Woche der Brüderlichkeit zusammen mit evangelischen Kollegen und mit Landesrabbiner Henry G. Brandt:

2002: Dr. Bernd Uhl, Weihbischof, Bistum Freiburg

2003: Dr. Reinhard Lettmann, Bischof, Bistum Münster, Emeritus seit 2008

2004: Kardinal Lehmann, Bischof von Mainz

2005: Dr. Joachim Wanke, Bischof, Bistum Erfurt

⁶⁰³ Union progressiver Juden in Deutschland e.V.: Interreligiöse Beziehungen, <http://www.liberalen-juden.de/cms/index.php?id=82>, Abrufdatum: 16. Februar 2009

2006: Wolfgang Wieder, Weihbischof, Berlin

2007: Dr. Robert Zollitsch, Erzbischof von Freiburg, Vorsitzender der deutschen Bischofskonferenz

2008: Dr. Rainer Woelki, Weihbischof, Bistum Köln

2009 wird Erzbischof Dr. Werner Thissen, Hamburg, die Feier mit leiten.

Folgende Evangelische BischöfInnen waren beteiligt:

2002: Dr. Ulrich Fischer, Landesbischof von Baden

2003: Präses (gleichbedeutend mit Landesbischof) Manfred Sorg, Westfalen

2004: Kirchenpräsident Dr. Peter Steinacker (seit 2008 in Rente)

2005: Axel Noack, Bischof von Sachsen

2006: Professor Dr. Wolfgang Huber, Vorsitzender der EKD, Bischof von Berlin-Brandenburg und schlesischer Oberlausitz

2007: (erneut) Dr. Ulrich Fischer, Landesbischof von Baden

2008: Präses (Landesbischof) Nikolaus Schneider, Düsseldorf

2009 wird Bischöfin Maria Jepsen, Bistum Hamburg und Lübeck, die Feier mit zelebrieren.⁶⁰⁴

7.3 Umsetzung der Liturgie: Was ist eigentlich christlich-jüdisch?

a.) Einleitung

Was christlich und was jüdisch ist, daran scheiden sich in vielen Fällen die Geister. Das Vaterunser nehmen Juden als typisch jüdisches Gebet an, weil es sich zum Teil mit dem Achtzehnbittengebet überschneidet, während Christen es als ihr ureigenes Gebet betrachten, weil es von Jesus gelehrt wurde.

Doch nun zu den Inhalten der Gottesdienste: Was bleibt, wenn man alles wegläßt, was der „Partner“ nicht teilen kann? Handelt es sich wirklich, wie von der EKD kritisiert, um den „kleinsten gemeinsamen Nenner“, oder ist möglicherweise eine ganz eigene Kategorie von Feiern entstanden, die für sich betrachtet werden muss und die man nicht ohne weiteres mit den normalen Gottesdiensten der beteiligten Glaubensgemeinschaften vergleichen kann?

Der Versuch, Gemeinschaftsfeiern vorwiegend mit Texten des „AT“ zu gestalten, offenbarte, dass das „Alte“ und das „Neue“ Testament nicht so verschieden sind, wie es jahrhundertlang zu sein schien. Christen entdeckten die Stellen im Alten Testament neu, an die Jesus anknüpfte, sie sahen die Erstellung gemeinsamer Feiern nicht nur als Herausforderungen, sondern als Gelegenheit, sich nun mit lange nur peripher wahrgenommenen Textstellen intensiver auseinanderzusetzen.

Die eigentlichen Barrieren zwischen Judentum und Christentum bestehen zum Einen in der unterschiedlichen Interpretation gemeinsamer religiöser Symbole und in der Übertretung zentraler jüdischer Religionsgesetze durch Christen.

Das heißt, die Wahrscheinlichkeit, dass Christen und Juden auch in beiden Religionen vorhandene Symbole bzw. Begriffe unterschiedlich deuten, ist eklatant.

Folgende Anekdote soll dies illustrieren: Ein Bekannter nahm seine jüdische Freundin mit in den katholischen Gottesdienst. Sie machte alle Handlungen mit, ohne alles zu verstehen. Nachher fragte sie, was sie denn da für Oblaten zu essen bekommen habe. Aus Verlegenheit erklärte er ihr, das sei das Manna gewesen, das Gott in der Wüste regnen ließ. Wie hätte er ihr auch im Nachhinein begreiflich machen sollen, sie habe Fleisch und Blut Jesu Christi verzehrt?

Besonders gravierend ist, dass, wenn Juden den Begriff „Volk Gottes“ hören, sie natürlich an ihr eigenes Volk denken, während Christen meist sich selbst darunter verstehen, aufgeschlossene Christen zumindest das jüdische Volk *plus* das heutige Christentum.

Auch ursprünglich jüdische Begriffe wie Messias, Bund mit Gott, Erneuerung des Bundes und viele mehr sind inzwischen christlich uminterpretiert. Brot und Wein spielen in der jüdi-

⁶⁰⁴ Die Namen und Amtsbezeichnungen sind den jeweiligen Programmen der Wochen der Brüderlichkeit entnommen, die Orte der Bistümer den offiziellen Homepages der jeweiligen Bistümer.

schen Religion eine Rolle am Schabbat und an Pessach und dienen der Feier des Auszugs aus Ägypten. Für Christen sind Brot und Wein beim Abendmahl/bei der Kommunion jedoch der Leib Christi. Im Judentum gibt es ein Tabu des Blutvergießens und ein Tabu, Blut zu sich zu nehmen. Deshalb wird auch das Fleisch von Tieren vor dem Verzehr so lange in Salz eingelegt, bis kein Blut mehr darin ist. Der Gedanke, Blut zu trinken oder zu sich zu nehmen, auch wenn es um die Vereinigung mit Jesus Christus ginge, ist normalerweise für Juden abschreckend. Nun kann man nicht leugnen, dass das Tabu des Blutvergießens in Kriegen bereits sehr oft gebrochen wurde, sowohl von Christen, als auch von Juden. Für diejenigen Juden, die nicht in kriegerische Handlungen verwickelt sind, besteht es aber dennoch fort. Hier besteht eine wohl unüberwindliche Schranke zwischen Judentum und Christentum. Es ist möglich, dass gerade in der im jüdischen Kontext schockierend wirkenden Aussage, die im NT überliefert ist :

„Wer mein Fleisch isst und mein Blut trinkt, hat das ewige Leben, und ich werde ihn auferwecken am Letzten Tag.“⁶⁰⁵

ein Grund liegt, warum nur eine Minderheit der damaligen Juden zum Christentum übertraten.

Ein weiteres Hindernis im gegenseitigen Verständnis sind die „Gottesbilder“.

Die Christen kennen Gottesdarstellungen als Alter Mann oder „Auge Gottes“, den Heiligen Geist als Taube und Jesus Christus als Lamm. Für Juden ist Gott weder Frau noch Mann, geschweige denn, dass man ihn in der Gestalt einer Taube oder eines Lammes darstellen würde. Interpretationen christlicher Begriffe, die neu im Zuge der Zusammenarbeit entstanden, dürften traditionelle Christen überraschen, aber auch neue Denkanstöße liefern. Denn man kann neue Interpretationen als Abweichung verwerfen, man kann sie aber auch als noch nicht entdecktes, beachtenswertes Gedankengut in die eigene religiöse Welt integrieren oder die Existenz anderer Vorstellungen als interessante Tatsache hinnehmen, selbst wenn sie für die eigene, subjektive Wirklichkeit nicht in Betracht kommen.

b.) Eucharistie und Pessach: Wenig inhaltliche Übereinstimmung

Trotz „Bemühungen von zwei Seiten“, Schalom ben Chorin auf der jüdischen Seite, Johannes Brosseder aus der christlichen Seite, Gemeinsamkeiten der Eucharistie mit jüdischen Ritualen zu finden, ist wenig inhaltliche Übereinstimmung des Pesachmahles mit dem, folgt man dem Neuen Testament, von Jesus umgesetzten „Mal des Neuen Bundes“ zu finden. Der katholische Theologe Johannes Brosseder, der in Köln ökumenische Theologie lehrte, entwarf eine unorthodoxe Lehre zur Eucharistie für ein Buch des DKR-Vorsitzenden Ansgar Koschel:

„Ohne die Berücksichtigung jüdischer Wurzeln ist es schwer, ein angemessenes Verständnis der christlichen Eucharistie- bzw. Abendmahlsfeier zu gewinnen.

Bedeutende Elemente der jüdischen Pessach-Feier wurden Bestandteil des christlichen eucharistischen Gottesdienstes. So ist der Abendmahlsbecher, den die Christen im Gottesdienst als einzigen Becher verwenden, in der jüdischen Pessach-Liturgie, die in der Familie gefeiert wird, der für den möglicherweise kommenden Elia bereitgehaltene fünfte Becher. In einigen jüdischen Traditionen wird dieser fünfte Becher, wenn Elia nicht gekommen ist, nach dem Gottesdienst ausgegossen als Ausdruck des Zornes Gottes darüber, dass die Heiden, die Völker, sich immer noch nicht zum Gotte Israels bekehrt haben. Dieser „Zornesbecher“ wird im christlichen Gottesdienst in der in der Eucharistie bzw. im Abendmahl vermittelten Gemeinschaft mit Christus zum Heilsbecher für die Völker.

Vergleichbar ist ebenfalls das in den westlichen Kirchen verwendete ungesäuerte Brot. In der jüdischen Überlieferung ist es das Brot der Armut auf dem Weg Israels aus der Knechtschaft Ägyptens; dieses Brot konnte sich im christlichen Gottesdienst bruchlos mit der Armuts- und Knechtschafts-Christologie verbinden. Da die jüdische Pessach-Feier die Erinnerung an die Befreiung aus der Sklaverei Ägyptens wachhält, ist die Pessach-Liturgie eine Befreiungsliturgie. Von diesem jüdischen Ver-

⁶⁰⁵ Die Bischöfe Deutschlands, Österreichs und der Schweiz (Hrsg.): Die Bibel, Altes und Neues Testament, Einheitsübersetzung, Stuttgart 1980, Joh 6,54

ständnis könnte sich der christliche Gottesdienst sein wirkliches Thema zurückgeben lassen, das in der Umdeutung der Eucharistie als Opfer und Sündopfer geradezu verlorengegangen ist und erst in unserer Zeit mühselig wieder entdeckt werden musste.⁶⁰⁶

Dies ist eine sehr freie und stark von jüdischen Vorstellungen beeinflussten Deutung der Eucharistie bei Johannes Brosseder. Offenbar war er daran interessiert, eine ältere Deutung der Eucharistie, die seiner Meinung nach vor der Sühneopfer-Theologie galt, herauszukristallisieren, um die jüdischen Wurzeln besser zu verstehen. Die „Befreiungsliturgie“ anstelle der Rolle Jesu als Opferlamm. Dennoch gibt es keine christlich-jüdische Einigung auf bestimmte, für beide Seiten akzeptable Deutungsweisen, und so verzichtet man doch lieber bei Gemeinschaftsfeiern auf dieses Element des christlichen Gottesdienstes. Die Bedeutung der Eucharistischen Symbolik weicht doch zu stark von den Inhalten des Pessach-Mahles ab. Deshalb kann fast die Hälfte der christlichen Liturgie, nämlich die Teile, die sich mit Gabenbereitung und Eucharistie befassen, nicht in die christlich-jüdischen Gemeinschaftsfeiern einbezogen werden.

Nicht nur die Eucharistie mit Brot und Wein lässt bei Juden und Christen unterschiedliche Assoziationen entstehen, auch andere liturgische Handlungen sind mehrdeutig.

Auf welcher Basis konnte dennoch die Idee gemeinsamer Feiern entwickelt werden, ohne dass die Teilnehmer dabei sozusagen parallel zwei verschiedene „Filme“ in ihrer Imagination abspielen? Wie kann man verhindern, dass Gläubige Gebete jeweils so deuten, wie es ihrer anerzogenen religiösen Welt entspricht, ohne den anderen wirklich wahrzunehmen?

Die Umsetzung einer neuen Liturgie erforderte sowohl im DKR, als auch in den Arbeitsgemeinschaften „Juden und Christen“ (der katholischen und der evangelischen Kirche) jahrelange intensive Auseinandersetzungen. Die Ergebnisse sind zum Teil dokumentiert worden und können hier untersucht werden.

c.) Die Umsetzung einer gemeinsamen Liturgie

Es etablierte sich bald eine Struktur der Gemeinschaftsfeiern, die man als eigene Kategorie von Gottesdiensten betrachten muss. Sie sind weder christlich mit jüdischen Besuchern, noch jüdisch mit christlichen Besuchern, sondern relativ ausgewogene christlich-jüdische Ereignisse, die jedoch teilweise für orthodoxe Juden ungewöhnliche Elemente wie Orgelspiel enthalten.

Im Freiburger Rundbrief dokumentierte Gottesdienste bzw. Gemeinschaftsfeiern mit christlich-jüdischer Beteiligung sind u.a.:

1. 9.11.1978,
„Ökumenischer Gottesdienst der Buße und Besinnung“
Freiburger Münster,
mit Katholiken, Juden, Evangelischen und Altkatholiken,
organisiert vom Dekan der Altkatholiken und der ACK (Arbeitsgemeinschaft christlicher Kirchen) Freiburg
Grußbotschaft von Dr. Natan Peter Levinson, überbracht von Hans Altmann, Leiter der Freiburger Israelitischen Gemeinde
(Freiburger Rundbrief (FR) XXX/1978, S. 29)
2. 14.9.1978,
„Christlich-Jüdische Gemeinschaftsfeier“,
Aula des St. Ursula Gymnasiums, Freiburg,
im Rahmen des 85. Dt. Katholikentages,
mit Weihbischof Karl Flügel, Regensburg
und Dr. Natan Peter Levinson
(FR XXX/1978, S. 99)

⁶⁰⁶ Brosseder, Johannes: Jüdisch-christliches oder christlich-jüdisches Gespräch? in: Eler, Hans; Koschel, Ansgar: Der Dialog zwischen Juden und Christen, Versuche des Gesprächs nach Auschwitz, Frankfurt 1999, S. 282

3. 1979:
„Jüdisch-Christliche Gemeinschaftsfeier“,
Evangelischer Kirchentag, 13.-17. Juni 1979
mit Martin Stöhr, Natan Peter Levinson (Predigt), u.a.
Liturgie von der Arbeitsgemeinschaft „Juden und Christen“ beim Kirchentag
(FR XXXI/1979, S. 77ff.)
4. 1980:
„Christlich-Jüdische Gemeinschaftsfeier“,
am 86. Dt. Katholikentag vom 4. – 8. Juni,
Synagoge Berlin,
mit Natan Peter Levinson, Bischof Josef Stimpfle, Augsburg, Dr. Kurt Scharf, Altbi-
schof von Berlin-Brandenburg
(FR XXXII/1980, S. 68)
5. 2.9.1982,
87. Dt. Katholikentag,
Christlich-Jüdische Gemeinschaftsfeier, Donnerstag, 2. September 1982
Robert-Schumann-Saal Düsseldorf,
mit Natan Peter Levinson, Weihbischof Karl Flügel, Regensburg,
Liturgie vom Gesprächskreis „Juden und Christen“ beim Zentralkomitee der deut-
schen Katholiken (ZdK)
(FR XXXV/XXXVI 1983/84 (Eine Ausgabe), S. 82ff)
6. 1984
88. Dt. Katholikentag (4. – 8. Juli),
Christlich-jüdische Gemeinschaftsfeier, Donnerstag, 5. Juli
München, Herkulesaal der Residenz,
mit Natan Peter Levinson, Bischof Josef Stimpfle, Augsburg
7. 1985
„Eröffnungsgottesdienst zum Kirchentag“
mit Ansprache von Rabbiner Dr. Albert Friedlander, London
Düsseldorf, 5. Juni 1985
(FR XXXVII/XXXVIII, 1985/86, S. 68)

Dies ist nur ein kleiner Teil der Gemeinschaftsfeiern, die von 1967 bis heute stattgefunden haben. In der Regel war Natan Peter Levinson der Rabbiner, der diese Feiern mit gestaltete. Die Gemeinschaftsfeiern auf den „Wochen der Brüderlichkeit“ sind im Freiburger Rundbrief nicht dokumentiert, möglicherweise, da Gertrud Luckner diese „Wochen“ ablehnte. Es fanden jedoch nach Aussage von GcJZ-Vorstandsmitglied Ingrid Weiß, Stuttgart, an jeder Zentralen Eröffnungsfeier der Wochen der Brüderlichkeit ab 1967 christlich-jüdische Gemeinschaftsfeiern statt. In den Dokumentationen des DKR werden nur einzelne Gemeinschaftsfeiern ausführlich berichtet. In Büchern wie „Wenn nicht ich, wer? Wenn nicht jetzt, wann?“ und „Der Dialog zwischen Juden und Christen“ wurden die Gemeinschaftsfeiern und das Aufsehen, das sie am Anfang weltweit erregten, nur am Rande erwähnt bzw. in grundsätzlichen Überlegungen, ob sie nach dem jüdischen Gesetz überhaupt zulässig seien. Dennoch stand der Vorstand des DKR in seinem Handeln stets engagiert hinter der Idee und trug sie sogar durch Krisenzeiten, wie z.B. im Jahr 2008 beim Katholikentag in Osnabrück, als der liberale Rabbiner Walter Homolka die Teilnahme am Katholikentag wegen des Verhaltens Papst Benedikts XVI absagte, aber DKR-Mitglied Henry G. Brandt weiterhin die Gemeinschaftsfeier mit gestaltete. Mit dem Verhalten des Papsts ist die Wiedereinführung der Karfreitagsfürbitte im alten Sinne und seine grundsätzliche Überlegenheitshaltung gegenüber dem Judentum gemeint.

Für die Beteiligten bedeutet die Gemeinschaftsfeier nicht Reduktion ihrer Glaubenspraxis, sondern Horzonterweiterung:

Christen lernen jüdische Gebete, wie z.B. das „Achtzehnbittengebet“ kennen, Juden christliche liturgische Elemente, die sich mit ihrem Glauben vereinbaren lassen. Da die Gemeinschaftsfeiern keine häufig praktizierten Rituale sind, sondern von den DKR/GcjZ-Mitgliedern maximal zweimal im Jahr (eben auf dem Katholikentag und auf der Woche der Brüderlichkeit) besucht werden, können sie nicht als Konkurrenz zu den „normalen“ Gottesdiensten eingeordnet werden. Sie haben ihren eigenen Ablauf, ihre eigene Struktur, die anhand einiger Beispiele genauer dargestellt und erläutert werden soll.

Erstes Beispiel:

Christlich-jüdische Gemeinschaftsfeier am **85. Katholikentag** am 11. September 1978: Liturgie der Gemeinschaftsfeier (Im Freiburger Rundbrief wurde damals „Gemeinschaftsfeier“ noch synonym mit „Gottesdienst“ verwendet.)

1. Orgelvorspiel
2. Gesang des Kantors mit Chor (Ausschnitte aus Bibeltexten und Psalmen)
3. Begrüßung: Weihbischof Karl Flügel, Landesrabbiner Dr. Natan Peter Levinson
4. Schola-Gemeindegang: Psalm 77
5. 18-Bitten-Gebet wird stehend still gebetet, Kantor singt letzte zwei Verse auf Hebräisch
6. Erste Lesung: Genesis 15, 1-6
7. Schola-Gemeindegang: Psalm 22
8. Zweite Lesung: Jeremia 29, 1-7, 11-14
9. Ansprache von Landesrabbiner Levinson
10. Gesang: Psalm 121
11. Vaterunser
12. Lobpreisgebet durch Rabbiner
13. Lobpreis-Gesang mit Kantor und Chor
14. Aaronitischer Segen durch Bischof und Rabbiner
15. Orgelspiel⁶⁰⁷

Zweites Beispiel: **18. Deutscher Evangelischer Kirchentag** 13. –17. Juni 1979, Christlich-jüdische Gemeinschaftsfeier, Liturgie:

1. Begrüßung: Pfarrer Martin Stöhr
2. Gesang des Kantors
3. Gemeindegang: Aus Gotteslob, Herder 1975, Nr. 674
4. Wechselrede Liturg-Gemeinde: Aus dem jüdischen Abendgebet
5. Erste Lesung: Num 8-12; Sach 2,12ff; Jes 40, 1-8
6. Lobgesang, Gemeinde
7. Zweite Lesung: Num 8-12; Sach 2,12ff; Jes 40, 1-8
8. Rabbiner: Predigt
9. Lied: Gotteslob, Nr. 614
10. Fürbitten
11. Aus dem 18-Bitten-Gebet
12. Aus dem jüdischen Schlussgebet
13. Gemeinsamer Segen von Bischof und Rabbiner⁶⁰⁸

⁶⁰⁷ Vgl.: Luckner, Gertrud (Hrsg.): Freiburger Rundbrief XXX 1978, S. 29ff (Gekürzte Wiedergabe des Programmes)

⁶⁰⁸ Vgl.: Luckner, Gertrud (Hrsg.): Freiburger Rundbrief XXXI 1979, S. 29ff (Gekürzte Wiedergabe des Programmes)

Durch die Auswahl der Lieder aus dem katholischen Gesangbuch „Gotteslob“ luden die Planer nicht nur die Juden, sondern auch die Katholiken offensichtlich mit ein.

Drittes Beispiel:

Christlich-jüdische Gemeinschaftsfeier am **87. Katholikentag** am 11. September 1982: Liturgie der Gemeinschaftsfeier

1. Orgelvorspiel
2. Gesang des Kantors (Mantowa)
3. Begrüßung: Weihbischof Karl Flügel, Landesrabbiner Dr. Natan Peter Levinson
4. Vorsänger-Gemeindegeseang: Psalm 130
5. Jüdische Gebete und Meditationen, unterbrochen von leisem Orgelspiel
6. Erste Lesung: Mose 30, 11-14
7. Vorsänger-Gemeindegeseang: Psalm 103
8. Zweite Lesung: Jesaja 58, 6-12
9. Ansprache von Landesrabbiner Levinson
10. Vorsänger-Gemeindegeseang: Psalm 112
11. Vaterunser
12. Kantor: Lobgesang (Komposition von Sholom Secunda)
13. Lobpreis-Gesang mit Kantor und Chor
14. Aaronitischer Segen durch Bischof und Rabbiner
15. Orgelspiel

Es war nicht etwa so, dass die christlichen Liturgen nur christliche Texte sprachen und die Rabbiner nur jüdische. Es gab Wechselreden zwischen Rabbiner und Bischof, oder die Texte wurden untereinander aufgeteilt, ohne dass eine Trennung zwischen „christlich“ und „jüdisch“ aufrechterhalten wurde.

Um die gemeinsame Struktur zu verdeutlichen, hier noch einmal alle drei Beispiele in einer Tabelle nebeneinandergestellt:

Christlich-jüdische Gemeinschaftsfeier am 85. Katholikentag am 11. September 1978	Christlich-jüdische Gemeinschaftsfeier 18. Evangelischer Kirchentag 13. –17. Juni 1979	Christlich-jüdische Gemeinschaftsfeier am 87. Katholikentag am 11. September 1982
<ol style="list-style-type: none"> 1. Orgelvorspiel 2. Gesang des Kantors mit Chor (Ausschnitte aus Bibeltexen und Psalmen) 3. Begrüßung: Weihbischof Karl Flügel, Landesrabbiner Dr. Natan Peter Levinson 4. Schola-Gemeindegeseang: Psalm 77 5. 18-Bitten-Gebet wird stehend still gebetet, Kantor singt letzte zwei Verse auf Hebräisch 6. Erste Lesung: Genesis 15, 1-6 7. Schola-Gemeindegeseang: Psalm 22 8. Zweite Lesung: Jeremia 29, 1-7, 11-14 9. Ansprache von Landesrabbiner Levinson 10. Gesang: Psalm 121 11. Vaterunser 12. Lobpreisgebet durch Rabbiner 13. Lobpreis-Gesang mit Kantor und Chor 14. Aaronitischer Segen durch Bischof und Rabbiner 15. Orgelspiel 	<ol style="list-style-type: none"> 1. Begrüßung: Pfarrer Martin Stöhr 2. Gesang des Kantors 3. Gemeindegeseang: Aus Gotteslob, Herder 1975, Nr. 674 4. Wechselrede Liturg-Gemeinde: Aus dem jüdischen Abendgebet 5. Erste Lesung: Num 8-12; Sach 2,12ff; Jes 40, 1-8 6. Lobgesang, Gemeinde 7. Zweite Lesung: Num 8-12; Sach 2,12ff; Jes 40, 1-8 8. Rabbiner: Predigt 9. Lied: Gotteslob, Nr. 614 10. Fürbitten 11. Aus dem 18-Bitten-Gebet 12. Aus dem jüdischen Schlussgebet 13. Gemeinsamer Segen von Bischof und Rabbiner 	<ol style="list-style-type: none"> 1. Orgelvorspiel 2. Gesang des Kantors (Mantowa) 3. Begrüßung: Weihbischof Karl Flügel, Landesrabbiner Dr. Natan Peter Levinson 4. Vorsänger-Gemeindegeseang: Psalm 130 5. Jüdische Gebete und Meditationen, unterbrochen von leisem Orgelspiel 6. Erste Lesung: Mose 30, 11-14 7. Vorsänger-Gemeindegeseang: Psalm 103 8. Zweite Lesung: Jesaja 58, 6-12 9. Ansprache von Landesrabbiner Levinson 10. Vorsänger-Gemeindegeseang: Psalm 112 11. Vaterunser 12. Kantor: Lobgesang (Komposition von Sholom Secunda) 13. Lobpreis-Gesang mit Kantor und Chor 14. Aaronitischer Segen durch Bischof und Rabbiner 15. Orgelspiel

Die wesentlichen Elemente der hier aufgeführten Gemeinschaftsfeiern sind jeweils: Begrüßung, Gebete, Lieder, erste und zweite Lesung, weitere Gebete oder Lobpreislieder durch den Kantor, Gemeinsamer Segen, meist im Wortlaut des „Aaronitischen Segens“, von Bischof und Rabbiner.

Eine Besonderheit der katholischen Kirchentage von 1978 und 1982 gegenüber dem Evangelischen Kirchentag von 1979 war das Orgelspiel und das Vaterunser. Durch das Orgelspiel entstand ein Hindernis für orthodoxe Juden, zu der Gemeinschaftsfeier zu kommen. Dass das 18-Bitten-Gebet still gebetet werden sollte, war ungewöhnlich. Möglicherweise stellte dies einen Kompromiss für Christen dar, die den Text nicht kannten oder sogar Vorbehalte dagegen hatten.

Beim Evangelischen Kirchentag hingegen waren die Fürbitten und außerdem die Predigt des Rabbiners eine Besonderheit gegenüber den Katholikentagen. Eine Predigt ist in jüdischen Gottesdiensten nicht obligatorisch, hat sich jedoch weithin eingebürgert, in der Regel führt sie auch im jüdischen Gottesdienst in der Synagoge der Rabbiner aus.⁶⁰⁹

Auf den jährlichen gemeinsamen Mitgliederversammlungen des DKR und der Gesellschaften gibt es übrigens, im Gegensatz zur Woche der Brüderlichkeit, keine Gemeinschaftsfeiern, dennoch sind alle Mitglieder, ob christlich oder jüdisch, zu allen drei Gottesdiensten (katholisch, evangelisch und jüdisch) eingeladen. Das heißt, in dem Fall gibt es keine Anpassung der Gottesdienste an die Andersgläubigen, diese sind dann sozusagen Gäste. Die Situation ist vergleichbar mit „Beten in Anwesenheit des anderen“, nur, dass sich die Anwesenden, ob Christen oder Juden, zumindest teilweise in die Gebete einschalten und nicht nur an Gebeten teilnehmen, die ihrer Religionszugehörigkeit entsprechen. Dafür finden auf den Wochen der Brüderlichkeit regelmäßig Gemeinschaftsfeiern mit allen drei Gruppen: katholisch, evangelisch und jüdisch, statt. Hier hat es bisher noch keinen Einspruch der Evangelischen Kirche gegeben, obwohl die Organisatoren der Evangelischen Kirchentage ja eine Gebetsgemeinschaft zwischen Christen und Juden im Sinne von Gemeinschaftsfeiern ablehnten.

Von jüdischer Seite sprechen jedoch verschiedene Rabbiner im Anschluss an die Feiern auf der Woche der Brüderlichkeit von Jahr zu Jahr nachdrücklicher das Problem „Missionierung“ an, ein Zeichen, dass der Zustand christlich-jüdischer Beziehungen in der Krise steckt. Das gemeinsame Feiern von Gottesdiensten ist keine Selbstverständlichkeit mehr und besteht nur aufgrund einer hohen Frustrationstoleranz der beteiligten Rabbiner, besonders von Henry G. Brandt, weiter, der sowohl die Kritiken seiner Glaubensbrüder verarbeiten muss, als auch die fortgesetzten Herausforderungen durch Beschlüsse der kirchlichen Amtsträger, insbesondere des Papstes, die dazu führen, dass der Zentralrat der Juden in Deutschland mittlerweile jede Art des christlich-jüdischen Dialoges in Frage stellt.

Brandt, der während seiner gesamten Amtszeit an der Umsetzung von „Gemeinschaftsfeiern“ beteiligt war/ist, erklärte zur Liturgie:

„Diese besonderen Voraussetzungen aber – der besondere Anlass und die gemeinsam erarbeitete Liturgie – garantieren auch, dass eine „Verwässerung“ der jeweils eigenen Religion nicht stattfinden kann. Wir sind uns doch über die theologischen Unterschiede der Religionen im Klaren. Wir wissen doch auch, dass einige Unterschiede nicht überbrückbar sind. Wir würden für eine gemeinsam gestaltete Liturgie keine Texte wählen, die sich ausdrücklich und ganz ausschließlich auf Israel beziehen. Gleichmaßen würden wir keine Texte aus dem Neuen Testament wählen, die für Juden inakzeptabel sind. Was Lesungen oder Gebete aus dem Neuen Testament auch für Juden keineswegs ausschließt. Sofern sie während des Gottesdienstes entsprechend erklärt und ausgelegt werden.“⁶¹⁰

⁶⁰⁹ Vgl.: Simon, Heinrich: Leben im Judentum, Berlin 2003, in: Zentralrat der Juden: Der jüdische Gottesdienst, <http://www.zentralratjuden.de/de/topic/204.html>, Abrufdatum: 10.01.2009, S. 1

⁶¹⁰ Brandt, Henry G.: Achtet Gemeinsames, in: GcJZ/DKR: Rundschreiben 1/2007, Bad Nauheim, 2007, S. 15

Rabbiner Andreas Nachama⁶¹¹, wie Brandt Mitglied der Allgemeinen Rabbinerkonferenz, betonte hingegen in dieser Pro- und Contra-Gegenüberstellung zu Gemeinschaftsfeiern die Differenzierung unser Gott – euer Gott, indem er sich auf den Kölner Kardinal Meisner berief:

„Zwar kann der christliche Besucher eines jüdischen Gottesdienstes das Schma Israel als Ausspruch Jesu von Nazareth: „Höre, Israel! Der Herr, unser Gott, ist der einzige Herr“ aus dem Markusevangelium 12,28 wiedererkennen. Doch letztlich führt kein Weg an der Feststellung von Kardinal Meisner vorbei, dass christliches und jüdisches Gottesverständnis sich an dem jüdischen Konzept: „Er ist unser Gott, und keiner sonst“ trennen.“⁶¹²

Die Pro- und Contra-Darstellung ist ein weiteres Beispiel für die bereits mehrfach erwähnte Tatsache, dass sich meistens Konservative bzw. Traditionalisten aus verschiedenen Religionen von ihren Positionen und Meinungen her näher stehen als Traditionalisten und Progressive der gleichen Religion. So beruft sich Nachama in diesem Fall auf den konservativen Kardinal Meisner und nicht etwa auf einen Juden.

Die Frage bleibt offen, ob es sich bei religiösen Gemeinschaften um ein offenes oder ein geschlossenes System handelt. Beide Ansichten sind in den verschiedenen Religionen vorhanden. Die Vertreter eines geschlossenen Systems argumentieren: Gott ist bei uns und bei niemand anderem. Eine Extremform dieser Vorstellung gab es im Mittelalter, als man z.T. Statuen von Maria, Heiligen, aber auch Jesus hinter Gitter sperrte – nicht etwa, damit sie niemand beschädigte, sondern, weil man damit zeigen wollte, dass sie an eine bestimmte Kirche „gefesselt“ waren. Vertreter eines offenen Systems sehen es hingegen so: Gott ist unser Gott - aber er kann auch für andere da sein.

7.4 Welche Unterschiede zwischen katholischen, evangelischen und jüdischen Gottesdiensten mussten beachtet werden?

Die Gemeinsamkeiten von Juden und Christen ermöglichten gemeinsame Gottesdienste, die Unterschiede bestimmten die Grenzen der Ausführung. Beide Seiten waren nicht daran interessiert, den Rahmen ihrer Religion zu sprengen.

Abgesehen von der Betonung der Differenzen und der negativen Aspekte des Judentums gibt es auch objektiv beobachtbare Verschiedenheiten zwischen katholischen, evangelischen und jüdischen Gottesdiensten, die nicht auf Diskriminierungen oder auf Identitätsbildungen durch gegenseitige Abgrenzung, noch auf Vorurteile zurückzuführen sind, sondern auf Glaubensüberzeugungen und Selbstwahrnehmung.

Tatsächlich zeigen sich so viele Abweichungen zwischen einem christlichen (katholischen oder evangelischen) und einem jüdischen Gottesdienst, dass es kompliziert erscheint, Elemente beider Seiten miteinander zu verbinden. Wenn man bedenkt, dass die katholische Kirche bis heute nicht im Ökumenischen Rat der Kirchen vertreten ist, das heißt, dass selbst die Annäherung unter Christen zögerlich erfolgt, dann erscheint es umso erstaunlicher, wie unproblematisch der erste gemeinsame Gottesdienst von Christen und Juden von jüdischen und christlichen Gemeindegliedern (nicht unbedingt von den Kirchenleitungen und von allen Rabbinern) aufgenommen wurde.

Der Schritt hin zu mehr Gemeinsamkeit zwischen Katholiken, Protestanten und Juden war von vorneherein nicht unumstritten und wird auch heute noch kritisch betrachtet. Dafür gibt es folgende Gründe:

1. Der Ethnozentrismus ist auf christlicher Seite während der meisten Zeit der jüdisch-christlichen Geschichte stärker ausgelebt oder auch stärker vorhanden gewesen, allein

⁶¹¹ Andreas Nachama, geboren 1951 in Berlin, ist seit 1997 Vorsitzender der Jüdischen Gemeinde Berlin (Vgl. Münz, Christoph; Sirsch, Rudolf W.: Wenn nicht ich, wer? Wenn nicht jetzt, wann?, zur gesellschaftspolitischen Bedeutung des Deutschen Koordinierungsrates der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit (DKR), Münster 2004, S. 358

⁶¹² Nachama, Andreas: Achtet die Grenzen, in: Gcj/DKR: Rundschreiben 1/2007, Bad Nauheim, 2007, S. 14

deshalb, weil die christliche eine Mehrheitskultur war, die sich schon allein durch die Masse ihrer Anhänger dem Judentum überlegen fühlte, während Juden stets gezwungen waren, sich mit Menschen mit anderen Lebensweisen zu arrangieren. In der „christlichen Kultur“ tauchten jüdische Stereotype vorwiegend negativ besetzt auf, Juden wurden ins Lächerliche gezogen und als wandelnde Beispiele für ein fehlgeleitetes Dasein aufgefasst, da sie Jesus Christus nicht als Teil der göttlichen Dreieinigkeit ansahen und ansehen. Wenn heute Christen sich „auf einmal“ freundlich und interessiert dem Judentum zuwenden, ist ein letzter Verdacht nicht ganz auszusräumen, dass „die Sache sozusagen einen Haken haben könnte“, beispielsweise dass eine larvierte Missionierungsabsicht dahinter stecken könnte. Der Ideologieverdacht muss also erst einmal ausgeräumt werden.

2. Abgelehnt wird von jüdischer Seite und auch von vielen Christen der Philosemitismus, in dessen Ideologie alles, was jüdisch ist, kritiklos begeistert aufgenommen wird. Der Pastoraltheologe Hanspeter Heinz monierte deshalb:

„Auf der Suche nach berechtigten Formen von Gebetsgemeinschaft gilt es insbesondere zwei Gefahren zu meiden. Die eine ist der Philosemitismus, der aus Ablehnung von Judenfeindschaft eine unkritische Annäherung an die Juden anstrebt und das unterscheidend Christliche „rücksichtsvoll“ ausklammert, um Juden nicht zu verletzen. Solches Judaisieren ist in Wahrheit Vereinnahmung des Judentums durch das Christentum; diese „abrahamitische Ökumene“ liefe auf eine Auflösung der jüdischen Minderheit in der christlichen Mehrheit hinaus. Die entgegengesetzte Gefahr liegt in der Vorsicht, als Christen der jüdischen Tradition nicht zu nahe zu treten zu wollen und deshalb alle liturgischen Gebetselemente und Gebetsformen in der christlichen Liturgie zu unterlassen. Dieser Abstand vom Judentum, der nicht aus Verachtung wie die altkirchliche Häresie des Markion geschieht, der den „rachsüchtigen Gott des Alten Testaments“ mitsamt den alttestamentlichen Schriften aus dem Christentum verbannen wollte, sondern aus unerleuchteter Verehrung des Judentums, ist in Wahrheit ebenfalls eine Spielart des Philosemitismus.“⁶¹³

Die Kritik von Hanspeter Heinz ist nicht eindeutig auf bestimmte Vorkommnisse oder Anlässe bezogen, muss aber auch im Zusammenhang mit den jüdisch-christlichen Gemeinschaftsfeiern gesehen werden. Hier irrt er sich allerdings: Das Verzichten auf bestimmte christliche Elemente durch die beteiligten Pfarrer und Bischöfe hat auch nach über vierzig Jahren keine Vereinnahmung des Judentums nach sich gezogen, sondern wurde von den jüdischen Partnern honoriert und als Bereitschaft zum Kompromiss gewertet.

Zunächst zum Unterschied zwischen katholischen und evangelischen Gottesdiensten: Neben eher unwesentlichen Unterschieden: Bei Katholiken brennt das „Ewige Licht“, sie benutzen Weihwasser, machen Kniebeugen und Kreuzzeichen, die Evangelischen nicht, sind vor allem zwei Unterschiede von Bedeutung:

- 1.) **„Anbetung der Maria“:** In katholischen Kirchen stehen typischerweise zahlreiche Statuen und gibt es zahlreiche Heiligendarstellungen, manchmal sogar mehrere Altäre vor diesen Heiligendarstellungen, was für Evangelische ungewohnt ist und manchmal auch missverstanden wird. Bisweilen wird der Schluss gezogen, hier werde Maria, die Mutter Gottes, oder es würden sogar die einzelnen Heiligen angebetet. In der Praxis fällt es ungebildeten Katholiken tatsächlich selbst schwer, die Grenzlinie zwischen *zu* Maria beten (was von der katholischen Kirche respektiert wird) und Maria *anbeten* zu ziehen und es wird selbst in der katholischen Kirche von der „Anbetung Mariens“ gesprochen. Sobald dies jedoch als Kritik durch Evangelische an Katholiken herangetragen wird, ist die Reaktion meist heftige Abwehr, das erste Gebot ist durchaus im Bewusstsein und die „Anbetung Mariens“ wird als diskriminierende Äußerung wahrgenommen. Diese Diskrepanz muss wahrgenommen und berücksichtigt werden, wenn es um Gemeinschaftsfeiern geht.

⁶¹³ Heinz, Hanspeter: Religiöser Raub? – Wege und Irrwege christlich-jüdischer Gebetsgemeinschaft, in: Herderkorrespondenz 2003

- 2.) **Kommunion/Abendmahl:** Während lutherische Evangelische glauben, dass nur dann, wenn der Gläubige die Hostie im Glauben zu sich nimmt, Christus auch darin anwesend sei, glauben Katholiken, dass in jedem Fall Leib und Blut Christi nach der Wandlung in den Hostien enthalten sei. Gemeinsam mit Evangelischen Eucharistie zu feiern ist deshalb für konservative Katholiken bis heute ein Problem. Während Katholiken jeden Sonntag Eucharistie feiern, kann es in evangelischen Gemeinden seltener geschehen.

Nun zu den Unterschieden beider Konfessionen gegenüber dem Judentum beim Gottesdienst:

Wie auch Evangelische, so nehmen auch Juden die zahlreichen Statuen und die Heiligen- und Marienverehrung der katholischen Kirche als irritierend wahr. Was jedoch gravierender ist und auch das Verhältnis zu den Evangelischen betrifft: Jesus wird von Juden nicht angebetet. Die Gebete richten sich ausschließlich an den Gott, den Christen als „Gottvater“ kennen. Für Christen ist er Teil der Dreieinigkeit, für Juden aber der einzige und einzige Gott. Durch *dabru emet* wurde von jüdischer Seite aus anerkannt, dass Juden und Christen den gleichen Gott anbeten. Doch ist dies in den jüdischen Gemeinden nicht unumstritten. Dass Jesus sich „Sohn Gottes“ nannte, dürfte an sich kein Problem sein, schließlich verstehen sich alle Juden und alle Christen als Kinder Gottes. Jesus selbst soll seinen Zuhörern beigebracht haben, Gott mit „Vater unser“ anzureden, er stellte sich also nicht über seine Landsleute, sondern an ihre Seite, indem er ihnen in Erinnerung rief, dass auch sie Söhne und Töchter Gottes waren. So etwa im Johannesevangelium:

„Jesus erwiderte ihnen: Heißt es nicht in eurem Gesetz: Ich habe gesagt: Ihr seid Götter? Wenn er jene Menschen Götter genannt hat, an die das Wort Gottes ergangen ist und wenn die Schrift nicht aufgehoben werden kann, dürft ihr dann von dem, den der Vater geheiligt und die Welt gesandt hat, sagen: Du lästerst Gott – weil ich gesagt habe, ich bin Gottes Sohn?“⁶¹⁴

Hier wird Bezug genommen auf Psalm 82:

„Wohl habe ich gesagt: Ihr seid Götter, ihr seid alle Söhne des Höchsten.“⁶¹⁵

Ein Problem für Juden ist vor allem, dass Jesus laut kirchlicher Lehre mit Gott (dem Höchsten) wesensgleich sein soll und dass er wie Gott *angebetet* wird. Folglich ist es ihnen auch fremd, an der Eucharistie teilzunehmen. Dies stellt für Juden kein Bedürfnis dar. Juden fühlen sich bereits durch ihre Geburt als Juden in besonderer Weise mit Gott verbunden und haben keine Bestrebung, ihm durch die Kommunion oder das Abendmahl näher zu kommen.

Besonders inkongruent sind die Vorstellungen von Katholiken und Juden, was die Verehrung Gottes, Jesu Christi und Marias durch Bilder oder Statuen angeht. So machte z.B. Tovia Ben Chorin bei einem Seminar in Tübingen darauf aufmerksam, wie aufgeregt er als zehnjähriger reagierte, als er die zahlreichen Bilder und Statuen in einer Kirche erblickte.

Wenn man bedenkt, dass in Oberamergau der Beruf „Herrgottsschnitzer“ eine durchaus einträgliche Profession ist, während Juden das Gebot „Du sollst Dir kein Bildnis machen“ streng einhalten, kann man sich vorstellen, dass hier eine Grenze christlich-jüdischer Verständigung erreicht ist.

Die Hintergründe liegen in der Geschichte des Judentums begründet: Juden haben jahrhundertlang, bereits in vorchristlicher Zeit, negative Erfahrungen mit Kulte gesammelt, in denen Götterstatuen eine Rolle spielten. Eine besonders grausame Variante war der kaanitische Baalskult, bei dem kleine Kinder in den Rachen einer Götterstatue geworfen wurden,

⁶¹⁴ Katholische Bibelanstalt: Die Bibel, Einheitsübersetzung, Altes und Neues Testament, Freiburg 1980, Joh 10, 34-36

⁶¹⁵ Ders.: Ps 82, 6

die mit glühenden Kohlen gefüllt war. Die Statue stellte den Baal Malek dar, und das Opfer sollte Glück im Krieg verheißen.⁶¹⁶ Doch auch unter griechischer und römischer Herrschaft zwangen Statthalter der Provinz Palästina das jüdische Volk immer wieder mit brachialen Mitteln, Herrscher und Kaiser als Götter zu verehren, wobei deren Abbildern Ehrungen wie Küsse und Opfertgaben entgegengebracht werden sollten. Auch der Führerkult des „Dritten Reiches“ griff Merkmale des Götzendienstes auf, so brachte man etwa Kindergartenkindern Gebete an den „Führer“ bei. Die fortgesetzten Schreckenserfahrungen, die immer dann eintraten, wenn etwas oder jemand an die Stelle Gottes gesetzt wurde, bestärkte die jüdischen Gelehrten im Laufe der Zeit immer mehr darin, das erste Gebot einzuhalten. Dass Christen das Verbot, Gott abzubilden, nicht so präzise einhalten, stößt im Judentum auf Ablehnung. Denn im Dekalog heißt es:

„Ich bin Jahwe, dein Gott, der dich aus Ägypten geführt hat, aus dem Sklavenhaus. Du sollst neben mir keine anderen Götter haben. Du sollst Dir kein Gottesbild machen und keine Darstellung von irgendetwas am Himmel droben, aus er Erde unten oder im Wasser unter der Erde.“⁶¹⁷

Selbstwahrnehmung Fremdwahrnehmung: Nicht immer übereinstimmend

Was ist also zum Verhältnis Katholisch – Evangelisch – Jüdisch zu sagen? Jede dieser drei Richtungen hat bestimmte Charakteristika, die in der Selbstwahrnehmung eine besondere Rolle spielen. Diese spiegeln sich nicht unbedingt direkt in der Liturgie wieder, beeinflussen aber ihre Rezeption bestimmter religiöser Aussagen, sie prägen die Rolle, die sie im Miteinander spielen.

Katholiken berufen sich auf den „Stifterwillen“ Jesu Christi. Sie erkennen auch Heil für „Suchende“ an, z.B. für Atheisten.⁶¹⁸

Ein wesentlicher Punkt ist dabei jedoch, dass Andersgläubige und Atheisten eben als Suchende wahrgenommen werden und nicht als solche, die ihre Wahrheit schon gefunden haben.

Andersgläubige und Atheisten würden in ihrer Selbstwahrnehmung aber nicht immer sagen, dass sie noch suchen. Deshalb gibt es manchmal Missverständnisse, wenn Katholiken meinen, sie müssten jemandem helfen, der gar nicht nach Hilfe gefragt hat.

Protestanten nehmen sich in der Regel als besonders liberal wahr. Da sie kein verbindliches Lehramt haben, genießen sie viele Freiheiten, der Glaube ist immer im Fluss.⁶¹⁹

Die rege Missionstätigkeit der protestantischen Gemeinden wird somit von ihnen selbst als Aufruf zur Befreiung wahrgenommen, von Außenstehenden jedoch zum Teil als Übergriff und Hypertrophie empfunden.

Eine Ausnahme bilden Strömungen wie die Pietisten oder die Evangelikalen. Diese haben in vielen Punkten eine rigidere Vorstellung als der evangelische Durchschnitts-Gläubige.

Im Judentum spielt der Bund mit Gott, den Israel entsprechend der Bibel am Berg Sinai geschlossen hat und der durch die Einhaltung der Gebote aus den fünf Büchern Mose, so auch durch die Beschneidung der neugeborenen Jungen ständig neu besiegelt wird, eine zentrale Rolle. Das „Auserwählt sein“ ist bei frommen Juden als Freude und Verpflichtung ständig im Bewusstsein. Während es von Juden selbst eher positiv empfunden wird, nehmen Außenstehende auch die z.T. damit einhergehende Absonderung von Nichtjuden kritisch wahr.⁶²⁰

⁶¹⁶ Rienecker, Fritz; Maier, Gerhard: Lexikon zur Bibel, Wuppertal 2006⁶, S. 182

⁶¹⁷ Katholische Bibelanstalt: Die Bibel, Einheitsübersetzung, Altes und Neues Testament, Freiburg 1980, Ex 20,1-4

⁶¹⁸ Erler, Hans; Koschel, Ansgar (Hrsg.): Der Dialog zwischen Juden und Christen, Versuche eines Gesprächs nach Auschwitz, Frankfurt a.M. 1999, S. 251

⁶¹⁹ Vgl. ders. S. 254

⁶²⁰ Vgl. ders. S. 258

So sehen sie „die Juden“ vereinfachend als eine einheitliche Gruppe an, sozusagen als alle die, die sich durch die Thora von anderen unterscheiden. Was wiederum der jüdischen Selbstwahrnehmung widerspricht: Juden machen immer wieder darauf aufmerksam, dass sie sich in zahlreiche Untergruppen einteilen lassen.

Die Unterscheidung orthodox, assimiliert, liberal und säkularisiert (als Teil des Zionismus) ist nur eine von vielen.⁶²¹

Die Gemeinschaftsfeiern haben sogar etwa genauso viele liturgische Elemente wie die Gottesdienste von Katholiken, Evangelischen oder Juden. Damit die Synthese aller drei Abläufe deutlich vor Augen ist, finden sich in der folgenden Tabelle die jeweiligen normativen Elemente der Gottesdienste.

Katholischer Sonntagsgottesdienst	Evangelischer Sonntagsgottesdienst	Jüdischer Gottesdienst (Sabbatmorgen)
1. Eröffnung	1. Glockengeläut	1. Segenssprüche des Morgens: „Wie schön sind deine Zelte, Jakob, deine Wohnstätten, Israel! (...)“,
2. Einzug	2. Musik zum Eingang	2. zwei Lobgesänge mit 13 Glaubensartikeln
3. Gesang	3. Lied zum Eingang	3. Pessuké de-Simra=Lobpreisungen (Sefardisch Psalm 105, Psalm 30, Aschkenasisch Psalm 30, Psalm 105, Segenssprüche, Psalm 41, Psalm 100 u.a.)
4. Begrüßung der Gemeinde und Einführung	4. Gruß	4. Kaddisch
5. Allgemeines Schuldbekenntnis	5. Sündenbekenntnis/Zuspruch der Vergebung	5. Loblied auf den Schöpfer,
6. Kyrie	6. Beichtgebet	6. „Höre Israel...“ (Glaubensbekenntnis)
7. Gloria	7. Gnadenzusage	7. Amidà=18-Bitten-Gebet Priestersegen
8. Tagesgebet	8. Psalmgebet	8. Psalm 92
9. Erste Lesung	9. Herr, erbarme dich (Kyrie)	9. Sieben Personen lesen aus der Thora, darunter ein Cohen, ein Levit und Menschen „aus dem Volk“
10. Antwortpsalm (erster Zwischengesang)	10. Ehre sei Gott in der Höhe	10. Nur bei Neumond: Neumondweihe
11. Zweite Lesung	11. Gruß	11. Gebet für die Märtyrer Israels
12. Hallelujaruf (zweiter Zwischengesang)	12. Gebet	12. Mußafgebet
13. Evangelium	13. Schriftlesung	13. Aaronitische Segen ⁶²²
14. Homilie (=Predigt)	14. Glaubensbekenntnis	Fortsetzung nächste Seite >
15. Credo	15. Lied vor der Predigt	
16. Fürbitten	16. Predigttext und Predigt	
17. Gabenbereitung: Gesang	17. Lied nach der Predigt	
18. Herbeibringen der Gaben/Opfergang	18. Fürbittengebet	
19. Zurüstung des Altares	19. Musik	

⁶²¹ Erler, Hans; Koschel, Ansgar (Hrsg.): Der Dialog zwischen Juden und Christen, Versuche eines Gesprächs nach Auschwitz, Frankfurt a.M. 1999, S. 149f

⁶²² Gottesdienstablauf jüdischer Gottesdienst vgl. Lau, Israel: Wie Juden leben, Glaube, Alltag, Feste, Gütersloh 2005⁶, S. 28ff; S. 129ff

20. Händewaschung	20. Großes Lobgebet
21. Gabengebet	21. Heilig, heilig, heilig (Sanctus)
22. Hochgebet: Der Priester spricht das große Dankgebet über Brot und Wein; die Gaben werden Leib und Blut Christi (Wandlung). Die Gemeinde beteiligt sich durch zustimmende Rufe: Sanctus...Deinen Tod...Amen	22. Abendmahlsgebet
23. Kommunion: Vater unser	23. Vaterunser
24. Friedensgebet	24. Friedensgruß
25. Brechung des Brotes – Agnus Dei	25. Christe, du Lamm Gottes (Agnus Dei)
26. Kommunionsspendung – Kommunionsgesang	26. Austeilung der Kommunion
27. Besinnung und Dankhymnus	27. Dankpsalm
28. Schlussgebet	28. Dankgebet
29. Entlassung: Vermeldungen und Hinweise	29. Lied zum Ausgang
30. Segen und Entlassung ⁶²³	30. Bekanntgaben
	31. Segen
	32. Musik zum Ausgang ⁶²⁴

Als Folge der erwähnten Diskrepanzen fehlen bei Gemeinschaftsfeiern die folgenden Elemente:

Christlich

- 1) Anbetung Jesu Christi
- 2) Marienverehrung
- 3) Heiligenverehrung
- 4) Statuen und Bilder (mit Ausnahmen)
- 5) Eucharistie
- 6) Gebete, in denen Gott als Dreieinigkeit, der Heilige Geist oder Jesus als Gottessohn angerufen wird

Jüdisch

1. Gebete für die Märtyrer Israels
2. Neumondweihe
3. Glaubensbekenntnis
4. Kiddusch
5. Mußafgebet

Die Gebete für die Märtyrer Israels beziehen sich auf diejenigen Juden, die von Christen in den Kreuzzügen und in der Inquisition, aber auch noch später wegen ihres jüdischen Glaubens ermordet worden sind. Das Gebet schließt den Wunsch mit ein, dass ihr Tod eines Tages von Gott gerächt werde. Vielen Christen ist gar nicht bekannt, dass es im Judentum mehr Blutzugehen gibt als im Christentum.

Wer keine Gemeinschaftsfeier besucht hat, könnte nun schließen: Was bleibt denn dann noch übrig? Das ist zumindest so viel, dass seit 1967 in Deutschland regelmäßig Gemeinschaftsfeiern stattfinden und nicht etwa mit immer gleichem Ablauf, sondern mit abwechslungsreichem Programm. Juden haben bereits „christliche“ Elemente in Synagogengottes-

⁶²³ Bischöfe Deutschlands und Österreichs, Gotteslob, katholisches Gebet- und Gesangbuch, Ausgabe des Bistums Rottenburg-Stuttgart, Stuttgart 1995³, S. 352

⁶²⁴ Gesangbuchverlag Stuttgart GmbH (Hrsg.): Evangelisches Gesangbuch, Stuttgart 1996, S. 1250ff

dienste aufgenommen: Die Predigt ist im jüdischen Gottesdienst nicht obligatorisch, wird aber häufig gehalten.

Das Abendmahl fällt im jüdischen Gottesdienst ganz weg, weshalb die jüdische Liturgie sich kürzer zusammenfassen lässt als die anderen beiden Gottesdienstabläufe. Es ist jedoch zu beachten, dass die Schriftlesung im jüdischen Gottesdienst mehr Zeit einnimmt als bei Christen, da insgesamt sieben Personen zur Schriftlesung aufgerufen werden.

Der Rabbiner predigt zwar in vielen Fällen, aber er ist nicht der Priester. Priester sind im Judentum die Cohanim, Männer, die einem priesterlichen Stamm angehören, und ihre Aufgabe ist es, zuerst aus der Thora zu lesen und die Gemeinde auf eine bestimmte rituelle Weise zu segnen.

Im jüdischen Gottesdienst spielen, im Gegensatz zum christlichen, die Erinnerung an das Land Israel und die Erinnerung an die eigene Tradition eine größere Rolle. So spielt es eine Rolle für die Reihenfolge der Leser aus der Thora, ob jemand Cohen, Levit oder einfach „Israelit“ ist, eine Einordnung, die der Überlieferung nach auf eine Zeit vor 3000 Jahren zurückgeht – nur die wenigsten Christen können hingegen viel weiter in ihrer Familie zurückgehen als bis zu den Urgroßeltern, es sei denn sie sind besonders an Ahnenforschung interessiert oder Adelige. Die Verbindung zu Gott ist für Juden gleichzeitig eine enge Bindung an ihr Volk, während Christen auch ohne Berücksichtigung ihres familiären Hintergrundes durch die Taufe zu den Kirchen gehören, wobei es irrelevant ist, woher ihre Eltern und Großeltern kommen und welchen Glauben sie praktiziert haben.

Die Taufe als Initiationsritual lässt sich nicht ohne weiteres mit der Beschneidung vergleichen: Erstens werden nur Jungen beschnitten, aber sowohl Jungen wie Mädchen getauft, und zweitens wird normalerweise nur beschnitten, wer eine jüdische Mutter hat, also zum Volk Israel gehört. Jüdische Frauen sind „vom Gottesdienst befreit“, das heißt, wenn sie die Synagoge besuchen, dann aus eigenem Antrieb und nicht, weil man es von ihnen erwartet. Jüdische Männer hingegen sollen, sobald sich eine Gemeinschaft von zehn Männern zusammenfindet, Gottesdienste zusammen feiern.

Die Mehrheit der Juden hat kein besonderes Interesse an christlichen Gottesdiensten.

7.5 Stellungnahmen von Juden zu christlichem Brauchtum

Wie bereits erwähnt, ist das christliche Interesse an den Gemeinschaftsfeiern ungleich höher als das jüdische.

Es gibt jedoch eine Minderheit im Judentum, die sich für christliche Feiern und Bräuche interessiert und sogar daran teilnimmt. Der Deutsche Koordinierungsrat machte für das Themenheft 2007 eine Umfrage unter deutschen und ausländischen Juden, bei der unter anderem folgende Frage gestellt wurde:

„Gibt es christliche Feste/Gebräuche/Traditionen, denen Sie persönlich etwas abgewinnen können?“

Etwa die Hälfte antwortete mit nein, doch gab es auch einige Befragte, unter ihnen GcJZ-Vorstandsmitglieder, die sich mit Interesse bis Sympathie äußerten:

Edna Brocke, Politologin und Religionsphilosophin, Vorstand GcJZ Regensburg:

„Ein großer Teil der jüdischen Feste ist von den christlichen abgeleitet. Dies gilt auch für eine Zahl von Bräuchen und Traditionen. Insofern sind viele davon eben ein Stück weit vertraut, doch durch ihre - in der Sache – tiefen Veränderungen erschweren sie mir den Zugang.“

Micha Brumlik, Professor für Erziehungswissenschaften und Publizist:

„Sämtliche christliche Feste und Gottesdienste [gefallen mir], soweit sie ihren musikalischen Ausdruck von Bach, Monteverdi und Schütz erhalten haben.“

Günter Bernd Ginzel, Journalist, DKR-Vorstand:

„Das Singen, die Sangeskraft der evangelischen Religionslehrer und die Grenzen überwindenden Melodien der katholischen Weltjugendtage.“

Josef Joffe, Journalist und Herausgeber:

„Ostern, weil es dem jüdischen Pessach-Fest entspringt, das Thema der Wiedergeburt (der Freiheit bei den Juden, des Heilands bei den Christen) übernimmt und dazu den Kindern das Vergnügen des Ostereiersuchens schenkt.“

Elisa Klapheck, Rabbinerin:

„Das Knien und Bekreuzigen der Katholiken beim Betreten einer Kirche sowie im Gottesdienst.“

Charlotte Knobloch, Vorsitzende des Zentralrats der Juden in Deutschland:

„Mir gefällt die Freude der Menschen, in der Weihnachtszeit – das Fest liegt ja nahe an unserem Chanukka.“

Petra Kunik, Schauspielerin und Autorin, Vorstand GcjZ Frankfurt:

„Sankt Martin, Anlass und Brauchtum. Der Sonntag, als Gedenktag an die schöpferische Ruhe des 7. Tages. (...)“

Hanno Loewy, Literatur- und Medienwissenschaftler, Publizist, Museumsleiter:

„Wir haben immer Weihnachten gefeiert und tun es bis heute. Für meine Mutter war das Baby in der Krippe ein jüdischer Kommunist, für meinen Vater der Baum eine Erinnerung an das deutsche assimilierte Judentum und für uns alle ein Kindertraum, der nie vergeht.“

Walter Rothschild, Rabbiner:

„(...) Christen können auch in einer Art Stille beten, außen wie innen, was Juden immer schwierig finden!“

Rafael Seligmann, Politologe und Autor:

„Eine ganze Reihe, nicht nur christlicher Feste und Bräuche, auch in anderen Religionen, alles was Menschenliebe dient.“⁶²⁵

Der Ansturm auf Synagogenführungen und jüdische Gottesdienste ist ungleich größer als umgekehrt die Besucherzahlen von Juden in christlichen Messen oder Gemeinschaftsfeiern. Dies lässt sich unter anderem dadurch erklären, dass die Art, wie sich Juden in christlichen

⁶²⁵ Alle Antworten aus: DKR: Was halten sie vom Christentum, Frau Cohn?, in: GcjZ/DKR: Redet Wahrheit, Themenheft 2007, Hannover 2007, S. 41-43

Gottesdiensten dargestellt sehen oder wie sie ihre Vorfahren dargestellt sehen, völlig inkongruent ist mit dem Selbstbild, das Juden von sich haben. Besonders in der Karwoche wird der Konflikt zwischen Jesus und seinen Gegnern zugespitzt dargestellt, so dass die Vorfahren des heutigen jüdischen Volkes negativer erscheinen, als Juden sie selbst beschreiben würden. Auch sehen sie ihr eigenes Brauchtum und ihre Traditionen wie verzerrt wiedergegeben. In den Gemeinschaftsfeiern wird solches gezielt vermieden. Dennoch ist die Hemmschwelle für Juden groß, solche Feiern zu besuchen. Etwas anderes ist es für Vereinsmitglieder der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit, die bereits ein Vertrauensverhältnis zu ihren Vereinsfreunden aufgebaut haben, bevor sie sich in eine Gemeinschaftsfeier begeben.

7.6 Vergleich: Christlich-Jüdische Gemeinschaftsfeiern des DKR/der Gesellschaften – Ökumenische Gottesdienste

Christlich-jüdische Gemeinschaftsfeiern sind keine „ökumenischen Gottesdienste“. Ökumenische Gottesdienste finden nur unter Christen statt.

An dieser Stelle soll noch einmal die Differenzierung zwischen ökumenischer Bewegung und DKR deutlich gemacht werden: Während die ökumenische Bewegung eine Angleichung der christlichen Konfessionen anstrebt, geht es dem DKR um Respekt vor der Praxis der anderen Konfessionen bzw. Religionen. So gibt es beispielsweise keine gemeinsame Eucharistiefeier, sondern nur Wortgottesdienste.

Dadurch, dass in den Gemeinschaftsfeiern keine Kommunion bzw. kein Abendmahl stattfindet, ergibt sich für die beiden Konfessionen katholisch und evangelisch und besonders für Juden kein Problem der Teilnahme. Auch wenn Gemeinschaftsfeiern auch einmal im Rahmen der Ökumene stattfinden, steht dahinter nicht die Absicht, eine Assimilation der religiösen Gruppen zu forcieren. Dies liegt nicht etwa daran, dass besondere Sanktionen gefürchtet würden, denn heute gibt es in der Ökumene bereits Gruppen, bei denen – mit Billigung der Kirchen - auch schon gemeinsam Eucharistie mit Katholiken und Evangelischen gefeiert wird:

Zu nennen ist hier die Gemeinschaft von Taizé in Cluny in Frankreich, die jedes Jahr von tausenden europäischen Jugendlichen besucht wird, der in Taizé gegründete „Dritte Orden der Einheit“, die „action 365“ und einzelne Gemeinden wie z.B. die Gemeinde St- Michael in Heidelberg und die katholische Gemeinde in Schöneich, in der ausdrücklich alle Christen zum Mahl gebeten werden, wie jeder Gottesdienstbesucher dort feststellen kann.

Daneben gibt es noch andere katholische und evangelische Gemeinden, in denen der Pfarrer zwar nicht extra die „andere Konfession“ zum Mahl einlädt, aber stillschweigend geduldet wird, dass auch diese an der Eucharistie teilnimmt, ohne dass sich jemand daran stört.

Taizé – Action 365

Die Ursprünge der beiden ökumenischen Institutionen Taizé und action 365 gehen auf die 50er Jahre zurück und könnten unterschiedlicher nicht sein: Während Frère Roger, der Gründer von Taizé, meditativ und pazifistisch orientiert war und auch Jugendliche zur Meditation im Schweigen anhielt, war der deutsche Jesuit Pater Leppich, der Gründer der action 365, ein Aktionist und Prediger, der Anfang der fünfziger Jahre mit einem Opel-Blitz-Lieferwagen umherzog, auf dessen Dach stehend er mit Lautsprechern die Massen mit seinen Predigten beschallte. Aufgrund seiner teilweise martialischen Ausdrucksweise nannte man ihn das „Maschinengewehr Gottes“. 1957 gründete er selbst die nach ihm selbst benannte „Action Pater Leppich“, aus der dann die ökumenische „action 365“ wurde. Action 365 heißt sie deshalb, weil sich die Mitglieder zum Ziel gesetzt haben, an 365 Tagen im Jahr in der Bibel zu lesen.⁶²⁶ Leppich trat vor allem missionarisch auf, wetterte gegen Konsumrausch, Prostitution, Gleichgültigkeit, Egoismus und Kommunismus, kurz, gegen alle zum Christentum alternativen Lebensentwürfe. Er war auch sozial engagiert und veranstaltete

⁶²⁶ Schindelbeck, Dirk: Pater Leppichs Reden, in: Damals, das Magazin für Geschichte und Kultur, Nr. 10/1998, S. 8-11

Spendenaktionen, in denen er zum Beispiel Teddys für bedürftige Kinder sammelte und unter großem öffentlichen Interesse verteilte. Seine Auftritte waren spektakulär und begeisterten die Massen. Heute hat sich ein Teil dieser Bewegung von der ursprünglichen Linie mit den markigen Aussagen distanziert und eine mehr ökumenisch und weniger missionarisch orientierte Richtung eingeschlagen.

Anders entstand die Beliebtheit von Taizé: Hier wurde noch nie besondere Werbung betrieben, wer dort hingehet, ist bereits religiös oder zumindest spirituell interessiert und strebt eher nach Innerlichkeit als nach großen Aktionen, dies lässt sich daran erkennen, dass etwas weniger als ein Drittel der Besucher wochenlang „ins Schweigen“ geht und dass die Gottesdienste mit den meditativen Gesängen bis zu vier Stunden dauern, dass es zumindest in den 1980er Jahren noch keine Spiegel gab, kein Warmwasser und keine Elektrizität in den Baracken und so allgemein viel Ruhe herrschte.

Die Ordensregeln von Taizé schrieb Frère Roger bereits 1952/53 nieder.⁶²⁷ Beide Organisationen, Taizé und action 365, gehören jedoch nicht zu den befreundeten Vereinen des DKR, weil der DKR Gemeinschaft in der Verschiedenheit und nicht Assimilation will.

Es gibt jedoch heute noch zahlreiche andere ökumenische Vereinigungen.

1948 gründeten verschiedene Konfessionen die Arbeitsgemeinschaft christlicher Kirchen (ACK), zu denen die Katholiken erst 1974 dazukamen. Der DKR und die Gesellschaften arbeiten häufig mit dem ACK zusammen.⁶²⁸

Neben diesen Gemeinschaften gibt es noch andere Einrichtungen, zum Beispiel den Ökumenischen Rat der Kirchen (ÖRK), bei dem die katholische Kirche nicht Mitglied ist.⁶²⁹

Der ÖRK ging hervor aus dem ökumenischen Flüchtlingsdienst, gegründet 1946. Dieser gab in den Jahren 1946/47 bereits Erklärungen zur theologischen und pädagogischen Erneuerung christlicher Lehren zu Israel heraus. 1946 benannte sich der Ökumenische Flüchtlingsdienst um in „Vorläufiger Ausschuss des Ökumenischen Rates der Kirchen“, 1948 erfolgte die offizielle Gründung des ÖRK.⁶³⁰ Da Pater Leppich Katholiken wie Evangelische gleichermaßen ansprach, entwickelten sich aus seiner Initiative auch ökumenische Gruppen. Heute hat sich die Mehrheit Teil der „Action“ von einigen radikalen Äußerungen Pater Leppichs distanziert, dafür ist das Anliegen der Ökumene in den Vordergrund gerückt. Die Ökumenische Bewegung ist nicht mit dem DKR und den Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit vergleichbar. Wollen diejenigen, die sich für eine Zusammenführung von Katholiken und Protestanten einsetzen, dass man jeden Sonntag zusammen Gottesdienst feiert, dass die Bekenntnisse nichts mehr trennt. So ist dem DKR mehr an der gegenseitigen Anerkennung „auf Augenhöhe“ gelegen, ohne eine Zusammenführung der Glaubensgemeinschaften zu befördern. Zusammen feiern kann man einmal oder zweimal im Jahr, mehr wird nicht angestrebt.

7.7 Vergleich: „Beten in Anwesenheit des Anderen“ und Gemeinschaftsfeiern

2003 probierte man auf Anregung von Kardinal Lehmann ein neues Konzept aus, das von den internationalen Gebetstreffen in Assisi inspiriert war: Beten in Gegenwart des Anderen. Das internationale Gebetstreffen in Assisi geht auf eine Initiative von Papst Johannes Paul II zurück. Erstmals rief er 1986 Vertreter verschiedener Weltreligionen zusammen zum Gebet.

⁶²⁷ Ateliers et Presses de Taizé : Geschichte, die Anfänge, http://www.taize.fr/de_article6600.html, Erscheinungsdatum: 21.03.2008, Abrufdatum: 30.12.2008

⁶²⁸ Vgl. Ökumenische Centrale Frankfurt: ACK, Geschichte, <http://www.oekumene-ack.de/Geschichte.74.0.html>, Erscheinungsjahr: 2006, Abrufdatum: 13.01.2009

⁶²⁹ Vgl. Ökumenischer Rat der Kirchen : Die katholische Kirche, <http://www.oikoumene.org/de/mitgliedskirchen/kirchenfamilien/die-katholische-kirche.html>, Erscheinungsdatum: 01.01.2006, Abrufdatum: 13.01.2009

⁶³⁰ Stöhr, Martin: Christlich-Jüdische Zusammenarbeit – Rückblicke, in: Münz, Christoph; Sirsch, Rudolf: Wenn nicht ich, wer? Wenn nicht jetzt, wann? Zur gesellschaftspolitischen Bedeutung des Deutschen Koordinierungsrates der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit (DKR), Münster 2004, S. 59

Jedoch sollte keine gemeinsame Liturgie erarbeitet werden, sondern jeder unverändert in seiner Tradition beten, während die anderen zuhörten.⁶³¹

Die Feier, die nach diesem Modell stattfand, war keine Gemeinschaftsfeier in diesem Sinn mehr, sondern jede Gruppe führte ihre Gebete wie gewohnt aus, ohne Einschränkungen, und die anderen hörten jeweils zu, ohne sich zu beteiligen. Katholischen Geistlichen war es recht, dass in Assisi und anderswo interkulturell Interessierte solche Konzepte ausprobierten, denn so konnten sowohl Katholiken, Evangelische wie auch Juden ihre gewohnten Liturgien und Gebete beibehalten, und eine innere Distanz ermöglichte es, dass man auch von der eigenen Religion abweichende Formulierungen mit anhörte. So stufte der Pastoraltheologe Hanspeter Heinz das „Beten in Anwesenheit des Anderen“ weitaus positiver und begrüßenswerter ein als die Gemeinschaftsfeiern :

„Im von den Vereinten Nationen ausgerufenen „Internationalen Jahr des Friedens“ 1986 ergriff Johannes Paul II die Initiative zu einem in der Geschichte der Religionen einmaligen Treffen: Er lud Repräsentanten der Kirchen und Weltreligionen nach Assisi ein, um für den Frieden zu beten. Sie kamen zusammen, um zu beten. Sie wollten nicht „zusammen beten“, das heißt, sie sprachen nicht ein gemeinsames Gebet, sondern waren zugegen, während die anderen beteten. So bekundeten sie ihre Achtung für das Gebet des anderen und boten Zeugnis ihres jeweiligen Glaubens. Im letzten Jahr hat der Papst zum zweiten Mal nach Assisi zu einem Welttag des Gebets für den Frieden eingeladen. Alle Vertreter der Religionsgemeinschaften verpflichteten sich, auf der großen Baustelle des Friedens zu arbeiten und einander Irrtümer und Vorurteile in Vergangenheit und Gegenwart zu verzeihen.“⁶³²

Die Wortwahl („Achtung für das Gebet“ – „Zeugnis ihres jeweiligen Glaubens“) zeigt eindeutig die Sympathie des Theologen für das „Beten in Gegenwart des Anderen“, die vermutlich auch deshalb vorhanden ist, weil er selbst dadurch nicht in ein Dilemma kommt, die traditionellen Pfade der eigenen Glaubensgemeinschaft zu verlassen, um den anderen näherzukommen. Über die christlich-jüdischen Gemeinschaftsfeiern, wie sie auf Kirchentagen und bei den Gesellschaften stattfinden, kommentierte Heinz eher zurückhaltend:

„Christlich-jüdische Gemeinschaftsfeiern haben eine jahrzehntelange Tradition seit dem Ökumenischen Pfingsttreffen in Augsburg 1971 (...)“

Wohl in Unkenntnis des ersten christlich-jüdischen Gottesdienstes des DKR 1967 in Berlin nannte Heinz dieses Datum als Beginn der Tradition.

„(...) sowohl auf Katholikentagen, wie lange Zeit auch auf Evangelischen Kirchentagen und bei vielen anderen Gelegenheiten. Sie fanden bei den christlichen Teilnehmern eine außerordentlich starke Resonanz, während jüdische Gemeinden sich meist zurückhaltend verhielten. Sie wurden jeweils von einer christlich-jüdischen Arbeitsgruppe vorbereitet und von den Liturgen (Landesrabbinern, Kantoren und Bischöfen) mitgestaltet. Allerdings sollte an eine Gemeinschaftsfeier nicht der hohe Anspruch von Liturgie gelegt und für sie kein religiöser Raum (Kirche, Synagoge) gewählt werden.“⁶³³

Dies ist schon fast eine Abwertung: Die Beteiligten an diesen Gemeinschaftsfeiern sprechen selbstverständlich von „Liturgie“, wenn es um den Aufbau ihrer Feiern geht, und sie veranstalten diese ebenso selbstverständlich in Kirchen und Synagogen. Wer beschlossen hat, dass sie dort nicht stattfinden sollten, wie Heinz schrieb, oder ob dies seine persönliche Meinung ist, wird nicht ganz deutlich.

⁶³¹ Prem, Klaus: Pressemitteilung: Modell Assisi: Können Mitglieder verschiedener Religionen miteinander beten?, Universität Augsburg, <http://idw-online.de/pages/de/news6240>, Erscheinungsdatum: 28.08.1998, Abrufdatum: 24.02.2009

⁶³² Heinz, Hanspeter: Religiöser Raub? – Wege und Irrwege christlich-jüdischer Gebetsgemeinschaft, in: Herderkorrespondenz 2003

⁶³³ Heinz, Hanspeter: Religiöser Raub? – Wege und Irrwege christlich-jüdischer Gebetsgemeinschaft, in: Herderkorrespondenz 2003

Während in Assisi das Konzept des unverbindlichen „Nebeneinander-Betens“, wie man es nennen könnte, guten Anklang fand, konnte sich bei den Gesellschaften und beim DKR diese distanziertere Form der Feiern nicht halten. Das „Beten in Anwesenheit des Anderen“ kritisierten die Teilnehmer sofort und es konnte deshalb innerhalb der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit nicht fortbestehen.

Besonders Landesrabbiner Henry G. Brandt vermisste die Gemeinschaft. So wies er noch 2005 während der Gemeinschaftsfeier der Woche der Brüderlichkeit im Erfurter Dom darauf hin:

„Miteinander, und nicht nur in Gegenwart des anderen, wollen wir die uns momentan besonders beschäftigenden Anliegen vor Ihn bringen, der unser aller Schöpfer und Vater im Himmel ist. Denn wir sind nicht nur Mitglieder verschiedener Konfessionen, sondern auch Teil unserer Gesellschaft und der Menschheitsfamilie. Dass wir dafür eine besondere Liturgie sorgfältig zusammengestellt haben, soll dem gegenseitigen Respekt und der Bewahrung der Eigenständigkeit eines jeden dienen.“⁶³⁴

Der Thüringer Ministerpräsident Dieter Althaus unterstrich in seiner Rede zur gleichen Woche der Brüderlichkeit ebenfalls dieses Anliegen:

„Alles Wirkliche im Leben ist Begegnung, hat Martin Buber gesagt. Die Woche der Brüderlichkeit trägt dazu bei, dass sich Christen und Juden begegnen können, dass sie mehr voneinander erfahren – über ihren Glauben, ihre Traditionen und ihre Kultur. Nutzen wir diese Chance.“⁶³⁵

Auch von kirchlicher Seite her waren die Rahmenbedingungen 2005 in Erfurt sehr gut. Deshalb konnte auch der Dom für die Gemeinschaftsfeier genutzt werden. In der Thüringer Landeszeitung berichtete May Cars deshalb nicht ohne positive Konnotation:

„Eine christlich-jüdische Gemeinschaftsfeier in einer Kirche – und noch dazu in einem Dom – ist nicht unbedingt eine Selbstverständlichkeit. Davon wissen die Organisatoren der Woche der Brüderlichkeit zu berichten. Nicht immer läuft alles so einfach und problemlos wie in Erfurt.“⁶³⁶

Bei der Gemeinschaftsfeier in Erfurt sang die erste deutsche jüdische Kantorin Avital Gerstetter. Dies ist eine Besonderheit, weil für orthodoxe Kreise eine Frau als Kantorin eigentlich nicht in Frage kommt. Frauenstimmen würden nach der traditionellen Ansicht zu sehr von Gott ablenken. Gerstetter aber hat sich ihre Stelle als Gemeindegantorin in Berlin vor dem Arbeitsgericht erstritten. Neben ihrer künstlerischen Tätigkeit setzt sie sich aktiv gegen Rechtsradikale und für interreligiöse Verständigung ein.⁶³⁷

7.8 Chanukka-Weihnachten-Weihnukka

In den letzten Jahren hat sich der Begriff „Weihnukka“ so stark in Deutschland eingebürgert, dass im Jüdischen Museum Berlin sogar eine Ausstellung zu diesem Thema stattfand – zum Leidwesen strenggläubiger Christen und Juden, die der romantisch-harmonischen Grenzverwischung zwischen Chanukka und Weihnachten wenig abgewinnen können. Nicht nur Gemeinschaftsfeiern eröffnen somit für GcJZ-Mitglieder eine Gelegenheit, religiöse Handlungen gemeinsam mit Juden zu vollziehen.

⁶³⁴ GcJZ/DKR: Woche der Brüderlichkeit 2005, Hannover 2005, S. 10

⁶³⁵ Ders.: S. 15

⁶³⁶ Cars, Max: Eine lange und gute Tradition, Domtüren öffneten sich für die Feier sofort, in: GcJZ/DKR: Woche der Brüderlichkeit 2005, Hannover 2005, S. 23

⁶³⁷ Schulte am Hülse, Jessica: Mit Gottes Stimme gegen Rechts, in: Welt Online, [http://www.welt.de/print-wams/article135705/Mit Gottes Stimme gegen Rechts.html](http://www.welt.de/print-wams/article135705/Mit_Gottes_Stimme_gegen_Rechts.html), Erscheinungsdatum: 4.12.2005, Abrufdatum: 19.01.2009

Eine neue, liberale und interkulturelle Form der Volksfrömmigkeit könnte man die jährlich veranstalteten Weihnachts-Chanukka-Feiern nennen, die bereits zum Repertoire religiöser Feiern bei vielen einzelnen „Gesellschaften“ zählen, so z.B. der Münchner, der Stuttgarter, der Berliner Gesellschaft. Bei der Berliner Gesellschaft kam der Wunsch nach solchen Formen der Begegnung aus den Reihen der „einfachen Mitglieder“. So heißt es in der Selbstdarstellung der Berliner Gesellschaft:

„Dem Wunsch vieler Mitglieder nach Gesprächen, nicht nur nach Information, wird mit einer alljährlichen Weihnachts-Chanukka-Feier und regelmäßigen Jour Fixen entsprochen.“⁶³⁸

Für die Potsdamer Gesellschaft ist wichtig, dass sie jedes Jahr in der Jüdischen Gemeinde Chanukka feiern darf:

„Höhepunkte in der Arbeit unserer Gesellschaft waren die alljährlichen Chanukkafeiern in der Jüdischen Gemeinde, zu denen alle Mitglieder eingeladen wurden. Es herrschte dabei eine ansteckende Heiterkeit. Die jüdischen, jiddischen und russischen Lieder mussten einfach mitgesungen werden.“⁶³⁹

In der Regel sehen diese Feiern so aus, dass Juden und Christen aus den „Gesellschaften“, zusammen mit lokalen Honoratioren, sich an einem geeigneten Ort (z.B. einem Hotelsaal) zusammenfinden und ein Rabbiner feierlich Lichter entzündet.

Ein weiterer Grund, neben dem Streben nach Geselligkeit, für die Einführung dieser Weihnukka-Zeremonien ist, dass das christliche Fest Weihnachten und das jüdische Chanukka zeitlich nahe beieinander liegen und in manchen Jahren sogar gleichzeitig gefeiert werden. Inhaltlich haben Weihnachten und Chanukka keine eindeutigen Berührungspunkte:

Christen freuen sich an Weihnachten über die Geburt Jesu Christi vor rund 2000 Jahren in einem Stall in Bethlehem.

Das Chanukkafest, das acht Tage dauert, führen Juden heute auf die Idee des Juda Makkabi zurück. Dieser hatte den Kampf gegen die hellenistischen Besatzer angeführt. Er ist ein jüdischer Volksheld, nach dem heute viele jüdische Fußballvereine benannt sind (z.B. „Makkabi München“). Juden feiern an Chanukka die Wiederaufnahme des jüdischen Tempeldienstes in Jerusalem nach dem Sieg der jüdischen Hasmonäer (=jüdische Edelleute) über die griechischen Herrscher. Die Griechen hatten den Juden so viele Sanktionen auferlegt und sie in ihrer Religionsausübung und ihrer Freiheit unterdrückt, so dass die Juden ihre religiösen Pflichten nicht mehr erfüllen konnten. Erst als sie die Griechen geschlagen hatten, war dies wieder möglich. Juden gingen danach in den Tempel, um ein Licht anzuzünden, und dieses Licht brannte acht Tage, obwohl das vorhandene Öl normalerweise nur für einen einzigen Tag gereicht hätte. Zum Andenken daran werden an den Tagen von Chanukka jede Nacht brennende Lichter in die Hauseingänge gestellt. Währenddessen ist jede Trauer untersagt.⁶⁴⁰

Es gibt auch extra Chanukka-Leuchter: Acht Öllämpchen nebeneinander und ein neuntes zum Anzünden der Lichter. Davon wird in der Festzeit täglich eines mehr entzündet. Da das Entzünden der Chanukkalichter auch an das Adventskranz-Entzünden erinnert (von dem wöchentlich ein Licht mehr brennen soll), feiern manche christlich-jüdische Gesellschaften auch Chanukka-Adventsfeiern.

In gewisser Weise widersprechen sich Weihnachten und Chanukka sogar in einem Punkt: Während Jesus vorwiegend als Friedensfürst und Pazifist angesehen wird, weil er die Feindesliebe propagierte, ist Juda Makkabi eindeutig eine Kämpfernatur gewesen. Es werden also zwei eher konträre Persönlichkeiten hier zusammengeführt. Doch wie so vieles in der Bibel widersprüchlich erscheint und doch nebeneinander bestehen konnte, so gibt es auch

⁶³⁸ GcjZ/DKR: Gesicht zeigen, Themenheft 2006, Hannover 2006, S. 65

⁶³⁹ Beuschel, Dietmar: Zur Geschichte der CJZ Potsdam, in: GcjZ/DKR: bedenken, was trägt!, Themenheft 1999, Bad Nauheim 2000, S. 116

⁶⁴⁰ Vgl.: Lau, Israel: Wie Juden leben, Glaube, Alltag, Feste, Gütersloh 2005³, S. 218

hier keine größeren Bedenken, dass es letztendlich doch gelingt, die Essenz des Guten herauszukristallisieren.

Die Tatsache, dass wahlweise Advent oder Weihnachten mit Chanukka verbunden wird, gibt einen Hinweis darauf, dass nicht so sehr der historische oder religiöse Inhalt der Chanukka-Weihnachtsfeiern oder Chanukka-Adventsfeiern im Vordergrund steht. Vielmehr ist das gemeinsame Kerzenanzünden als emotionales Erlebnis essentiell. Das Symbol hat sich selbstständig und ist zum Symbol der Gemeinschaft und des solidarischen Hoffens auf eine bessere Welt geworden, bei dem die ursprünglichen Botschaften zwar im Hintergrund mit hineinspielen, aber nicht explizit thematisiert werden müssen.

Die inneren Widersprüche der Weihnachts-Chanukka-Feiern wären nur dann ein wirkliches Problem, wenn es an diesem Tag um die Klärung ethischer Fragen, wie etwa des Pazifismus ginge, oder um theologische Hintergründe. Dem ist bei Weihnukka-Feiern aber nicht so: Es geht um ein emotionales gemeinschaftliches Erlebnis, um Lichteranzünden und Lieder singen. Es geht aber in erster Linie um eine rituelle Bestätigung der Gemeinschaft, um eine Unterstreichung der gegenseitigen Akzeptanz. Und somit erfüllen die Weihnachts-Chanukka-Adventsfeiern ihre Funktion.

Nicht wenige Juden jedoch sehen Weihnukka-Feiern dennoch als Geschmacksverirrung an.

7.9 Umstrittene Arten von Synkretismus

Christen feiern Pessach

Von den meisten Juden entweder kritisiert oder ignoriert, in keinem Fall aber freudig begrüßt wird es, wenn Christen, in Abwesenheit von Juden, eigenständig „Pessach-Feiern“ organisieren, oder das, was sie dafür halten.

In diesem Punkt sind jüdische Gläubige meist hellhörig und warnen geradezu vor einer solchen Vereinnahmung. Die Idee entstand dadurch, dass Pfarrer und Religionslehrer, die eher philosemitisch eingestellt waren, das Judentum nicht mehr nur theoretisch, sondern anschaulich und „zum Anfassen“ an ihre Gemeindemitglieder bzw. Schüler vermitteln wollten. Mangels Gelegenheiten, an tatsächlichen jüdischen Ritualen teilzunehmen, organisierten sie kurzerhand eigene „jüdische Pessachfeiern“, indem sie Lamm, ungesäuerte Brote und Bitterkräuter etc. besorgten, sogar Worte aus der Haggada (der jüdischen historischen Überlieferung) auswendig lernen ließen und so eine Atmosphäre schufen, die sie für authentisch hielten. Nicht so jüdische und christliche Kritiker. Viele Juden empfinden diese Art von Synkretismus als „Nachspielen“, als Übergriffigkeit und als unwürdige Verweltlichung heiliger Handlungen.

Der Pastoraltheologe Hanspeter Heinz warnte deshalb seine Kollegen:

„Christliche Pessachfeiern – ein Ärgernis für Juden (...)

Wenn aber heute christliche Gemeinden und Schulklassen eine Pessachfeier bzw. einen Sederabend feiern, ist das ein schlimmer Missbrauch und ein Ärgernis für Juden und ihre christlichen Freunde. Die Berufung auf die Gebetstradition Jesu und seiner Jünger, auf die Jerusalemer Urgemeinde, die selbstverständlich am Tempelgottesdienst teilnahm (vgl. Apg. 2,46) und auf Paulus, der am Sabbat zum Synagogenvorsteher zur Wortverkündigung aufgefordert wurde (vgl. Apg. 13,4-52), folgt einer anachronistischen Argumentation. Denn wir leben heute nicht mehr in der Anfangszeit der Symbiose der Jesusgemeinde mit anderen jüdischen Gruppen. Im Laufe der ersten Jahrhunderte hat sich das Christentum als selbstständige Religion vom Judentum getrennt, und nach menschlichem Ermessen werden sie auf Dauer getrennte Religionsgemeinschaften bleiben, deren Gegensätze sich nicht miteinander vereinbaren lassen.

Deshalb ist schon die Vermischung der Gottesdienste religiöser Raub – wenn man weiß, was man tut.⁶⁴¹

Die Reaktionen von jüdischen und christlichen Kritikern verdeutlichen vor allem eines: Zwischen Christen und Juden hat, durch fortgesetzte Verfolgungen, vor allem aber durch den

⁶⁴¹ Heinz, Hanspeter: Religiöser Raub? – Wege und Irrwege christlich-jüdischer Gebetsgemeinschaft, Herderkorrespondenz 2003

Holocaust, ein „Sündenfall“ der Christen stattgefunden. Dies verbietet das naive Eingreifen in jüdisches Kulturgut, den spielerischen Umgang mit ernsten und religiösen jüdischen Themen und auch die noch so „gut gemeinte“ Einmischung in ureigneste jüdische Bräuche und Sitten. Die Lehrer und Pfarrer, die diese Grenzlinie überschreiten, tun dies entweder, weil sie ihre Kompetenzen bei der Vermittlung der jüdischen Kultur höher einschätzen als die Vertreter dieser Kultur selbst oder weil sie nicht beachten, welche emotionalen Implikationen ein solches Eindringen in die Sphäre jüdischen Brauchtums hat.

Warum reagieren Juden so abwehrend auf die gutgemeinten Übergriffe nichtjüdischer „Philosemiten“?

Dazu eine Bemerkung: Es ist eine makabere Erscheinung unserer „christlich-abendländischen“ Kultur, dass wir zahlreiche andere Kulturen zunächst brutal unterworfen, „christianisiert“ und sie uns dann in verniedlichender und vereinnahmender Weise angeeignet haben.⁶⁴²

Nun sehen sich Juden sicher nicht in engem Zusammenhang mit indigenen oder gar polytheistischen Kulturen, aber der Prozess: Verfolgung – Missionierung – Verniedlichung ist auch bei ihnen vergleichbar abgelaufen und wird nur dort durchbrochen, wo sich Vertreter des Judentums und kritische Christen selbstbewusst und dezidiert dagegen wehren.

Juden wollen als lebendiges Volk wahrgenommen werden, sie wollen aber nicht imitiert oder in ihrer Kultur verfälscht dargestellt werden.

Makaber mutet es deshalb an, dass lange Zeit in von Juden völlig verlassenem Gegenden, aus denen alle Juden vertrieben und umgebracht worden waren, philosemitische Christen Klezmerkonzerte gaben, sich kleine siebenarmige Leuchter ins Wohnzimmer stellten und „jüdische“ Feste veranstalteten.

⁶⁴² Beispiele dafür:

1. So wurden die Indianer bis in die heutige Zeit in den USA zunächst umgebracht und die Überlebenden dann an den Rand der Gesellschaft gedrängt.

Mit „echten“, lebendigen Indianern hat man heute gar nicht mehr viel zu tun, dafür sangen die Doors Indianergesänge, wird im californischen Esalen im Zuge des „New Age“ Indianerkultur aufleben gelassen und verkleiden sich Kinder am Fasching mit bunten Federn als „Winnetou“.

2. Afrikanische Völker waren jahrhundertlang der Sklaverei und brutalen Niederwerfungsaktionen ausgesetzt. Nachdem die Ausbeutung durch Europa und die USA zur Folge hatte, dass Hungernöte ausbrachen, stellte man in deutschen Kirchen „Nicknegerchen“ auf: Kästchen, auf denen ein „Negerkind“ aus Holz oder Plastik saß, das bei Einwurf von Münzen für die Mission automatisch mit dem Köpfchen nickte. Während weiße Jugendliche Afro-Look mit vielen Zöpfchen oder einer Lockenmähne cool finden, mühen sich farbige Frauen in den USA, bis hin zur Frau des Präsidenten, mit Glätteisen, Glättspray, „Anti-frizz“, um ihre Haare zu domestizieren, wie man in jeder amerikanischen Shopping-Mall feststellen kann. Im Lexikon „Ethnische Minderheiten in der Bundesrepublik Deutschland“ berichtet Rose Haverkamp über die ghanaische Minderheit:

„Die Ansicht, Weißen gegenüber evtl. minderwertiger sein zu können, entwickelte sich zu einem Element der afrikanischen Lebensrealität – vor allem derjenigen, die in engem Kontakt zu Weißen lebten. Die absolute Anpassung an das Leben der Weißen und die Kollaboration mit ihnen versprachen ein besseres soziales Ansehen. Ein ganz äußerliches, aber bis heute zu beobachtendes Beispiel ist die Beliebtheit von Weißtönungscremes und Glatthaarfrisuren.“⁶⁴²

3. Ähnlich wurde mir der Kultur der Sinti und Roma verfahren. Auch diese wurde so lange bekämpft, bis sie an Bedeutung für das westliche Alltagsleben verlor.

Dafür gibt es heute „Zigeunermusik“, die von Nicht-Zigeunern gespielt wird, Zigeunerschnitzel, und als weibliches Pendant zum Winnetou im Fasching Zigeunermädchen mit buntem Flickerrock und schwarzlockiger Perücke, während sich die „echten Zigeunermädchen“, also junge Frauen der Sinti und Roma nicht selten mit Jeans und kurzen Haaren an die Mode anpassen, und ihre Haare aufhellen, um nicht aufzufallen, selbst wenn sie dann Schwierigkeiten mit der Familie bekommen.

7.10 Was haben die Gemeinschaftsfeiern bewirkt?

Die Gemeinschaftsfeiern, so umstritten sie in evangelischen und jüdisch-orthodoxen Kreisen sind, haben durch ihre regelmäßige Demonstration christlich-jüdischer Gemeinsamkeit die interreligiöse Verständigung in der katholischen Kirche etabliert. Zahlreiche Bischöfe haben seit Beginn der gemeinsamen Gottesdienste am Altar gestanden, um mit einem Rabbiner zusammen eine eigene Liturgie zu zelebrieren. Die regelmäßigen Gemeinschaftsfeiern haben ein neues Bewusstsein innerhalb der deutschen Bischofskonferenz geschaffen: Juden waren nun nicht mehr die Anderen, Außenstehenden, nachdem einige bereits mit Juden zusammen gebetet hatten. Die Reaktion auf die rückwärtsgewandten „Schachzüge“ Papst Benedikts XVI: Wiedereinführung der Tridentinischen Messe mit umstrittener Karfreitagsfürbitte für die Juden und Rückholung von Piusbrüdern, die das Zweite Vatikanische Konzil nicht anerkennen, in die katholische Kirche, stieß besonders und zuerst in Deutschland auf heftige Kritik – ein Zeichen, dass die christlich-jüdischen Beziehungen hier in der katholischen Kirche bereits einen hohen Stellenwert erlangt haben.

Die christlich-jüdischen Gemeinschaftsfeiern sind noch vielen Kirchenmitgliedern unbekannt, sie haben erst wieder seit 1967 Aufsehen erregt, als sie drohten, eingestellt zu werden. Nachdem der Zentralrat der Juden in Deutschland ankündigte, man werde nicht mehr an der Woche der Brüderlichkeit und somit nicht mehr an den Gemeinschaftsfeiern teilnehmen, erkannten die Angesprochenen, welcher Verlust an Gemeinschaft bevorstünde.

Hätte man weiterhin nur nebeneinanderher gelebt, nur „In Anwesenheit des Anderen“ gebetet, wäre dieser Verlust nicht so stark gewesen. Durch die jahrzehntelange gemeinsame Arbeit von ZdK, DKR und Rabbinern an dem Projekt „Gemeinschaftsfeiern“ haben sich nicht nur rein intellektuelle, sondern auch emotionale Bindungen entwickelt. Juden sind nicht mehr nur Studienobjekte, Andersdenkende, Kritiker, sondern sind Freunde geworden, die man gegebenenfalls auch gegen besonders traditionelle Kreise der eigenen Glaubensrichtung verteidigt.

8. Die GcjZ und der DKR heute

8.1 Der Vorstand des DKR und das Forum Junger Erwachsener

Die „Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit“ in den einzelnen Städten sind jeweils eigene eingetragene Vereine mit einer eigenen Satzung. Dies macht sich bei der Organisation gemeinsamer Projekte immer wieder bemerkbar. Als einzelne Vereine sind sie Mitglieder in der Dachorganisation DKR. Sie bekennen sich zur Präambel des DKR und zahlen Mitgliedsbeiträge, die sie selbst bestimmen. Wenn sich neue Gesellschaften bilden, muss die Mitgliederversammlung über deren Aufnahme in den DKR entscheiden. Die Mitgliederversammlung setzt sich aus den Delegierten der Gesellschaften, dem DKR-Vorstand, dem DKR-Präsidium und den Ehrenmitgliedern der Gesellschaften zusammen. Je nach Mitgliederstärke der Gesellschaften können diese bis zu fünf Delegierte entsenden. Die Mitgliederversammlung wählt das Präsidium und den Vorstand mit einfacher Mehrheitswahl.

Der DKR ist aus mehreren Gremien zusammengesetzt, der Mitgliederversammlung, dem Präsidium, und dem Vorstand. Beteiligt an den Entscheidungen sind außerdem das Kuratorium und das Forum Junger Erwachsener.

Das Präsidium entscheidet, wer Generalsekretär wird, im Einvernehmen mit den Vorstandsmitgliedern.

Der Vorstand kann außerdem ein Kuratorium von bis zu 15 Personen einberufen, die nicht Mitglieder der Gesellschaften sein müssen und beratende Funktion haben. Das Kuratorium tritt nur alle ein bis zwei Jahre zusammen und besteht meist aus sehr bekannten Persönlichkeiten.⁶⁴³

⁶⁴³ Vgl. GcjZ/DKR: Satzung, Bonn, 21.05.2006

Folgende Personen waren 2008 im Vorstand:⁶⁴⁴

Präsidium:

Landesrabbiner em. Dr. h.c. Henry G. Brandt, Augsburg, Jüd. Präsident
Pfarrer Ricklef Münnich, Erfurt, Evangelischer Präsident
Dr. Eva Schulz-Jander, Kassel, Katholische Präsidentin

Vorstand:

Hans-Helmut Eickschen, Moers, Schatzmeister
Professor Dr. Hubert Frankemölle, Paderborn
Christoph Knack, Ludwigshafen
Dr. h.c. *Hans Maaß*, Karlsruhe
Dr. Christoph Münz, Greifenstein-Beilstein
Professor Dr. Abi Pitum, München
Andrew Arych Steiman, Frankfurt/Main
Hildegart Stellmacher, Dresden

Generalsekretär:

Rudolf W. Sirsch M.A.

Kuratorium:

Professor Dr. Wolfgang Benz, Berlin, Leiter des Inst. für Antisemitismusforschung
Henry Faktor, Frankfurt / M., Unternehmer
Rolf Gnadt, Friedberg / H., Landrat des Wetteraukreises
Maria Jepsen, Hamburg, Bischöfin für Hamburg
Dr. h.c. Hans Koschnick, Bremen, Bürgermeister a.D. der Hansestadt Bremen
Thomas Krüger, Bonn, Präsident der Bundeszentrale für politische Bildung
Professor Dr. Hans Küng, Tübingen, Universität Tübingen - Institut für Ökumenische Forschung
Kardinal Professor Dr. Karl Lehmann, Mainz
Arno Lustiger, Frankfurt / M., Schriftsteller
Professor Dr. Hans Joachim Meyer, Dresden, Präsident des Zentralkomitees der Deutschen Katholiken (ZdK)
Dr. Andreas Nachama, Berlin
Winfried Nachtwei MdB, Münster / Westfalen
Christa Nickels, MdB, Geilenkirchen, Staatssekretärin a.D.
Jobst Plog, Hamburg, Intendant des Norddeutschen Rundfunks; Präsident von ARTE
Dr. Waldemar Ritter, Bonn, Ministerialdirigent a. D. im Bundesministerium des Innern
Dr. Rachel Salamander, München, Literaturhandlung München, Berlin, Wien
Markus Schächter, Intendant des ZDF
Dr. Annette Schavan, Bundesministerin für Bildung und Forschung
Professor Dr. Luise Schottroff, Kassel, Universität Gesamthochschule Kassel
Professor Dr. h.c. Dieter Stolte, Berlin, Herausgeber "Die Welt"
Professor Dr. Rita Süßmuth, MdB, Berlin, Präsidentin des Deutschen Bundestages a. D.
Dr. Ekkehardt Wesner, Wolfsburg, Volkswagen AG

Eine eigene, dem DKR angeschlossene Organisation ist das „Forum Junger Erwachsener“ (FJE), das sich aus Eigeninitiative zusammengefunden hat. Es besteht aus jungen Leuten verschiedener „Gesellschaften“ und versteht sich als Netzwerk. Auf der Mitgliederversammlung habe ich die Anwesenden Mitglieder des FJE zu ihren Motiven befragt. Daraus ist folgender Steckbrief entstanden.⁶⁴⁵

⁶⁴⁴ DKR: Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit, http://www.deutscher-koordinierungsrat.de/01_06.php, Erscheinungsdatum: 19.07.2008, Abrufdatum: 26.08.2008

⁶⁴⁵ Interview vom 03.05.2008 mit Frau Daniela Köppler, Herrn Christoph Knack, Frau Annika Böhm, und Herrn Jens Hoppe, Mitglieder des Forums Junger Erwachsener

FJE-Steckbrief:

Name: Daniela Köppler
Beruf/Ausbildung: Evangelische Theologie, Geschichte und jüdische Studien
Stadt: Bonn
Alter: 38
Religion: evangelisch
Motivation: innerer Impuls, Leben erleben
Name: Christoph Knack
Beruf/Ausbildung: Pfarrer
Stadt: Ludwigshafen
Alter: 29
Religion: evangelisch
Motivation: Thema in der Schule, christlich-jüdischer Dialog, Gesinnungsgenossen finden
Name: Annika Böhm
Beruf/Ausbildung: Medien- und Kommunikationswissenschaft, Wirtschafts- und Sozialpsychologie, Religionswissenschaft
Stadt: Göttingen
Alter: 26
Religion: evangelisch
Motivation: Aufarbeitung des Nationalsozialismus; Frage, wie Juden heute leben
Name: Jens Hoppe, Dr. phil.
Beruf/Ausbildung: Historiker (Angestellter)
Stadt: Frankfurt
Alter: 37
Religion: keine
Motivation: vorher schon im Vorstand der GcJZ Frankfurt gewesen, aber die Leute waren alle über 60, arbeitet in einer amerikanisch-jüdischen Organisation, „Conference on jewish material claims against Germany“ (Claims conference), will auf einer Ebene mit jungen Leuten sein, sich unterhalten, Ideen einbringen
Name: Roland von Klaeden
Beruf/Ausbildung: Lehramtsstudium Religion und Geschichte
Stadt: Rostock
Alter: 30
Religion: evangelisch
Motivation: k.a.

Name: Artjom Bychovski
Beruf/Ausbildung: Diplom-Soziologe
Alter: k.a.
Stadt: Heidelberg
Religion: jüdisch
Motivation: k.a.
Name: Viera Pirker
Beruf/Ausbildung: Katholische Theologie, Dissertation
Stadt: Frankfurt
Alter: 30
Religion: katholisch
Motivation: über „Studium in Israel“ dazugekommen
Name: Sandra Hübenthal
Beruf/Ausbildung: Kath. Theologie, Dr.theol.
Stadt: Frankfurt
Alter: 30
Religion: katholisch
Motivation: vorher im Vorstand der GcjZ Frankfurt (wie Jens Hoppe)
Name: Daniel Geese
Beruf/Ausbildung: evangelische Theologie, Promovend
Stadt: Tübingen
Alter: k.a.
Religion: evangelisch
Motivation: Erlebnis des ICCJ Jugendforums
Name: Christoph Körner
Beruf/Ausbildung: katholische Theologie, Lateinlehrer
Stadt: Frankfurt
Alter: k.a.
Religion: katholisch
Motivation: k.a.



Bild: Forum Junger Erwachsener (Homepage)

Die politische Orientierung der Mitglieder ist unterschiedlich. So ist Roland von Klaeden auch Kreisvorsitzender der Jungen Liberalen im Kreis „Mittleres Mecklenburg“⁶⁴⁶, während Artjom Bychovski in der Heidelberger Attac-Hochschulgruppe aktiv ist und im Heidelberger Forum für kritische Theorie und Wissenschaft veröffentlicht. Dabei geht es ihm allerdings ebenfalls um die Freiheit. So schrieb er über das, was als „Konsumterror“ bekannt ist:

„Das, was im ersten Moment nur als billige Reklame daherkommt, wird schon im nächsten Moment von der Gesellschaft aufgegriffen und als schicker Lebensstil ausgelebt. Diesem Lebensstil

⁶⁴⁶ Junge Liberale Mecklenburg und Vorpommern e.V.: Kreisvorstand, http://lv.julis-mnw.de/index.php?option=com_sobi2&catid=8&Itemid=86, Erscheinungsdatum: 2008, Abrufdatum: 3. April 2009

merkt man das kommerziell-künstliche daran an, dass er in jeder Seifenoper im TV und in jedem eintönigen Radio wiedergegeben wird – man kann ihn kurz als „Popshit“ bezeichnen. Fängt das Individuum an, sich mit dieser Massenkultur zu identifizieren, so wird die Manipulation absolut und *die innere Freiheit des Menschen eigenständig zu denken und zu handeln wird aufgehoben*. [Hervorhebung von mir] Ein Mensch, der seine politische Mitsprache zugunsten des grenzenlosen Konsums eingetauscht hat, denkt an teure Kleidung und schnelle Autos, aber er denkt nicht daran sich für Menschenrechte zu engagieren, oder etwas gegen die schreiende Ungerechtigkeit zu tun. Stattdessen unterstützt er ein kommerzielles System, das ihn selbst manipuliert und wird dadurch zu eben jenem „eindimensionalen Menschen“ von dem Marcuse schrieb.⁶⁴⁷

Viera Pirker, die von der Eberhard-Karls-Universität an die Philosophisch-Theologische Hochschule St. Georgen in Frankfurt a.M. gewechselt ist, ist besonders für ihre Promotion aktiv und hat mit 32 Jahren bereits 31 Aufsätze veröffentlicht, einen zusammen mit Artjom Bychovski.⁶⁴⁸

Das Forum Junger Erwachsener trifft sich in verschiedenen Städten. Es hat einen eigenen Veranstaltungskalender. Die Selbstdarstellung unterscheidet sich auffällig von der der Älteren: Das Plakat des FJE ist in allen Regenbogenfarben gestaltet, während die Präsentationen des DKR meist dezent aussehen. Der Trailer des DKR wird dominiert von einem großen Kreuzifix, das von unten gefilmt ist, das FJE stellt sich mit einem knallbunten Baum vor und dem Spruch:

„Und wovon träumst Du?“⁶⁴⁹

Der Baum ist Teil einer Kampagne, bei der sich verschiedene gemischtreligiöse Gruppen in ganz Deutschland zusammenfinden sollen und ihre Träume und Wünsche auf die Blätter der Palme auf den Plakaten kleben sollen. Diese möchten sie dann, so hofft das FJE, an sie zurückschicken, damit sie diese auswerten können.

8.2 Mitgliederzahlen

Die Gesamtzahl der Mitglieder, Freunde und Förderer von Koordinierungsrat und Gesellschaften der GCJZ liegt nach Angaben des Koordinierungsrates bei circa 20 000. Die deutschen Gesellschaften bilden die größte nationale Organisation innerhalb des ICCJ, dem „International Council of Christians and Jews“ (Internationales Konzil der Christen und Juden). Im Jahr 2005 gaben 51 Gesellschaften ihre Mitgliederzahlen für den DKR an. Durchschnittlich (Mittelwert) hatten sie 220 Mitglieder. Besonders mitgliederstark waren:

Köln: 750

Münster: 619

Düsseldorf: 584

Würzburg und Unterfranken: 432

Dortmund: 396

Bonn: 392

Seligenstadt: 317

Aachen 350.⁶⁵⁰

⁶⁴⁷ Bychovski, Artjom: Euphorie im Unglück: - Studien zur „Ideologie der fortgeschrittenen Industriegesellschaft“,

http://kleinervogel-v.de/forum/index.php?option=com_content&task=view&id=17&Itemid=25, Erscheinungsdatum: 8. März 2008, Abrufdatum: 3. April 2009

⁶⁴⁸ Hochschule St. Georgen, Frankfurt: Religionspädagogik und Pastoralpsychologie, Viera Pirker, <http://www.sankt-georgen.de/rp-pps/pirker.html>, Erscheinungsdatum: 9. März 2009, Abrufdatum: 3. April 2009

⁶⁴⁹ Scholkmann, Katharina: Plakat des FJE

⁶⁵⁰ GcjZ/DKR: Tätigkeitsberichte 2005, Bad Nauheim 2006

Die Tendenz geht jedoch bei einem Teil der Gesellschaften rapide nach unten. Der hohe Altersdurchschnitt bedeutet nicht zwangsläufig, dass die Gesellschaften schwinden, da immer wieder neue Rentner nachkommen. Doch in einigen Fällen, besonders in kleineren Orten, droht eine dramatische Entwicklung. So hat sich die Gesellschaft im hessischen Seligenstadt, die 2005 noch 317 Mitglieder hatte, mittlerweile altersbedingt aufgelöst. Statt wie noch vor zwei Jahren 22000 Mitgliedern, Freunden und Förderern zählt der DKR heute 20000 zu DKR und Gesellschaften. Die Vorstandsmitglieder stellen immer wieder fest, dass Jugendliche nicht hinzukommen weil sie anders mit dem Thema Religion umgehen. Aber es fällt der älteren Generation schwer, auf diese Veränderungen einzugehen.

8.3 Tochtergesellschaften

8.3.1 Heutige „Gesellschaften“

83 „Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit“ sind dem DKR angeschlossen. Hier eine Liste der 82 Orte, in denen es 2008 „Gesellschaften“ gab:⁶⁵¹

Aachen	Hanau	Oberschwaben
Augsburg und Schwaben	Hannover	Offenbach
Bad Hersfeld/Rotenburg	Heidelberg	Oldenburg
Bad Kreuznach	Herford	Oldenburger Münsterland
Bayreuth	Hochtaunus	Osnabrück
Berlin	Karlsruhe	Ostfriesland
Bielefeld	Kassel	Paderborn
Bonn	Koblenz	Pfalz
Bremen	Köln	Potsdam
Celle	Konstanz	Recklinghausen
Darmstadt	Krefeld	Regensburg
Dortmund	Leipzig	Rhein-Neckar
Dresden	Limburg	Saarland
Duisburg-Mülheim-	Lippe	Schleswig-Holstein
Oberhausen	Lübeck	Siegerland
Düsseldorf	Lüneburg	Thüringen
Essen	Main Taunus	Trier
Franken	Mainz	Weiden i.d.O.Pf.
Frankfurt	Marburg	Wesel
Freiburg	Minden	Westmünsterland
Fulda	Moers	Wetterau
Gelsenkirchen	Mönchengladbach	Wiesbaden
Gießen-Wetzlar	München	Wuppertal
Görlitz	Münster	Würzburg u. Unterfranken
Göttingen	Neuss	Zwickau
Hagen u. Umgebung	Niederbayern	
Hamburg	Niedersachsen-Ost	
Hameln	Oberbergische	

8.3.2 Gesellschaften nach Alter geordnet

Die einzelnen Gesellschaften entstanden keineswegs kontinuierlich und gleichmäßig. Es gab Phasen mit hoher Anzahl an Neugründungen, z.B. 1948 bis 1954, 1958 bis 1965, 1987 bis 1988 und 1991 bis 1993. Die erste Phase ist mit der systematischen Unterstützung von Neugründungen durch die Angestellten der amerikanischen Militärverwaltung und Pfarrer

⁶⁵¹ GcJZ/DKR: Rundschreiben 1/2007: Die Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit, S. 71; Mitgliederversammlung 2008

Carl F. Zietlow zu erklären. Die Hochphase von 1991 bis 1993 entstand durch die Grenzöffnung der DDR, denn in der Zeit entstanden neben anderen die GcjZ Dresden, Görlitz und Potsdam. Dass Ende der 50er und Ende der 80er Jahre besonders viele GcjZ entstanden, kann heute nicht mehr auf eine besondere Ursache zurückgeführt werden. Das Interesse der Bürger an einem Eintritt in die GcjZ oder einer Gründung einer neuen Gruppe hängt von vielen Faktoren ab: Kulturelles und religiöses Interesse, die Präsenz jüdischer Themen in der Gesellschaft, aber auch die Akzeptanz der Politik Israels spielen dabei eine Rolle.

Die meisten der GcjZ gründeten engagierte Bürger in den 50er Jahren. Von 1950 bis 1959 entstanden 23 GcjZ in Deutschland, die meisten von ihnen im Norden des Landes. In den 60er Jahren rief man 15 GcjZ ins Leben, in den siebziger Jahren gingen Gründungsaktivitäten stark zurück: Es gab nur 4 Neugründungen von GcjZ. In den 80ern stieg die Zahl wieder an: 20 Gesellschaften entstanden. Ein Ausreißer nach oben ist im Jahr 1988 zu bemerken, als in einem Jahr acht neue Gesellschaften entstanden. Dies war noch vor der Ankunft der ersten „Kontingentflüchtlinge“ und könnte mit der größeren Öffnung der jüdischen Gemeinden für christliche Besucher und Interessenten, so etwa zu Synagogenführungen, zusammenhängen. In den 90er Jahren schwächte das Interesse an Neugründungen wieder ab, es entstanden noch 13 Gesellschaften, nach 2000 starteten noch drei neue GcjZ ins Vereinsleben, gegenüber den Vorjahren waren die Gründungsaktivitäten also stark gebremst.⁶⁵²

Dabei ist die Landkarte aber noch lange nicht gleichmäßig mit GcjZ bedeckt: In Thüringen, Sachsen-Anhalt und Mecklenburg-Vorpommern gibt es bis heute keine einzige „Gesellschaft“.⁶⁵³ Dies sind gerade Bundesländer, in denen die Fremdenfeindlichkeit als besonders hoch gilt, obwohl die Zahl der tatsächlich bei der Polizei gemeldeten Fälle fremdenfeindlicher Straftaten dem zu widersprechen scheint.⁶⁵⁴

Ordnet man die Gesellschaften nach Alter, so ergibt sich folgendes Bild⁶⁵⁵:

1948	München	Stuttgart	Wiesbaden		
1949	Berlin	Frankfurt/M.			
1950	Bremen	Nürnberg	Freiburg	Karlsruhe	Offenbach
1951	Düsseldorf				
1952	Hamburg	Regensburg			
1953	Bielefeld	Hannover	Kassel		
1954	Bonn	Darmstadt	Dortmund	Saarland	
1955	Aachen				
1956					
1957	Münster				
1958	Köln	Rhein-Neckar			
1959	Essen	Göttingen	Siegerland	Wuppertal	
1960	Marburg	Minden			
1961	Heidelberg	Recklinghausen			
1962	Oldenburg	Schleswig-Holstein	Ostfriesland	Würzburg-Unterfranken	
1963	Gießen/Wetzlar				
1964	Konstanz	Mainz			

⁶⁵² Quelle für die Gründungsjahre: Münz, Christoph; Sirsch, Rudolph W.: Wenn nicht ich, wer? Wenn nicht jetzt, wann? Zur gesellschaftlichen Bedeutung des deutschen Koordinierungsrates der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit (DKR), Münster 2004, S. 263

⁶⁵³ Vgl. DKR/GcjZ: Themenheft 2002, Abel, steh auf, damit es anders anfängt zwischen uns allen, Bad Nauheim 2002, S. 97; DKR-Homepage, Gesellschaften

⁶⁵⁴ S.: BMI: Antwort der Bundesregierung auf die kleine Anfrage der Abgeordneten Ulla Jelpke und der Fraktion der PDS: Ausländerfeindliche und rechtsextremistische Ausschreitungen in der Bundesrepublik Deutschland im Dezember 2000, Berlin 2001

⁶⁵⁵ Tabelle: Vgl. Münz, Christoph; Sirsch, Rudolph W.: Wenn nicht ich, wer? Wenn nicht jetzt, wann? Zur gesellschaftlichen Bedeutung des deutschen Koordinierungsrates der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit (DKR), Münster 2004, S. 263

1965	Duisburg-Mühlheim-Oberhausen			Herford	
1966					
1967					
1968	AG Leipzig				
1969	Trier				
1971	Koblenz				
1972					
1973					
1974					
1975					
1976					
1977	Oberschwaben				
1978	Krefeld				
1979	Hochtaunus				
1980	Hameln	Osnabrück			
1981	Celle				
1982	Fulda				
1983	Lübeck	AG Thüringen			
1984	Wetterau				
1985	Bad Hersfeld/Rotenburg				
1986	Niedersachsen-Ost				
1987	Moers	Paderborn			
1988	Dillenburg	Hagen und Umgebung	Lippe	Main-Taunus	
	Mönchengladbach	Oberbergische	Pfalz	Weiden	
1989	Augsburg und Schwaben				
1990	Seligenstadt				
1991	Dresden	Gelsenkirchen			
1992	Bayreuth	Görlitz			
1993	Lüneburg	Oldenburger Münsterland	Potsdam		
1994	Wesel	Zwickau			
1995	Niederbayern				
1996					
1997					
1998	Bad Kreuznach				
1999					
2000					
2001					
2002	Westmünsterland				
2003	Neuss				
2004					
2005					
2006					
2007					
2008					
2009					

8.4 Kontakte

Der DKR hat unter anderem dauerhafte Kontakte zu Mitgliedern des Bundestags der beiden großen Parteien SPD und CDU, zur israelischen Botschaft, zum Zentralrat der Juden, zu evangelischen und katholischen Bischöfen und zahlreichen Stiftungen und Institutionen im Bereich der christlich-jüdischen Verständigung.

Wichtige Partner sind:

Allgemeine Rabbinerkonferenz
 Arbeitskreis Juden und Christen beim Evangelischen Kirchentag
 Arbeitskreis Juden und Christen beim Katholischen Kirchentag
 Bundeszentrale für politische Bildung
 Evangelische und katholische Akademien
 Evangelische und katholische Bischöfe
 Fritz-Bauer-Institut
 Jüdische Lehrhäuser
 KLAK
 Orthodoxe Rabbinerkonferenz
 Studium in Israel

8.5 Motive von Christen und Juden für ihren Eintritt in die GcJZ

8.5.1 Neues Verständnis des christlichen Glaubens

Viele der Christen, die sich in den ersten Jahren bei den GcJZ oder im DKR engagierten, wollten sich gezielt und reflektiert mit ihrem eigenen Glauben befassen. Ihnen ging es um ein neues Verständnis von Christentum. Juden sollten ihnen dabei helfen, sich mit dem antijüdischen Ballast der vergangenen fast 2000 Jahre auseinanderzusetzen. Sie erkannten den Zusammenhang zwischen traditioneller christlicher Erziehung und Judenfeindlichkeit.

“Als seien Hitler und sein antisemitisches Weltbild ohne christliche Sozialisation denkbar.”⁶⁵⁶

Zu einer direkten Auseinandersetzung der Mitglieder mit kirchlichem Antijudaismus kam es bereits sehr früh (in Selisberg, Bad Schwalbach, München: Welt ohne Hass), aber nur in kleinen Schritten. Erst eine Generation nach der Generation, die noch den Krieg erlebt hatte, änderte sich die allgemeine Einstellung zu christlicher Schuld im “3. Reich”.⁶⁵⁷ Dies soll aber nicht besagen, dass nicht einzelne Vorreiter bereits vor dem Krieg oder im Krieg diese Schuld bereits wahrnahmen. Heute kann bei den Gesellschaften offen diskutiert werden, ob der christliche Antijudaismus etwa einer der Wegbereiter des Holocausts war, wie Martin Stöhr dies in einem Vortrag vom 2. November 2000 darlegte.⁶⁵⁸ Die GcJZ gründeten 1991 sogar einen AK “Antijudaismus im Christentum”. Hier sollen einige Mitglieder genannt werden, die ihre Motive für den Beitritt genannt haben:

DKR-Generalsekretär Rudolf Sirsch führte sein Theologiestudium als Grund für den Beitritt an.

Interview Mit DKR-Generalsekretär Rudolf Sirsch (Ausschnitt, s. Anhang)

Was hat Sie zu Ihrem Eintritt in die GcJZ motiviert?

Das Theologiestudium, oder: Aus dem Theologiestudium habe ich bewusst mich mit dem Thema Judentum beschäftigt, mit dem Thema Theologie nach Auschwitz, ich habe in meiner Heimatgemeinde die Geschichte der Juden in Magdeburg aufgearbeitet und als ich 1991-92 nach Görlitz gegangen bin, habe ich dort eine Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit gegründet und ein wichtiger Punkt in der Evangelischen Akademie, die ich damals geleitet habe, war der christlich-jüdische Dialog.⁶⁵⁹

Die “Lingener Tagespost” machte ein Interview mit Ansgar Koschel. Darin drückte Koschel aus, dass der christlich-jüdische Dialog für ihn zuallererst das ganz normale Gespräch zwischen Nachbarn oder am Arbeitsplatz ist. Erst als zweites nannte er den Dialog zwischen

⁶⁵⁶ Ginzler, Günther B.: Gegen den Ungeist, in: Münz, Christoph; Sirsch, Rudolph W.: Wenn nicht ich, wer? Wenn nicht jetzt, wann? Zur gesellschaftlichen Bedeutung des deutschen Koordinierungsrates der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit (DKR), Münster 2004, S. 211

⁶⁵⁷ Ebd. S. 211

⁶⁵⁸ Deutscher Koordinierungsrat: Tätigkeitsberichte 2000, Bad Nauheim 2001, S. 24

⁶⁵⁹ Interview mit Rudolf Sirsch am 11.12.2006, im Haus des DKR in Bad Nauheim

kirchlichen Zusammenschlüssen und dem Rabbinat. Er betont die Wichtigkeit, Stereotypen zu überwinden.

“(…) eine Neuorientierung für Christen geschah, die allerdings noch intensiver dialogisch in Predigt und Bildungsarbeit vermittelt werden muss.”⁶⁶⁰

Ein Auszug aus dem Interview soll hier kurz angeführt werden:

“Frage: Sie sind Generalsekretär der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit. Was sind die Aufgaben dieser Gesellschaften?

Antwort: Aufgabe dieser jetzt 78 Gesellschaften in Deutschland ist es, aus dem Juden und Christen gemeinsamen biblischen Ethos heraus permanent zum Erhalt und zur Weiterentwicklung einer Gesellschaft beizutragen, die jedem Menschen gleiche Würde zuerkennt und dies in Recht und Gesetzgebung verwirklicht. Juden tun dies gemeinsam mit Christen aus der Erfahrung der menschenverachtenden Politik des Nationalsozialismus heraus. Seine Ursachen und heute noch erkennbaren Wirkungen lassen sie ebenso wenig in Vergessenheit geraten wie das Bewusst machen eines auch in der deutschen Geschichte möglich gewesenem Miteinanders. Es geht um Aufklärung, Begegnung und Bildung eines Bewusstseins, das frei ist von sozialer, rassistischer, nationalistischer oder religiöser Ausgrenzung bzw. Verteufelung - Formen, die Juden in Europa in besonderem Maße trafen.”⁶⁶¹

In seinem Artikel “Zeichen setzen gegen das Vergessen” beschäftigte sich Oliver H. Eberhardt mit der Geschichte der GcjZ und der Juden in Offenbach.

Über die Motive der Mitglieder der GcjZ schrieb er:

“Die meisten Mitglieder sind in die CJZ gegangen, weil sie etwas über das Judentum erfahren, ein Zeichen gegen das Vergessen setzen oder gegen antisemitische Tendenzen angehen wollten. (...) In manchen CJZ-Vereinen ist das Erinnern an die Vergangenheit das einzige Betätigungsfeld”⁶⁶²

Vor allem da, wo es keine jüdischen Gemeinden mehr gibt.

8.5.2 Jüdische Verwandte, Freunde oder Nachforschungen in der Heimat

Besonders Vorstandsmitglieder und aktive Mitglieder hatten nicht nur theoretisches Interesse an der christlich-jüdischen Verständigung, sondern fühlten sich ihr auch persönlich verbunden. Einige habe ich zu ihren Motiven befragt. Ich bringe hier die jeweiligen Interviewausschnitte, die Gesamt-Interviews kann man im Anhang lesen.

Interview mit Sonja Weichert, Vorstandsmitglied der GcjZ Minden/Westfalen

„Frage: Was war deine Motivation, in die GcjZ Minden einzutreten?

Antwort: Mein Heimatdorf Redwitz in Oberfranken ist ein Dorf, in dem rund 1/3 der Bevölkerung jüdisch war. In der ganzen Gegend, rund um Lichtenfels, wohnten ja viele Juden, wie Josef Motschmann in seinen Büchern gut ausführt. Außerdem gab es in Redwitz einen Reformrabbiner, Moses Gutmann, der bereits im 19. Jhd. die Synagoge reformieren wollte. Das alles war für mich als Kind bereits sehr interessant. Ich hatte einen Großonkel, der bei den Nazis gewesen ist. Als er seine Schreinerei gebaut hat, befand sich darunter die Mikwe, das jüdische Ritualbad. Das habe ich als Kind mitbekommen. Heute gibt es in Redwitz keine Juden mehr. Lange hat noch der alte Herr Gutmann gelebt, er war der letzte Jude von Redwitz. Die Gutmanns haben ein großes Korbunternehmen. Die Kinder und Enkel sind keine Juden mehr. Man stößt in Redwitz immer wieder auf jüdische Spuren, zum Beispiel durch die Namen der Bewohner. Zwischen Redwitz und Burgkunstadt liegt Horb, dort hat man irgendwann in einer Scheune die Inneneinrichtung der Synagoge gefunden, mit allen Wandmalereien, diese wurden dann nach Jerusalem gebracht. Dies hat mich als Kind fasziniert. Dann habe ich mich seit dem Studium für das Judentum interessiert. Mich faszinieren bestimmte Regeln im Judentum, zum Beispiel, dass man sich kein Bild von Gott machen soll. Manches ist im Judentum einfach klarer als im Christentum. Also bin ich in die GcjZ eingetreten. Inzwischen erzählen Juden dort mehr

⁶⁶⁰ Deutscher Koordinierungsrat: Tätigkeitsberichte 2000, Bad Nauheim 2001, S. 323

⁶⁶¹ Ebd., S. 323

⁶⁶² Ebd., S. 322

von sich. Die GcjZ ist für sie eine Rückenstärkung. Mit den Zugewanderten habe ich allerdings keinen Kontakt. Ein direktes Gespräch mit den Juden findet immer noch viel zu wenig statt, auch weil sie in der Minderheit sind. Ich habe mitverfolgt, wie im Nachbarort Petershagen gegen den Widerstand aller Parteien die Synagoge renoviert wurde. Das ist sehr gut gelungen.

Ich finde es faszinierend, wie im Judentum das ganze Leben geregelt ist. Man geht nicht nur zum Gottesdienst und danach ist wieder Alltag, wie das bei uns so oft ist, auch bei den Erweckten, sondern der Alltag ist in die Religion integriert.⁶⁶³

Ingrid Weiß, katholische Vorsitzende der CJZ Stuttgart, erklärte, dass ihre Motivation wegen ihrer jüdischen Verwandten in Böhmen entstand.

Angela Müllenbach-Michel ist evangelische Vorsitzende der GcjZ Osnabrück. Als Tochter des Gründers des Tübinger Institutum Judaicum in Tübingen, Otto Michel, ist sie mit Besuchen von Schalom Ben-Chorin, Martin Buber und anderen bekannten jüdischen Gelehrten aufgewachsen. In der Tübinger Bürgerschaft war damals dafür noch nicht genug Offenheit vorhanden.

„Wir hatten keinen normalen gesellschaftlichen Umgang. Es war ein Außenseiterleben.“⁶⁶⁴

„Bekannt wie ein bunter Hund“ sei sicher der richtige Ausdruck für ihr Lebensgefühl damals gewesen. Dafür spielte sie als kleines Mädchen mit Martin Buber Ball.

Sie sagte selbst im Interview, dass sie durch ihr Elternhaus so geprägt sei, dass sie später in die GcjZ eintrat. Als junges Mädchen las sie das Tagebuch der Anne Frank, seitdem wollte sie gerne eine jüdische Freundin haben. Im Alter von 20 Jahren machte sie eine Israelreise mit ihrem Vater. Damals war sie von der Versöhnungsbereitschaft der israelischen Juden fasziniert. Als sie bereits in Osnabrück war, erzählte ihr eine gute Bekannte, dass sie bei der GcjZ Osnabrück eine jüdische Freundin gefunden habe. Daraufhin schaute sich Angela Müllenbach-Michel die „Gesellschaft“ an, aber ihre Kinder waren damals klein und sie hatte nicht genug Zeit, sich im Verein zu engagieren. Sie ist erst eingetreten, als die Kinder schon größer waren. Kurz nach dem Tod ihres Vaters ist sie Vorstandsmitglied geworden. Mittlerweile hat sie in Ruth de Vries, der jüdischen Vorsitzenden, eine Freundin gefunden.

Josef Motschmann, Mitglied der GcjZ Bamberg und Beauftragter des Bistums Bamberg für interreligiöse Verständigung, entdeckte wie Sonja Weichert als Kind, dass in seinem Heimatort Altenkunstadt einmal sehr viele Juden gewohnt haben mussten. Er war fortan umso neugieriger, je mehr er merkte, dass dieses Thema eigentlich tabu war.

Ingrid Weiß, Sonja Weichert und Josef Motschmann sind nicht ausschließlich durch ihr Interesse am Christentum, sondern auch durch ihre Begegnung mit dem Judentum zum Theologiestudium gekommen. Sie studierten Theologie unter anderem auch aus dem Bestreben, mehr über das Judentum zu erfahren.

Wenn sich Theologen noch in den achtziger Jahren zur Teilnahme am christlich-jüdischen Dialog entschlossen, nahmen ihre Kollegen das nicht ohne Bedenken auf.

So berichtete Christian Wiese von seinem Theologiestudium in den achtziger Jahren:

“Es gab da einen Augenblick, wo ich für mich entschieden habe, ich muss eigentlich versuchen, die Perspektive der jüdischen Gemeinschaften hier bei uns wahrzunehmen (...) und habe dann angefangen über, sozusagen, jüdische Auseinandersetzung mit dem Protestantismus zu arbeiten. Und auch da habe ich sehr zwiespältige Erfahrungen gemacht, da die Publikation der Ergebnisse dieser Forschung offensichtlich vielen Kollegen als illegitim erschienen ist. Es gab Reaktionen, die besagt haben, es ist nicht nur ungewöhnlich, sondern auch nicht legitim für einen christlichen Theolo-

⁶⁶³ Interview vom März 2006 mit Frau Sonja Weichert, Theologin, Vorsitzende der GcjZ Minden

⁶⁶⁴ Interview vom 04.07.2008 mit Frau Angela Müllenbach-Michel, evangelische Vorsitzende der GcjZ Osnabrück

gen, dass er sozusagen aus der Perspektive jüdischer Erfahrung auf die Tradition der eigenen Kirche blickt. Es hat sehr viel negative Rückmeldungen gegeben.“⁶⁶⁵

8.5.3 Interesse aufgrund der Werbung

Die Werbung neuer Mitglieder erfolgt bei den einzelnen Gesellschaften durch:

1. Versenden von Einladungen zur Woche der Brüderlichkeit und zu besonderen Veranstaltungen an Interessenten
2. Plakate
3. Presseberichte, Öffentlichkeitsarbeit
4. Internetauftritte
5. Viele jüngere Interessenten, die selbst nichts oder wenig mit Juden zu tun hatten, sind wegen der Werbung zu den Gesellschaften gestoßen.

8.5.4 Verlorene jüdische Wurzeln

Eine kleine Gruppe, die, wie ich es schon für Heinrich Heine beschrieben habe, zwischen allen Stühlen sitzt und bei den GcjZ nach Orientierung sucht und von denen bei verschiedenen Gesellschaften einige zu finden sind, sind Leute, die irgendwie zur Gruppe der Juden gehören, aber nicht dort beheimatet sind. Dazu gehören:

Menschen mit jüdischen Vorfahren, die irgendwann zum Christentum übergetreten sind.

Menschen, die jüdische Eltern haben, aber als Kind getauft wurden.

Menschen, bei denen der Vater Jude ist, aber die Mutter nicht. (Nach orthodoxen Vorstellungen ist man nur mit einer jüdischen Mutter von Geburt an Jude.)

Im Dritten Reich so genannte „Nichtarische Christen“, die zwar keine Juden waren, aber aufgrund ihrer von den Nazis so eingestuften „Rasse“ verfolgt wurden.

Nichtjuden, die einen Juden oder eine Jüdin geheiratet haben.

Diese Menschen suchen bei den Gesellschaften zum einen Anschluss und Freundschaften, zum anderen können sie sich gut mit dem antirassistischen Gedankengut identifizieren, wenn sie selbst aufgrund ihrer vermeintlichen „Rasse“ verfolgt wurden.

8.5.5 Idealismus: Frieden, Toleranz und Gleichheit

Die Motive für die Teilnahme an der christlich-jüdischen Begegnung liegen weder in der Karriere (wird bis heute wenig von den Kirchen gefördert), noch in der Partnersuche (die meisten Mitglieder sind bereits verheiratet), noch in der Suche nach Anerkennung (die Mehrheit der Bevölkerung interessiert sich gar nicht für christlich-jüdische Themen).

Die Motive der Mitglieder sind zum größten Teil idealistischer Natur und hängen mit konkretem Interesse am anderen zusammen. Die meisten Leute kommen ohne verdeckte Hintergedanken. Bei älteren Leuten spielt auch die Einsamkeit eine Rolle. Sie wollen aber nicht einfach nur zum Plauderstündchen kommen, sondern mit anderen zusammen sein, die ihre existentiellen Fragen, die mit Erlebnissen aus dem Zweiten Weltkrieg zusammenhängen, ernst nehmen.

Mit Blick auf die Zukunft wird auch wiederholt von beiden Seiten (Christen und Juden) angegeben, dass man gemeinsam Ziele erreichen wolle:

“(…) gemeinsame Bewältigung der vor uns liegenden gewaltigen Aufgaben.“⁶⁶⁶

“(…) Verwirklichung der fundamentalen Ziele, die unserem jeweiligen Glauben gemeinsam sind.“⁶⁶⁷

Als Ziele nannte der orthodoxe Rabbiner Soussan Frieden, Toleranz und Gleichheit.

Die Ziele sind sehr allgemein formuliert. Dies ist für die Vereine von Nachteil, weil diese Ziele schwerlich in den nächsten Jahren verwirklicht werden können. Fragt man jedoch einfache

⁶⁶⁵ Wiese, Christian: Beitrag auf der Podiumsdiskussion im Rahmen der Konferenz: Der christlich-jüdische Dialog im deutschen Südwesten in Vergangenheit und Gegenwart, Schloss Großlaupheim, 10.05.2007

⁶⁶⁶ Rede von Kardinal Lehmann im Anschluss an das Treffen Rabbiner-Bischöfe auf der Woche der Brüderlichkeit in Mannheim am 12.03.2007

⁶⁶⁷ Rede von Rabbiner Soussan im Anschluss an das Treffen Rabbiner-Bischöfe auf der Woche der Brüderlichkeit in Mannheim am 12.03.2007

christliche Mitglieder, die nicht in den Vorständen sind, nach ihren Wünschen, so kommt meist die Antwort, man habe einfach einmal Juden kennenlernen wollen.

Juden kommen zu den GcjZ, um:

1. mit Christen zusammen zu verhindern, dass Auschwitz sich wiederholt
2. Freunde zu finden
3. Jugendliche über die jüdische Religion aufzuklären und Ängste zu nehmen
4. Den Antisemitismus zu bekämpfen
5. Die Verständigung der Religionen zu fördern
6. Zu verhindern, dass Jugendliche auf politische „Rattenfänger“ aus dem rechtsextremen Lager hereinfallen
7. Die Gräueltaten der Nazizeit weiterhin bekannt zu machen und mehr Verständnis für die Opfer zu erreichen

Sie haben selten Interesse am Diskutieren religiöser oder theologischer Fragen.

8.6 Kritik am Deutschen Koordinierungsrat und an den Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit, Kritikpunkte

8.6.1 Antisemitismus in der deutsche Gesellschaft besteht weiterhin

Sowohl von jüdischer, als auch von christlicher Seite wurde immer wieder Kritik an der Arbeit des Koordinierungsrates und der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit laut. Anlass waren meist die in der deutschen Gesellschaft nach wie vor vorhandenen antisemitischen Tendenzen. Da sich die Vereine die Bekämpfung des Antisemitismus auf die Fahnen geschrieben haben, erwarteten engagierte Beobachter von ihnen mehr Protest, wenn etwa in Schulbüchern antisemitische Denkmuster verbreitet wurden oder wenn sich Rechtsextreme mit ihren Parolen exponierten, wenn Politiker einschlägige Äußerungen machten oder ausländerfeindliche Stimmen laut wurden. Offensichtlich können die Gesellschaften nicht verhindern, dass ein bestimmter Prozentsatz der deutschen Gesellschaft sich antisemitisch betätigt oder sich als Mitläufer dem rechten Lager anschließt.

8.6.2 Wenig Bereitschaft zur Auseinandersetzung mit Kritik von außen

Eine der KritikerInnen des Koordinierungsrates und der Gesellschaften ist die promovierte evangelische Theologin und Religionslehrerin Christiane Schmelzkopf. Christiane Schmelzkopf hat 1967-1972 Theologie und Germanistik und einige Semester Judaistik studiert. Sie war dabei unter anderem Studentin bei Professor Berndt Schaller, dem späteren evangelischen Vorsitzenden des Deutschen Koordinierungsrates. Er war von 1998 bis 2004 Präsidiumsmitglied des DKR. Sie hatte Ihre Dissertation zum Thema „Zur Gestaltung jüdischer Figuren in der deutschen Literatur nach 1945“ geschrieben. 1979 ging sie in den Schuldienst und unterrichtete Deutsch und Religion. Als engagierte Religionslehrerin hatte sie sich von den Gesellschaften und vom Koordinierungsrat mehr Einsatz für eine Kritik an Lehrmaterialien für den Religionsunterricht gewünscht. Sie wandte sich deshalb an Ernst Ludwig Ehrlich, um ihm die Einrichtung einer Schulbuchkommission vorzuschlagen, und an DKR-Präsidiumsmitglied Berndt Schaller, bei dem Sie sich über das mangelnde Engagement des Koordinierungsrates beklagte, wenn es um die direkte, konkrete Bekämpfung von Antisemitismen ging, die sie beobachtet hatte. Christiane Schmelzkopf berichtete mir, dass Sie seit 20 Jahren in der Auseinandersetzung mit Mitgliedern der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit stehe. In dieser Zeit habe sie immer wieder „abwiegende Ausreden“ zu hören bekommen, etwa, dass die 2000 Jahre christlich-jüdischer Geschichte nicht „so schnell“ aufzuarbeiten seien.

8.6.3 Kein öffentlicher Protest gegen Antijudaismus im Religionsunterricht in den achtziger Jahren

Der Anlass für die Auseinandersetzungen war, dass Christiane Schmelzkopf über Texte in Schulbüchern stolperte, die ihrer Meinung nach alte Denkmuster weitervermittelten, nämlich

“(…)die Überlegenheit des Christentums über das Judentum, Schwarzweiß-Malerei, bei der das Judentum die dunkle Folie abgab, vor der das Christentum hell erstrahlen konnte (eine klassisch gewordene Formulierung von Leo Baeck, später in den christlich-jüdischen Dialog eingebracht von Rabbiner Nathan-Peter Levinson).”⁶⁶⁸

Mit Ernst Ludwig Ehrlich stand sie über dieses Problem sowie über antijüdische Aussagen des Theologen Jörg Zink über ein Jahr lang im Briefwechsel. Angeregt durch ihre Berichte, bemühte sich Ernst Ludwig Ehrlich um die Einsetzung einer christlich-jüdischen Schulbuchkommission, die die Verbreitung antijüdischer Denkmuster im Schulunterricht verhindern sollte. Sie berichtete, dass er ihr über diesen Antrag noch ein Protokoll geschickt habe.

“Aber dann geschah etwas Typisches: Mit dem Brief, in dem er beteuerte, sich weiter dafür einzusetzen, brach der Briefwechsel ab, er reagierte auf kein Schreiben und keine Nachfrage mehr.”⁶⁶⁹

Sie habe nie erfahren, warum diese Schulbuchkommission nicht gegründet wurde.

Außer der Tatsache, dass Sie im Bereich der Schulbuch-Überarbeitung nichts erreichen konnte, kritisierte Christiane Schmelzkopf an den christlich-jüdischen Gesellschaften die Vorherrschaft der älteren Männer. Sie stellte enttäuscht fest, dass der christlich-jüdische Dialog vor allem von „alten und ältesten Männern“ gepflegt werde.

Die Männer sind eindeutig in der Mehrzahl im Vorstand des DKR. In 55 Jahren des Bestehens von 1949 bis 2004 schafften es nur acht Frauen, als Vorsitzende mitzuarbeiten. Andererseits sind gerade die Frauen in den örtlichen Gesellschaften manchmal die tonangebenden und treibenden Kräfte: So war die GcJZ München im Jahr 1990 nahezu ein Ein-Frau-Unternehmen von Henny Seidemann, die fast alle Veranstaltungen bestritt, ähnlich wie dies im Erzieherausschuss “Projekt Schule” von Rachel Dror in Stuttgart der Fall ist. Und in Stuttgart waren bis 2009 drei Frauen erste Vorsitzende.

Was Christiane Schmelzkopf bemängelt, gilt vor allem für das, was man im klassischen Sinn als „Religionsdialog“ versteht, aber nicht für die Projektarbeit. Auf das Übergewicht der alten Männer führte Christiane Schmelzkopf auch zurück, dass man sich nicht angemessen mit der Lebenswelt von Kindern und der Wirkung einer bestimmten Art von “Wissensvermittlung” über das Judentum an Kinder auseinandersetze.

Dazu ist zu bemerken, dass diese Kritik nicht ganz gerechtfertigt ist. Als Gegenbeispiel zu erwähnen ist dazu etwa die Gestaltung der Themenhefte zur Woche der Brüderlichkeit der letzten Jahre, an der Schüler wesentlich mit beteiligt wurden.

Im Laufe ihrer Laufbahn als Lehrerin ärgerte und bekümmerte Dr. Schmelzkopf der Zustand des deutschen evangelischen Religionsunterrichtes zunehmend, was Sie in ihrem Brief an das DKR-Präsidiumsmitglied Professor Berndt Schaller 2003 deutlich zum Ausdruck brachte:

“In diesen 24 Jahren, in denen ich zunächst aufmerksam und hoffnungsvoll vieles verfolgte, was unter dem Stichwort “Christlich-jüdische Zusammenarbeit” an Freundschaften und guten Absichtserklärungen ausgetauscht wurde, musste ich gleichzeitig in Schuldienst und Kirche erleben, wie das Gebälk von Schwelbränden und offenen Feuern christlicher Judenfeindschaft knisterte, was von den Kirchenvertretern und christlichen, zuweilen auch jüdischen Funktionären des christlich-jüdischen Dialogs allermeist mit Hinweisen auf Kompetenz-Unklarheiten, Unverständnis, einfacher Dummstellei, eisigem Schweigen oder auch dem Hinweis, dass man nach 2000 Jahren christlicher Judenfeindschaft eben noch nicht so weit sei, wirklich etwas dagegen zu tun, abgetan und abgewiegelt wurde. Die makabre Diskrepanz zwischen Absichtserklärungen und Ablehnung von irgendwelchen konkreten Taten hat mich immer mehr befremdet und in den Zynismus getrieben; und so kann ich ihren Satz “Die Bewährung, die auf wirkliche Zusammenarbeit gerichtet ist, steht noch aus” ebenfalls eher mit Zynismus lesen als mit der vorsichtigen Hoffnung, ob da evtl. doch inzwischen auch auf Funktionärs-ebene eine Bereitschaft, die wirklichen Basisprobleme anzupacken, als notwendig betrachtet werden möchte.”⁶⁷⁰

⁶⁶⁸ Schmelzkopf, Christiane: Brief an Esther Kraus, 13.05.2007, S. 1

⁶⁶⁹ Ebd., S. 1

⁶⁷⁰ Schmelzkopf, Christiane: Brief an Berndt Schaller, Laichingen 2003

Nun hatte es ja in den Jahren 1949-75 einen Erzieherausschuss des Deutschen Koordinierungsrates gegeben, dem eine Zeit lang auch Herbert Marcuse, Theodor W. Adorno und Max Horkheimer angehörten.⁶⁷¹ Dieser beschäftigte sich gerade mit den Fragen, die Christiane Schmelzkopf im Jahr 2004 so am Herzen lagen. Warum wurde dieser Erzieherausschuss aufgegeben? Rudolf W. Sirsch schrieb in einem Beitrag über dieses Gremium:

“Aus den Erfahrungen der Jugendkonferenzen werden Thesen erarbeitet, wie sowohl die Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus als auch die Zusammenhänge zwischen der jüngsten Vergangenheit und der Gegenwart (...) geschehen soll. Die Jugend erwartet von der älteren Generation auch subjektiv-persönliches Beteiligt- und Betroffensein, wenn sie über den Nationalsozialismus unterrichten. Zuletzt wünschen sich die Schüler einen demokratischen Unterrichtsstil mit Gruppenarbeit und Diskussion, in der die Lehrer die Schüler zu eigener Auseinandersetzung befähigen und ermutigen.

Vergleicht man diese Thesen mit den Beiträgen von Hugo Freund und Theodor W. Adorno, die Anfang der 50er Jahre diese Themen in unterschiedlichen Facetten vorgestellt und eingeübt haben, so ist davon nicht allzu viel im Schulalltag in Deutschland angekommen.“⁶⁷²

Dies gilt bis heute. Die mangelnde Umstellung in den Schulen hat folgende Gründe: Durch die größere Konzentration der Politik auf den kalten Krieg wurden Projekte, die einer kritischen Reflexion der Pädagogik unter dem Aspekt der negativen Erfahrungen im Nationalsozialismus dienten, unvollendet abgebrochen. Es wurde immer mehr Geld für Rüstung ausgegeben, während man im Bildungs- und Erziehungssektor zunehmend einsparte. Dies kann man etwa bis heute daran erkennen, dass Schüler fast grundsätzlich mit überalterten Schulbüchern lernen müssen. Es gibt aber auch strukturelle Ursachen: Bei Klassengrößen von meist mehr als dreißig Schülern ist der Frontalunterricht immer noch praktischer als die zeitaufwändigere und intensivere Gruppenarbeit. Diskussionen werden nur dann zugelassen, wenn es der voll gepackte Lehrplan zulässt, der ja durch das „G8“ (Gymnasium in acht Jahren) noch mehr überfüllt ist. Ein weiteres Problem ist, dass die Schulbuchrevision der Religionsbücher, die in den Händen des Erzieherausschusses des Deutschen Koordinierungsrates lag, nach 1975 ganz aufgegeben wurde. Die Folge war, dass teilweise antisemitische Inhalte wieder Einzug in die Religionsbücher und das bereitgestellte Filmmaterial Einzug hielten. Christiane Schmelzkopf, die selbst kein Mitglied bei den Gesellschaften ist, stolperte in der Praxis des christlichen Religionsunterrichtes immer wieder über antijüdische Passagen in Lehrbüchern oder anderen Unterrichtsmaterialien, z.B. ein Lied, das gerade eingeschulte Kinder einer Tübinger Schule in der Weihnachtszeit 1986 lernten. Drei Strophen daraus sollen genügen, um die Tendenz zu zeigen, die sich durch das ganze Lied zieht:

“An Weihnachten in Jerusalem,

da ist etwas gescheh'n:
Jesus nannte sich Gottes Sohn
das wollten die Juden nicht verstehen.

An Weihnachten in Jerusalem,
da ist etwas gescheh'n:
Da wollten die Juden ihn steinigen.
Ja, das wär um ein Haar gescheh'n.

Nach Weihnachten in Jerusalem,
da ist etwas gescheh'n:

⁶⁷¹ Interview vom 06.04.2006 mit Herrn Rudolf Sirsch, Generalsekretär des Deutschen Koordinierungsrates

⁶⁷² Sirsch, Rudolf W.: Gegen das Vergessen - Der Beitrag des Erzieherausschusses im Deutschen Koordinierungsrat zur Aufarbeitung der Vergangenheit, in: Münz, Christoph; Sirsch, Rudolph W.: Wenn nicht ich, wer? Wenn nicht jetzt, wann? Zur gesellschaftlichen Bedeutung des deutschen Koordinierungsrates der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit (DKR), Münster 2004, S. 143f

Da versteckte Jesus vor den Juden sich.
Ja, das ist dort gescheh'n."⁶⁷³

Auffällig ist die Wiederholung der Bezeichnung "die Juden", dies immer im negativen Kontext. Es wird ein Gegensatz zwischen Jesus und dem ganzen Volk suggeriert, ja, es wird Angst vor "den Juden" gemacht. Jesus, mit dem die Kinder sich identifizieren bzw. ihn verehren, muss sich vor "den Juden" verstecken. Was müssen das also in den Augen der Kinder für Leute sein? Christiane Schmelzkopf begründete ihre Kritik an dem oben genannten Gedicht damit, dass eine in frühester Kindheit einsetzende antijüdische christliche Erziehung spätere Judenfeindschaft begünstige. Auch Adorno, so kritisierte sie, habe in seinem Vortrag "Zur Bekämpfung des Antisemitismus heute", den er 1962 auf der ersten Pädagogen-Konferenz des Deutschen Koordinierungsrates hielt, kein Wort über den christlichen Antijudaismus verloren. Dieses Thema werde oft übergangen.

"Nur so ist es erklärlich, dass, während man die rassistische, antichristliche Ideologie des Nationalsozialismus in Erziehung und Schule stets als Ungeist zu brandmarken suchte, in der christlichen Erziehung die nachwachsende Jugend weiter mit offen oder versteckt antijüdischen Glaubensinhalten indoktriniert wurde und wird."⁶⁷⁴

Tatsächlich führt schon eine kritiklose Vermittlung einiger Texte des "Neuen Testaments" zu Vorbehalten gegenüber den damaligen Juden, die dann im Bewusstsein von Kindern häufig auf die heutigen Juden übertragen werden. So äußerte sich selbst ein württembergischer Pfarrer und Herausgeber eines evangelischen Gemeindeblattes gegenüber Rachel Dror und Christiane Schmelzkopf, als diese mit ihm über ein von ihm publiziertes antijüdisches Gedicht sprechen wollten:

"Die Juden haben sich doch bis heute nicht entschuldigt, dass sie unseren Herrn Jesus gekreuzigt haben."⁶⁷⁵

Die Verallgemeinerung „die Juden“ kommt noch aus dem Neuen Testament, die Übertragung in die heutige Zeit hingegen ist „Volksfrömmigkeit“, wenn man es denn so nennen soll. Besonders beim Evangelisten Johannes wurden "die Juden", so als wäre das ganze Volk an der Verurteilung beteiligt gewesen, für diese verantwortlich gemacht:

"Daraufhin wollte Pilatus ihn freilassen, aber die Juden schrien: Wenn du ihn freilässt, bist du kein Freund des Kaisers, jeder, der sich als König ausgibt, lehnt sich gegen den Kaiser auf. Aus diese Worte hin ließ Pilatus Jesus herausführen und er setzte sich auf den Richterstuhl an dem Platz der Lithostrotos, auf Hebräisch Gabbata, heißt. Es war am Rüsttag des Paschafestes, ungefähr um die sechste Stunde. Pilatus sagte zu den Juden: Da ist euer König! Sie aber schrien: Weg mit ihm, kreuzige ihn! Pilatus aber sagte zu ihnen: Euren König soll ich kreuzigen? Die Hohenpriester antworteten: Wir haben keinen König außer dem Kaiser. Da lieferte er ihnen Jesus aus, damit er gekreuzigt würde. Sie übernahmen Jesus."⁶⁷⁶

Diesem Text folgend, führt mindestens ein oberfränkisches Dorf den Brauch aus, dass in der Fastenzeit vor Ostern Buben mit Fichtenbäumchen von Haus zu Haus ziehen und beten:

„Vorbeter: Es ist Finsternis geworden
als die Juden

Alle: Als die Juden

Vorbeter: ..unseren lieben Herrn und Heiland gekreuzigt hatten.

⁶⁷³ Schmelzkopf, Christiane: Antijudaismen in der christlichen Erziehung, in: Hässler, Hans-Jürgen (Hrsg.): Kultur gegen Krieg, Würzburg 1989, S. 205 (Ein im katholischen Religionsunterricht ausgeteiltes Hektogramm ohne Verfasserangabe)

⁶⁷⁴ Ebd.

⁶⁷⁵ Aussage vom 08.05.1989 eines Baden-Württembergischen Evangelischen Pfarrers gegenüber Christiane Schmelzkopf und Rachel Dror (Vorsitzende des Erzieherausschusses) in Stuttgart

⁶⁷⁶ Katholische Bibelanstalt: Die Bibel, Einheitsübersetzung, Altes und Neues Testament, Stuttgart 1980, Evangelium nach Johannes, 19,12-16b

Um die neunte Stunde rief er:

Mein Gott!

Alle: Mein Gott!

Vorbeter: Mein Gott!

Alle: Mein Gott!

Vorbeter: Warum hast Du mich verlassen?

Mit geneigtem Haupte gab er seinen Geist auf.

Wir beten dich an, Herr Jesus Christus und benedeien dich, denn durch dein heiliges Kreuz hast du die Welt erlöst.⁶⁷⁷

Einige engagierte Theologen, einschließlich des Pfarrers der betreffenden Dörfer und des DKR-Generalsekretärs, die diesen Text für ungeeignet hielten, konnten die verantwortlichen Bewohner bisher nicht umstimmen, den Kindern etwas anderes beizubringen. Die Bewohner berufen sich auf das Neue Testament. Wie bereits erwähnt, enthält das Johannesevangelium tatsächlich ähnliche Passagen.

Hier tun sich mehrere Fragen auf: Wer waren "die Juden", die hier erwähnt werden? Wie viele Menschen konnten um sechs Uhr morgens bereits etwas von dem Prozess mitbekommen haben? Schalom Ben-Chorin stellte in seinem Buch "Bruder Jesus" fest, dass Pilatus und die Beteiligten an diesem Prozess alles daran setzten, damit das Volk gerade keine Nachricht von diesen Vorgängen bekamen, sondern dass "kurzer Prozess" gemacht würde.⁶⁷⁸ Außerdem erstaunt es, dass Johannes schrieb, Pilatus habe Jesus den Hohenpriestern ausgeliefert, damit sie Jesus kreuzigten. Dies war aber nicht eine Tätigkeit der Hohenpriester, sondern der römischen Soldaten. Kindern im Religionsunterricht wurden und werden alle diese Unstimmigkeiten nicht nach der historisch-kritischen Methode nahe gebracht. So wies Christiane Schmelzkopf bereits 1988 darauf hin, dass die jüdischen Zeitgenossen Jesu, vor allem die Pharisäer, in allen Evangelien negativ gezeichnet würden. Jesus erscheine darin von Anfang an als offensichtlicher Messias, dessen Verkennung man sich nur durch "Verstockung" erklären könne. Die Zuweisung der Hauptschuld am Tode Jesu an "die Juden" sei nur eine Fortführung dieses Motivs. Wenn dies unhistorisch an Kinder vermittelt werde, erzeuge dies wiederum eine Abneigung gegen Juden. Die Frage, wie man ein Christentum ohne Judenfeindschaft verwirklichen könne, sei weiterhin ungelöst. Sie wendete zwar ein, dass auf der Rheinischen Landessynode der Evangelischen Kirche ein erster Schritt in die richtige Richtung gemacht wurde. Diese sei aber in der Evangelischen Kirche nicht unumstritten gewesen. So hätten sich 13 Theologieprofessoren gegen den Rheinischen Synodalbeschluss, der ein Eingeständnis christlicher Schuld am nationalsozialistischen Völkermord einschloss, gewendet. Auch sei die hohe Einstufung einer eindimensional verstandenen Schrifttreue für manche Theologen wichtiger als das Verhältnis zum Judentum.⁶⁷⁹ Die Unklarheiten unter den evangelischen Theologen in Bezug auf das Judentum hatten Auswirkungen auf den Religionsunterricht. Christiane Schmelzkopf zog ein deutliches Fazit aus ihren Beobachtungen:

"Es darf wohl unerträglich genannt werden, dass in bundesdeutschen staatlichen Schulen ein Schulfach gelehrt wird, das in dieser Weise antijudaistische Tradition perpetuiert. Aufgrund der vertraglich geregelten Kooperation zwischen Kirche und Staat nach Art. 7,1 GG hat jedoch der Staat derzeit keinen Einfluss auf die Inhalte des Religionsunterrichts, doch im Blick auf die deutsche Vergangenheit und die besondere Verpflichtung zur Bekämpfung jeder Form von Antisemitismus müsste der Staat von einer Wissenschaft, die als ordentliches Schulfach an Schulen gelehrt wird, ein klares Konzept verlangen, wie dieses Lehrfach ohne die Vermittlung einer antijüdischen Grundhaltung auskommt."⁶⁸⁰

⁶⁷⁷ Mündlich überlieferter Text. Der Text wurde von einem Dorfschullehrer in den dreißiger Jahren entworfen, um einem „heidnischen“ Brauch einen „christlichen Inhalt“ zu geben.

⁶⁷⁸ Ben-Chorin, Schalom: Bruder Jesus, Der Nazarener aus jüdischer Sicht, München 1985⁸, S. 156

⁶⁷⁹ Schmelzkopf, Christiane: Antijudaismen in der christlichen Erziehung, in: Hässler, Hans-Jürgen (Hrsg.): Kultur gegen Krieg, Würzburg 1989, S. 207ff

⁶⁸⁰ Ebd., S. 213

Selbst die Vermittlung des Holocaust im Religionsunterricht geriet teilweise in das Fahrwasser des Antisemitismus. So entdeckte Christiane Schmelzkopf im "Neuen Kursbuch 5/6" 1984 unter der Unterrichtseinheit "Symbole" einen als "Judenstern" bezeichneten Stern (der Ausdruck gilt als Nazi-Jargon und wird heute mit „Davidstern“ ersetzt), wie ihn die Juden im Dritten Reich tragen mussten, und darunter die Erklärung:

„Jeder sollte sehen, wer die minderwertigen Menschen sind.“⁶⁸¹

Christiane Schmelzkopf kritisierte zum einen, dass die Kinder mit dem Davidstern in dieser Weise bekannt gemacht wurden, zum anderen, dass weder der Ausdruck "minderwertige Menschen" in Anführungszeichen gesetzt noch der Konjunktiv der indirekten Rede verwendet wurde. Kinder dieser Altersstufe wüssten bereits, dass die indirekte Rede nur dann im Indikativ stehe, wenn eine *allgemeingültige, vom Sprecher unabhängige Wahrheit* ausgedrückt werde.⁶⁸²

8.6.4 Kein öffentlicher Protest gegen eine Produktion der Deutschen Bibelgesellschaft

Christiane Schmelzkopf spielte mir bei einem Besuch bei ihr in Laichingen außerdem einen Film der Deutschen Bibelgesellschaft vor, der auch als Schulfunksendung im Bayrischen Rundfunk und im SWR gezeigt worden war und heute noch in Kreisbildstellen für katholische und evangelische Religionslehrer erhältlich ist. Die erste Szene dieses Filmes zeigte die Geißelung Jesu. Römische Soldaten verfolgen die Marter und kommentieren:

„Ich denke, er [Pilatus] will ihn den Leuten so vorführen, wie er jetzt aussieht, vielleicht sind sie ja dann zufrieden. - Komisches Volk.“

Nachdem in dem Film die wütende Volksmenge Barrabas freigegeben hatte und über Jesus „Kreuzige ihn!“ gebrüllt hatte, kam wieder der Soldat zu Wort:

„Wie eine Meute wütender Hunde war die Menge. Denen hätte ich nicht in die Hände fallen mögen.“⁶⁸³

„Die Juden“ werden hier als gesamtes Volk wie blutrünstige Menschen dargestellt, die nur durch das Leid Jesu befriedigt werden können, sprich, als Sadisten. Ein ungewöhnliches Moralverständnis wird außerdem noch vermittelt: Während sich der eine Soldat über die Mordlust der Volksmenge ereifert, wäscht sich neben ihm bereits ein anderer in aller Seelenruhe die Hände vom Blut Jesu. Keiner der Soldaten unternimmt etwas gegen den ja als ungerecht empfundenen Tod und es erfolgt auch kein Kommentar zu dieser soldatischen Pflichterfüllung. Die Volksmenge wird als gefährlich dargestellt, sich der Menge aber trotzdem zu beugen, als normal. Wie sollen Kinder diese Ironie verstehen? Oder ist es überhaupt ironisch gemeint? War sich der Produzent der Absurdität dieser Szenerie bewusst?

Christiane Schmelzkopf ist weiterhin der Meinung, dass die Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit und der Deutsche Koordinierungsrat zu wenig gegen die heute noch vorkommende Vermittlung antijüdischer Stereotypen unternehmen. Dennoch war im Jahr 1996 auch die Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit Dortmund aktiv: Sie schickte in diesem Jahr ein Rundschreiben an alle evangelischen Schulreferenten in Westfalen und im Rheinland mit einer Kritik der Gesellschaft am Film "Jesus vor Pilatus" der Deutschen Bibelgesellschaft und Informationen zur antijudaistischen Tendenz des Films und der Bitte um „kritischen Einsatz“. Außerdem verfasste die Gesellschaft Dortmund ein kritisches Schreiben an die Bibelgesellschaft, allerdings ohne Zusammenhang mit Christiane Schmelzkopfs Engagement.⁶⁸⁴ Schmelzkopf hatte auch keinen „kritischen Einsatz“, sondern *überhaupt keinen Einsatz* des Filmes gefordert.

Die unterschiedliche Information der Kinder im Schulunterricht und in den Medien, denen auf der einen Seite ein extrem negatives Judenbild vermittelt wurde, aber gleichzeitig gesagt wurde, dass dies bei den Nazis verkehrt war, führte zu einer anomischen Situation. Die ge-

⁶⁸¹ Das neue Kursbuch Religion 5/6, Stuttgart 1984, S. 137

⁶⁸² Schmelzkopf, Christiane: Antijudaismen in der christlichen Erziehung, in: Hässler, Hans-Jürgen (Hrsg.): Kultur gegen Krieg, Würzburg 1989, S. 212

⁶⁸³ Deutsche Bibelgesellschaft (Hrsg.): Begegnung mit der Bibel 7-9, Begleitheft 3, S. 76

⁶⁸⁴ DKR: Tätigkeitsberichte 1996, Bad Nauheim 1997, S. 39f

nannten Unterrichtsmaterialien waren bzw. sind genau kontraproduktiv zum Geschichtsunterricht. Dazu kam noch, dass auch zuhause oft noch ein negatives Judenbild vermittelt wurde. Die Folge war, dass manche Kinder vor dem ganzen Thema „Juden“ zurückschreckten und damit nichts zu tun haben wollten. So kennt sicher fast jeder Geschichtslehrer bei Lektionen zur Judenverfolgung Ausrufe wie „Nicht schon wieder!“ oder „Das hatten wir doch schon mal!“.

Die ambivalente Haltung, die bereits die erste und zweite Nachkriegsgeneration gegenüber Juden einnahm, wurde an die dritte Generation weitergegeben. Dies erklärt auch die nur langsam zurückgehenden Prozentzahlen zum Antisemitismus in der Bevölkerung seit der Nachkriegszeit. Während die Geschichtsbücher auch nach der Auflösung des Erzieherausschusses des Deutschen Koordinierungsrates, nun beim Georg Eckert Institut, einer Revision unterzogen werden, setzt sich das Stereotyp vom verstockten, Jesus mordenden und uneinsichtigen Juden teilweise im Religionsunterricht fort, denn Religionsbücher werden von der Revision ausgenommen. Dies kann zu der gefährlichen Ansicht führen, dass „die Juden“ zwar verachtenswert seien, man dies aber nicht offen zeigen dürfe, also zu einem gezwungen freundlichen Verhalten gegenüber Juden, das diesen aber nicht als gleichberechtigten Menschen mit einem ebenso gerechtfertigten Glauben wie die Christen begegnet. Und dieser latente, unterschwellige Antisemitismus, der von Zeit zu Zeit offensichtlich wird, prägt unsere Gesellschaft.

Christiane Schmelzkopf prangerte die Judenfeindlichkeit des Films „Jesus vor Pilatus“ in einem Artikel der „Jüdischen Allgemeinen Wochenzeitung“ vom 22. Februar 1996 an und wandte sich dann mit ihrem Anliegen, etwas für die Veränderung des christlichen Religionsunterrichtes zu tun, etwa durch öffentlichen Protest gegen diesen Film, an Ernst Ludwig Ehrlich, Berndt Schaller und schließlich auch an die Vorsitzende des Zentralrates der Juden, Charlotte Knobloch, die im Frühjahr 2003 öffentlich gegen den Mel Gibson-Film „Die Passion Christi“ protestiert hatte. Dennoch konnte sie in dieser Sache nichts bewirken. Sie ist deshalb enttäuscht vom christlich-jüdischen Dialog, da sie den Eindruck gewonnen hat, es werde viel „um den heißen Brei herumgeredet“ und die wahren Probleme, wie etwa Antisemitismus im Unterricht, würden unter den Teppich gekehrt. Kritiker wie Christiane Schmelzkopf wollen keineswegs eine philosemitische Ideologie aufbauen, in der Juden nicht mehr kritisiert werden dürfen. Sie wollen aber dazu aufrufen, den Kindern beizubringen, auch das neue Testament kritisch zu hinterfragen.

Es darf nicht unerwähnt bleiben, dass von den Autoritäten, an die Christiane Schmelzkopf sich gewandt hatte und die keinen öffentlichen Protest gegen den Film gestartet hatten, einzig Berndt Schaller, ihr ehemaliger Professor, DKR-Mitglied war. Man kann also nicht behaupten, die gesamten Vereine seien quietistisch. Allerdings ist es trotzdem ein Versäumnis, wenn bei einem Film, der in ganz Baden-Württemberg und Bayern verbreitet wird, nicht etwa alle dortigen Gesellschaften sich aufregen, sondern nur *Dortmund* protestiert. Grund könnte sein, dass die Film-Angebote der Bibelgesellschaft sowieso wenig genutzt werden.

8.6.5 Kaschierung der Diskrepanzen zwischen Christen und Juden

Auch Christiane Schmelzkopfs Freundin Birgit Schintlholzer-Barrows, die selbst Mitglied in der GcjZ Stuttgart war, übte in einem Brief an den Vorstand vom 20. März 1995 Kritik. Sie äußerte, dass ihrer Meinung nach die Kluft zwischen Juden und Christen von christlicher Seite aus überdeckt werde. Auch den Weltgebetstag der christlichen Frauen nahm sie unter die Lupe, wo ihrer Meinung nach einseitig für die Palästinenser Partei ergriffen wurde. Sie fand eine Verherrlichung der Intifada in der Zeitschrift für evangelische Religionslehrer „Entwurf“ Nr. 94/1 in den Artikeln „Zeit der Steine“ und „Furcht und Hoffnung“.

Problematisch betrachtete sie außerdem den Artikel von Professor Moltmann in „Evangelische Kommentare“ 11/94 und die Auswahl von Jörg Zink als Eröffnungsredner zur Woche der Brüderlichkeit 1995.⁶⁸⁵ Auch die Gesellschaft Herford kritisierte übrigens Jörg Zink, allerdings nicht wegen seines Antijudaismus, sondern, weil er in einem Buch die „Neuen zehn Gebote“ verfasst zu haben glaubte. Die Veranstaltung dazu hieß:

⁶⁸⁵ Jörg Zink hielt am 06.03.1995 die Eröffnungsrede der Woche der Brüderlichkeit in Stuttgart

„Neue 10 Gebote? Eine Auseinandersetzung mit Jörg Zink.“⁶⁸⁶

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass Birgit Schintlholzer-Barrows großen Handlungsbedarf auf christlicher Seite sah, wenn man den Juden näher kommen wolle. Dieser Handlungsbedarf werde aber von den GcjZ nicht im nötigen Maße wahrgenommen, sondern stattdessen die Diskrepanzen überdeckt.

8.6.6 Kritik an der Woche der Brüderlichkeit, deren Harmonie als unecht empfunden wird

Die Kritik von jüdischen Intellektuellen an den Tätigkeiten der GcjZ und am DKR, insbesondere an der „Woche der Brüderlichkeit“ fällt ja teilweise recht drastisch aus. So warnte Rafael Seligmann 1997 anlässlich der „Woche der Brüderlichkeit in Bayreuth“ vor „Versöhnungsgegackere“. Diese Kritik wird von den Gesellschaften in der Regel offen angenommen und nicht einfach nur abgewehrt. So schrieb z.B. der Protokollant der GcjZ Bayreuth:

„Für die „Woche der Brüderlichkeit“ im Jahre 1997 wurde der Schriftsteller Rafael Seligmann eingeladen, der aus seinem Werk (...) vorlas und zum Verhältnis von Juden und Deutschen in der Gegenwart referierte. Er warnte vor einem „Versöhnungsgegackere“ und forderte dazu auf, sich der historischen Verantwortung zu stellen und sich aus diesem Bewusstsein heraus aufeinander zuzubewegen und notfalls auch Auseinandersetzungen nicht zu scheuen. Der Vortrag fand bei den Besuchern und in der Regionalpresse großen Anklang.“⁶⁸⁷

„Versöhnungsgegackere“, „Senf“, „Harmoniesoße“, „Zähneputzen“: Die Deutlichkeit der Kritik lässt aufhorchen. Aus dem Kontext ist jedoch erkennbar: Nicht der positive Ansatz, eine „Woche der Brüderlichkeit“ auszuführen, bringt die Kritiker auf, sondern die Frustration darüber, dass es gleichzeitig und sozusagen als Kontrast noch so viele Menschen in verantwortlichen Positionen gibt, die eine intolerante Haltung gegenüber dem Judentum an den Tag legen.

Die GcjZ und der DKR erfüllen eine Art Wächter-Funktion über die freiheitlich-demokratischen Grundwerte. Diese wird jedoch missverstanden und kritisiert. Man sieht sie als Stellvertreter der Bürger, nicht jeder einzelne fühlt sich verantwortlich für die Zustände des Landes, sondern die Gesellschaften sollen aufpassen, dass die Rechtsradikalen nicht zunehmen. Anstatt dass sich andere Bürger Anregungen und Motivation von den Gesellschaften holen, Ausgrenzungen zu überwinden, muten sie den Gesellschaften meist eine Stellvertreterfunktion zu. Die Zuschauer sind beruhigt, dass sich hier jemand um jüdische Anliegen kümmert, sehen aber keinen konkreten Handlungsbedarf in ihrem engsten Umfeld.

Den Gesellschaften wird deshalb zur Last gelegt, dass die soziale Wirklichkeit in Deutschland nicht ihren Wunschvorstellungen entspricht und dass die Betonung sozialer Grundwerte wie Liebe, Wahrheit, Brüderlichkeit, harmonisches Zusammenleben ethnischer Gruppen, Religionsfreiheit, Meinungsfreiheit und freiheitlich-demokratische Erziehung der Jugend einmal im Jahr auf der „Woche der Brüderlichkeit“ komprimiert vorgenommen wird, um für den Rest des Jahres aus dem öffentlichen Bewusstsein zu verschwinden. Der Einsatz der GcjZ und des DKR für diese Werte hat jedoch auch konkrete Auswirkungen, die sich dauerhaft zeigen:

- 1.) Die Gesellschaften fördern (durch Spendenaufrufe und Einsatz für ihre Anliegen) Institutionen der Völkerverständigung, so z.B. einen interreligiösen Kibbuz in Israel, Neve Shalom/Wahat al Salam, die Jugendbegegnungsstätte Auschwitz u. a.
- 2.) Sie stehen in engem Kontakt mit anderen Vereinen, die konkrete Verständigungsarbeit leisten, wie Aktion Sühnezeichen und Pax Christi.
- 3.) Sie stehen in engem Kontakt mit Bildungsstätten und fördern dort die demokratische und religionsbezogene Aufklärung.
- 4.) Sie setzen sich für die Entschädigung jüdischer NS-Opfer ein.

⁶⁸⁶ DKR: Tätigkeitsberichte 1996, Bad Nauheim 1997, S. 102

⁶⁸⁷ DKR: Tätigkeitsberichte 1997, Bad Nauheim 1998, S. 9

Es ist unrealistisch, zu erwarten, dass die GcJZ alleine das Problem des Antisemitismus lösen. Sie könnten trotzdem noch stärker darauf eingehen, wenn engagierte Bürger um ihre Mithilfe gegen Judenfeindlichkeit bitten, selbst wenn in der Vergangenheit in vielen Fällen bei den staatlichen Behörden nichts erreicht werden konnte.

8.7 Dialog und Diskussionen innerhalb der einzelnen Gesellschaften und innerhalb des Deutschen Koordinierungsrates

8.7.1 Theoretische Betrachtungen zum interreligiösen Dialog

Was Dialoge und Diskussionen im Kontext der Moderne kennzeichnet, hat Jürgen Habermas in seiner Theorie des kommunikativen Handelns dargelegt. Er geht davon aus, dass der "Empirismus" der Moderne geprägt ist von kognitiv-instrumenteller Rationalität, das bedeutet, von erfolgreicher Selbstbehauptung, Anpassung an die Umwelt und kommunikativer Rationalität, d. h. argumentativer Rede.

"Dieser Begriff kommunikativer Rationalität führt Konnotationen mit sich, die letztlich zurückgehen auf die zentrale Erfahrung der zwanglos einigenden, konsistenzstiftenden Kraft argumentativer Rede, in der verschiedene Teilnehmer ihre zunächst nur subjektiven Auffassungen überwinden und sich dank der Gemeinsamkeit vernünftig motivierter Überzeugungen gleichzeitig der Einheit der objektiven Welt und der Intersubjektivität des Lebenszusammenhanges vergewissern."⁶⁸⁸

Die kulturelle Überlieferung muss bestimmte Eigenschaften aufweisen, wenn in der entsprechenden Lebenswelt rationale Handlungsorientierungen möglich sein sollen:

- a.) Die kulturelle Überlieferung muss differenzierte Geltungsansprüche (propositionale Wahrheit, normative Richtigkeit, subjektive Wahrhaftigkeit) zulassen.
- b.) Die kulturelle Überlieferung muss ein reflexives Verhältnis zu sich selbst gestalten, das heißt: Kritik muss möglich sein.⁶⁸⁹

Im Zusammenhang mit dem christlich-jüdischen Dialog ist Punkt b.) besonders wichtig. Auch Religion gehört zur „kulturellen Überlieferung“. War in vormoderner Zeit Religion über jegliche Kritik erhaben, so gehört heute Religionskritik und auch die Frage nach der Wahrheit religiöser Aussagen zu einem normalen und akzeptierten Diskurs der Moderne, ohne den wir nicht wirklich in einer Demokratie leben würden.

Habermas betont den rationalen Aspekt gegenseitigen Verständnisses, obwohl nicht nur rationale Motive und Argumente zu gegenseitigem Verstehen führen können. Auch Emotionen spielen bei der Entdeckung von Gemeinsamkeiten eine Rolle, wie bereits Max Weber formulierte:

"Keineswegs nur zweckrationales Handeln ist uns verständlich: Wir verstehen auch den typischen Ablauf der Affekte (...)"⁶⁹⁰

Bei der Diskussion über Religion spielt außerdem das "wertrationale" Handeln eine Rolle, das heißt, durch bestimmte gesellschaftliche Werte gerechtfertigte Motive für Handlungen.

Habermas schreibt dem Judentum und dem Christentum als Gemeinsamkeit "Weltverneinung und Weltbeherrschung" zu.⁶⁹¹

Das moderne Weltverständnis sei von der protestantischen Ethik geprägt. Auch für Max Weber war die protestantische Ethik vorherrschend in unserer Gesellschaft. Das bedeutet, dass Juden beim christlich-jüdischen Gespräch in Deutschland nicht nur zahlenmäßig in der Minderheit sind, sondern auch noch zusätzlich in einem gesellschaftlichen Rahmen diskutieren müssen, der von der protestantischen (bzw. christlichen, denn es gibt auch katholische Gebiete) Kultur durch und durch geprägt ist.

⁶⁸⁸ Habermas, Jürgen: Theorie des kommunikativen Handelns, Bd. I, Frankfurt a. M. 1988, S. 28

⁶⁸⁹ Habermas, Jürgen: Theorie des kommunikativen Handelns, Bd. I, Frankfurt a. M. 1988, S. 108

⁶⁹⁰ Weber, Max: Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre, Tübingen 1922, S. 404

⁶⁹¹ Habermas, Jürgen: Theorie des kommunikativen Handelns, Bd. I, Frankfurt a. M. 1988, S. 293

Folgende Typen von Interaktionen, die Habermas unterscheidet, kommen für den interreligiösen Diskurs in Frage:

1. Die *Konversation* dient der Darstellung von Sachverhalten und ist verständigungsorientiert. Sie ist objektivierend und erhebt den Geltungsanspruch der Wahrheit. Ihr Bezug ist die objektive Welt.
2. Das *normenregulierte Handeln* dient der Herstellung interpersonaler Beziehungen und ist ebenfalls verständigungsorientiert. Es ist normenkonform und erhebt den Geltungsanspruch der Richtigkeit. Es bezieht sich auf die soziale Welt.⁶⁹²

Bei der kommunikativ vermittelten Anwendung von Handlungsnormen gelangen alle Beteiligten zu einer gemeinsamen Situationsdefinition, welche sie zugleich auf die objektiven, normativen und subjektiven Ausschnitte der jeweiligen Handlungssituation beziehen. Die Interaktionspartner selbst müssen gegebene Normen auf die jeweilige Situation beziehen und auf spezielle Aufgaben zuschneiden.⁶⁹³

Nun habe ich einen Blick von außen, aus soziologischer Perspektive, auf den interreligiösen Dialog gerichtet. Doch wie sehen die Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit und der Deutsche Koordinierungsrat sich selbst als Dialogbeteiligte?

Einer der Wegbereiter des christlich-jüdischen Dialogs, Martin Buber, der bis heute Vorbild für die Gesellschaften ist, legte großen Wert auf den gedanklichen Austausch zwischen Menschen. Über den Dialog schrieb er in "Ich und Du":

"Unter den drei Sphären ist eine ausgezeichnet: Das Leben mit den Menschen. Hier vollendet sich die Sprache als Folge, in Rede und Gegenrede. Hier allein begegnet das sprachgeformte Wort seiner Antwort. Hier nur geht das Grundwort gleichgestaltig hin und wieder, in einer Zunge sind das der Ansprache und das der Entgegnung lebendig. Ich und du stehen nicht bloß in der Beziehung, - auch in der festen "Redlichkeit". Die Beziehungsmomente sind hier, und nur hier, verbunden durch das Element der Sprache, in das sie eingetaucht sind. Hier ist das Gegenüber zur vollen Wirklichkeit des Du erblüht. Hier allein gibt es denn auch als unverlierbare Wirklichkeit Schauen und Geschautwerden, Erkennen und Erkanntwerden, Lieben und Geliebtwerden."⁶⁹⁴

Die Wirklichkeit ist also für Martin Buber relativ: Sie findet als Beziehungen zwischen Individuen statt. Diese Wirklichkeit bezeichnet er auch als Erscheinung Gottes, Theophanie:

"Und die Theophanie wird immer näher, sie nähert sich immer mehr der Sphäre *zwischen den Wesen*, nähert sich dem Reich, das in unserer Mitte, im Dazwischen sich birgt. Die Geschichte ist eine geheimnisvolle Annäherung. Jede Spirale ihres Wegs führt uns in tieferes Verderben und in grundhaf-tere Umkehr zugleich. Das Ereignis aber, dessen Weltseite Umkehr heißt, dessen Gotteseite heißt Erlösung."⁶⁹⁵

Für Martin Buber ist die Beziehung zwischen Menschen, das Zwischenmenschliche, Wirklichkeit und Quelle der Erlösung. Damit vertritt er eine moderne Weltsicht: Die Individuen müssen selbst zu ihrer Erlösung beitragen, indem sie sich miteinander austauschen. Sie können nicht allein durch die strenge Befolgung der Gebote oder durch Teilnahme an den Sakramenten erlöst werden, sondern durch gegenseitige Annäherung.

Die Gesellschaften orientieren sich bei der Gestaltung ihrer Gespräche an diesen Grundgedanken Martin Bubers. Außerdem spielen Franz Rosenzweig und die Erkenntnisse der amerikanischen Sozialforschung eine große Rolle. Grundsätzlich wird angestrebt, dass beide Partner, Juden und Christen, sich auf Augenhöhe gegenüberstehen. Dass von Juden der Dialog dennoch häufig als asymmetrisch wahrgenommen wird, darauf gehe ich weiter unten ein.

⁶⁹² Habermas, Jürgen: Theorie des kommunikativen Handelns, Bd. II, Frankfurt a. M. 1988, S. 439

⁶⁹³ Ebd., S.137

⁶⁹⁴ Buber, Martin: Ich und Du, um ein Nachwort erweiterte Neuauflage, Heidelberg 1958, S. 90f

⁶⁹⁵ Ebd., S. 104

8.7.2 Umsetzung der Grundgedanken Bubers in der jüdisch-christlichen Zusammenarbeit in den letzten zehn Jahren

Bemessen an dieser hohen Einstufung der menschlichen Beziehungen müsste man eigentlich davon ausgehen, dass Diskussionen das Hauptgewicht der Veranstaltungen der GcJZ und des DKR einnehmen. Dies ist jedoch nicht der Fall:

Allgemein gibt es heute bei den örtlichen Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit viele Vorträge und wenig Diskussionen. Zwar schließen sich an die Vorträge in der Regel einige Publikumsfragen an, dies kann man aber nicht als einen Austausch im Sinne Bubers verstehen. Sowohl bei den Vorträgen, als auch bei Podiumsdiskussionen fällt die starke Beteiligung von Theologen auf. Die Theologen, die sich am christlich-jüdischen Dialog beteiligen, haben sich in der Regel das Wissen über das heutige Judentum aus Eigeninitiative über die normale Universitätsausbildung hinaus angeeignet. Noch 1983 gab nämlich Schalom Ben-Chorin folgende Stellungnahme zum Gespräch mit christlichen Theologen ab: Der Dialog mit Theologen sei zwar erfreulicher als der mit Laien, weil die Theologen über das Judentum vor 70 n. Chr. bestens informiert seien und auch Hebräisch beherrschten, aber auch schmerzlich, weil sie in der Regel nicht darüber informiert seien, wie heute Judentum lebendig ist.⁶⁹⁶ Folgende bekannten Theologen traten bereits einmal oder mehrfach bei Gesellschaften als Vortragende auf:

Hans Küng, Friedrich Schorlemmer, Reinhold Mayer, Johann B. Metz, Hans Maaß, Karl-Josef Kuschel. Bei den jüdischen Vortragenden fällt auf, dass sich bereits zwei bis drei Mitglieder von Familien beteiligen bzw. beteiligten: Die Familie Ben-Chorin, wo der Sohn Tovia-Ben Chorin das Erbe des Vaters Schalom Ben-Chorin im christlich-jüdischen Dialog angetreten hat, die Familie Lapide, wo Pinchas Lapide häufig von den Gesellschaften eingeladen wurde und dies heute noch bei Ruth und Sohn Yuval Lapide der Fall ist, Nathan Peter Levinson mit seiner Frau Pnina Navé Levinson und Hans Joachim Schoeps und sein Sohn Julius H. Schoeps. Alle erwähnten jüdischen Beteiligten gehören zum liberalen Flügel des Judentums. Pnina Navé Levinson ist sogar Mitbegründerin der ersten liberalen Synagoge in Israel. Zu erwähnen ist noch einmal der Einfluss Martin Bubers: Schalom Ben-Chorin war ein Schüler Bubers und Pnina Navé Levinson arbeitete für ihn, half bei Werksausgaben letzter Hand und übersetzte einige seiner Essays erstmals ins Deutsche.⁶⁹⁷ Weitere, öfters auftretende Redner sind Michael Wolffsohn, die Autorin Lea Fleischmann, Daniel Krochmalnik, Bertold Klappert, Werner Jochmann, Herbert Bettelheim und Sara-Ruth Schumann. Auch Jürgen Habermas war bereits von einer Gesellschaft eingeladen worden.

Damit der Dialog gelingen kann, ist es zunächst wichtig, eine **gemeinsame Sprache** zu finden. Natürlich sprechen die meisten der Beteiligten Deutsch (allerdings nicht alle, die russischen Einwanderer beherrschen die deutsche Sprache zum größten Teil nicht vollständig), aber das ist hier nicht gemeint. Es geht darum, eine Sprache zu finden, bei der die Dialogpartner, und vor allem die Angehörigen der Minderheit, sich nicht bereits schon durch die Ausdrucksweise diskriminiert fühlen. So war bei den Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit noch im Jahr 1997 die Bezeichnung "jüdischer Mitbürger" gang und gäbe. Diese Bezeichnung stößt jedoch auf jüdischer Seite immer wieder auf Ablehnung, die von spöttischen Bemerkungen bis zur Kommentierung "Frechheit" reicht. Der Grund ist, dass man sich ja als ganz normaler Bürger wie alle anderen und nicht nur als "*Mitbürger*" fühlt. Es wird nämlich durch den Ausdruck "Mitbürger" der Eindruck erweckt: Da gibt es die Bürger - und dann gibt es auch noch die Mitbürger, eine ganz eigene Kategorie also. An dieser Auseinandersetzung zeigt sich, wie schwierig der christlich-jüdische Dialog heute noch ist. Tatsächlich ist „Mitbürger“ ein Ausdruck, der nicht viel besagt und etwas phrasenhaft bei allen möglichen Gelegenheiten und für alle möglichen Zielgruppen verwendet wird, um Verbundenheit herzustellen. Er hat speziell mit dem Judentum gar nichts zu tun. Doch er wurde zum Anlass genommen, um ein viel tiefergehendes Problem anzusprechen, nämlich, dass man

⁶⁹⁶ Ben-Chorin, Schalom: Vom Kirchenvater Abraham und anderen Ungereimtheiten, Randerlebnisse im christlich-jüdischen Dialog, Wuppertal, 1983, S. 26ff

⁶⁹⁷ Vgl.: Schoeps, Julius H. (Hrsg.): Aus zweier Zeugen Mund, Festschrift für Pnina Navé Levinson und Nathan Peter Levinson, Gerlingen 1992, S. 249

sich als Jude nicht für voll genommen fühlte, gegenüber anderen in betulicher Weise herabgesetzt fühlte.

Außerdem sollte das **Ambiente** passen. Die meisten Veranstaltungen finden in würdigem Ambiente statt: Vorträge und Gedenkveranstaltungen in Gemeindehäusern, Rathäusern oder an der Stelle ehemaliger Synagogen. Es gibt außerdem in lockerer Atmosphäre Stammtische in der Regel in jüdischen Lokalen (denn dort wird koscheres Essen und werden koschere Getränke angeboten, sonst würde man die Juden ja ausschließen), Veranstaltungen mit über hundert Leuten in Gemeindegärten und Kulturhäusern. Die Besucher erschienen bei den Veranstaltungen, die ich besucht habe (Vortrag in München zu den indischen Juden, Gedenkveranstaltung zum 27. Januar in München, Mitgliederversammlung in Stuttgart, Woche der Brüderlichkeit in Mannheim, DKR-Mitgliederversammlung in Bad Godesberg usw.) immer in sehr gepflegter Garderobe, in der Regel im Anzug und in schönen Kleidern. Nur in seltenen Fällen passierte ein Fauxpas. In Mönchengladbach fand 1997 die folgende Veranstaltung der GcjZ statt:

„Auf jüdischen Spuren in Wien, Eisenstadt und Mauthausen, Dia-Vortrag mit Kaffee und Kuchen.“⁶⁹⁸

Auch wenn der Vortrag nicht in erster Linie vom KZ Mauthausen handelte, bringt man diesen Ort doch automatisch mit der leidvollen jüdischen Erfahrung in Verbindung, und ob dazu der Genuss von Kaffee und Kuchen passt, ist zumindest fraglich. Auch die Anwesenheit von Personen, die eine zweifelhafte Vergangenheit im Dritten Reich hinter sich haben oder die bereits durch antijüdische oder antiisraelische Aussagen Aufsehen erregt haben, kann den Dialog erheblich stören.

In den Tätigkeitsberichten gibt es verschiedene Kommentare, die die positive Wirkung von Dialogen und Diskussionen, aber auch einfach des „geselligen Beisammenseins“ betonen. So schreibt der Protokollant der GcjZ des Oldenburger Münsterlandes über das Jahr 2000:

„Bei der Betreuung der jüdischen Emigranten konnten wir die Feststellung machen, dass von deren Seite gesellige Veranstaltungen bevorzugt werden, die ein gegenseitiges Kennenlernen und ein menschliches Miteinander ermöglichen.“⁶⁹⁹

Unter „Dialog“ wird jedoch unter den Beteiligten im christlich-jüdischen Austausch allgemein (hier sind nicht nur die Gesellschaften gemeint) oft verstanden, dass ein Jude Christen besucht (oder umgekehrt) und einen Vortrag hält.⁷⁰⁰ Dies ist aber kein Dialog. Dialog meint zweierlei:

- a.) Von zwei Personen abwechselnd geführte Rede u. Gegenrede, Wechselrede; Ggs. Monolog (b);
- b.) Gespräch, das zwischen zwei Gruppierungen geführt wird, um sich und die gegenseitigen Standpunkte kennenzulernen.“⁷⁰¹

Ein „Gespräch, das zwischen zwei Gruppierungen geführt wird“, könnte zwar auch durch die Aussendung von Vertretern geschehen, die die jeweiligen Standpunkte gegenüber der anderen Gruppe darlegen, doch ein wirklicher Austausch im Sinne eines „Dialoges“, den Martin Buber anstrebte, findet dadurch nicht statt. Ich möchte nun darauf eingehen, über was, wer, wann, wo, wie und warum bei den Gesellschaften und beim DKR heute diskutiert wird.

Der eigentliche Dialog findet weniger bei den öffentlichen Veranstaltungen statt, bei denen renommierte Vertreter der einzelnen religiösen Gruppen vor großem Publikum sprechen,

⁶⁹⁸ GcjZ/DKR: Tätigkeitsberichte 1997, Bad Nauheim 1998, S. 163

⁶⁹⁹ Deutscher Koordinierungsrat: Tätigkeitsberichte 2000, Bad Nauheim 2001, S.187

⁷⁰⁰ Vgl. z. B. Berger, Joel: Zum Stand des christlich-jüdischen Gesprächs heute. Thesen und Klarstellungen, in: Erler, Hans; Koschel, Ansgar (Hrsg.): Der Dialog zwischen Juden und Christen, Versuche des Gesprächs nach Auschwitz, Frankfurt/New York 1999, S. 83

⁷⁰¹ Dose, Maria; Folz, Jürgen u.a.: Duden Fremdwörterbuch, Mannheim 1990⁵, S. 181

sondern in den Arbeitskreisen (die allerdings nicht alle Gesellschaften haben) und zum Teil bei geselligen Ereignissen.

Dies ist dadurch zu erklären, dass die Beteiligten meist von sehr persönlichen Motiven getrieben werden, bei denen auch Affekte und Gefühle eine Rolle spielen, die man lieber im kleineren Kreis als vor großem Publikum offenbart. So haben etwa auch Hans Hermann Henrix und Werner Licharz bemerkt:

„Das christlich-jüdische Gespräch ist nicht lediglich eine gefühlsfreie religionsphilosophische oder theologische Auseinandersetzung. Die im Gespräch mitspielenden Motive leiten und regulieren Fragestellungen und die Versuche ihrer Beantwortung.“⁷⁰²

8.7.3 Themen der Diskussionen in den letzten zehn Jahren

Während bei *Vorträgen* „heikle“ Themen nicht ausgespart bleiben, vermied man es doch eher, *Diskussionen* über bestimmte „heiße Eisen“ zu führen, da diese bereits in mehreren Fällen emotional entglitten sind und zum Austritt von Mitgliedern geführt haben. Der Themenkreis hat sich jedoch über die Jahre seit der Nachkriegszeit Schritt für Schritt erweitert, was die Erwartung zulässt, dass in absehbarer Zukunft ein tabuloser Dialog zwischen Juden und Christen möglich sein wird.

Das Hauptziel ist nach wie vor die Abwehr antisemitischer Übergriffe und Angriffe. Bis heute gibt es in Deutschland antisemitische Straftaten, 1994 hat man eine Steigerung um 100% festgestellt.⁷⁰³

Dieses Ziel ist jedoch im Laufe der Zeit zunehmend ausgeweitet worden. Bereits in den Nachkriegsjahren bezog beispielsweise die GcJZ München auch Themen mit ein, die sich allgemein um Mitmenschlichkeit drehten. Zunächst bezog man die Flüchtlinge mit ein, dann die Strafgefangenen, die Gastarbeiter, die Behinderten, Homosexuelle und andere gesellschaftliche Minderheiten. Besonders deutlich machte der DKR seine Öffnung gegenüber den Problemen anderer Ethnien und Kulturen 2006, als er die Woche der Brüderlichkeit thematisch mit dem „Internationalen Tag zur Überwindung des Rassismus“ verband und entsprechende Aktionen anbot.⁷⁰⁴

Um herauszufinden, wo die Schwerpunkte der Gesellschaften in den Jahren lagen, habe ich die Tätigkeitsberichte der Jahre 1988, 1991, und 1995 bis 2005 aller Gesellschaften (außer der wenigen, die keinen Bericht abliefern) und die Geschäftsberichte von 1999 bis 2007 untersucht. Über die Themen dieser Jahre lässt sich folgendes feststellen:

Bei der Mehrzahl der Veranstaltungen der einzelnen örtlichen Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit handelt es sich um Informationsveranstaltungen für Christen, die sich über das Judentum und die jüdische Geschichte informieren wollen, meist in Form eines Vortrags. Diese Vorträge werden zum Teil von Juden, häufig aber auch von christlichen Theologen gehalten. Themen sind hauptsächlich (nach Häufigkeit geordnet):

a.) Historische Themen:

Der Nationalsozialismus, der Holocaust, das Novemberpogrom, der II. Weltkrieg, Gedenken für die Opfer des Nationalsozialismus, Israel und die Geschichte Israels, jüdische Geschichte.

b.) Religiöse Themen:

Das Judentum allgemein, die Bibel, „Abrahamitische Religionen“, das Verhältnis von Judentum und Christentum, das Christentum, der christlich-jüdische Dialog selbst, Antijudaismus im Christentum, Fundamentalismus, das Buch von Franz Alt: „Jesus - der erste neue Mann“. Nicht nur in Israel, auch in Deutschland entfernen sich die Richtungen „orthodox“ und „liberal“ im Judentum immer stärker voneinander. In den Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit macht sich dies noch nicht so stark bemerkbar.

⁷⁰² Henrix, Hans Hermann; Licharz, Werner: Welches Judentum steht welchem Christentum gegenüber? Frankfurt a. M. 1985, S. 3

⁷⁰³ Vgl. GcJZ München: Reden, Lernen, Erinnern, 50 Jahre Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit München, München 1998, S. 63

⁷⁰⁴ Weis, Rebecca: Gesicht zeigen! Aktion weltoffenes Deutschland e.V., in: GcJZ/DKR: Gesicht zeigen! Themenheft 2006, Bad Nauheim 2006, S. 40

Das Thema Orthodoxe und Liberale im Zusammenhang mit *anderen* Ländern ist jedoch schon mehrfach angeschnitten worden, etwa, wenn Evelyne Goodman-Thau berichtete, dass sie als Rabbinerin von der orthodoxen Gemeinde Wiens nicht akzeptiert wurde⁷⁰⁵ oder wenn Israelis von den Diskrepanzen zwischen Ultra-Orthodoxen und Liberalen in ihrem Land erzählen.

Eine Besonderheit einiger Gesellschaften ist das Herstellen interreligiöser Kalender, womit man bereits vor über zehn Jahren begann. Das Mitglied der GcjZ Kassel Esther Hass erstellte 1997 einen Kalender mit christlichen, jüdischen und muslimischen Feiertagen, der weit über die dortige Region hinaus beliebt ist. Auch andere GcjZ kreierten solche Kalender.⁷⁰⁶ In Minden wurde 1996 eine Veranstaltungsreihe zum "Trialog: Christen-Juden-Islam" ins Leben gerufen.⁷⁰⁷ In Münster fanden auf Initiative der GcjZ hin Israelisch-Palästinensisch-Deutsche Kulturtage statt⁷⁰⁸ und im Oldenburger Münsterland fastete man einen Tag lang gemeinsam mit den Muslimen im Ramadan.⁷⁰⁹

c.) Kulturelle Themen:

Jüdische Identität, jüdische Musik, jüdische Literatur, so z. B. die Autoren Else Lasker-Schüler, Heinrich Heine, Anne Frank, Victor Klemperer, Scholem Alejchem und Mascha Käléko, deutsch-jüdische Kultur, Spuren jüdischen Lebens, jüdische Persönlichkeiten; die Künstler Marc Chagall und Franz Werfel und das Motiv "Ecclesia und Synagoga" in der Kunst.

d.) Politische Themen

Die russisch-jüdischen Einwanderer, die seit der Grenzöffnung nach Deutschland als Kontingentflüchtlinge kamen, sind teils wegen der Diskriminierung der jüdischen Religion in ihrer russischen Umwelt, teils auch aus wirtschaftlichen Erwägungen eingewandert und versuchen nun, gleichzeitig sowohl in der deutschen als auch in der jüdischen Kultur Fuß zu fassen. Ein Problem ist dabei, dass ihre zum Teil sehr hohen Qualifikationen aus der Sowjetunion hier nicht anerkannt werden. Dass es in der ehemaligen Sowjetunion in der Bevölkerung Antisemitismus gab und bis heute gibt, ist schon lange bekannt. Durch den Zusammenbruch des sowjetischen Systems gewannen judenfeindliche Strömungen an Macht.⁷¹⁰ Es wird schon in einer Ausgabe der Emuna von 1978 über antijüdische Hetze in den russischen Blättern "Ogonjok" und "Sowjetisch Hajmland" geklagt.⁷¹¹ Die Gesellschaften in den deutschen Städten, die Kontingentflüchtlinge aufnahmen, beteiligten sich aktiv an deren Integration. So sprang die Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit Erlangen als "Ersatz" für die jüdische Gemeinde für die Kontingentflüchtlinge ein. Der Einsatz für die Kontingentflüchtlinge, durch Sprachkurse und gesellige Veranstaltungen nahm in den meisten Gesellschaften einen wichtigen Teil der Arbeit ein.

Ein weiteres Thema war der Einsatz für eine angemessene Entschädigung der KZ-Opfer im Baltikum.

Gemeinsame Anliegen sind der Rückgang der Religiosität in der Gesellschaft, der Bewahrung der Schöpfung oder der Haltung gegenüber der Humangenetik. Auf der Podiumsdiskussion in Laupheim 2007, an der unter anderen Ernst Ludwig Ehrlich, Hans Hermann Henrich und Martin Stöhr teilnahmen wurden folgende Themen angesprochen:

1. Entwicklung der Religiosität allgemein in der deutschen Gesellschaft
2. Missionierung
3. Erhaltung der Schöpfung, Klimawandel
4. Islam, Israel und die arabischen Staaten
5. Antisemitismus nach dem 2. Weltkrieg

Seit Jahrzehnten bemühen sich die Gesellschaften immer wieder um gemeinsame Projekte für die Zukunft, die man über längere Zeit weiter führen könnte. Bisher arbeitete man jedoch

⁷⁰⁵ Eine unorthodoxe orthodoxe Frau, Vortrag von Evelyne Goodman-Thau mit anschließender Diskussion im evangelischen Gemeindezentrum München am 03.11.2003

⁷⁰⁶ DKR: Tätigkeitsberichte 1997, Bad Nauheim 1998, S. 123

⁷⁰⁷ DKR: Tätigkeitsberichte 1996, Bad Nauheim 1997, S. 154

⁷⁰⁸ DKR: Tätigkeitsberichte 1996, Bad Nauheim 1997, S. 168

⁷⁰⁹ DKR: Tätigkeitsberichte 1996, Bad Nauheim 1997, S. 185

⁷¹⁰ Dillmann, Ulrich: Jüdisches Leben nach 1945, Hamburg 2001, S. 62

⁷¹¹ DKR: Emuna/Israel-Forum, Heft 5/6, Köln 1978, S. 87f

vor allem an Jahresprojekten, die mit dem Motto der jeweiligen Woche der Brüderlichkeit zusammenhängen.

Es fanden auch religiöse und kulturelle Veranstaltungen, vor allem zahlreiche Musikveranstaltungen, und Führungen statt:

(Gemeinsame) Gebete und Gottesdienste, Synagogenführungen, Konzerte, Reisen und Exkursionen, Theater- und Tanzveranstaltungen, verschiedene Veranstaltungen und Projekte in Schulen und Ausstellungsbesuche.

Mitglieder der Gesellschaften waren auch schon selbst bei der Veranstaltung von Ausstellungen beteiligt.⁷¹²

Die Beschäftigung mit der Vergangenheit überwog die Auseinandersetzung mit Gegenwartsproblemen, ein Zeichen, dass das Bedürfnis, das Schreckliche zu diskutieren, so groß ist, dass es die Zukunftsvisionen einschränkt.

Bei den Vorträgen, die von den örtlichen Gesellschaften bisher angeboten wurden, fällt auf, dass einige der Vortragenden mit dem gleichen Text bei vielen verschiedenen deutschen GcJZ auftraten, die Themen sich also bei den verschiedenen örtlichen Vereinen wiederholten. Dies gilt zum Beispiel für Sally Perel, der sein Buch "Ich war Hitlerjunge Salomon" bei zahlreichen Gesellschaften vorgestellt hat. Dies verwundert nicht, hat doch Perels Lebenslauf sowohl Elemente der jüdischen wie der nichtjüdischen deutschen Vergangenheit.

Zu den Vortragenden, die bisher häufig eingeladen wurden, gehörten Evelyne Goodman-Thau, G. B. Ginzler, Professor Reinhold Mayer aus Tübingen und Friedrich-Wilhelm Marquardt. Auch Michael Chaim Langer aus Tübingen trat mit seiner Klezmergruppe "Jontef" des Öfteren bei verschiedenen Gesellschaften auf.

Doch welche Themen sparen die Gesellschaften aus? Dies sind zum Beispiel Diskussionen, die auch im innerjüdischen Diskurs ungern angesprochen werden.

So schrieb Hanna Rhein 2004 in einer epd-Dokumentation:

"Beispielsweise bestehen im innerjüdischen Diskurs überraschende Berührungspunkte Themen gegenüber, die außerhalb des definierten Rahmens liegen. Dies hat Konsequenzen für den christlich-jüdischen Dialog, in dem die Themen von vorneherein begrenzt bleiben. Während die jüdische Seite hier dem Modell des "Wir wollen keine schlafenden Hunde wecken" folgt, lautet von christlicher Seite der entsprechende Kommentar, dies sei ein "zu heißes Eisen".⁷¹³

Auch wenn Hanna Rhein nicht explizit erwähnt, welche Themen ausgespart bleiben, so ist doch aufgrund der Tätigkeitsberichte und aufgrund von Mitgliedern, zu beobachten, worum es geht, nämlich:

1. Die offensichtliche **Diskrepanz** zwischen den positiven Absichtserklärungen der großen Kirchen (II. Vatikanisches Konzil, Rheinische Synode) und der Alltagswirklichkeit in den Gemeinden
2. Redner, die vom Anti- zum Philosemitismus übergegangen sind, auf diese Wandlung und ihre Motivation anzusprechen.
3. Auch die nach wie vor in manchen Unterrichtsmaterialien für den **Religionsunterricht** vorhandene antijüdische Polemik wird, teilweise mit dem Hinweis, dies sei ein christliches und nicht ein jüdisches Problem, aus dem Dialog ausgeklammert.
4. Was den **christlichen Antijudaismus** betrifft, so gibt es in den Reihen der Gesellschaften und des Koordinierungsrates, besonders bei Martin Stöhr und Hubert Frankemölle, eine deutliche Bereitschaft, über dieses Thema zu diskutieren. Dieses Thema wird jedoch von jüdischer Seite ungern aufgenommen. Grund ist, dass man der Meinung ist, Christen müssten dieses Problem ohne jüdische Unterstützung aus eigener Erkenntnis heraus lösen.
5. Die **israelische Politik** diskutieren einige jüdische Mitglieder sehr freimütig und fordern sogar zur Kritik auf, während andere diese Kritik als unerwünschte Ratschläge

⁷¹² DKR: Tätigkeitsberichte 1997, Bad Nauheim 1998, S. 35

⁷¹³ Rhein, Hanna: Zur Zukunft der christlich-jüdischen Zusammenarbeit aus jüdischer und ökumenischer Sicht, in: Gemeinschaftswerk der Evangelischen Publizistik: Der christlich-jüdische Dialog auf dem Prüfstand, Frankfurt 2004, S. 20

empfinden und Außenstehenden die Fähigkeit absprechen, die komplizierte Lage Israels auch nur annähernd zu verstehen.

Was relativ wenig stattfand, wenn man die GcjZ mit anderen Vereinen vergleicht, die ebenfalls die Gesellschaft verändern wollen, sind Demonstrationen, öffentliche Kundgebungen, Infostände, Protestveranstaltungen und ähnliches. Diese Zurückhaltung in dem Bereich ist nichts Neues, sondern war von Anfang an da. Dies wirkt sich natürlich auch auf die Mitgliederzahlen aus, denn Vereine, die das ganze Jahr über durch kreative und auffällige, auch ab und zu laute Aktionen auf sich aufmerksam machen, haben bis zu zehnmal mehr Mitgliederzulauf.

8.7.4 Am Dialog beteiligte Personen und Gruppen

Die meisten Juden in Deutschland sind Einwanderer aus der ehemaligen Sowjetunion. Noch 1999 schrieb DKR-Vorstandsmitglied Sara-Ruth Schumann in etwas paternalistischer Manier:

“Sie fallen für den Dialog aus.”⁷¹⁴

Damals ging man im Präsidium also noch davon aus, dass die Mehrheit der deutschen Juden gar nicht mit Christen diskutieren könne, weil sie in der ehemaligen Sowjetunion nicht ausreichend im jüdischen Glauben unterrichtet wurden. Heute hat sich die Situation grundlegend verändert: In mehreren jüdischen Gemeinden haben diese Einwanderer sozusagen das Ruder übernommen. Sie treten mit ihrem eigenen Verständnis von Judentum selbstbewusst auf und fühlen sich als Repräsentanten der Gemeinde. Und sie sind längst am christlich-jüdischen Dialog in den Gesellschaften beteiligt. Auch im “Forum Junger Erwachsener” des Deutschen Koordinierungsrates sitzt ein russisch-jüdischer Einwanderer. Die Gruppe der “Kontingentflüchtlinge” hat sich also etabliert. Der Austausch zwischen diesen und den (anderen) Mitgliedern der GcjZ, sei es bei Sprachkursen, bei geselligen Abenden oder am Rande von Gedenkveranstaltungen wie etwa des Zeitzeugenabends in München zum Massaker von Babij Jar, ist also als Art des Dialogs zu berücksichtigen.

Eine weitere Art von Diskussion entsteht zwischen Vertretern, also Vorstandsmitgliedern der GcjZ und den offiziellen Vertretern der jüdischen Gemeinden. Oft sind die Vorstandsmitglieder der Israelitischen Kultusgemeinden auch gleichzeitig im Vorstand der GcjZ, so etwa Professor Avi Pitum (München).

Auch die Auftritte von Zeitzeugen in Schulen und ihre anschließenden Diskussionen mit den Schülern gehören zum christlich-jüdischen Austausch, der von den GcjZ organisiert wird.

Die Gesellschaften organisieren christlich-jüdische Gespräche und interkulturelle Gespräche zwischen Jugendlichen. Die beteiligten jungen Leute sind jedoch vorwiegend Nicht-Mitglieder. Zu einer solchen Aktion gehört beispielsweise der “Abrahamitische Pokal”.

Aufsehen in den Medien erregte das vom DKR organisierte Treffen Rabbiner-Bischöfe, das seit 2006 jährlich einmal stattfindet und bei dem die deutschen Rabbiner und Bischöfe unter der Moderation eines GcjZ-Vertreters, 2007 war es Hubert Frankemölle, miteinander reden.

Bei den Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit ist das Übergewicht des liberalen Flügels stärker, als beim “direkten” Dialog zwischen Kirche und Synagoge und als beim Forum “Christen und Juden” der evangelischen Kirche. Die katholische Kirche hat mittlerweile gezielt Kontakt zu den orthodoxen Oberrabbinern aufgenommen. Die christlichen Theologen, die Mitglieder bei den Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit sind, gehören keinesfalls vorwiegend den fortschrittlichen oder liberalen Gruppen der Kirchen an. Außerdem sind auch Kardinäle und Bischöfe durch Einladungen der GcjZ am christlich-jüdischen Dialog beteiligt, (Kardinal Lehmann, Kardinal Kasper, Erzbischof Zollitsch u. a.) die nicht nur den „Mainstream“ der Kirche vertreten.

Mitglieder der einzelnen Gesellschaften führen auch Gespräche mit Menschen außerhalb der Gesellschaften, die mit der Vereinsarbeit zu tun haben, zum Beispiel:

⁷¹⁴ Schumann, Sara-Ruth: Der Dialog zwischen Juden und Christen wird schwierig bleiben, in: Erler, Hans; Koschel, Ansgar (Hrsg.): Der Dialog zwischen Juden und Christen, Versuche des Gesprächs nach Auschwitz, Frankfurt/New York 1999, S. 99

Beratungsgespräche für Lehrer

Gespräche mit Vertretern der Städte über die Einrichtung von Denkmälern für Juden

Gespräche mit Vertretern der Muslime

Zusammenfassend ist zu den Akteuren der christlich-jüdischen Gespräche zu sagen: Die „jüdische Welt“ ist nicht gleichmäßig bei den Dialogen repräsentiert. Lange Zeit waren „Kontingentflüchtlinge“ gar nicht am Gespräch beteiligt, dies hat sich erst in den letzten Jahren etwas verändert. Nach wie vor halten sich aber orthodoxe Juden bei den GcjZ zurück. Die Jugend ist innerhalb der Gesellschaften stark unterrepräsentiert. Ein großer Teil der von den GcjZ ins Leben gerufenen Dialoginitiativen finden gar nicht unter Mitgliedern statt, sondern:

Zwischen Mitgliedern und Gemeinde- bzw. Kirchenvertretern

Unter Schülern, die an GcjZ-Projekten teilnehmen

Zwischen Rabbinern und Bischöfen unter der Leitung eines DKR-Mitgliedes.

Die GcjZ sind also nicht nur Forum für Mitglieder. Sie sind auch Initiatoren für Gespräche zwischen Christen und Juden außerhalb der Gesellschaften. Nicht bei allen dieser interreligiösen Gespräche treten die GcjZ und der DKR als direkter Veranstalter auf, sondern es finden auch Veranstaltungen in Schulen, kirchlichen Bildungsakademien und in Gemeinden statt, an denen sich die GcjZ zusammen mit anderen Vereinen beteiligen.

Während bei eher formellen Veranstaltungen wie Vorträgen und Seminaren oder Podiumsdiskussionen ganz klar angekündigt wird, wer Christ und wer Jude ist und somit die Positionen klar verteilt sind, ist bei Gesprächen am Stammtisch oder am Kaffeetisch, beim Büffet oder ähnlichem meist nicht klar, wer welcher Religion angehört. Da es die Mehrheit der Mitglieder offenbar bis heute als indiskret und unhöflich empfindet, den Gesprächspartner mit der Frage zu „überfallen“: „Sind Sie eigentlich Jude oder Christ?“ beschäftigt man sich bisweilen so lange mit small-talk und „Präliminarien“, dass beim Vordringen zum Thema Religion mindestens ein Abend vorbei ist. Doch darf man die Rolle des „small talk“ oder der Gespräche außerhalb des Themenkreises „Religion“ auch nicht in ihrer Rolle bei der Annäherung unterschätzen. Denn eine Überwindung der Barrieren ist bei langsamem Vorgehen wirksamer und behutsamer, als wenn man gleich „in medias res“ geht und danach wieder zum Rückzug bläst, weil beide Seiten mit dieser Direktheit überfordert sind, wie dies bereits öfters geschehen ist. So kritisierte mich beispielsweise eine Geschäftsführerin, dass ich sie im Rahmen von Fragen wegen meiner Doktorarbeit schon sehr bald im ersten Gespräch nach ihrer Religion gefragt habe. Ich hätte mich erst mit ihr anfreunden sollen, meinte sie, dann hätte sie mir schon noch gesagt, dass sie Jüdin ist. Auch heute noch sind Juden bedroht, wenn ihre Religion den Rechtsradikalen bekannt wird. Anonyme Briefe, anonyme nächtliche und tägliche Anrufe, Schmierereien, Hinterherrufen, Beleidigungen, Bedrohungen der ganzen Familie (besonders der kleineren Geschwister) und tätliche Angriffe erwarten täglich nicht nur Juden selbst, sondern auch diejenigen, die eine offene Haltung gegenüber dem Judentum an den Tag legen. Deshalb sind auch innerhalb der GcjZ aus Sicherheitsgründen nicht alle jüdischen Mitglieder bereit, offensiv ihr Judentum zu zeigen. Dies erschwert natürlich auch den Dialog, liegt aber nicht an den Gesellschaften selbst, sondern an der Bedrohung von außen.

Nicht nur die verschiedenen Religionszugehörigkeiten hemmen das Gespräch, sondern auch, und manchmal in stärkerem Maße, die Unterschiede zwischen Konservativen und Progressiven. So bemerkte Thomas Clemens:

„Katholizismus, Protestantismus, Freikirchen, griechisch-orthodoxe Kirche usw. stehen sich nicht einfach Punkt zu Kontrapunkt gegenüber. Vielmehr verstehen sich die Konservativen einer Denomination oft mit den Konservativen anderer Konfessionen besser als mit den Progressiven im eigenen Lager.“⁷¹⁵

Hans Hermann Henrix beobachtete ganz ähnlich:

⁷¹⁵ Thoma, Clemens: Der jüdisch-christliche Dialog: Ein Geflecht von Asymmetrien, in: Henrix, Hans Hermann; Licharz, Werner: Welches Judentum steht welchem Christentum gegenüber? Frankfurt a. M. 1985, S. 59

„Dabei sind die Linien der Übereinstimmung und der Unterschiede in der Wahrheitsfindung nicht immer identisch mit den Grenzen der beiden Religionstraditionen. Oft genug verlaufen sie quer zu diesen vorgegebenen Grenzen. Der traditionsverhaftete Katholik mag bei aller Fremdheit der jüdischen Traditionsinhalte eine gewisse Sympathie für den orthodoxen Juden empfinden, der sich selbst durch die eigene Tradition bestimmen lässt und sie zur Lebensregel macht, er kann darin eine Ermütigung zum Einsteigen für die eigene Tradition sehen.“⁷¹⁶

8.4.5 Die Form der Diskussionen und die Art des Umgangs

Folgende Arten der Diskussion sind zu unterscheiden:

Podiumsdiskussion mit Medienpräsenz

Podiumsdiskussion ohne Medienpräsenz

Diskussion mit dem Publikum mit Medienpräsenz

Diskussion mit dem Publikum ohne Medienpräsenz

Diskussion eines Referenten mit dem Publikum im Anschluss an einen Vortrag

Diskussion nach einem Zeitzeugenbericht mit Medienpräsenz

Diskussion nach einem Zeitzeugenbericht ohne Medienpräsenz

Diskussion mit geladenen Prominenten

spontane, ungeplante Diskussion auf Veranstaltungen

gesellige Diskussion

Die meisten offiziell veranstalteten Diskussionen sind moderiert, oft nicht von einem Mitglied der GcjZ oder des DKR, sondern von einem Mitarbeiter des Fernsehens, so zum Beispiel Gespräche auf der Woche der Brüderlichkeit in Mannheim oder die Münchner Veranstaltung zum 9. November im Jahr 2006. Obwohl versucht wird, die zahlenmäßige Unterlegenheit der Juden durch stärkere Beteiligung von Juden an öffentlichen Diskussionen auszugleichen, etwa auch dadurch, dass im Vorstand der GcjZ immer gleich viel Juden wie Katholiken bzw. Evangelische sind, sprechen in der Regel mehr Christen als Juden auf den Veranstaltungen. Wollte man von einer lebendigen christlich-jüdischen Zusammenarbeit ausgehen, müsste es noch viel mehr Diskussionen geben. Dennoch wäre es übertrieben, zu behaupten, ein christlich-jüdischer Dialog findet noch gar nicht statt. Dies geht aus den Tätigkeitsberichten der einzelnen Gesellschaften hervor, aus denen ich eine kurze Aufstellung der Diskussionsveranstaltungen geben will:

Jahreszahl	Anzahl der Gesellschaften, die einen Bericht geliefert haben	Erwähnung von Diskussionen im Jahresbericht
1988	58	112
1990	59	106
1991	64	88
1995	73	144
1996	74	321
1997	74	150
1998	67	101
1999	73	154
2000	77	190

Gezählt wurden Gesprächsrunden, Diskussionen, Dialoge, Arbeitskreissitzungen, „gemütliches Beisammensein“, Stammtischrunden und gemeinsame Abendessen, das Lernen im jüdischen Lehrhaus und Begegnungstreffen. Nicht mitgerechnet wurden Seminare, Geschäftsführungstagungen, Vorstandssitzungen, Betreuung ehemaliger jüdischer Bürger und

⁷¹⁶ Thoma, Clemens: Der jüdisch-christliche Dialog: Ein Geflecht von Asymmetrien, in: Henrix, Hans Hermann; Licharz, Werner: Welches Judentum steht welchem Christentum gegenüber? Frankfurt a. M. 1985, S. 3f

Pressekonferenzen, weil diese Nichtmitglieder mit einschließen bzw. sich mit rein finanziellen Angelegenheiten befassen.

Es ist offensichtlich, dass auf die einzelnen Gesellschaften nur wenige Diskussionen im Jahr fallen. Dass der Beginn des Golfkrieges zu einer Krise der christlich-jüdischen Beziehungen in Deutschland geführt hat, lässt sich allein aus dem Rückgang der Diskussionen nicht erkennen. Allerdings sind die Zahlen interessant, wenn man weiß, dass es Ärger gab, weil Israelis von Saddam Hussein angegriffen worden waren und auch deutsche Juden deshalb nicht ganz nachvollziehen konnten, warum die deutsche Friedensbewegung gerade gegen den Irakkrieg besonders stark aktiv wurde, zu einer Zeit, als es nach Ansicht vieler Juden bereits zu spät war. Man hätte ihrer Ansicht nach gegen die massive Unterstützung Saddam Husseins vorher protestieren müssen. In einer Zeit, in der Konflikte zu klären gewesen wären, gingen also die Diskussionen zurück. Als Leitbild für die Arbeit der Gesellschaften spielt der interreligiöse Dialog dennoch eine große Rolle. Nicht zufällig heißt das Motto einer der größten GcJZ, des Vereins Augsburg-München-Regensburg: „Reden, lernen, erinnern“.

8.7.6 Strukturelle Probleme des Dialogs: Asymmetrischer Dialog oder nicht?

Juden wehren teilweise wegen der von ihnen empfundenen Asymmetrie den Dialog mit Christen ab⁷¹⁷: Sie fühlen sich als Minderheit dem Ansturm des christlichen Interesses, den manchmal peinlichen und verletzenden Fragen und den Annäherungen, die bisweilen in Besserwisserei und Bekehrungsversuche übergehen, nicht gewachsen. Es ist zu beobachten, dass Juden und Christen ihr Verhältnis im Dialog grundlegend verschieden wahrnehmen:

Den meisten Christen ist nicht bewusst, dass es sich hierbei nicht um ein ausgewogenes Verhältnis mit gleichberechtigten Voraussetzungen handelt, sondern um eine Gegenüberstellung, in der sich Juden von vornherein in der schlechteren Ausgangsposition sehen.

Paul Watzlawick schließt grundsätzlich aus, dass die Rollen in der Kommunikation gleichzeitig symmetrisch und komplementär sind.

„Zwischenmenschliche Beziehungen sind entweder symmetrisch oder komplementär, je nachdem, ob die Beziehung zwischen den Partnern auf Gleichheit oder Unterschiedlichkeit beruht.“⁷¹⁸

Unter Gleichheit versteht er zum Beispiel als Kommunikationspartner zwei Gruppen, die der gleichen Kultur angehören. Unterschiedlichkeit drückt sich zum Beispiel in der Beziehung zwischen Mutter und Kind oder zwischen Arzt oder Patient aus.⁷¹⁹

Die Beziehung zwischen Juden und Christen wird von Christen vorwiegend als „gleich“, also auch als gleichrangig wahrgenommen. Juden hingegen sehen sich als Minderheit eher in der schlechteren Position, nehmen die Kommunikation nicht als symmetrisch, sondern als komplementär wahr und vermeiden zum Teil schon deshalb einen Religionsdialog.

Der ehemalige Vorsitzende des DKR, Martin Stöhr, nahm 1983 deutlich wahr, in welchen Punkten sich die Asymmetrie im christlich-jüdischen Gespräch zeigte. Kurz zusammengefasst lassen sich folgende Aspekte herausgreifen:

1. Asymmetrie zwischen Juden und Christen im Verhältnis zur Macht
2. Asymmetrie durch die christliche Haltung, sie besäßen die Erfüllung dessen, was Juden erhofften
3. Asymmetrie dadurch, dass Christen ständig Äußerungen über den jüdischen Glauben machen, während sie über den christlichen Glauben sprechen, was aber umgekehrt nicht der Fall ist
4. Asymmetrie durch die Tatsache, dass Juden von Christen in der Geschichte nur wenig Liebe, Gnade, Barmherzigkeit und Gerechtigkeit erfahren haben, obwohl die

⁷¹⁷ Vgl. Schulz-Jander, Eva: Der Deutsche Koordinierungsrat und die Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit, S. 185

⁷¹⁸ Watzlawick, Paul; Beavin, Janet H.: Menschliche Kommunikation, Bern, Göttingen, Toronto, Seattle, 1969⁹, S. 70

⁷¹⁹ Ebd., S. 69

christliche Kirche ihnen diese Tugenden immer wieder predigte, so dass ein Defizit entstand

5. Asymmetrie durch das Fortbestehen antijüdischer Klischees in der deutschen Gesellschaft⁷²⁰

Auch Clemens Thoma befasste sich mit der Asymmetrie des jüdisch-christlichen Dialogs, wobei er wiederum andere Gründe dafür anführte:

Asymmetrien treten seiner Beobachtung nach dadurch auf, dass zum einen Juden sich als Volk sehen, während hingegen Christen sich über die Religion allein definieren. Zum anderen dadurch, dass das Judentum die Wurzel des Christentums bildet, was bis heute mit geistiger Befruchtung einhergeht, während das Christentum keinen „Lebenssaft“ für das Judentum biete.⁷²¹ Dem widersprechen allerdings zahlreiche jüdische Intellektuelle, die sich durchaus durch das Christentum geistig angeregt empfinden.

Henry G. Brandt, jüdischer Vorsitzender des DKR, legte 1999 offen dar:

“Nicht nur, dass es überhaupt verhältnismäßig wenig Juden in der Bundesrepublik gibt, sondern jene, die dialogfähig und -willig sind, kann man wohl auf wenige Dutzend reduzieren.”⁷²²

Edna Brocke stellt im März 2007 fest:

“Aus vielen Gründen beteiligen sich nur wenige Juden am Dialog mit Christen.”⁷²³

Der schwerwiegendste wurde bereits genannt: Die Zeit des Nationalsozialismus und der immer noch vorhandene Antisemitismus in der Bevölkerung. Ein weiterer Grund ist, dass nicht alle wohlmeinenden Reden auf der “Woche der Brüderlichkeit” und auf Kirchentagen ernst genommen werden können.

So schrieb Edna Brocke, dass die spontanen Reaktionen der katholischen Bischöfe (auf ihrer Pilgerfahrt in Israel) zeigten, dass es nicht ausreiche, gutgemeinte Formeln auf Kirchentagen gebetsmühlenartig zu wiederholen. Die Bischöfe, so Brocke, hätten sich vor ihrer Pilgerfahrt nach Israel nicht auf die Realität eingestellt. Nur so habe es zu dem Vergleich des Lebens in Ramalah mit dem Warschauer Ghetto kommen können.⁷²⁴

Edna Brocke konstatierte weiter, dass sich besonders wenige Juden aus traditionellen Kreisen am christlich-jüdischen Dialog beteiligten.

“So gewinnt die Asymmetrie bei der Begegnung in den ohnehin kleinen Kreisen des christlich-jüdischen Dialogs zunehmend skurrile Züge.”⁷²⁵

Die Schuld an der Asymmetrie im Dialog werde allein den Juden angelastet.⁷²⁶

Es wird auch nicht ganz klar, wieso es zur Skurrilität beitragen sollte, dass die meisten im christlich-jüdischen Dialog engagierten Juden liberal sind. So setzt sich etwa der liberale

⁷²⁰ Godel, Rainer; Hagen, Sigrid (Hrsg.): Jüdisch-christliches Gespräch und Kirchenreform, Verhältnisbestimmungen, Berlin 1983, S. 40

⁷²¹ Thoma, Clemens: Der jüdisch-christliche Dialog: Ein Geflecht von Asymmetrien, in: Henrix, Hans Hermann; Licharz, Werner: Welches Judentum steht welchem Christentum gegenüber? Frankfurt a. M., 1985, S.57ff

⁷²² Brandt, Henry G.: Ist der Dialog wirklich schon ein Dialog? in: Eler, Hans; Koschel Ansgar (Hrsg.): Der Dialog zwischen Juden und Christen, Versuche des Gesprächs nach Auschwitz, Frankfurt 1999, S. 75

⁷²³ Brocke, Edna: Über Kreuz. Wie ist es um den christlich-jüdischen Dialog bestellt? Anmerkungen aus aktuellem Anlass, in: Jüdische Allgemeine, 15. 3. 2007, S. 1

⁷²⁴ Brocke, Edna: Über Kreuz. Wie ist es um den christlich-jüdischen Dialog bestellt? Anmerkungen aus aktuellem Anlass, in: Jüdische Allgemeine, 15. 3. 2007, S. 1

⁷²⁵ Ebd.

⁷²⁶ Ebd.

Rabbiner Henry G. Brandt engagiert für den christlich-jüdischen Dialog und verteidigt ihn auch gegen innerjüdische Kritik.

Die Asymmetrie ist bis heute nicht beseitigt, und so folgt man weiterhin dem Prinzip der Gemeinschaft in der Verschiedenheit, wie es Hans Herrmann Henrix und Werner Licharz 1985 vorgeschlagen haben:

„Nicht das Hervorheben der Antithetik oder Angleichung sind Ziele bei der Begegnung zwischen Christen und Juden, sondern das Suchen nach Gemeinschaft mitten in allen Asymmetrien, Diskrepanzen und verschiedenen geschichtlichen Erfahrungen (...) die christlich-jüdische Zusammenarbeit bleibt ein schutzbedürftiges Areal.“⁷²⁷

Es ist zu beobachten, dass trotz aller Skepsis beide Seiten, Christen und Juden, innerhalb der GcJZ schon einen weiten Weg zurückgelegt haben, um einander besser zu verstehen. Auf der christlichen Seite wurde die Schuld der Mehrheit der deutschen Christen am Holocaust durch Schweigen oder aktive Beteiligung eingestanden. Man hat sich dazu bekannt, dass Jesus ein Jude war und versucht, das Verhältnis zum Judentum mit Hilfe von Paulus' Gleichnis vom "guten Ölbaum" neu zu bestimmen. Das jüdische Volk wurde als das Volk des "ungekündigten Bundes vom Sinai" anerkannt. Man nahm Abstand von einer pauschalen Schuldzuweisung an Juden wegen Jesu Kreuzestod. Die Verwendung der Begriffe Verwerfung, Verstockung oder Verfluchung im Zusammenhang mit "den Juden" werden von den Kirchenleitungen und von den am Dialog Beteiligten abgelehnt. Martin Luther wurde kritisch beleuchtet. Auch Juden haben in den GcJZ ein neues Verhältnis zu Jesus gewonnen, den sie als Rabbiner und Märtyrer achten. Sie nehmen an christlich-jüdischen Gemeinschaftsfeiern teil, obwohl dies bedeuten kann, in der Anwesenheit von Statuen zu beten. Zusammenfassend kann ich zum christlich-jüdischen Dialog sagen, dass eine ganz andere Voraussetzung auf breiter Basis geschaffen wurde, als dies vor 1933 der Fall war. Antisemitisches Gedankengut wurde durch lange, beharrliche Arbeit zurückgedrängt. Der christlich-jüdische Dialog ist noch nicht selbstverständlich, aber er findet statt und wird sich voraussichtlich in den nächsten Jahren rapide weiterentwickeln, wie zahlreiche Veröffentlichungen über dieses Thema in den letzten Monaten zeigen.

Rabbiner und Theologen sind in der Regel gute Prediger, eine Tätigkeit, die sie gelernt haben und die ihnen sozusagen in Fleisch und Blut übergegangen ist. Für einen Dialog, ein wechselseitiges Gespräch, ist diese Voraussetzung nicht die beste, was dazu führt, dass aus den Gesprächen manchmal eine Aneinanderreihung von freundlichen Monologen, aber nicht von lebendigen Diskussionen wird.

Die im Folgenden aufgeführten Fragen habe ich mir im Zusammenhang mit dem christlich-jüdischen Gespräch gestellt:

8.7.7 Wie kommt es, dass ehemalige Nazis bzw. Antisemiten nach dem Krieg zu Philosemiten wurden?

Nach dem Krieg gab es fast keine Juden mehr, die in Deutschland in die Gesellschaft integriert lebten. Diejenigen, die sich in DP-Lagern aufhielten und auf ihre Ausreise warteten, nahmen die Bürger nur noch teilweise als Konkurrenz und Bedrohung wahr, denn sie wollten ja nicht lange bleiben. Die eingebildete oder reale Konkurrenzsituation, die zu Beginn des Zweiten Weltkrieges Feindschaft geschürt hatte, war nicht mehr gegeben. Konkurrenzsituationen fördern die Feindseligkeit unter Gruppen, besonders wenn es um den Kampf um knappe Ressourcen (Arbeitsplätze, Geld, Partner) geht.⁷²⁸ Die Erfahrung eines „gemeinsamen Schicksals“ hingegen, ob nun der Wirklichkeit entsprechend oder erdacht, fördert die Gemeinsamkeit.⁷²⁹ Auch die meisten Deutschen *fühlten* sich nach dem Zweiten Weltkrieg als *Opfer* von Hitler. Obwohl dies einer verzerrten Wahrnehmung entsprach, war es möglicherweise für das Entstehen eines christlich-jüdischen Dialoges nach dem Krieg sogar förderlich.

⁷²⁷ Henrix, Hans Hermann; Licharz, Werner: Welches Judentum steht welchem Christentum gegenüber? Frankfurt a. M. 1985, S. 61

⁷²⁸ S. dazu: Bierhoff, Hans-Werner: Sozialpsychologie, Stuttgart 2000⁵, S. 300f

⁷²⁹ Ebd., S. 303

Nach dem Krieg war Antisemitismus durch die Alliierten negativ sanktioniert. Mit Juden gut auszukommen, konnte hingegen das Ansehen steigern, besonders, wenn man dadurch bei den Spruchkammern ein positiveres Urteil erhalten konnte. Es gab also einen strategischen Philosemitismus, um sich selbst aufzuwerten. Aus Gutmütigkeit haben nicht nur Pfarrer, sondern auch mancher Jude, „Persilscheine“ ausgestellt.

Letztendlich hat aber der Druck der Alliierten dazu geführt, dass wenigstens nach außen hin im Allgemeinen ein zivilisiertes Verhältnis der Deutschen zur jüdischen Minderheit entstand und somit ein Dialog möglich wurde.

Theodor W. Adorno und Alice Miller haben die Psyche derjenigen, die vom Nationalsozialismus begeistert waren, analysiert und beide festgestellt, dass eine strenge Erziehung, bei der Distanziertheit der Eltern und Schläge eine wichtige Rolle spielen, in den meisten Fällen dazu führt, dass sich das Kind im Laufe seiner Jugend immer mehr mit demjenigen identifiziert, der Gewalt ausübt und Macht hat.⁷³⁰ Dies würde bedeuten, dass die „reuigen“ Antisemiten nicht aus Liebe zu Juden, sondern aus Respekt vor der neuen Regierung und den neuen Amtsinhabern Philosemitismus zeigten. Sie wären nie und nimmer in der Lage gewesen, sich mit Menschen zu identifizieren, die in ihren Augen für irgendetwas bestraft wurden, weil dies Angst in ihnen hervorgerufen hätte, selbst bestraft zu werden. Erst als dies staatlich subventioniert wurde, schafften sie das Umdenken.

Geändert hat sich dies jedoch nach der Studentenrevolution: In dieser Zeit gelang es der Generation von Studenten und Jugendlichen, hinter die Kulissen der „autoritären Erziehung“ zu blicken und ihre Eltern sozusagen vom Thron zu stürzen. Im Schutz der Gruppen und Kommunen gelang es den fortschrittlichen unter ihnen, auch über Gefühle, über Schwäche und Ängste zu sprechen. Bezeichnenderweise brauchten einige dazu das jüdische Vorbild, so lebte Rudi Dutschke Zeit seines Lebens mit der Vorstellung, er sei der Sohn eines versteckten Juden. Auch heute noch suchen viele Menschen die Nähe zum Judentum, weil sie lieber zu den Opfern der Nazidiktatur und ihren Nachkommen, aber nicht zu den Tätern und deren Nachkommen gehören wollen. Dabei geht es aber auch wieder um das gesellschaftliche Ansehen. Bei den Nationalsozialisten war Brutalität gegen Juden keine Straftat, Jude zu sein hingegen galt bereits a priori als Fehler. Heute hat man die Täter als Verbrecher erkannt. Es ruiniert das Ansehen, wenn man eine Nazi-Vergangenheit hat und es ist peinlich, wenn Eltern oder Großeltern dazugehört haben. Eine Identifizierung mit den Opfern, obwohl man selbst keines war oder ist, bedeutet aber Flucht vor der Aufgabe, sich den Realitäten zu stellen. Sabine Möller, Karoline Tschuggnall und Harald Welzer haben die Enkel derjenigen, die den Nationalsozialismus erlebt haben, befragt. Den Tenor aus 142 Interviews pointierten sie im Titel ihre Buches: „Opa war kein Nazi“.⁷³¹

8.7.8 Kann es sein, dass anti- und pro-jüdische Stereotype in ein und derselben Person zusammentreffen?

Paul Watzlawick hat herausgefunden, dass im menschlichen Gehirn die rechte und linke Gehirnhälfte bisweilen unabhängig voneinander arbeiten und sogar gegensätzliche Informationen liefern. Während die linke Gehirnhälfte nur konkrete Botschaften „versteht“, wird die symbolhafte Sprache, wie sie vor allem in der Religion verwendet wird und das Mythologische in der rechten Gehirnhälfte verarbeitet. Auch bildhafte Vorstellungen über Gut und Böse, Vorurteile, die auf legendären, mythologischen Bildern basieren und ähnliches, lagern also in der rechten Gehirnhälfte.⁷³²

Es kann also sein, dass jemand, der vom rein logischen, rationalen Verständnis her begriffen hat, dass seine Vorstellungen über die andere Kultur unsinnig sind, diese dennoch nicht los wird, weil sie in Bereichen seines Gehirns „gespeichert“ sind, die dem logischen Denken gar nicht unbeschränkt zugänglich sind. Dieser Mensch verhält sich dann vordergründig freundlich Juden gegenüber, weil er rational gelernt hat, dass seine Vorbehalte unsinnig sind, die

⁷³⁰ Vgl. Adorno, Theodor W.: Studien zum autoritären Charakter; Frankfurt 2007²⁵; Miller, Alice: Am Anfang war Erziehung, Frankfurt 2006²²

⁷³¹ Rezension, in: Frankfurter Rundschau, 01.07.2002

⁷³² Vgl. Watzlawick, Paul: Die Möglichkeit des Andersseins, zur Technik der therapeutischen Kommunikation, Bern 1977

Bilder, die ihm aber von frühester Kindheit an über die rechte Gehirnhälfte vermittelt wurden und bereits ins Unterbewusstsein eingedrungen sind, sind damit keineswegs verschwunden. Auch das Kreuz wurde und wird in den beiden großen Kirchen immer wieder mit als mythisch zu bezeichnenden Bildern und Inhalten verbunden: Jesus wird einer böse und gefährlich dargestellten, meist sehr großen Volksmenge gegenübergestellt, die homogen erscheint und im Chor den Tod Jesu fordert. In unzähligen Kreuzwegen, Passionsspielen und Gebeten wird der Gegensatz zwischen Jesus und seinem Volk betont, der Kontrast verstärkt und die Dramatik unterstrichen. Folge ist, dass auch Kinder, die gar keine Juden kennen, unter dem Einfluss solcher Szenarien ein negatives Bild von dem gesamten Volk entwickeln. Da die rechte Gehirnhälfte zudem zeitlos ist⁷³³, kann durch den Kontakt mit als typisch jüdisch empfundenen Eindrücken dieses Negativbild aktiviert werden. Einfluss auf ein Umdenken, das auch die rechte Gehirnhälfte berührt, haben Rituale. Insofern setzt der Deutsche Koordinierungsrat bewusst oder unbewusst die aus therapeutischer Sicht richtige Methode ein, wenn er auf der Woche der Brüderlichkeit und bei anderen Gelegenheiten Jahr um Jahr die gleichen Freundschaftsbekundungen in einprägsamer Weise wiederholt. So wird das Ritual auch psychotherapeutisch in der Kommunikationstherapie verwendet, um eingefahrene und verkrustete, rationaler Argumentation nicht mehr zugängliche Verhaltensmuster aufzubrechen.⁷³⁴

Nicht aufgearbeitete vorurteilsvolle Bilder im Kopf hingegen können eine ambivalente Haltung erzeugen, die in Heuchelei und zwiespältiges Verhalten mündet.

8.7.9 Wo tritt die ambivalente Haltung von beteiligten Christen deutlich zutage?

Als Offenbarungen von ambivalenten Haltungen könnte man zahlreiche Beispiele nennen. Jörg Zinks im Fernsehen geäußertes „Verständnis“ für palästinensische Selbstmordattentäter, seine z.T. falsche Darstellungsweise der jüdischen Lebenswelt zur Zeit Jesu, und sein auf großes Engagement bei der Stuttgarter Woche der Brüderlichkeit 1995, lassen doch den Eindruck einer Ambivalenz zurück. Zu erwähnen wäre auch Ministerpräsident Oettinger, der auf der Woche der Brüderlichkeit 2007 begrüßte, dass sich Juden in Deutschland heimisch fühlen und es später nicht wagte, einen Nationalsozialisten wie Hans Filbinger (denn als Marinrichter kann er keiner anderen Richtung angehört haben) auch einen Nationalsozialisten zu nennen.

8.7.10 Was bedeutet dies für den christlich-jüdischen Dialog?

Ambivalente Haltungen stören den christlich-jüdischen Dialog, indem auch die andere Seite sich dementsprechend bedeckt hält, wenn sie nicht weiß, ob Freundschaftsbekundungen immer aus vollem Herzen erfolgen.

8.7.11 Jüdische Positionen gegenüber dem Dialog mit Christen zu Beginn des 21. Jahrhunderts

Nur eine Minderheit der deutschen Juden legt Wert auf einen expliziten Religionsdialog mit Christen. Die meisten sind liberal oder konservativ. Die Orthodoxie hat in der Mehrheit eine eher kritische Sicht auf das Christentum.

„Nach traditioneller jüdisch-orthodoxer Position werden Christen insbesondere mit Blick auf die Anbetung Jesu Christi als Teil der Gottheit als „Sternenanbeter“ oder „Götzendienen“ wahrgenommen. (...) Im Bereich der Orthodoxie (wie auch bei traditionellen christlichen Gruppen) überwiegt nach wie vor die Skepsis oder Ablehnung gegen den Dialog.“⁷³⁵

⁷³³ Watzlawick, Paul: Die Möglichkeit des Andersseins, zur Technik der therapeutischen Kommunikation, Bern 1977

⁷³⁴ Ebd., S. 124

⁷³⁵ Pieper, Friedhelm: Ermüdungserscheinungen oder Krise in der christlich-jüdischen Zusammenarbeit – eine Problemanzeige aus christlicher Sicht, in: Gemeinschaftswerk der evangelischen Publizistik: Der christlich-jüdische Dialog auf dem Prüfstand, Beiträge einer Tagung des Deutschen Koordinierungsrates der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit und der Konrad-Adenauer-Stiftung, Frankfurt a. M., 2004, S. 15

Ben-Chorin, allerdings liberaler Jude, widersprach der Einstellung, Christen seien Götzen-
diener, deutlich: Dies sei das Ende des christlich-jüdischen Dialogs.⁷³⁶

Ein weiterer Ausschlussgrund des Dialoges für Juden ist die Unsicherheit mancher Juden in
Bezug auf ihre „jüdische Identität“⁷³⁷

Einen Umschwung in der Haltung gegenüber dem Dialog erzeugte die Schrift „Dabru emet“
(Redet Wahrheit), die am 10. September 2000 von vier namhaften jüdischen Religionsge-
lehrten aus den USA verfasst und von vielen Rabbinern unterschrieben wurde. Darin heißt
es:

„(...) es ist unsere Überzeugung, dass es für Juden an der Zeit ist, die christlichen Bemühun-
gen um eine Würdigung des Judentums zur Kenntnis zu nehmen.“⁷³⁸

Es folgt eine Aufstellung über Gemeinsamkeiten zwischen Judentum und Christentum, die
kontroverse Stellungnahmen hervorgerufen hat und so zumindest Anregung und Grundlage
für weitere Gespräche zwischen Juden und Christen bildet.

2007 (sieben Jahre danach!) wählte der Deutsche Koordinierungsrat „Dabru emet“ als The-
ma der Woche der Brüderlichkeit.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass nicht nur in Bezug auf die zahlenmäßige Vertei-
lung und auf die Rolle in der Gesellschaft eine Asymmetrie zwischen Christen und Juden im
Dialog besteht, sondern auch auf das Interesse: Im allgemeinen ist das Interesse von Chris-
ten am Dialog viel größer als das von Juden. Das heißt aber nicht, dass die beteiligten Chris-
ten den beteiligten Juden gegenüber progressiver denken.

Förderliche und hemmende Elemente in Bezug auf den christlich-jüdischen Austausch:

Förderlich	Hemmend
Bildung/Wissen: Informiertsein über die neu- ere Geschichte der anderen Religion	Ignoranz gegenüber der jeweils anderen Re- ligion ⁷³⁹
Geduld: Geduldige Haltung gegenüber Un- zulänglichkeiten im Gespräch	Verärgerung über Unwissenheit
Ehrlichkeit: Sich der eigenen Geschichte stellen und reflektieren, was in der eigenen Familie im „Dritten Reich“ geschehen ist (Ehrlichkeit)	Sich oder Familienmitglieder als Opfer dar- stellen, obwohl dem nicht so ist (Vertu- schung)
Augenhöhe: Betrachtung der anderen Reli- gion als gleichwertig (Respekt)	Betrachtung der anderen Religion von oben herab (Abwertung)
Kontinuität: Stringente Haltung gegenüber der anderen Religion	Undurchschaubare oder ambivalente Haltung gegenüber der anderen Religion
Dialogisches Wahrheitsverständnis: Be- wusstsein der eigenen Unvollkommenheit	Absolutes Wahrheitsverständnis
Reflexion: Bewusstsein über die eigenen Vorurteile	Verdrängung der eigenen Vorurteile

8.8 Finanzen

1951 sollte §8 der Satzung des DKR, die Verpflichtung der einzelnen Gesellschaften, bei
Spenden über 500 DM 25% an den DKR abzuführen, gestrichen werden.

Dabei war sich der Aktionsausschuss im Klaren, dass schwierige Zeiten anbrechen würden:

⁷³⁶ Ben-Chorin, Schalom: „Akum“: Wo bleibt der christlich-jüdische Dialog?, in: Schoeps, Julius
(Hrsg.): Aus zweier Zeugen Mund. Festschrift für Pnina Navé Levinson und Nathan Peter Levinson,
Gerlingen 1992, S. 81ff

⁷³⁷ Rhein, Hanna: Zur Zukunft der christlich-jüdischen Zusammenarbeit aus jüdischer und ökumeni-
scher Sicht, in: Gemeinschaftswerk der Evangelischen Publizistik: Der christlich-jüdische Dialog auf
dem Prüfstand, Frankfurt 2004

⁷³⁸ National Jewish Scholars Project: Dabru Emet, in: Deutscher Koordinierungsrat: Redet Wahrheit,
Themenheft 2007, Bad Nauheim 2007, S. 30f

⁷³⁹ Vgl. dazu z. B. Ben-Chorin, Schalom: Kirchenvater Abraham

„Es hat nicht den Anschein, als ob HICOG [= High Commission of Germany] in Zukunft neue Gelder gewähren würde.“⁷⁴⁰

So kam es allerdings auch: Nachdem die Zuwendungen der HICOG bereits schrittweise reduziert worden waren, fielen sie ab 1952 ganz weg. Eine Begründung dazu ist nicht schriftlich festgehalten.

□ Das Porto für Briefe und Büchersendungen umfasste im Geschäftsjahr 1952/53 3645 DM. Insgesamt wurden 51265 Bücher und Druckschriften versandt. Der Aktionsausschuss tagte mehr als einmal im Monat. Die Gesamtausgaben beliefen sich auf 20146,27 DM. Die HICOG jedoch stellte wie erwartet ihre Unterstützung ein und verlangte sogar noch die Rückzahlung von 4653,70 DM.⁷⁴¹ Bis 1952 schrieb der DKR noch vierteljährliche Berichte an die HICOG. Trotz des finanziellen Engpasses konnten die Aktivitäten ungehindert weitergehen, weil man sich rechtzeitig an die Bundesregierung um Unterstützung gewendet hatte. So steuerte das Bundesministerium des Inneren ab 1952 den Hauptanteil für die jährlichen Ausgaben bei: 1952: 45.000 DM, 1953: 50.000 DM, 1954: 40.000 DM, 1955: 35.000 DM, 1956: ca. 37.000 DM, 1957: 40.000 DM, 1958: 40.000 DM, 1959: 45.000 DM, 1960: 30.000 DM, 1961: 50.000 DM, 1962: 40.000 DM, 1963: 40.000 DM, 1964: 40.000 DM, 1965: 30.000 DM, 1966: 57.000 DM.⁷⁴²

Relativ häufig wird in der Kollekte der Kirchengemeinden, in deren Stadt eine Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit existiert, für diese gesammelt, besonders am "Israel-Sonntag".

Nicht alle Bundesländer unterstützen die GcJZ voll. 1997 halbierte das Land Hessen die Zuschüsse für die dortigen GcJZ um die Hälfte. Die Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit in Rheinland-Pfalz und in Sachsen wurden im Jahr 2001 nicht von ihrem Land gefördert, was sonst in allen anderen Bundesländern der Fall war.

Im Jahr 2000 wurde die Definition der "Gemeinnützigkeit von Vereinen" auf Bundesebene geändert. Dies bewirkte, dass die christlich-jüdische Verständigung nun nicht mehr abgedeckt war und auch als solche nicht mehr selbstverständlich als gemeinnützig gefördert wurde.

Die Vereine leben aber relativ sicher von ihren Mitgliedsbeiträgen, die relativ hoch sind (41-60 Euro/Jahr), von Eintrittskarten zu Veranstaltungen und von Spenden.

9. Veränderungen im christlich-jüdischen Dialog in Deutschland seit 1948

9.1 Historische Abfolge des christlich-jüdischen Dialogs

Rolf Rendtorff teilte den Ablauf des christlich-jüdischen Dialoges seit Ende des Zweiten Weltkrieges in drei Phasen ein:

40er/50er Jahre: In dieser Zeit erfolgten die ersten Schuldbekennnisse der beiden großen Kirchen, der Kampf gegen den Antisemitismus stand im Vordergrund, es wurde gleichzeitig immer noch Judenmission betrieben.

In den 60er Jahren gab es einige Neuansätze, ein Wandel der kirchlichen Beziehungen zum Judentum trat ein, besonders durch das II. Vatikanum.

In den 80er Jahren verbesserte der Rheinische Synodalbeschluss der Evangelischen Kirche den christlich-jüdischen Dialog in Deutschland.

Im Folgenden möchte ich anhand der Ausführungen von Rolf Rendtorff den Verlauf dieser Phasen noch etwas vertiefen.

⁷⁴⁰ Der Aktionsausschuss des DKR: Erläuterungen zur Tagesordnung der Mitgliederversammlung und Kuratoriumssitzung vom 25. Mai 1952 in Frankfurt a. M., BA B 259-7

⁷⁴¹ DKR-Vorstand: Bericht, Frankfurt 31. Mai 1953, BA B 259-75

⁷⁴² Korrespondenz DKR-BMI, BA B 259-522

Der Anlass, um einen Dialog zu beginnen, war die Erfahrung des Holocaust, ein Begriff, der übrigens von Eile Wiesel zuerst verwendet wurde.⁷⁴³ Die Haltung der Kirchen in den ersten Monaten der Nachkriegszeit war zunächst distanziert, es gab unmittelbar nach der Befreiung kein Schuldbekenntnis. Im Oktober 1945 erfolgte das Stuttgarter Schuldbekenntnis. 1948 gab die Synode der sächsischen Landeskirche eine Erklärung zur Kirche im Dritten Reich ab.⁷⁴⁴ Im gleichen Jahr beschloss die Vollversammlung des ökumenischen Rates der Kirchen in einer Erklärung:

„Der Antisemitismus ist eine Sünde gegen Gott und Menschen.“⁷⁴⁵

Im „Wort zur Judenfrage“ des Bruderrates der EKD von 1948 hingegen ist noch die Rede davon, dass Juden ihre Erwählung und Bestimmung verworfen hätten und dass die Erwählung Israels auf die Kirche übergegangen sei. „Der Jude“ wird als der irrende und doch für Christus bestimmte Bruder gesehen, als Folge befürwortet der Bruderrat die Judenmission.⁷⁴⁶

1950 folgte eine Synode der EKD mit der Erklärung:

„Wir sprechen es aus, dass wir durch Unterlassen und Schweigen vor dem Gott der Barmherzigkeit mitschuldig geworden sind an dem Frevel, der durch Menschen unseres Volkes an den Juden begangen worden ist.“

Zusammenfassend lässt sich über die vierziger und fünfziger Jahre sagen, dass in dieser Zeit noch keine gänzlich durchdachte, eindeutige und schon gar keine homogene Haltung der leitenden Kirchenverantwortlichen in der Evangelischen und Katholischen Kirche gegenüber dem Judentum bestand. Während einige sich mit den aktuellen historischen Tatsachen und mit ihrer eigenen Verantwortung gegenüber dem „Volk Israel“ befassen und bereit waren, auch Schuld zuzugeben, rückten andere nicht von ihrem Negativbild vom Volk, das seine Bestimmung verworfen habe, weg. Lange Zeit verlief der Dialog somit, auch aufgrund dieser Ungereimtheiten, äußerst schleppend, so dass der Tübinger Theologe Reinhold Mayer, Mitglied der Stuttgarter CJZ, noch 1973 eine eher negative Bilanz zog:

„Die verschiedenen Anläufe christlich-jüdischen Gesprächs sind auf einem toten Punkt angelangt. Das Ziel einer neuen Bewusstseinsbildung vor allem unter Christen ist nicht erreicht, die ursprüngliche Begeisterung für eine gute und wichtige Aufgabe aus Mangel an Resonanz häufig in Resignation umgeschlagen.“⁷⁴⁷

Zehn Jahre, nachdem die katholische Kirche sich mit der Judenerklärung des II. Vatikanums vorgewagt hatte, im Jahr 1975, zog auch die EKD nach und veröffentlichte eine Studie zum Thema „Christen und Juden“.⁷⁴⁸

Doch noch für das Jahr 1978 stellte Rolf Rendtorff fest:

„(...) Und bis heute muss man ganz klar sagen: Ein Dialog der Kirche mit den Juden – oder mir Juden – findet nicht statt. (...) Und auch von den Rabbinern der Gemeinden in Deutschland sind nur ganz wenige an solchen Gesprächen interessiert, ein Gespräch zwischen Juden und Christen in Deutschland wird intensiv, aber von kleinen Kreisen geführt.“⁷⁴⁹

⁷⁴³ Rendtorff, Rolf: Christen und Juden heute, Neue Einsichten und neue Aufgaben, Neukirchen 1983, S. 11

⁷⁴⁴ Ebd., S. 13

⁷⁴⁵ Ebd., S. 14

⁷⁴⁶ Rendtorff, Rolf: Christen und Juden heute, Neue Einsichten und neue Aufgaben, Neukirchen 1983, S. 17

⁷⁴⁷ Mayer, Reinhold: Judentum und Christentum, Aschaffenburg 1973, S. 159

⁷⁴⁸ Rendtorff, Rolf: Christen und Juden heute, Neue Einsichten und neue Aufgaben, Neukirchen 1983, S. 19

⁷⁴⁹ Ebd., S. 14

Auch aus dem Themenkatalog der ökumenischen Theologie wurde das Judentum bis zu dieser Zeit ausgespart.⁷⁵⁰ Hans Hermann Henrix, der zu dieser Zeit im Vorstand des Deutschen Koordinierungsrates saß, versprach sich jedoch viel von einer Ausweitung des Begriffes der Ökumene auf das Judentum und gebrauchte sogar den Ausdruck „christlich-jüdische Ökumene“, welcher jedoch heute umstritten ist. Er sah für eine rein christliche Ökumene die Gefahr gegeben, dass sie sich wieder in Abgrenzung zum Judentum formiert:

„Betrachtet man die Konsensbildung in ihren formalen Strukturen, so stößt man auf die gemeinsame Neigung, das gemeinsame Ja zu einem positiven Inhalt durch ein gemeinsames Nein zu einem als negativ empfundenen oder gewerteten Inhalt zu verdeutlichen oder zu unterstreichen. Die Neigung ist auch in der ökumenischen Theologie anzutreffen.“⁷⁵¹

Diese Befürchtung ist nicht aus der Luft gegriffen, beachtet man, dass sich Gruppen stets in Abgrenzung zu anderen bilden und dass die Wärme des Gefühls der Gruppenmitglieder durch erfolgreiche Konfrontation mit einer „feindlichen Umwelt“ steigt.⁷⁵²

Basis des christlich-jüdischen Dialogs ist nach Ansicht von Hans Hermann Henrix die hebräische Bibel. Henrix befürwortete den christlich-jüdischen Dialog, weil dieser seiner Meinung nach:

1. Den unbewussten Marcionismus innerhalb kirchlicher Strömungen korrigiert
2. Eine kirchliche Konsensbildung zulasten des Judentums verhindert
3. Eine Konsensbildung mit dem Preis antijüdischer Polemik verhindert
4. Die Möglichkeit eröffnet, vorhandene zwischenkonfessionelle Streitfragen mit erweitertem Horizont zu lösen

Als „Marcionismus“ bezeichnet Henrix dabei den Verzicht von Theologen auf die hebräische Bibel.⁷⁵³

Als hinderlich für den Dialog bezeichnete Hans Hermann Henrix zu dieser Zeit folgende Punkte:

1. Die adversos-judaeos-Tradition der Kirchen
2. Der Argwohn von jüdischer Seite, der Dialog sei nur verschleierte Mission
3. Das jüdische Minoritätenschicksal
4. Enttäuschungen auf beiden Seiten aufgrund falscher Erwartungen⁷⁵⁴

Aufgrund von Empfindlichkeiten auf beiden Seiten hatte es sich eingebürgert, dass bestimmte Themen auf ungewisse Zeit fallengelassen wurden und ausgespart bleiben. Sprach Hans Hermann Henrix 1978 noch von einer jüdisch-christlichen-Ökumene, so wurde dieser Begriff 1981 von Edna Brocke, jüdisches Vorstandsmitglied der GcJZ Regensburg 1973-75, deutlich kritisiert und ist seit dieser Zeit auch nicht mehr üblich, weil er von jüdischen Dialogbeteiligten sozusagen als Ausweitung des langen Armes der Kirchen empfunden wird und Missionsbefürchtungen weckt. Der christlich-jüdische Dialog ist also eine ständige Gratwanderung auf der Suche nach einem vernünftigen Mittelweg zwischen zu starker Abgrenzung, welche

⁷⁵⁰ Henrix, Hans Hermann; Stöhr, Martin (Hrsg.): Exodus und Kreuz im ökumenischen Dialog zwischen Juden und Christen, Diskussionsbeiträge für Religionsunterricht und Erwachsenenbildung, Aachen 1978, S. 205

⁷⁵¹ Henrix, Hans Hermann; Stöhr, Martin (Hrsg.): Exodus und Kreuz im ökumenischen Dialog zwischen Juden und Christen, Diskussionsbeiträge für Religionsunterricht und Erwachsenenbildung, Aachen 1978, S. 233f

⁷⁵² Vgl. Homans, George Caspar: Theorie der sozialen Gruppe, Köln/Opladen 1960, S. 125

⁷⁵³ Henrix, Hans Hermann; Stöhr, Martin (Hrsg.): Exodus und Kreuz im ökumenischen Dialog zwischen Juden und Christen, Diskussionsbeiträge für Religionsunterricht und Erwachsenenbildung, Aachen 1978, S. 230ff

⁷⁵⁴ Henrix, Hans Hermann; Stöhr, Martin (Hrsg.): Exodus und Kreuz im ökumenischen Dialog zwischen Juden und Christen, Diskussionsbeiträge für Religionsunterricht und Erwachsenenbildung, Aachen 1978, S. 206ff

in negative Gefühle mündet, und erdrückender Umarmung und zu starken Harmoniebestrebungen, die von Juden unerwünscht sind, weil sie Unterschiede verwischen. So schrieb Edna Brocke über die christlich-jüdischen Gemeinschaftsfeiern:

„Darüber hinaus vermeide ich ganz bewusst den Begriff „ökumenischer Gottesdienst“, da Ökumene bis heute noch auf die innerchristliche Suche zueinander begrenzt geblieben ist und eine Erweiterung auf die Beziehungen Christentum - Judentum noch nicht erfahren hat.“⁷⁵⁵

Die Vorstellung von einer Art „freundlicher Übernahme“ der Juden durch das Christentum, die sich mit dem Ökumeniebegriff verbindet, führte dazu, dass dieser mehr und mehr aus dem Vokabular des christlich-jüdischen Gesprächs verschwand.

Ein weiteres vermiedenes Thema ist die Diskussion um Jesus als Messias, zu der Rolf Rendtorff sagte:

„Ich meine deshalb, dass es eine fruchtlose und im Grunde sinnlose Diskussion ist, mit Juden darüber zu streiten, ob Jesus „der Messias war“ und warum Juden dies nicht anerkennen.“⁷⁵⁶

Auch wenn Juden, die sich in der religiösen Erwachsenenbildung betätigen, christlichen Fragen grundsätzlich offen gegenüberstehen, können die Denkmuster, die sich durch diese Fragen offenbaren, durchaus trennend wirken. So meinte Schalom Ben-Chorin:

„Hinter den meisten Fragen, die mir von Christen gestellt werden, verbirgt sich (unbewusst) eine christliche Vorstellung die revisionsbedürftig ist. Diese Vorstellung sieht das Judentum nur als ein Stück Vergangenheit, als die Vorstufe des Christentums, und schließt eigentlich die Geschichte des Judentums mit der Zerstörung des Tempels im Jahre 70 ab (...)“⁷⁵⁷

9.2 Historische Ereignisse, die für die Gesellschaften und für den DKR von Bedeutung sind

Die Arbeit der Gesellschaften orientiert sich an folgenden historischen Ereignissen:

1. Die Zeit der NS-Diktatur 1933-45
2. Die Novemberpogrome vom 9. November 1938
3. Der Holocaust-Gedenktag
4. Die Gründung der ersten Gesellschaften
5. Die Gründung des Staates Israel am 14. April 1948
6. Die Bad Seelisberger und Bad Schwalbacher Thesen
7. Die Konzilserklärung „Nostra Aetate“ und das 2. Vatikanische Konzil 1962-65 (S. Kap. 11)
8. Die Entwicklung des Antisemitismus in der BRD
9. Die 68er-Bewegung
10. Die Entwicklung der Anzahl von Juden in der BRD ab 1989
11. Die Entwicklung der Anzahl von Muslimen in der BRD in den 70er Jahren

zu 1.) Die Zeit der NS-Diktatur

Die Erfahrungen der Zeit des Nationalsozialismus und die Erkenntnis, dass der Antisemitismus nach Beendigung des Krieges weiter bestand, waren der eigentliche Anlass für die Gründung der ersten Gesellschaften, auf den bis heute ständig Bezug genommen wird. Die Zeit der NS-Diktatur diente als Negativ-Folie, sie verkörperte alles, was die Gesellschaften verhindern wollen und wogegen sie positive Werte setzten:

⁷⁵⁵ Brocke, Edna: Anmerkungen zum Stand der Diskussion über christlich-jüdische liturgische Feiern, in: Henrix, Hans Hermann: Unter dem Bogen des Bundes, Beiträge aus jüdischer und christlicher Existenz, Aachen 1981, S. 316

⁷⁵⁶ Rendtorff, Rolf: Christen und Juden heute, Neue Einsichten und neue Aufgaben, Neukirchen-Vluyn, 1998, S. 144

⁷⁵⁷ Ben-Chorin, Schalom: Vom Kirchenvater Abraham und anderen Ungereimtheiten, Randerlebnisse im christlich-jüdischen Dialog, Wuppertal 1983, S. 17

1.) Statt Manipulation der Bevölkerung und Angst sollen Meinungsfreiheit und Zivilcourage vorherrschen.

Deshalb verfolgte der DKR aufmerksam die politische Entwicklung und brachte 1955 eine politische EntschlieÙung "Wider restaurative Tendenzen" und am 12. 6. 1960 eine Resolution der Mitgliederversammlung des Deutschen Koordinierungsrates über die "Bedrohung der Demokratie durch reaktionäre Kräfte" heraus.⁷⁵⁸

In den Schulen wurde die Gruppenarbeit gefördert, Schüler werden auf Seminaren der GcjZ als ebenbürtig zu den Unterrichtenden behandelt, um ihr Verantwortungsbewusstsein zu stärken. Die Arbeit des DKR und der Gesellschaften orientiert sich dabei an zahlreichen Büchern über Zivilisation und Humanität, die vor allem in den 50er Jahren erschienen sind.

2.) Statt Rassismus und Diskriminierung plädiert man für Gleichberechtigung der verschiedenen ethnischen Gruppen und Toleranz. Man umging nicht etwa das Thema "Rasse" durch Vermeidung des Begriffes, sondern schaffte sich einen neuen, positiv besetzten Rassebegriff, so etwa Ralph Bunche in einem journalistischen Beitrag zur Woche der Brüderlichkeit 1952:

"Wer könnte daran zweifeln, dass in unserem Atomzeitalter irgendetwas bitter und dringlicher nötig wäre als die Erkenntnis, dass die Völker alle verwandtschaftlich miteinander verbunden, dass die Menschen unbeschadet der Unterschiede in Rasse, Glauben, Kultur und Ideologie Brüder sind?"⁷⁵⁹

Eine Erziehertagung im Jahr 1952 trug den Titel "Rasse und Erziehung". Dabei wurde erörtert, dass immer noch die alten Schlagworte wie im Nationalsozialismus in Diskussionen um die "Rassenfrage" Verwendung fänden. Das Wort "Rasse" an sich aber wurde nicht infrage gestellt.⁷⁶⁰

Nicht das Vorhandensein verschiedener Rassen an sich ist das gesellschaftliche Problem, mit dem sich die GcjZ auseinandersetzen, sondern der Umgang mit der Verschiedenheit, dies wird auch aus dem Beitrag von Otto von Zwiedineck-Südenhorst über "Rasse, Nation und Religion" auf dem Kongress "Gemeinschaft, nicht Feindschaft" 1949 (s. o.) deutlich.

1971 war von den Vereinten Nationen der Kampf gegen Rassismus und Rassendiskriminierung ausgerufen worden. Willy Brandt hielt zur Woche der Brüderlichkeit 1971 eine Rede mit dem Titel: Menschenrassen-Menschenrechte, dem Motto der Woche der Brüderlichkeit. Er stellte aber gleichzeitig den Begriff „Rasse“ in Frage:

"Wir sollen darauf hingewiesen werden und andere darauf hinweisen, dass es um uns herum immer noch und immer wieder Probleme gibt, die sich aus dem ableiten, was man "Rassen" nennt oder dafür hält (...)"⁷⁶¹

Bis 1989 war noch von "Rassen" die Rede, danach setzt sich der Begriff "Ethnie" durch. So schrieb Ansgar Koschel zur Woche der Brüderlichkeit 1991:

"Das Leo-Beack-Erziehungszentrum in Haifa (Israel) (...) will mit seiner Arbeit Grenzen überschreiten - zeigen, dass das Zusammenleben von Menschen ganz unterschiedlicher sozialer, ethnischer und religiöser Herkunft möglich ist."⁷⁶²

⁷⁵⁸ Vgl. S. Münz, Christoph; Sirsch, Rudolph W.: Wenn nicht ich, wer? Wenn nicht jetzt, wann? Zur gesellschaftlichen Bedeutung des deutschen Koordinierungsrates der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit (DKR), Münster 2004, S. 296ff

⁷⁵⁹ Bunche, Ralph: Nur ein Weg zum Frieden, in: Sonderausgabe der Allgemeinen Wochenzeitung der Juden in Deutschland, 1952, S. 1

⁷⁶⁰ Vgl. Sirsch, Rudolf W.: Gegen das Vergessen - Der Beitrag des Erzieherausschusses im Deutschen Koordinierungsrat zur Aufarbeitung der Vergangenheit, in: Münz, Christoph; Sirsch, Rudolph W.: Wenn nicht ich, wer? Wenn nicht jetzt, wann? Zur gesellschaftlichen Bedeutung des deutschen Koordinierungsrates der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit (DKR), Münster 2004, S. 153

⁷⁶¹ Brandt, Willy: Eröffnungsrede zur Woche der Brüderlichkeit 1971 in Köln, in: GcjZ/DKR: 50 Jahre Woche der Brüderlichkeit, Bad Nauheim/Karlsruhe, 03.03.2002, S. 20

Die Intention blieb jedoch die gleiche: In zahlreichen Reden und Artikeln rufen GcjZ und DKR-Mitglieder dazu auf, Unterschiede anzuerkennen und doch immer Respekt vor dem anderen in seiner Verschiedenheit zu haben. Es geht also nicht darum, alle Menschen als gleich, sondern als *gleichberechtigt* anzusehen.

Der Wunsch nach kultureller Autonomie von Juden (und anderen Völkern) wird anerkannt, ja sogar begrüßt. Heute ist der Rassebegriff durch die NS-Zeit sozusagen "disqualifiziert" und man befasst sich in der Regel gar nicht mehr damit, welcher "Rasse" jemand angehört. (Der Begriff ist mittlerweile auch wissenschaftlich umstritten, weil man herausgefunden hat, dass Menschen vermeintlich "unterschiedlicher Rassen" bisweilen mehr Gene gemeinsam haben als solche mit gleicher Hautfarbe und "gleicher Rasse".) Dennoch kann man nicht einfach vergessen, dass dieses Konstrukt "Rasse" im "Dritten Reich" für unzählige Menschen zur bitteren Wirklichkeit der Diskriminierung führte. Viele wurden ja nicht wegen ihrer jüdischen Religion, sondern auch wenn sie Christen waren, wegen ihrer jüdischen Abstammung verfolgt. Wie stark sich die jüdische Abstammung auswirken konnte, kann man zum Beispiel an Ereignissen an der Universität Tübingen in der Zeit des Nationalsozialismus sehen: Dort war beispielsweise die Missbilligung "jüdischen Aussehens" am Rechtfertigungsversuch eines Studenten zu erkennen, der sich um einen Studienplatz in Jura in Tübingen bewarb, und damit argumentierte, er sei dunkelblond und man sehe ihm überhaupt nicht an, dass nicht alle seine Vorfahren Arier gewesen seien. Nach Einführung der Nürnberger Gesetze musste bei der Immatrikulation die Abstammung der Großeltern angegeben werden. Die Nürnberger Gesetze brachten solche Konstrukte wie die Bezeichnung "5/8 Jude" hervor. Die Hürden an der Universität wurden auch für sogenannte "Mischlinge" immer höher.⁷⁶³ Der evangelische Theologe Gerhard Kittel bezeichnete in zynischer Weise den Ausschluss von Juden und "Mischlingen" aus der Tübinger Universität als

"(...) Prozess der Reinigung und Gesundung."⁷⁶⁴

Er ist einer von zahlreichen Theologen gewesen, die ihre scheinbar christliche Tätigkeit nicht davon abhalten konnte, sich judenfeindlich zu äußern und judenfeindliche Schriften zu publizieren. Er bezeichnete "die Juden" als ein von Gott verworfenes Volk.⁷⁶⁵

Es ist etwas schwierig, mit diesem Thema in den GcjZ umzugehen, weil Juden Christen mit jüdischen Eltern oder Großeltern, obwohl sie genauso wie religiöse Juden verfolgt wurden, nicht als zugehörig zu ihrem Volk ansehen. Juden definieren sich nicht in erster Linie biologisch, sondern aufgrund ihrer Zugehörigkeit zur jüdischen Religion als Juden. Diese Religion wird allerdings in der Regel durch die Mutter „vererbt“. Auch wenn ein Teil der GcjZ-Mitglieder der Gruppe angehört, die durch die rassistische Politik des Dritten Reiches als Juden eingestuft wurden, aber der christlichen Religion angehören, beziehungsweise Nachkommen dieser Gruppe sind, vertreten diese die christliche und nicht die jüdische Seite. Sie setzen sich jedoch, wie etwa das katholische Präsidiumsmitglied des DKR, Eva Schulz-Jander, mit besonderer Überzeugungskraft für die Juden ein, weil sie die Diskriminierung, die diese erlebt haben, ja am eigenen Leib erfahren haben.

3.) Statt der systematischen Auslöschung jüdischen Lebens sucht man die Verständigung mit den verschiedenen Richtungen des Judentums.

⁷⁶² Koschel, Ansgar: Die Mauern im Kopf müssen zum Einsturz gebracht werden, in: GcjZ/DKR: 50 Jahre Woche der Brüderlichkeit, Bad Nauheim/Karlsruhe 03.03.2002, S. 31

⁷⁶³ Lang, Hans-Joachim: Festvortrag: Der Erinnerung Namen geben. Über die jüdischen Studenten an der Eberhard Karls Universität, Mittwoch, 17.10.2007 in der Neuen Aula, Tübingen

⁷⁶⁴ Ders.

⁷⁶⁵ Vgl. Junginger, Horst: Das Bild des Juden in der nationalsozialistischen Judenforschung, in: Hoffmann, Andrea (Hrsg.): Die kulturelle Seite des Antisemitismus zwischen Aufklärung und Schoah, Tübingen 2006, S. 195

Das Hauptgewicht liegt dabei von Anfang an jedoch auf Vorträgen zum Thema Judentum, nicht auf dem Dialog. So lobt der Herausgeber der Allgemeinen Wochenzeitung der Juden in Deutschland anlässlich der "Woche der Brüderlichkeit" 1963, dass im Laufe von 51 Wochen im Jahr zuvor die GcjZ 1500 ausgezeichnet besuchte Vorträge organisiert hätten.⁷⁶⁶

Auch wenn man sich die Tätigkeitsberichte der Jahre 1995 -2005 durchsieht, merkt man, dass im Verhältnis zwar zahlreiche Vorträge, Führungen und Gedenkveranstaltungen stattfinden, aber nur wenige Begegnungstreffen, Dialogveranstaltungen oder christlich-jüdische Gespräche. Dies verwundert umso mehr, als in der Gründungsphase von der amerikanischen Militärverwaltung und auch von Theodor Adorno, der Gründungsmitglied war, die aktive Überwindung von Vorurteilen durch den *Umgang miteinander* angestrebt wurde. Tatsächlich gibt es eine Diskrepanz zwischen den Erwartungen der christlichen Mitglieder, die aufgrund der Bezeichnung "Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit" denken, sie könnten dort leicht Bekanntschaft oder gar Freundschaft mit Juden schließen, dann aber merken, dass dies gar nicht so einfach ist. Dies hat viele Gründe. Zum einen ist die zahlenmäßige Ungleichverteilung von Christen und Juden in der Gesellschaft und bei den GcjZ nicht dazu angehalten, Juden zu einem Dialog zu ermuntern. Zum anderen befinden sich die GcjZ und der DKR immer noch in der Phase des "Brückenbaues", wie es Henry G. Brandt auf der Woche der Brüderlichkeit 2007 ausdrückte und immer noch in der Phase einer Wegbereitung hin zu einer sicheren Basis für den Austausch. Rückschläge, wie durch die Äußerungen dreier Bischöfe 2007 in Israel über die Mauer zwischen Palästina und Israel wirken sich dabei äußerst negativ aus. Bis heute findet jüdisches Leben vor allem in einem Schutzraum statt, in den man nur zu bestimmten Zeiten und Anlässen, etwa zu Synagogenführungen, Christen eindringen lässt.

In den vierziger Jahren glaubten die meisten deutschen Juden, unter ihnen Hans Joachim Schoeps, nicht daran, dass überhaupt wieder "normales" jüdisches Leben in Deutschland möglich sei. Die meisten jüdischen kulturellen Veranstaltungen fanden im abgegrenzten Bereich der DP-Lager statt, die eine Welt für sich waren. Als die Anzahl der dauerhaft ansässigen Juden langsam zunahm, lähmte weiterhin vorhandener Antisemitismus und die Tatsache, dass zahlreiche Nazi-Verbrecher frei herumliefen, die Dialogbereitschaft. In den 60er Jahren war die Nazizeit noch sehr präsent, davon zeugen die wöchentlichen Artikel über die Verfolgung von Nazi-Verbrechern in der "Allgemeinen Wochenzeitung der Juden in Deutschland". Um sich ein Bild von der gesellschaftlichen Lage zu machen, muss man sich vorstellen, dass noch bis 1956 die Firma Bosl aus München mit dem Hinweis auf Kaltwasser-Versuche an KZ-Häftlingen für Ginsengwurzeln warb.⁷⁶⁷

Die Jugend-Alyia (Alyia heißt "Aufstieg"), die Auswanderung der jüdischen Jugend nach Israel, spielte eine wichtige Rolle. Diese ist übrigens auch heute noch Thema in den jüdischen Gemeinden. Auch wenn man heute nicht mehr "auf gepackten Koffern sitzt", fühlten sich Juden, auch junge Leute, auch in den achtziger Jahren noch in Deutschland nicht vollständig sicher und stellten sich häufig vor, was sie tun würden, gäbe es wieder eine Situation wie 1933. Davon zeugen 13 Interviews mit deutschen und österreichischen Juden verschiedener Altersstufen, die Peter Sichrovsky 1985 veröffentlicht hat.⁷⁶⁸ Am 13. Februar 2007 schließlich erklärte Charlotte Knobloch in Deutschlandradio Kultur:

"Juden sitzen nicht mehr auf gepackten Koffern."⁷⁶⁹

Sie plädierte für einen "neuen Patriotismus" der deutschen Juden. Es sei kein Widerspruch, Jude zu sein und Deutschland als Heimat zu begreifen. Das Deutschland als Heimat anerkannt wird, heißt aber noch nicht, dass deshalb das Interesse am Christentum zunimmt.

⁷⁶⁶ Vgl. Marx, Karl: Wer ist denn mein Nächster? - Zur Woche der Brüderlichkeit 1963 und zu Purim im Jahr 5723, Allgemeine Wochenzeitung der Juden in Deutschland, Nr. 50/1963, S. 1

⁷⁶⁷ Allgemeine Wochenzeitung der Juden in Deutschland, Nr. 24/1961, S. 9

⁷⁶⁸ Sichrovsky, Peter: Wir wissen nicht, was morgen wird, wir wissen wohl, was gestern war, Köln 1985

⁷⁶⁹ Charlotte Knobloch, Ansprache in der Evangelischen Akademie Tutzing, übertragen von Deutschlandradio Kultur am 13. 2. 2007, 10.55 Uhr

Von jüdischer Seite ist das Interesse am Christentum gering. Juden brauchen Christen nicht, um ihren Glauben besser zu verstehen. Das Judentum ist sozusagen "religiös autonom", während das Christentum auf dem Judentum basiert. Deshalb sehen die meisten Juden keinen Grund, sich mit Angehörigen einer immer noch teilweise von Antijudaismen geprägten Religion, die sie noch dazu jahrhundertlang verfolgt hat, über ihren Glauben auseinanderzusetzen.

4.) Statt der Verfolgung Andersdenkender und Verschiedener soll Vielfalt herrschen. Heute werden außer Juden auch andere in der NS-Zeit verfolgte Gruppen, wie Kommunisten, Sinti und Roma, Homosexuelle und Behinderte mit in die Toleranz-Aufrufe der GcJZ mit aufgenommen. Dies war nicht immer so. Die Solidarität mit den Farbigen war von Anfang an vorhanden. Sonst war jedoch meist nur sehr allgemein von der Brüderlichkeit aller Menschen die Rede. 1970 trat eine entscheidende Wende ein: Die Woche der Brüderlichkeit stand unter dem Motto: "Verkannt-Verfemt-Geduldet. Minderheiten in unserer Gesellschaft". Wo vorher meist sehr allgemein von der Bekämpfung der Gruppenvorurteile die Rede war, wurden nun die oben genannten Gruppen erstmals alle explizit genannt.⁷⁷⁰ Martin Stöhr sagte über diese Zeit im Interview:

„Wenn Sie die Präambel vom Koordinierungsrat oder von örtlichen Gesellschaften sich anschauen, waren wir gegen Vorurteile aller Art, also das war offen. Manche Gesellschaften haben das sehr früh gemacht. Relativ spät wurden einbezogen Roma und Sinti. Strafgefangene kamen viel früher vor, oder andere Minderheiten.“⁷⁷¹

Das Interesse an den Homosexuellen wurde durch die Aufhebung des Paragraphen 175, der schwule und lesbische sexuelle Handlungen untersagte, geweckt. Das GcJZ-Mitglied Walter Dirks machte in der Schriftenreihe der Kölnischen GcJZ darauf aufmerksam:

“Die Aufhebung des Paragraphen 175, bis jetzt noch ohne sehr sichtbare Auswirkungen in der Praxis und im Bewusstsein der Homosexuellen und des Publikums, wird eines Tages Klärungen erzwingen: Diese diffamierte Gruppe wird einen neuen Ort in der Gesellschaft und in deren Bewusstsein finden müssen.“⁷⁷²

5.) Statt dem Recht des Stärkeren sollen grundlegende biblische Gebote der Ethik gelten. Ein weiterer Punkt der Abgrenzung zur Zeit des Nationalsozialismus ist: Die religiösen Werte, die von den Nationalsozialisten verhöhnt wurden, wie Nächstenliebe, Gastfreundschaft und die Unterstützung der von der Gesellschaft Ausgestoßenen, wurden von den GcJZ immer wieder betont. Sie bilden eine Grundlage der gemeinsamen Wertvorstellungen von Christen und Juden und damit eine Basis für die Zusammenarbeit. Ein stärkeres soziales Engagement über die christlich-jüdischen Belange hinaus könnte eine Lösung für schwindende Mitgliederzahlen und auch für die Frage "quo vadis?" sein. Mehrmals wurde dies bereits von Interessenten und Mitgliedern angemahnt. Der ehemalige jüdische Vorsitzende des DKR, Nathan Peter Levinson, sah dies im Jahr 1969 noch skeptisch:

“Natürlich klingt es gut und hochherzig, Vorurteile nicht nur gegen Juden, sondern auch die gegen Gastarbeiter, Neger, Ostdeutsche und Studenten anzugehen mit dem Argument, dass die Opfer der Vorurteile austauschbar sind. Aber, steht dahinter nicht jene Haltung, die wir bereits in der Verjährungsfrage beobachten konnten, wobei nur eine Handvoll unserer Gesellschaften sich die Mühe machte, den Vorstoß des Koordinierungsrates zu unterstützen. Man ist der Juden müde, das zieht nicht mehr. Israel ist interessanter, und überhaupt, wer kümmert sich noch um religiöse Fragen?“⁷⁷³

⁷⁷⁰ Vgl. GcJZ/DKR: 50 Jahre Woche der Brüderlichkeit, Bad Nauheim 2002, S. 16-21

⁷⁷¹ Interview vom 11. Mai 2007 mit ICCJ-Ehrenvorsitzenden Martin Stöhr

⁷⁷² Dirks, Walter: Zu einer neuen Woche der Brüderlichkeit, in: GcJZ/DKR: 50 Jahre Woche der Brüderlichkeit, Bad Nauheim 2002, S. 20

⁷⁷³ Levinson, Nathan Peter: 20 Jahre Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit - Rückblick und Vorschau, in: Münz, Christoph; Sirsch, Rudolph W.: Wenn nicht ich, wer? Wenn nicht jetzt, wann? Zur gesellschaftlichen Bedeutung des deutschen Koordinierungsrates der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit (DKR), Münster 2004, S. 153

Der ehemalige Präsident des International Council of Christians and Jews (1990-1998) und ehemalige DKR-Vorsitzende (zusammen mit Levinson) Martin Stöhr, warnte vor Relativismus:

“Was einem Volk geschah, kann einem anderen auch geschehen. Die Singularität der Schoa ist durch einen solchen Satz nicht in Frage gestellt. Auch wird die Schoa nicht zum exemplarischen und historischen Lehrstück für alle möglichen Diskriminierungen und Verfolgungen, so dass Aussagen erlaubt wären, mit Pathos und ohne auf genaue Analysen zu achten, gern von den “Juden von heute” sprechen. Die Opfer eines konkreten Volkes werden “vernutzt” zu Worthülsen und Wechselrahmen, in die ich, je nach meinen politischen Orientierungen, dann Türken, Palästinenser, Schwule und Lesben, abgetriebene Foeten oder MigrantInnen einsetzen kann. Eine solche Beliebigkeit verharmlost die Schoa und wird weder ihrer Singularität noch der der jeweils zu Opfern gemachten Menschen gerecht.”

Heinrich Böll hingegen hielt bereits auf der “Woche der Brüderlichkeit” 1970 eine viel beachtete Eröffnungsrede, in der er die Aufmerksamkeit auf Menschen am Rande der deutschen Gesellschaft richtete. Und Walter Dirks empfahl im selben Jahr:

“Die Ermüdung in der Sache, im unmittelbaren christlich-jüdischen oder deutsch-jüdischen Dialog, kann durch nichts besser überwunden werden, als in der gemeinsamen Arbeit an analogen Aufgaben. Wenn das Gespräch über Gemeinsames und Trennendes stockt, kann uns die gemeinsame Verantwortung für die Zukunft und die Aktion für eine bessere Welt neu zusammenbringen. Es liegt nahe, dass wir dabei vor allem Zukunftsaufgaben, die der Menschheit gestellt sind, die Befriedung gestörter Gruppenbeziehungen herausgreifen, die Überwindung von Vorurteilen und Aggressionen, insbesondere jener, die sich gegen Minderheiten, Diffamierte, richten. Ich schlage vor, dass die Gesellschaften mindestens zwei bis drei Jahre in dieser Richtung arbeiten, bevor wieder unmittelbar das christlich-jüdische oder das deutsch-jüdische Verhältnis zum Thema werden kann.”⁷⁷⁴

Stellt man die Informationen von Martin Stöhr, Nathan Peter Levinson und Walter Dirks gegenüber, so kann man zusammenfassend sagen: Die Unterstützung gesellschaftlich diskriminierter Gruppen wurde durchaus aktiv betrieben und war bzw. ist erwünscht, allerdings unter dem Vorbehalt, dass hier nicht die Schoah nivelliert wird oder als plakatives Bild für weniger gravierende Übergriffe auf Minderheitengruppen benutzt wird.

Naheliegender wäre es, sich weiteren, einst von den Nationalsozialisten verfolgten Gruppen, die heute noch immer diskriminiert werden, aufgrund des gemeinsamen Gebotes der Nächstenliebe, noch stärker zu öffnen und sie gezielt für den christlich-jüdischen Austausch anzusprechen. Die GcjZ und der DKR suchen noch immer in erster Linie den Kontakt zu renommierten, bekannten Persönlichkeiten, obwohl sie wiederholt mit diesen schlechte Erfahrungen machen mussten (so etwa mit Theodor Heuss, Franz Josef Strauss und Ministerpräsident Oettinger). Dies könnte eine Sackgasse sein. Sich mit anderen, ebenfalls diskriminierten Gruppen zusammenzutun, seien es Arbeitslose, Frauen, Behinderte, könnte einen Zuwachs an Mitgliederzahlen und auch an Einfluss bedeuten, denn die Diskriminierten in unserer Gesellschaft nehmen in der Anzahl rapide zu.

zu 2.) Der 9. November

Innerhalb der Zeit der NS-Diktatur bilden die Novemberpogrome vom 9. November 1938 ein wichtiges Datum, weil damals erstmals flächendeckend organisierte Gewalt gegen Juden und jüdische Einrichtungen, besonders Synagogen, ausgeübt wurde. Deshalb spielt der 9. November als Gedenktag für die Gesellschaften eine wichtige Rolle. Es werden zu diesem Tag von allen GcjZ jedes Jahr Gedenkveranstaltungen mit Vorträgen organisiert, zu denen meist die Plätze von zerstörten oder wieder aufgebauten Synagogen aufgesucht werden. Die Gesellschaften und der DKR setzen sich außerdem für die Renovierung von noch vorhandenen Synagogen und für den Bau neuer Synagogen ein. In den siebziger Jahren war der DKR, nicht zuletzt durch eine großzügige Spende von Willy Brandt, der Vorstandsmitglied

⁷⁷⁴ Dirks, Walter: Zu einer neuen Woche der Brüderlichkeit, in: GcjZ/DKR: 50 Jahre Woche der Brüderlichkeit, Bad Nauheim/Karlsruhe, 03.03.2002, S. 19

Pater Willehad Paul Eckert das Geld, das Brandt für den Friedensnobelpreis bekommen hatte (300.000 DM), zu diesem Zweck überreichte, an der Renovierung der "Schola Grande Tedesca" in Venedig beteiligt. Die "Schola Grande Tedesca" ist eine Renaissance-Synagoge im Ghetto von Venedig, die von aschkenasischen Juden besucht wurde.⁷⁷⁵ Ebenso beteiligte sich die GcjZ Gelsenkirchen 2005 durch Spenden am Aufbau einer neuen Synagoge und die CJZ Stuttgart am Wiederaufbau der Synagoge in Freudenstadt.

zu 3.) Der 27. Januar

Der 27. Januar ist ebenfalls, seit er 1996 eingeführt wurde, als Holocaust-Gedenktag ein wichtiges Datum für GcjZ und DKR. Damit verbunden sind meist Zeitzeugen-Berichte und die Erinnerung an noch nicht erfolgte Entschädigungen. An diesem Tag arbeiten die meisten Gesellschaften mit anderen Institutionen, z. B. Volkshochschulen, Kirchengemeinden und jüdischen Gemeinden, zusammen. An diesem Gedenktag zeigt sich heute das Problem, dass immer mehr Zeitzeugen für das "Dritte Reich" sterben. So haben im Jahr 2005 von den damals 80 Gesellschaften nur zwei die Anwesenheit von Zeitzeugen zur Gedenkveranstaltung am 27. Januar in ihren Tätigkeitsberichten dokumentiert. Zahlreiche Gesellschaften beklagen in den Bemerkungen, die sie am Ende ihrer Tätigkeitsberichte anfügen, die Überalterung und den Mitgliederschwund durch das Sterben ihrer Mitglieder.

zu 4.) Gründung der ersten Gesellschaften

Die Gründung der ersten Gesellschaften im Jahr 1948 ereignete sich fast zeitgleich mit der Gründung des Staates Israel, worauf auch immer wieder Bezug genommen wird. Das Selbstverständnis der ersten Gesellschaft Augsburg-München-Regensburg weicht ganz erheblich von der Darstellung von Dr. Josef Foschepoth ab, der 1988-1990 Generalsekretär des DKR war und seine Doktorarbeit über die Anfänge der Gesellschaften schrieb. Er stellte z.B. die Gründung der Münchner Gesellschaft vor allem unter dem Aspekt dar, dass die amerikanische Militärverwaltung sich für diese Initiative einsetzte. Nach Ansicht von Martin Stöhr wird das eigene Engagement der deutschen Mitglieder zu wenig berücksichtigt.⁷⁷⁶ In der Tat gab es ja bereits vor der Gründung spätere Mitglieder, die sich bereits für Anliegen der späteren Gesellschaften eingesetzt hatten, so z. B. Anton Fingerle mit seinem "Komitee zur Bekämpfung des Antisemitismus", in dem auch Karl Scharnagl mitwirkte, und dies aus Eigeninitiative, ohne amerikanische Hilfe. Man darf auch nicht vergessen, dass Karl Scharnagl aus politischen Gründen im KZ gewesen ist und dass Julius Spanier, kaum aus dem KZ befreit, bereits 1945 Präsident der Israelitischen Kultusgemeinde in München wurde. Die Gründerväter waren Männer, die durchaus der Gesellschaft ihr eigenes Profil gaben und nicht einfach nur Vorgaben der Amerikaner übernahmen. Auch Gertrud Luckner, Theodor Bäuerle und viele andere waren bereits für die Werte engagiert, die später das Gerüst der Gesellschaften bilden sollten.

zu 5.) Die Gründung des Staates Israel am 14. Mai 1948

Die Gründung des Staates Israel ist ein weiteres wichtiges Datum, auf das besonders zu den Jubiläumsjahren eingegangen wird, mit Informationsveranstaltungen, Diskussionsrunden und den Vorträgen von Gästen aus Israel. Von Anfang an hatte Israel einen schwierigen Stand innerhalb seiner arabischen Umgebung. So berichtete das "Schwäbische Tagblatt" zur Anerkennung des Staates Israel im April 1948:

"USA und UdSSR erkennen Israel an (...)

Als erste der Großmächte haben die Vereinigten Staaten den am Freitag proklamierten unabhängigen Staat Israel de facto anerkannt. Die Initiative Washingtons hat in London und bei der Vollversammlung der UN Überraschung, in arabischen Kreisen Bestürzung hervorgerufen, hatte doch bisher die arabi-

⁷⁷⁵ Vgl. Eckert, Willehad Paul: Die Schola Grande Tedesca und das Ghetto von Venedig, in: Münz, Christoph; Sirsch, Rudolph W.: Wenn nicht ich, wer? Wenn nicht jetzt, wann? Zur gesellschaftlichen Bedeutung des deutschen Koordinierungsrates der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit (DKR), Münster 2004, S. 161ff

⁷⁷⁶ S. Interview im Anhang

sche Propaganda gegen den Zionismus damit operiert, dass die Schaffung eines jüdischen Staates der Errichtung einer sowjetischen Basis im Orient gleichkäme.⁷⁷⁷

Dass Propaganda von extremen Darstellungen lebt, ist keine Frage. Wie schnell aber Israel aus dem Blickwinkel seiner Nachbarländer von einer „sowjetischen Basis“ zum Brückenkopf des amerikanischen Imperialismus mutierte, kann nur schwer nachvollzogen werden. Als Vereine, die ihre Solidarität mit Juden und auch mit Israel nach außen tragen, sind die Gesellschaften immer wieder Anlaufpunkte für Israelkritik. Besonders zu Jubiläumsjahren wird das Thema „Israel“ auch in Podiumsdiskussionen und Kundgebungen publik gemacht. Auch außerhalb dieser Anlässe gab und gibt es bei den Gesellschaften Diskussionen um Israel, so z.B. 1960 auf der Woche der Brüderlichkeit in Stuttgart:

„Eine leidenschaftliche Diskussion entspann sich zwischen anwesenden arabischen und israelischen Studenten.“⁷⁷⁸

Allein im Jahr 1988, zum 40jährigen Gründungsjubiläum des Staates Israel, fanden bei den einzelnen deutschen GcjZ 244 Veranstaltungen zum Thema „Der Saat Israel“ und zum Zionismus statt, nicht eingerechnet Kunstausstellungen, Theateraufführungen, Konzerte, Israelreisen und Besuche von Israelis in den Gesellschaften, die ebenfalls zahlreich waren. Das Thema „Israel“ wurde aber nicht nur politisch angegangen, man beschäftigte sich auch mit der religiösen Bedeutung des biblischen Landes für Juden, Christen und Muslime und mit dem Israel, von dem in der Bibel erzählt wird. Teilweise bleiben Begriffe unklar, etwa, wenn vom „Land der Verheißung“ gesprochen wird:

Es handelt sich zwar um einen religiösen, ontologischen Ausdruck, er wird aber auf das moderne, Israel angewendet.⁷⁷⁹

Die Kontakte der meisten GcjZ und des DKR zu Israel sind intensiv. So war auf der „Woche der Brüderlichkeit“ 2007 der israelische Botschafter Shimon Stein anwesend. 1969 bekam Professor Dr. Ernst Simon aus Jerusalem die Buber-Rosenzweig-Medaille, 1975 Archbishop G. Appleton und Abt Laurentius Klein aus Jerusalem, 1982 Schalom Ben-Chorin aus Jerusalem, 1987 die Siedlung Neve Schalom/Wahat al Salam in Israel, 1988 der Arbeitskreis „Studium in Israel“, 1991 das Leo Baeck Erziehungszentrum in Haifa, 1996 Professor Dr. Josef Walk aus Jerusalem, 1998 Lea Rabin und 2008 der israelische Unternehmer Stef Wertheimer.⁷⁸⁰ Die Gesellschaften halten außerdem Kontakte zu ausgewanderten Juden aus Deutschland in Israel aufrecht und laden sie immer wieder in ihre alten Heimatstädte ein. Die GcjZ Stuttgart hat bis zum Jahr 2008 jährlich jüdische Auswanderer empfangen, nun wird das Programm nicht fortgesetzt, weil die Zielgruppe aus Altersgründen keine langen Reisen mehr macht. Die Einladungen in die alten Heimatstädte wurden bisher auch von Vielen angenommen. Allerdings schläft diese Initiative nicht nur in Stuttgart langsam ein, weil die ehemaligen Bürger eben immer älter werden und aus gesundheitlichen Gründen keine langen Reisen mehr machen können. Zuletzt sind aber auch schon einige Kinder und Enkel mitgekommen.⁷⁸¹ Die Beziehungen des DKR und der GcjZ nach Israel begannen lange vor der Aufnahme diplomatischer Beziehungen der Bundesrepublik Deutschland. Am 14. Februar grenzten sich die GcjZ von der Deutsch-Israelischen Gesellschaft dadurch ab, dass

„(...) die bilateralen politischen und kulturellen Beziehungen zwischen der Bundesrepublik und Israel als Aufgabenbereich der DIG, die pädagogischen, politischen und religiösen Aspekte christlich-

⁷⁷⁷ Schwäbisches Tagblatt, 19.05.1948, S. 1

⁷⁷⁸ Allgemeine Wochenzeitung der Juden in Deutschland, Nr.1/1960, S. 2

⁷⁷⁹ DKR/GcjZ: Tätigkeitsberichte der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit/des DKR 1988, Frankfurt 1989, Auswertung der gesamten Berichte

⁷⁸⁰ GcjZ/DKR: 1949-2009: So viel Aufbruch war nie, Themenheft 2009, Hannover 2009, Umschlagseite hinten

⁷⁸¹ CJZ Stuttgart: Gegen das Vergessen, 40 Jahre CJZ Stuttgart, Stuttgart 1989, S. 61/ Interview vom 2. Juli 2008 mit CJZ-Vorsitzender Ingrid Weiß, Stuttgart

jüdischer, bzw. deutsch-jüdischer Beziehungen als Betätigungsfelder für unsere Gesellschaft angesehen wurden.“⁷⁸²

In der Praxis pflegten aber vor allem die örtlichen GcjZ weiterhin auch regen kulturellen Austausch mit Israel. Wissenschaftler und Theologen aus Israel werden zu Veranstaltungen eingeladen. Politische Spannungen und Konflikte in Israel wirken sich bis heute auch auf die Arbeit des DKR und der Gesellschaften aus: Der erste gemeinsame Gottesdienst von Juden, Katholiken und Evangelischen fand während der Jahresversammlung der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit im Jahr 1967 aus Anlass des Ausbruchs des 6-Tage Krieges statt.⁷⁸³ Die Haltung des DKR und der GcjZ gegenüber dem Nahost-Konflikt lässt sich mittlerweile als kritisch pro-israelisch beschreiben, nachdem er lange unkritisch pro-israelisch war: Man pflegt gute Beziehungen zu Israelis und fühlt sich in Konflikten vor allem der israelischen Seite verpflichtet, es werden aber keine militanten Siedlergruppen oder andere radikale Gruppierungen unterstützt, sondern die israelische Friedensbewegung.

Der Einsatz für Frieden im Nahen Osten wird von den Mitgliedern der Gesellschaften meist biblisch begründet: Alle Menschen stammten in der Bibel von Adam und Eva ab und seien somit alle Kinder des einen Gottes, deren Aufgabe es sei, Leben zu erhalten und nicht zu zerstören.

Von Fundamentalisten, die Endzeitvorstellungen mit der Heimkehr von Juden nach Israel verbinden, grenzte sich der DKR ab, wie Martin Stöhr berichtete:

“Zu denen, die zu den frühen Mitarbeitern im Rahmen der DKR-Arbeit gehörten, sind Ernst Ludwig Ehrlich, Albert Friedlander, Shemaryahu Talmon, Zwi Werblowski, David Flusser und Schalom Ben-Chorin als Referenten und Publizisten zu nennen.

Nicht zu vergessen ist aber ein anderer Strang, von dem abzusetzen in diesen Anfangszeiten auch nötig wurde. H. Ehrenberg schon hatte die Säkularität des Staates Israel betont, nicht aber die religiöse Qualität Israels bestritten. Die Kritik trifft eine endzeitliche Verrechnungstheologie, z. B. in dem Buch von Petrus Huigens und in späteren Veröffentlichungen der Marienschwestern in Darmstadt (...)die bis heute in evangelikalen Kreisen zunehmend betrieben wird. Danach wird aus der Heimkehr Israels in sein Land eine bevorstehende Endzeit errechnet und zwar (wenn auch Israel liebend und von den Vertretern eines Großisrael wieder geliebt) in derselben, nur christliches “Wissen” absichernden Denkfigur, wie sie die Zerstörung Jerusalems zum Geschichtsbeweis für Israels Verwerfung über Jahrhunderte war. Diese Strömung eines christlich-zionistischen Fundamentalismus wächst derzeit wie alle Fundamentalismen und ist in den USA auch politisch relevant.“⁷⁸⁴

Während der Zeit des ersten Golfkrieges gab es zahlreiche Solidaritätskundgebungen der deutschen GcjZ für ihre israelischen Freunde, aber auch Diskrepanzen zwischen einigen Juden, die die Notwendigkeit sahen, Israel im Notfall verteidigen zu müssen, und einigen Christen, die in jedem Fall für Pazifismus plädierten.

Das Vertrauen auf den Bund mit Gott hat im Judentum trotz zahlreicher und schwerer Schicksalsschläge nicht nachgelassen, und so sehen viele von ihnen auch heute das „Heilige Land“ als Lohn für ihre Leiden von Gott.⁷⁸⁵ Der Historiker Hans-Joachim Schoeps betonte deshalb die Einzigartigkeit Israels nicht nur aus historischen, sondern auch aus religiösen Gesichtspunkten.⁷⁸⁶ Der christliche Dekan Rudolf Pfisterer, der zu Lebzeiten bei der GcjZ Stuttgart engagiert war, sah in der Wiederherstellung der Souveränität Israels ein heiliges

⁷⁸² Levinson, Nathan Peter: 20 Jahre GcjZ - Rückblick und Vorschau, in: Münz, Christoph; Sirsch, Rudolph W.: Wenn nicht ich, wer? Wenn nicht jetzt, wann? Zur gesellschaftlichen Bedeutung des deutschen Koordinierungsrates der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit (DKR), Münster 2004, S. 152

⁷⁸³ Ebd., S. 157

⁷⁸⁴ Stöhr, Martin: Notwendigkeiten und Schwierigkeiten einer christlich-jüdischen Zusammenarbeit - Einige Rückblicke, in: Münz, Christoph; Sirsch, Rudolph W.: Wenn nicht ich, wer? Wenn nicht jetzt, wann? Zur gesellschaftlichen Bedeutung des deutschen Koordinierungsrates der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit (DKR), Münster 2004, S. 86f

⁷⁸⁵ Schoeps, Hans Joachim: Die Erwählung Israels, in: Israel und Christenheit, Frankfurt 1961, S. 47

⁷⁸⁶ Vgl. ebd., S. 178

Geschichtsereignis, vergleichbar mit dem Auszug aus Ägypten und legte seine Haltung anhand eines Zitates von Walter Wurzburger dar:

„Viele jüdische Denker sehen in der Errichtung des Staates Israel eine Bestätigung des göttlichen Bundes, der das Volk mit seinem Land verbindet.“⁷⁸⁷

In diesem Zusammenhang machte er auch darauf aufmerksam, dass der Unabhängigkeitstag Israels als religiöses Fest begangen wird.

Auch Schalom Ben Chorin verteidigte diese Interpretation der Gründung Israels:

„Es darf nicht wundernehmen, dass jüdische Theologie im 20. Jh. von der Vernichtung von Millionen den Bogen zur Errichtung des Staates Israel spannt. Zerstörung und Aufbau, ganz im Sinne der Berufung des Jeremia (Jer. 1.10) zeigt den Sieg der Hoffnung über die Katastrophe der Stunde.“⁷⁸⁸

Zionismus und Messianismus sollte man nach Ansicht von Ben-Chorin besser unterscheiden, als dies üblich ist, sie gingen jedoch in einigen Fällen, etwa beim Staat Israel, ineinander über.⁷⁸⁹ Beachtet man, dass die meisten Israelis mit der Gründung ihres Staates nicht nur die Hoffnung auf einen sicheren Hort, in dem sie niemand verfolgen konnte, sondern auch die Hoffnung auf den baldigen Beginn eines messianischen Zeitalters, das heißt, auf eine friedliche, gottgefällige Gesellschaftsordnung in Israel und auf der ganzen Welt verbanden.

Problematisch ist, dass ein Gottesbild, bei dem Gott seinem Volk zwar ein Land schenkt, aber bei Untreue mit den schlimmsten Strafen zusetzt, weder von jüdischer, noch von christlicher Seite grundsätzlich in Frage gestellt wurde. Sowohl im Judentum als auch im Christentum ist das Bild eines strafenden Gottes als Quelle seelischer Nöte der Gläubigen erkannt worden. Positive Entwicklungen, wie die Gründung des jungen jüdischen Staates, werden jedoch weiterhin als Zeichen Gottes interpretiert. Selbst bei den Gesellschaften ist dies ein ungeklärtes Problem. Theologen, die ihre deutliche Ablehnung eines solchen Gottesbildes bekunden, bei dem menschliches Verhalten als Wirken Gottes interpretiert wird, sind in kirchlichen, wie in jüdischen Kreisen eher Außenseiter, wie etwa die Kirchenkritiker Karl-Heinz Deschner, Eugen Drewermann und Hubertus Mynarek. Die Vorstellung von einem strafenden Gott ist der Grund und die Ursache christlicher Judenfeindlichkeit. Was sollte Gott, dem antijudaistischen Gedankengebäude zufolge, härter bestrafen, als die Ablehnung seines „eingeborenen Sohnes Jesus Christus“? Eine Lösung, um sich nicht in solche gefährlichen Gedankengänge zu verstricken, wäre es, auf eine theologische Interpretation sowohl des schrecklichen Erlebnisses Holocaust als auch der als Erlösung empfundenen Gründung des israelischen Staates ganz zu verzichten. Die Mitglieder der GcJZ und des DKR vertreten darüber aber zum Teil ganz gegensätzliche Standpunkte darüber, ob bestimmte historische Ereignisse theologisch überhöht werden sollten oder nicht.

Folgende Grundsätze in der Zusammenfassung der bereits genannten Quellen zu dem Thema lassen sich dennoch feststellen:

1. Gott hat sein Volk, die Juden, nicht verworfen
2. Solidarität mit Israel
3. Unterstützung der israelischen Friedensbewegung
4. Gleichberechtigung der Araber
5. Schutz Israels vor Angriffen, deshalb Kritik des deutschen Waffenhandels mit dem

⁷⁸⁷ Wurzburger, Walter: The Jewish View – Messianic Perspectives, Encyclopedia Judaica, Jerusalem 1974, S. 150, Übersetzung von: Pfisterer, Rudolf: Verantwortung, Stuttgart 1985

⁷⁸⁸ Ben-Chorin, Schalom: Jüdischer Glaube, Strukturen einer Theologie des Judentums anhand des Maimonidischen Credo, Tübinger Vorlesungen, Tübingen 2001³

⁷⁸⁹ Ebd., S. 279

Irak, Iran und Saudi-Arabien

Die heutige israelische Politik wird in der deutschen Bevölkerung allgemein eher negativ aufgenommen. Ein Kommunikationsproblem besteht darin, dass sie zudem als Rechtfertigungsgrund für antisemitische Gefühle herangezogen wird. Dies hat unter anderem der im christlich-jüdischen Dialog engagierte Ernst Ludwig Ehrlich beobachtet:

„Wilhelm Heitmeyer legte in seiner Umfrage zur „gruppenbezogenen Menschenfeindlichkeit“ (Dezember 2004) den Befragten folgenden Satz vor: „Bei der Politik, die Israel macht, kann ich gut verstehen, dass man etwas gegen Juden hat.“ 44,4% der Befragten stimmten dieser Aussage zum Teil „voll und ganz“ zu. (...) Kritik an Israel selbst ist noch kein Antisemitismus. Israel ist wie jeder Staat berechtigter Kritik ausgesetzt. Hier jedoch liegt keine berechtigte Kritik vor, sondern eine unzulässige Verallgemeinerung und Verwandlung von Kritik in pauschale Abwertung aller Juden.“⁷⁹⁰

Die Gründung des Staates Israel war für den christlich-jüdischen Dialog in Deutschland förderlich, weil sie ein neues Selbstbewusstsein auf jüdischer Seite hervorrief. Da der Staat Israel als Zeichen gesehen wurde und wird, dass Gott sein Volk nicht im Stich gelassen habe, konnten sich die Überlebenden des Holocaust wenigstens so weit von dieser Katastrophe erholen, dass einige von Ihnen zum Gespräch mit interessierten Christen bereit waren. Bei den Deutschen, die sich an den Gesprächen bei den GcJZ beteiligten, herrschte jedoch ein Dilemma vor: Sollte man nun nach dem Desaster des Zweiten Weltkrieges und des Holocaust jegliche kriegerische Betätigung verurteilen, oder sollte man bei Israel eine Ausnahme machen? Dieses Problem ist bis heute nicht definitiv gelöst und ruft immer wieder neue Auseinandersetzungen hervor.

Aus religionswissenschaftlicher Sicht betrachtet, ist es problematisch, mit religiösen Argumenten politische Forderungen durchzusetzen, da es sich bei den religiösen Vorstellungen um innerhalb der einzelnen Gruppen als richtig wahrgenommene Begründungen handelt, die von anderen religiösen Gruppen wieder ganz anders und auch gegenteilig beurteilt werden können.

zu 6.) Die Bad Seelisberger und Bad Schwalbacher Thesen

Im August 1948 wurden in Bad Seelisberg in der Schweiz vom Internationalen Rat der Christen und Juden Thesen verabschiedet, die auf einer in Bad Schwalbach von den GcJZ veranstalteten Tagung für evangelische und katholische Geistliche und Religionslehrer beraten und am 8. Mai 1950 in eine neue Form gebracht wurden. Ich möchte hier eine kurze, sinn-gemäße Zusammenfassung der Bad Schwalbacher Thesen bringen:

1. Der Gott des Alten und des Neuen Testaments ist der gleiche.
2. Jesus war ein Jude. Christen haben durch ihn Anteil an der Erlösung, die Israel mit dem Kommen des Messias verbindet und die auch allen anderen Völkern schon durch den Abrahams-Segen mitverheißen ist.
3. Christus versöhnt Juden und Heiden. Es darf nicht vergessen werden, dass auch die
4. Apostel Juden waren.
5. Das Gebot der Nächstenliebe stammt schon aus dem Alten Testament.
6. „Die Juden“ sollen „den Christen“ gegenüber nicht herabgesetzt werden.
7. „Die Juden“ sollen nicht mit den Feinden Jesu gleichgesetzt werden.
8. „Die Juden“ sollen nicht als schuldig am Tode Jesu dargestellt werden.
9. Für Christen soll das Wort Jesu „Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun“, gelten.

Die Bad Schwalbacher Thesen zeigen, dass biblische Vorstellungen von einer „Verfluchung“ zu dieser Zeit noch nicht überwunden sind. So wurde formuliert:

⁷⁹⁰ Ehrlich, Ernst Ludwig: Antisemitismus, Israelkritik und das Leben in der Diaspora, Differenzierungen aus jüdischer Sicht, in: Schmid, Hansjörg; Frede-Wenger, Britta (Hrsg.): Neuer Antisemitismus? Eine Herausforderung für den interreligiösen Dialog, Berlin 2006, S. 32

„Wie allenthalben in der Geschichte dieses einzigartigen Volkes darf hier von Fluch nicht gesprochen werden, wo nicht erst recht der Segen bezeugt wird.“⁷⁹¹

Deutlicher könnte man die von mir bereits geschilderte Ambivalenz nicht ausdrücken: Wo vorher allein ein Fluch war, sollte nun Fluch und Segen zugleich sein: Eine unmögliche Konstruktion, die jede Kommunikation ad absurdum führen müsste.

Es zeigt auch, dass auch die GcJZ und der DKR einen langen Weg zurückgelegt haben, auf dem nur schrittweise eine Anerkennung des jüdischen Volkes als eigenständiges, selbstbewusstes Volk möglich war, ohne ihm einen Schuldkomplex wegen des Todes Jesu Christi aufzulasten.

zu 8.) Die Entwicklung des Antisemitismus in der BRD

Antisemitismus bezeichnet eine negative, vorurteilsvolle Haltung gegenüber Juden, einfach deshalb, weil sie Juden sind.⁷⁹² *Israelkritik an sich ist kein Antisemitismus.* Sie kann allerdings antisemitische Motive in sich tragen, wenn sie zum Anlass genommen wird, Vorurteile zu verbreiten.

Der Koordinierungsrat der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit hat mehrfach die einseitige Berichterstattung in deutschen Medien kritisiert, wo Israel meist als Aggressor erscheint. So schrieb er im Kontext der eskalierenden Lage im Nahen Osten:

„An dieser Stelle sind vor allem auch die Presse- und Bildmedien gefragt. Wir stellen fest, dass die Berichterstattung in Bild und Wort an vielen Stellen einseitig erfolgt: Die israelische Seite wird in erster Linie als brutale Täter dargestellt, die palästinensische überwiegend als bloßes Opfer. Auf diese Weise macht sich unter der Hand, z.T. aber wohl auch bewusst geschürt antiisraelische Stimmung breit. Dass diese Stimmung von antisemitischen Kreisen instrumentalisiert werden kann und wird, liegt auch auf der Hand. Unsere Befürchtung ist, dass dieser Konflikt sich auch gesteigert gegen die jüdische Gemeinschaft in Deutschland auswirkt.“⁷⁹³

Umstritten ist, ob auch der „Philosemitismus“ als Antisemitismus anzusehen sei. Da ein solches Verhalten nicht von differenziertem Denken geprägt ist und deshalb auch leicht wieder in Ablehnung umkippen kann, plädieren manche Antisemitismusforscher dafür, auch Philosemitismus als verkappten Antisemitismus einzuschätzen. Andererseits werden die „Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit“ als philosemitischer Verein eingestuft.⁷⁹⁴ Dies wäre, wenn es sich bewahrheitete, eine Problemanzeige, es würde bedeuten, dass in diesen Vereinen kein realitätsnahes, an der jüdischen Wirklichkeit orientiertes Denken vorherrsche, sondern ein verzuckertes Judenbild. Diese Kritik trifft nur in Einzelfällen zu. Generell besteht mit einem weltfremden Philosemitismus bei den Gesellschaften kein Problem, denn:

Durch die Zusammenarbeit mit wirklichen Juden werden die Phantasiebilder, die man eventuell aus seiner Kindheit mit sich herumträgt, relativiert.

In den letzten sechs Jahren hat der DKR 35 Stellungnahmen, offene Briefe, Presseerklärungen und Aussagen in Presseartikeln publik gemacht, die sich auf punktuelle Ereignisse der Judenfeindschaft und Diskriminierung von Juden bezogen, so z. B. zum Anschlag auf Rabbiner Gurevitch in Frankfurt (Stellungnahme vom 09.09.2007), zum Termin des Spiels Bayern München – Maccabi Tel Aviv an Jom Kippur, dem höchsten jüdischen Feiertag 2004, zum Antisemitismus in der FDP (Stellungnahme vom 31.05.2002) und zu zahlreichen ande-

⁷⁹¹ Bad Schwalbacher Thesen (1950), in: Münz, Christoph; Sirsch, Rudolph W.: Wenn nicht ich, wer? Wenn nicht jetzt, wann? Zur gesellschaftlichen Bedeutung des deutschen Koordinierungsrates der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit (DKR), Münster 2004, S. 288

⁷⁹² Vgl. Gniechwitz, Susan: Antisemitismus im Lichte der modernen Vorurteilsforschung: Kognitive Grundlagen latenter Vorurteile gegenüber Juden in Deutschland, Berlin 2006, S. 3ff

⁷⁹³ Brandt, Henry; Schulz-Jander, Eva; Schaller, Berndt: Stellungnahme zur gegenwärtigen Eskalation im Nahostkonflikt, http://www.deutscher-koordinierungsrat.de/01_04_mehr.php?pNUM=7&mID=3, Erscheinungsdatum: 12.04.2002, Abrufdatum: 16.08.2008

⁷⁹⁴ Vgl. Gniechwitz, Susan: Antisemitismus im Lichte der modernen Vorurteilsforschung: Kognitive Grundlagen latenter Vorurteile gegenüber Juden in Deutschland, Berlin 2006, S. 3ff

ren Anlässen.⁷⁹⁵ Auch auf der Internetseite des GcjZ-Mitgliedes Hubert Frankemölle, „Compass-Infodienst“, wird ständig kritisch zur neuesten Entwicklung des Antisemitismus in Deutschland informiert.⁷⁹⁶

Judenfeindschaft in der Bundesrepublik ist so alt wie die Bundesrepublik selbst. Auch in der ehemaligen DDR gab es Antisemiten, jedoch viel weniger als in der BRD (S. Tabelle). Die Judenfeindschaft äußert sich in verschiedenen Kontexten:

In der Politik:

1. Kritik an Israel wird instrumentalisiert, um Wähler vom rechten Rand zu gewinnen oder populistisch zu wirken (z.B. von Jürgen Möllemann, FDP)
2. Die Nazizeit oder ehemalige Nazis werden verharmlost
3. Ehemalige Nazis wurden nach dem Krieg im Geheimdienst und an anderen wichtigen staatlichen Stellen eingesetzt⁷⁹⁷ und verbreiten zum Teil noch bis heute ihr antisemitisches „Gedankengut“
4. Straßen und öffentliche Gebäude wurden nach „Nazigrößen“, nationalsozialistischen Dichtern usw. benannt (z.B. Kuni-Tremel-Eckert-Str. in Burgkunstadt, Oberfranken; Adolf-Stöcker-Gemeindehaus in Minden und viele andere)

In der Gesellschaft:

1. Jüdische Friedhöfe werden geschändet.
2. Ehemalige Synagogen werden als Lagerhäuser benutzt, das Andenken nicht gewahrt.
3. Jüdische Einrichtungen werden beschmiert und angegriffen.
4. Juden in Deutschland werden für die israelische Politik verantwortlich gemacht und wiederholt und provokativ deshalb verbal und körperlich attackiert.
5. Die „Schlusstrich-Debatte“ wird von Dichtern (z.B. Martin Walser) und anderen Personen des öffentlichen Lebens immer wieder angeschnitten.
6. Es wird behauptet, man „dürfe“ als Deutscher keinen Stolz auf sein Land zeigen und „die Juden“ werden deshalb beschuldigt (Verschwörungstheorien).⁷⁹⁸

Zu beobachten ist über die Jahre hinweg, dass es immer in der Bundesrepublik, bzw. heute in Gesamtdeutschland, einen bestimmten „Mindestbestand“ an Antisemiten gibt, welche je nach aktueller politischer Lage immer wieder neue „Gründe“ oder Argumente für ihren Antisemitismus anführen. Gibt es keinen konkreten Anlass, den man als Begründung für eine judenfeindliche Haltung missbrauchen könnte, so werden alte, mythisch oder legendär zu nennende Vorwürfe angeführt. Juden hätten „Jesus gekreuzigt“, sie wären ungehorsam gegenüber Gott gewesen oder sie seien auf Christen- (oder Muslimen-) Blut aus.

Die Entwicklung des Antisemitismus lässt sich tabellarisch folgendermaßen überblicken:

Jahreszahl	Prozentsatz Bundesrepublik	Prozentsatz ehem. DDR	Quelle
1948	20-40%		Benz, Wolfgang: Was ist Antisemitismus?, München 2004, S. 194ff
1949	20-40%		ders.
1950	60%		ders.

⁷⁹⁵ Auswertung der Dokumentation, DKR: Stellungnahmen – Presseerklärungen – Pressespiegel, http://www.deutscher-koordinierungsrat.de/01_04.php?pNUM=1, 2002-2008, Abrufdatum: 16.08.2008

⁷⁹⁶ Münz, Christoph: Compass Infodienst, <http://www.compass-infodienst.de/Impressum.25.0.html>, erscheint täglich, außer in der Sommerpause, Abrufdatum: 16.08.2008

⁷⁹⁷ Münz, Christoph; Sirsch, Rudolph W.: Wenn nicht ich, wer? Wenn nicht jetzt, wann? Zur gesellschaftlichen Bedeutung des deutschen Koordinierungsrates der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit (DKR), Münster 2004, S. 300

⁷⁹⁸ Zu den Vorfällen in Politik und Gesellschaft S. auch: GcjZ/DKR: 1949-2009, So viel Aufbruch war nie, Themenheft 2009, Hannover 2009, S. 52

1951	60%		ders.
1952	60%		ders.
1953	60%		ders.
1954	60%		ders.
1955	60%		ders.
1956	60%		ders.
1957	60%		ders.
1958	60%		ders.
1959	60%		ders.
1960	61%		ders.
1961	61%		ders.
1962	61%		ders.
1963			Keine Untersuchung
1964			Keine Untersuchung
1965			Keine Untersuchung
1966			Keine Untersuchung
1967			Keine Untersuchung
1968			Keine Untersuchung
1969			Keine Untersuchung
1970			Keine Untersuchung
1971	45%		Benz, Wolfgang: Was ist Antisemitismus?, München 2004, S. 194ff
1972	45%		ders.
1973	45%		ders.
1974	45%		ders.
1975	45%		ders.
1976	45%		ders.
1977	45%		ders.
1978	45%		ders.
1979	45%		ders.
1980	15-20%		Gniechwitz 2006 ⁷⁹⁹ , S. 51
1981	15-20%		Gniechwitz 2006, S. 51
1982	15-20%		Gniechwitz 2006, S. 51
1983	15-20%		Gniechwitz 2006, S. 51
1984	15-20%		Gniechwitz 2006, S. 51
1985	15-20%		Gniechwitz 2006, S. 51
1986	15%		Benz, Wolfgang: Was ist Antisemitismus?, München 2004, S. 194ff
1987	15%		ders.
1988	15%		ders.
1989	15-20%		Gniechwitz 2006, S. 53
1990	16%	4%	Benz, Wolfgang: Was ist Antisemitismus?, München 2004, S. 194ff
1991	16%	4%	ders.
1992	16%	4%	ders.
1993	16%	4%	ders.
1994	16%	4%	ders.
1995	16%	4%	ders.
1996	16%	4%	ders.
1997	16%	4%	ders.
1998	16%	4%	ders.

⁷⁹⁹ Gniechwitz, Susan: Antisemitismus im Lichte der modernen Vorurteilsforschung: Kognitive Grundlagen latenter Vorurteile gegenüber Juden in Deutschland, Berlin 2006, S. 51ff

1999	16%	4%	ders.
2000	16%	4%	ders.
2001	15-20%		Gniechwitz 2006, S. 60
2002	13%		Gniechwitz 2006, S. 60
2003			
2004			
2005			
2006			
2007			
2008	10%	10%	Deutschlandradio Kultur ⁸⁰⁰ , 07.02.2008

Mit folgenden Erklärungen hat der Deutsche Koordinierungsrat der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit auf Antisemitismus reagiert:

1953: Besserung der mitmenschlichen Beziehungen, Resolution der ErzieherTagung in Seeheim a.d. Bergstraße am 21./22.11.1953 sowie des Deutschen Koordinierungsrates und seiner Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit. Dort heißt es:

„Wie ernst die Lage ist, zeigte am Beispiel diskriminierender und aggressiver Vorurteile ein auf der Tagung erstatteter Bericht über eine psychologische Untersuchung, die an Schülern in einer westdeutschen Stadt vorgenommen wurde. Ein unerwartet hoher Prozentsatz zeigte z.B. antisemitische Voreingenommenheit.“⁸⁰¹

Anfang 2008 wurde von einer amerikanischen Kommission der Antisemitismus in Europa untersucht. Man kam zu dem Ergebnis, dass in allen europäischen Staaten ein harter Kern von 10% der Bevölkerung antisemitisch eingestellt seien. Bei aktuellen politischen Ereignissen, z. B. Auseinandersetzungen mit Palästina, steige der Antisemitismus an. Die amerikanische Kommission zeigte sich besorgt. Als Strategien gegen den Antisemitismus schlug sie zwei Methoden vor:

- 1.) Aufklärung durch die OSZE und
- 2.) Erziehung als wichtigstes Instrument.⁸⁰²

Daran, dass 1962 der Antisemitismus nicht abnahm, zeigt, dass die Bevölkerung in dieser Hinsicht nicht unmittelbar auf das Bekanntwerden der Auschwitz-Prozesse von 1961 reagierte. Allerdings trat eine Besserung dadurch ein, dass Pädagogen und Wissenschaftler die neuerliche Konfrontation mit der Wahrheit der Unmenschlichkeit in den KZs zum Anlass nahmen, auf dem Sektor der Kindererziehung und der Aufklärung der Bevölkerung noch stärker tätig zu werden. Die GcjZ waren dabei beteiligt:

„Wie sehr der Erzieherausschuss gesellschaftspolitische Themen aufnahm, zeigt u.a. der Eichmann-Prozess. Auf der ErzieherTagung „Die Frage des Rechtsbewusstseins als Grundlage demokratischer Erziehung“ am 10./11. November 1961 wird über die Auswirkungen des Eichmann-Prozesses diskutiert (...)“ und es wird beschlossen: „Jugendarbeitsgemeinschaften, in denen junge Menschen mit Zeugen der Vergangenheit konfrontiert werden und deren Schicksale kennen lernen, können die Entwicklung zum selbständigen Menschen fördern.“⁸⁰³

Die Bedeutung der Erziehungsinhalte und des Erziehungsstils für die Fremden- und Judenfeindlichkeit ist nicht zu unterschätzen.

⁸⁰⁰ Deutschlandradio Kultur: „Antisemitismus in Europa“, Sendung vom 07.02.2008, 14:00 Uhr

⁸⁰¹ Münz, Christoph; Sirsch, Rudolph W.: Wenn nicht ich, wer? Wenn nicht jetzt, wann? Zur gesellschaftlichen Bedeutung des deutschen Koordinierungsrates der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit (DKR), Münster 2004, S. 291

⁸⁰² Deutschlandradio Kultur: „Antisemitismus in Europa“, Sendung vom 07.02.2008, 14:00 Uhr

⁸⁰³ Christoph Münz, Rudolf W. Sirsch: „Wenn nicht ich, wer? Wenn nicht jetzt, wann? Zur gesellschaftspolitischen Bedeutung des Deutschen Koordinierungsrates der Gesellschaften für Christlich-jüdische Zusammenarbeit, Münster 2004, S. 130

Folgende Gründe gibt es für die Verbreitung antisemitischen Gedankenguts in Deutschland:

1. Die Prägung durch nationalsozialistisch orientierte Eltern und Großeltern
2. Die Prägung durch antijüdische (Religions-) Lehrer und Pfarrer
3. Der Einfluss der allgemeinen Berichterstattung in Fernsehen, Zeitung und Internet über Judentum und Israel
4. Der Einfluss von emotionsgeladenen Spielfilmen und Theaterstücken, in denen Juden eine einseitig negative Rolle spielen und zudem noch klischeehaft dargestellt werden (Oberflächliche Sandalen- oder Bibelfilme, Mel Gibsons „The Passion of Christ“, Oberammergauer Festspiele vor 1984, Wagner-Opern⁸⁰⁴, Shylock etc.)
5. Der Einfluss speziell rechter Propaganda, z.B. Kampagnen der NPD
6. Die peer-group, in der man aufwächst, bzw. die Stammtisch- oder Vereinskontakte von Erwachsenen
7. Verbreitung von Gerüchten und Verschwörungstheorien
8. Mangelnde Information über das Judentum, die zu Konflikten oder verunsichernden Begegnungen mit Juden führt

Die verschiedenen Gründe können sich auch überschneiden. Dies möchte ich anhand eines Beispiels darlegen: In einem Interview bei Deutschlandradio Kultur am 16. Mai 2007 um 8:30 Uhr gab der NPD-Aussteiger Matthias Adrian an, dass seine Großmutter ihm „erklärt“ habe, dass es die KZs gab, weil „die Juden unseren Herrgott umgebracht haben“, und dass „die Juden“ deshalb verflucht seien. Dies lässt schließen, dass er durch diese Erzählungen ein negatives „Judenbild“ bereits hatte, *bevor* er mit der NPD in Kontakt kam. Diese bestätigte seine Weltsicht nur und hatte damit bei ihm „leichtes Spiel“, da Menschen einander im Allgemeinen sympathischer finden, wenn sie sich gegenseitig in ihrer Sicht auf die Welt bestätigen.

Antisemitismus hängt vom Alter ab.

„In der Literatur gibt es empirische Belege dafür, dass mit zunehmendem Alter antisemitische Vorurteile häufiger werden.“⁸⁰⁵

Hier macht sich der Einfluss der NS-Erziehung bemerkbar. Allerdings spielt auch ganz allgemein eine Änderung des Erziehungsstils eine Rolle. Dauerhaft senkt sich der Prozentsatz an Antisemiten nur, wenn sich im Laufe der Generationen die Erziehung ändert. Das gilt sowohl für die religiöse als auch für die häusliche Erziehung. Dabei müssten sich besonders zwei Aspekte ändern: Zum einen müsste der autoritäre Erziehungsstil und die so genannte „Schwarze Pädagogik“ mit der Zeit nachlassen und einem neuen Stil, der leider noch nicht gefunden wurde, Platz machen. Zum anderen müsste die Vermittlung von Feindbildern in den Familien nachlassen. Die Aufklärung nach dem „Dritten Reich“ hat dazu geführt, dass offener Antisemitismus geächtet wird. Dadurch hat sich ein latenter Antisemitismus herausgebildet. Dieser wird unter vorgehaltener Hand verbreitet, meist noch mit dem Zusatz, aber man *dürfe ja eigentlich* nichts gegen Juden sagen. Durch die eingeschränkte Ausbreitung des Antisemitismus in der Öffentlichkeit hat sich auch die Zahl judenfeindlicher Denkmuster verringert. Den Gesellschaften geht es aber nicht darum, „nur“ den Antisemitismus zu bekämpfen. Daneben gibt es zur Zeit (2008) zahlreiche andere Feindschaften gegen Bevölkerungsgruppen. Während der Antisemitismus tendenziell abnimmt, wächst die negative Einstellung gegenüber Muslimen. Eine dauerhafte Lösung dieses Problems kann nur in einer Veränderung der Kindererziehung (auf beiden Seiten) liegen.

⁸⁰⁴ „Bekanntlich hat Richard Wagner niemals eine seiner Bühnenfiguren als jüdisch bezeichnet. Gleichwohl wurde immer wieder behauptet, dass Figuren wie Mime, Alberich, Beckmesser und Kundry Judenporträts bzw. -karikaturen darstellen, da Wagners Texte zur jüdischen Frage die Subtextdualisierung der musikdramatischen Werke förmlich provozieren.“ Hermann Danuser: Jüdische Charakterzeichnung in Wagners Werk? Dramaturgische und musikalische Aspekte, <http://www.rhul.ac.uk/music/golden-pages/Conferences/98-8-wuj.html>, Erscheinungsdatum: August 1998, Abrufdatum: 16.08.2008

⁸⁰⁵ Gniechwitz, Susan: Antisemitismus im Lichte der modernen Vorurteilsforschung: Kognitive Grundlagen latenter Vorurteile gegenüber Juden in Deutschland, Berlin 2006, S. 69

zu 9.) Die 68er Bewegung

In einigen Punkten waren die GcjZ und der DKR der 68er-Bewegung weit voraus, in anderen stimmten sie nicht mit ihr überein. Die Grundgedanken, die sie mit dieser Bewegung teilten, waren: Das Streben nach Bewältigung der Vergangenheit des Nationalsozialismus, der Wunsch, dass die Elterngeneration sich nicht in Schweigen hüllen, sondern ihre Schuld bekennen möge, die Kritik daran, dass in der Nachkriegszeit noch so viele Nazi-Verbrecher am Werk waren, der Wunsch nach einer nicht autoritären Erziehung und das Engagement für sozial Benachteiligte und Diskriminierte, so etwa auch für die Farbigen in den USA und in Deutschland. Außerdem teilten sie die grundsätzliche Ablehnung gegen Kriege und ihre Erklärung aus dem herrschenden gesellschaftlichen System, das noch verbessert werden sollte. (Problematisch war jedoch, dass die GcjZ ihre Ablehnung bei der Wehrhaftigkeit Israels einschränkten und bestimmte Flügel der Studentenbewegung Gewalt im Dienste der Befreiung des Proletariats befürworteten.) Nicht teilen konnten sie allerdings die antizionistische und teilweise sich bis zum Antisemitismus steigernde Israelkritik der 68er Bewegung. Die "Vergangenheitsbewältigung" war von Anfang an ein Ziel der GcjZ und des DKR. Bereits im ersten Artikel, der 1948 über die Münchner GcjZ in der Süddeutschen Zeitung veröffentlicht wurde, wurde auf die Zeit des Nationalsozialismus hingewiesen:

"Ausgehend von dem Gedanken, dass die deutsche Vergangenheit durch die Auswirkungen rassischer und religiöser Diskriminierung in ihrer katastrophalen Entwicklung wesentlich beeinflusst wurde, stellte er [Everett Clinchy] die Gewinnung eines echten, nicht phraseologisch verstandenen Geists der Brüderlichkeit und der moralischen Verantwortung als Fundament einer erträglichen Zukunft dar, deren *gemeinsame* Pflege vor allem den Religionsgesellschaften obliegen müsse."⁸⁰⁶

In den 50er Jahren war die Zeit des Nationalsozialismus noch ein Stiefkind des Geschichtsunterrichts in den Schulen, erst in den 60ern wurde besser aufgeklärt. Dies hatte allerdings auch den Effekt, dass die Schüler ein problematisches Verhältnis zu ihren eigenen Eltern und Großeltern entwickelten, wenn sie feststellen mussten, dass auch sie in Naziverbrechen verwickelt waren oder dazu geschwiegen hatten. Theodor W. Adorno, der Schüler Paul Tillichs war, hielt 1959 einen Vortrag vor dem Deutschen Koordinierungsrat der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit, mit dem Titel: "Was bedeutet: Aufarbeitung der Vergangenheit". Er kritisiert darin "Aufarbeitung der Vergangenheit" als Schlagwort, das meistens in dem Sinn gebraucht werde, dass man das "Dritte Reich" einfach vergessen und verdrängen wolle.⁸⁰⁷ 1966 hielt er einen weiteren Rundfunkvortrag zu diesem Thema. Wie Herbert Marcuse, der Vordenker der 68er Studentenbewegung, sah er in der bewussten Auseinandersetzung mit den Gräueln des Naziregimes eine Voraussetzung für die Schaffung einer Gesellschaft, die in Zukunft gegen Tendenzen zum Faschismus gewappnet ist. Wie Marcuse stand er der aktuellen deutschen Demokratie skeptisch gegenüber, sah in ihr faschistische Kräfte am Werk und vermutet die Gefahr eines neu auflebenden Faschismus, der nicht allein durch die Tatsache, dass die Demokratie eingeführt worden ist, gebannt ist, sondern deren Abwendung weiterer Bemühungen bedarf. Marcuse war jedoch noch viel stärker skeptisch gegenüber der damaligen deutschen Gesellschaft als Adorno. Adorno war der Ansicht, dass eine Distanzierung zu Hitler bei der deutschen Bevölkerung zu dem Zeitpunkt seiner Rede noch gar nicht wirklich stattgefunden habe. Er begründete dies damit, dass nicht zu bemerken sei, dass die Einzelnen sich nicht über den Zusammenbruch des "kollektiven Narzissmus", der unter Hitler vorgeherrscht habe, bewusst seien.

"Auch jene Panik blieb aus, die nach Freuds Theorie aus "Massenpsychologie und Ich-Analyse" dort sich einstellt, wo kollektive Identifikationen zerbrechen. Schlägt man nicht die Weisung des großen Psychologen in den Wind, so lässt das nur eine Folgerung offen: dass insgeheim, unbewusst schwelend und darum besonders mächtig, jene Identifikationen und der kollektive Narzissmus gar nicht zerstört wurden, sondern fortbestehen."⁸⁰⁸

806 Süddeutsche Zeitung, 7. 8. 1948, in: GcjZ Augsburg-München-Regensburg: 50 Jahre Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit München, München 1998, S. 25

807 Vgl.: Adorno, Theodor W.: "Ob nach Auschwitz noch sich leben lasse", Frankfurt 1997, S. 31

808 Adorno, Theodor W.: "Ob nach Auschwitz noch sich leben lasse", Frankfurt 1997, S. 39

Adorno kritisiert die Verdrängung der Schuld bei den Deutschen als berechnend und legt dar, dass die Erinnerung dem Fortkommen geopfert wird. Die Massen hätten sich nicht geändert: Wie in der Nazizeit nur wenige im Widerstand waren, so verdrängten die meisten bis dato ihre Schuld. Das Problem des autoritätsgebundenen Charakters sei es, dass er sich mit der Macht und nicht mit den Inhalten identifiziere, sprich: Er hängte sein Fähnchen nach dem Wind und tat, was ihm opportun erschien.

Sowohl Adorno als auch Marcuse hatten große Zweifel daran, ob das Modell der westlichen Demokratie davor gewappnet sei, mit rechtsradikalen Kräften durchwandert zu werden.

Marcuse sah aufgrund dessen die Aufgabe gegeben, auf einen "libertären Sozialismus" hinzuwirken, während es Adorno darum ging, die Deutschen mit pädagogischen Methoden und psychologischer sowie politischer Aufklärung zu guten Demokraten auszubilden. Anders als andere Vertreter der amerikanischen reeducation glaubte er nicht an die Bekämpfung von Vorurteilen und rassistischer Diskriminierung durch wirtschaftlichen Wohlstand. Er sagte:

"Aber ich bezweifle, ob das sogenannte Wirtschaftswunder, an dem alle zwar partizipieren, über das aber zugleich alle auch etwas hämisch reden, sozialpsychologisch wirklich so tief reicht, wie man in Zeiten relativer Stabilität denken könnte."⁸⁰⁹

Als Lösung gegen die Gefahr des Nationalsozialismus, bei ihm "Faschismus" genannt, bot Marcuse die Verweigerung gegen das bestehende Gesellschaftssystem an, während Adorno die Weiterentwicklung der Demokratie durch die Ausbildung besserer Demokraten offerierte. Die Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit verfolgten das Modell Adornos, wobei es ihnen besonders um die Aufklärung der Gesellschaft über Mechanismen des Antisemitismus und um die Erziehung zu Pluralismus und Toleranz ging. Dies wurde in den letzten Jahren verstärkt deutlich durch die Zusammenarbeit der Gesellschaften mit den Aktionen "Schule ohne Rassismus" und "Gesicht zeigen". Hier wurde durchaus an das angeknüpft, was die aus dem Exil in den USA nach Deutschland gekommenen Wissenschaftler Theodor W. Adorno, Max Horkheimer und Herbert Marcuse angestoßen hatten, was in den 60er Jahren nach den Prozessen gegen die Nationalsozialistischen Verbrecher in Deutschland besonders stark verbreitet war und dann durch den Kalten Krieg zeitweise einschloß: Die Erziehung zu Menschen, die dem Nationalsozialismus trotzen könnten. Für Marcuse war der Beweggrund für seine Theorie, ein zweites Auschwitz zu verhindern und die Angst vor einer faschistischen Gesellschaft. Sein Gesellschaftsmodell war kommunistisch. Einen "Dritten Weg" zwischen Kommunismus und Kapitalismus hielt er für unmöglich, und den Kapitalismus lehnte er ab. Den Kommunismus sah er außerdem als Möglichkeit an, die Lebensbedingungen in rückständigen Ländern zu verbessern und wirtschaftliche und gesellschaftliche Veränderungen einzuläuten. Durch den Kalten Krieg wurden die Handlungsmöglichkeiten für Gesellschaftskritiker und Reformen eingeschränkt, weil nun der Kommunismus nicht mehr als Alliierte Macht, sondern als Feindbild für die westliche Welt empfunden wurde. Warum aber führte der Kalte Krieg dazu, dass ganz allgemein Bemühungen der reeducation, ob kommunistisch geprägt oder nicht, immer weniger unterstützt wurden? Weil die Amerikaner in Deutschland nun in immer größerem Maße mit dem neuen Feindbild Kommunismus beschäftigt waren. Sie waren in erster Linie daran interessiert, Westdeutschland in die NATO einzubinden. Dabei kam man immer mehr von der Warnung vor dem Nationalsozialismus ab und konzentrierte sich auf die Warnung vor dem Kommunismus. Diese verbarg sich bereits 1959 in Adornos Worten:

"Erinnert man die Menschen an das Allereinfachste: dass offene oder verkappte faschistische Erneuerungen Krieg, Leiden und Mangel unter einem Zwangssystem, am Ende vermutlich die russische Vorherrschaft über Europa zeitigen; kurz, dass sie auf Katastrophenpolitik hinauslaufen, so wird sie das tiefer beeindruckend als Ideale oder selbst das Leid der anderen, mit dem man ja, wir schon La Rouchefoucault wusste, immer verhältnismäßig leicht fertig wird."⁸¹⁰

809 Adorno, Theodor W.: "Ob nach Auschwitz noch sich leben lasse", Frankfurt 1997, S. 39

810 Adorno, Theodor W.: "Ob nach Auschwitz noch sich leben lasse", Frankfurt 1997, S. 47

Die Gefahr der russischen Vorherrschaft verdrängte das Interesse an der begonnenen Umerziehung.

Die 68er Bewegung, zu der sich Marcuse, aber nicht Adorno rechnete, war die Antwort auf die amerikanische antikommunistische Politik und war eine direkte Reaktion auf die Unterdrückung der Farbigen in den USA und den Vietnamkrieg. Vor allem durch den Vietnamkrieg entwickelten die dieser Bewegung angeschlossenen Studenten eine Amerika-kritische Haltung und daraus resultierend standen sie auch Israel, das mittlerweile von den USA unterstützt wurde, kritisch gegenüber. Sie wollten sich nicht mehr von Amerikanern umerziehen lassen, sondern ihre Erziehung selbst in die Hand nehmen, und dies wurde von Marcuse unterstützt. Durch die Studentenbewegung kam es zur Spaltung zwischen Marcuse auf der einen Seite und Adorno und Horkheimer auf der anderen Seite. Alle drei waren aus dem nationalsozialistischen Deutschland in die USA geflohen und arbeiteten in New York am Institut für Sozialforschung, dessen Studien darauf hinausliefen, dass es einen spezifisch autoritären Charakter gebe, der besonders für den "Faschismus" anfällig sei. Nach dem Krieg kehrten Adorno und Horkheimer nach Deutschland zurück, um die neue deutsche Gesellschaft mit aufzubauen. Sie gründeten das Institut für Sozialforschung in Frankfurt neu. Marcuse arbeitete dort zwar auch mit, blieb aber amerikanischer Staatsbürger. Durch die Studentenbewegung kam es zum Streit zwischen Marcuse auf der einen und Horkheimer und Adorno auf der anderen Seite. Dieser Konflikt steigerte sich noch, als die geschäftsführenden Direktoren des Instituts für Sozialforschung, Ludwig v. Friedeburg und Theodor W. Adorno 1969 das von Studenten besetzte Gebäude von der Polizei räumen ließen. Marcuse war in diesem Streit auf Seiten der Studenten.⁸¹¹ Die reeducation war so aus dem Ruder gelaufen, Adorno musste zur Autorität der Polizei Zuflucht nehmen. Die Studenten nahmen ihre Erziehung selbst in die Hand, wobei sie sich immer stärker dem Kommunismus zuwandten, was wiederum größere Distanz zu den amerikanischen Vorstellungen bedeutete, in denen der Kommunismus eine undemokratische Gefahr darstellte. Doch nicht nur die Drohung kommunistischer Vorherrschaft spielte eine Rolle bei der Umerziehung der Deutschen.

Wie die 68er ihre Utopie hatten, so auch die Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit: Sie strebten, und streben bis heute die vollkommen brüderliche Gesellschaft an, in der niemand diskriminiert wird.

Ich möchte die wesentlichen Züge der Erwartungen an die Zukunft bei den 68ern und bei den Gesellschaften und dem DKR gegenüberstellen. Dazu ist zu bemerken, dass Theodor W. Adorno und Max Horkheimer Mitglieder des Deutschen Koordinierungsrates waren, während Herbert Marcuse außerhalb der Gesellschaften stand. Marcuse war einer der Vordenker der Studentenrevolten. Adorno und Horkheimer standen seinem Denken zwar sehr nahe, unterstützten aber die Revolten nicht. Marcuse ist also ein Vertreter der Grundgedanken der Revolten, während Adorno und Horkheimer die Grundgedanken der Gesellschaften und des DKR prägten und auch nach außen vertraten.

Marcuses Bild der deutschen Gesellschaft und der Welt allgemein war, durch die Erfahrung, dass Auschwitz möglich war, eher negativ. Er glaubte nicht an die Demokratie, wie sie zu seiner Zeit praktiziert wurde. Deshalb empfahl er die "große Verweigerung"⁸¹², also die Abkehr von den herrschenden gesellschaftlichen Verhältnissen. Er wollte:

"(...) retten, was noch an Menschlichkeit, Freude, Selbstbestimmung zu retten ist."⁸¹³

Er strebte wirtschaftliche und gesellschaftliche Veränderungen an. Marcuse unterschied zwar zwischen Demokratie und Kapitalismus, brachte beides aber immer wieder miteinander in Verbindung, weil er glaubte, die Demokratie, wie er sie erlebte, stütze den Kapitalismus und laufe letztendlich auf eine faschistische Gesellschaft zu. Er lehnt also das System als ganzes ab. Auch kritisierte er besonders den Vietnamkrieg und das Vorgehen der amerikanischen Regierung in Kuba.

811 Vgl. Marcuse, Herbert: Nachgelassene Schriften, Bd. 4: Die Studentenbewegung und ihre Folgen, Springer 2004, S. 10

⁸¹² Ebd., S. 19

⁸¹³ Ebd., S. 23

Max Horkheimer hingegen griff Herbert Marcuse wegen seiner Kritik am Vietnamkrieg im Spiegel an und beschuldigte ihn, antiamerikanische Gefühle zu schüren.⁸¹⁴

Einer der Sprecher der deutschen Studentenbewegung, Rudi Dutschke, der mit Herbert Marcuse in engem Kontakt stand, entwickelte seine eigenen Vorstellungen von der Zukunft: Er wollte die Räterepublik wieder in Deutschland einführen und glaubte, dass es eine permanente Revolution geben müsse.⁸¹⁵ Rudi Dutschke hatte eine sehr enge Beziehung zu dem Theologen und Buber-Rosenzweig-Medaillenträger Helmut Gollwitzer, den er "Golli" nannte. Dutschke war auch selbst gläubig, verlor jedoch seinen Glauben nach einem Attentat eines Rechtsradikalen, der ihm in den Kopf schoss. Nach dem Attentat hatte Rudi Dutschke sein Sprachvermögen verloren. Er musste es erst mühsam wieder erlernen und es war von da an leicht beeinträchtigt. Dies war für ihn als jemand, der in der Zeit der Studentenunruhen zahlreiche Reden gehalten hatte, ein Trauma, das wohl sein Interesse am Glauben einschlafen ließ. Den Kontakt zu "Golli" jedoch erhielt er dennoch aufrecht.⁸¹⁶

Helmut Gollwitzer wurde am 29. Dezember 1908 in Pappenheim als Pfarrersohn geboren. Nach dem Besuch des humanistischen Gymnasiums studierte er an den Universitäten München, Erlangen, Jena und Bonn evangelische Theologie. Dabei erhielt er wesentliche Anstöße von Karl Barth. 1932 bestand er das erste theologische Examen und arbeitete danach als Vikar in München. Danach war er ein Jahr Schlossprediger in Niederösterreich. Ab 1936 war er Referent in der Leitung der Bekennenden Kirche. 1937 bestand er das zweite Examen und promovierte in Basel zum Dr. theol. 1938 wurde er Pfarrer in Berlin-Dahlem, wo Niemöller wirkte. In den Jahren vor Ausbruch des Krieges veröffentlichte Gollwitzer zahlreiche Schriften zu theologischen und kirchengeschichtlichen Fragen. Wie auch Niemöller, stellte sich Gollwitzer gegen die Nationalsozialisten, er kam mehrfach in Verhaftung und ihm wurde 1940 Redeverbot erteilt. Zur Wehrmacht eingeteilt, arbeitete er bis Kriegsende als Sanitäter an der Ostfront. Von 1945 bis 1949 war er in sowjetischer Gefangenschaft. Er schrieb über diese Zeit das Buch "Und führen, wohin du nicht willst". Gollwitzer, der starre Fronten im geistigen, geistlichen, politischen und sozialen Fragen ablehnte, setzte sich für den christlich-jüdischen und den christlich-marxistischen Dialog ein. Er stand dem deutschen Wehrbeitrag ablehnend gegenüber. Er war in den 60er Jahren engagiert für die revoltierende akademische Jugend, lehnte aber Gewalt konsequent ab. Er hielt die Trauerrede am Grab Ulrike Meinhofs. 1957 erhielt er zum zweiten Mal einen Ruf auf den Lehrstuhl für Evangelische Theologie an der Freien Universität Berlin und folgte ihm. Dort lehrte er bis zu seiner Emeritierung im Sommer 1975.⁸¹⁷ Er war außerdem Mitglied der GcjZ Berlin. Auf der Woche der Brüderlichkeit 1973, die unter dem Motto "Das Recht des Anderen" stand, verlieh der Deutsche Koordinierungsrat, dessen Vorstand damals von Nathan Peter Levinson, Pater Willehad Eckert und Dr. Martin Stöhr (heute Professor) gebildet wurde, die Buber-Rosenzweig-Medaille an Helmut Gollwitzer für seinen Einsatz für die christlich-jüdische Verständigung. Er war ein Bindeglied zwischen den 68ern und den Kirchen, zwischen Christen und Juden, Christen und Marxisten und durch die Anerkennung seiner Verständigungsarbeit zwischen der 68er Bewegung und den Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit. Ich möchte durch das Beispiel Gollwitzer zeigen, dass die Übergänge fließend waren: Weder waren alle 68er linientreue Marxisten, die Religion ablehnten, noch befanden sich in den Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit nur fromme Menschen. Die Zukunftsvorstellungen der Gesellschaften und des DKR waren von Martin Buber, Theodor W. Adorno, Max Horkheimer und der amerikanischen reeducation geprägt.

Entscheidende Diskrepanz bei den Vorstellungen oder auch Utopien, die man sich für die Zukunft machte, ist, dass durch den Einfluss der amerikanischen reeducation, die auf einer religiösen Basis arbeitete, das Christentum und das Judentum eine weit größere Rolle in den Gesellschaften spielten als bei den 68ern. Noch stärker als bei den Deutschen Mitgliedern

⁸¹⁴ Marcuse, Herbert: Nachgelassene Schriften, Bd. 4: Die Studentenbewegung und ihre Folgen, Springe 2004, S. 11

⁸¹⁵ Vgl. Dutschke, Rudi: Die Revolte, Wurzeln und Spuren eines Aufbruchs, Reinbek 1983, S. 20ff

⁸¹⁶ Vgl. Ebd., S. 13

⁸¹⁷ Vgl. Ebd., S. 58

der GcjZ spielte bei den Amerikanern die Religion eine Rolle, was aus den Richtlinien der NCCJ hervorgeht:

“Im Glauben an das Wirken Gottes in der Welt und kraft der daraus gewonnenen Inspiration hat sich die national Conference of Christians and Jews zum Ziel gesetzt, Gerechtigkeit, Freundschaft, Verständnis und Zusammenarbeit zwischen Protestanten, Katholiken und Juden zu fördern und Vorurteile, die die religiösen, geschäftlichen, sozialen und politischen Beziehungen belasten und zerstören, zu analysieren, abzubauen und schließlich zu überwinden, und dies in der Absicht, *eine soziale Ordnung zu errichten* [Hervorhebung von mir], in der die religiösen Ideale der Brüderlichkeit und Gerechtigkeit zum Maßstab der zwischenmenschlichen Beziehungen werden.”⁸¹⁸

Auch die amerikanischen Mitglieder der NCCJ träumten also, wie die 68er, von der “Errichtung einer sozialen Ordnung”, jedoch „im Glauben an das Wirken Gottes“.

Foschepoth stellte in seiner Analyse der ersten Jahre der Gesellschaften heraus, für wie wichtig die amerikanische Militärregierung die Religion zur Hebung der deutschen Moral erachtete. Deren Ziele und Grundsätze sollen hier, anhand von Foschepoths Analyse, zusammengefasst werden:

- 1.) Schaffung und Entwicklung eines demokratischen und nationalen Konsens
- 2.) Religion als Voraussetzung für Demokratie
- 3.) Ablehnung nicht-theistischer Überzeugungen

Auf dieser Linie war auch Max Horkheimer, der schrieb:

“Die Sehnsucht hingegen, dass die Wirklichkeit der Welt mit all ihrem Grauen kein Letztes sei, vereint und verbindet alle Menschen, die sich mit dem Unrecht der Welt nicht abfinden wollen und können. Gott wird so zum Gegenstand der menschlichen Sehnsucht und Ehrung; er hört auf, Objekt des Wissens und des Besitzes zu sein. Ein so verstandener Glaube gehört unabdingbar zu dem, was wir die menschliche Kultur nennen. Wir müssen anstreben, dass alle Menschen sich zusammenfinden, die den Schrecken der Vergangenheit nicht als endgültig betrachten wollen.”⁸¹⁹

Die Gesellschaften verknüpften aufklärerische Gedanken mit biblischem Offenbarungsglauben, da sie, beeinflusst durch Adorno und Horkheimer, eine absolute Vernunft für gefährlich hielten. Die Kritik der Aufklärung haben Max Horkheimer und Theodor W. Adorno in ihrem Buch “Dialektik der Aufklärung” formuliert. “Rationalität” habe auch in dem System der Vernichtungslager geherrscht, deshalb sei eine von Werten losgelöste Vernunft riskant.

Es lässt sich allerdings bezweifeln, ob die Vernichtungslager irgendetwas mit Vernunft zu tun hatten. Vielmehr waren sie doch Ausdruck eines gemeinsamen Verfolgungswahnes vieler Deutscher. Diese glaubten, „die Juden“ hätten sich verschworen, um Deutschland ins Verderben zu stürzen. Nachdem den deutschen Mördern sechs Millionen Juden zum Opfer gefallen waren, stürzte die Massenhysterie auch das deutsche Volk selbst ins Verderben. Die Nationalsozialisten führten also eigenhändig das aus, was sie in ihrer Einbildung „den Juden“ angedichtet hatten. Hitler gab vor, Deutschland zur Weltmacht machen zu wollen, führte aber ein Zerstörungswerk aus, das keinerlei vernünftigem Zweck diene. Dass dieser Wahn akribisch organisiert wurde, macht ihn deshalb nicht vernünftiger.

Werte und moralische Grenzen sind wichtig für die Aufrechterhaltung einer Gesellschaft, aber Rationalität und Vernunft nicht weniger. Was die Nationalsozialisten taten, war nicht nur unmoralisch, sondern auch irrational. Die skeptische Haltung gegenüber Aufklärung und Rationalität bei Adorno und Horkheimer ist deshalb nicht angebracht. Eher hat es vor der Nazizeit es zu wenig Aufklärung gegeben.

Die Gesellschaften aber waren mehrheitlich der Meinung, dass eine Aufklärung ohne Religion nicht ausreiche. So auch Martin Stöhr:

⁸¹⁸ Richtlinien des NCCJ (1949) in: Foschepoth, Josef: Im Schatten der Vergangenheit, Die Anfänge der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit, Göttingen 1993, S. 44f

⁸¹⁹ Horkheimer, Max: Sozialphilosophische Studien. Aufsätze, Reden und Vorträge 1930-1972, Frankfurt a. M. 1981², S. 135f.

“Die Grundwerte einer jüdisch-christlichen, einer biblischen Erbschaft wie Menschenwürde, verkörpert im Gedanken der Gottesebenbildlichkeit eines jeden Menschen sowie einer Ethik der Gerechtigkeit und Liebe, lassen die Vernunft, die hier wirklich etwas zu *vernehmen hat*, konvergieren mit einem Offenbarungsglauben, der auf Plausibilität setzt statt auf Irrationalität und unbefragte Autoritäten.”⁸²⁰

Everett R. Clinchy strebte die Überwindung der sozialen Distanz und der Isolation zwischen verschiedenen religiösen und ethnischen Gruppen an, um ein demokratisches Miteinander möglich zu machen. Für die Deutschen sollte dabei Amerika das Vorbild sein. Materialismus, dem man dem Kommunismus zuschrieb, und geistig-moralische Werte wurden gegeneinander gestellt.⁸²¹ Weitere Ziele waren der Aufbau einer modernen, multikulturellen Gesellschaft, die Wiederherstellung des Ansehens der Deutschen in der Welt, die Versöhnung mit den Juden, und die Schaffung von freundlichen und schönen Beziehungen innerhalb der ganzen Menschheit.

Aus den nach dem Krieg veröffentlichten Büchern, die zwar der Erziehung der Deutschen dienen sollten, aber viele Beispiele aus dem sozialen Leben der Amerikaner, zum Beispiel dem Zusammenleben verschiedener “Rassen” und Religionen bringen, geht hervor, dass die Autoren die USA nicht für genügend demokratisch hielten. Sie wollen den Weg zu einer Gesellschaft ebnen, in der Demokratie wirklich das Leben bestimmt und die deutschen Bürger zu mündigen Demokraten machen. Zahlreiche dieser Bücher sind im Christian-Verlag von Knud C. Knudsen, der 1950 Generalsekretär des Deutschen Koordinierungsrates war und 1949 die Konferenz “Welt ohne Hass” mit vorbereitet hat, erschienen und hängen eng mit den Erfahrungen der Aufklärungsarbeit der Gesellschaften in Deutschland zusammen. 1948 veröffentlichte der amerikanische Psychologe Gordon W. Allport für die Anti-Defamation League in den USA das Buch “ABC of Scapegoating”, zu deutsch “Treibjagd auf Sündenböcke”, das über die psychologischen Mechanismen des Sündenbock-Syndroms, des Herdentriebes und der Anpassung aufklärte. Knud C. Knudsen übersetzte dieses ins Deutsche und fügte zahlreiche erläuternde Passagen und Anekdoten aus Deutschland ein, um es dann im eigenen Verlag herauszubringen. In diesem Buch ging es nicht etwa nur um innerseelische Vorgänge, sondern um die Umgestaltung der Gesellschaft, und das ist der Grund, warum es hier im Zusammenhang mit der 68er Bewegung eine Rolle spielt: Zahlreiche Gedanken, die später von den Studenten proklamiert wurden, waren analog zu den Ideen der reeducation. Das Buch wurde 1951 mit einer Auflage von 14.000 verlegt. Es beschrieb die verschiedenen Stufen der gegenseitigen Achtung und Toleranz, von denen die höchste die “Zusammenarbeit” sein sollte. Es wurde aber auch das Gegenteil beschrieben, nämlich Diskriminierung und “Jagd auf Sündenböcke”. Nach einer eingehenden psychologischen Deutung des Bedürfnisses, Sündenböcke zu finden, das im “Deutschen Reich” zur Ermordung von über sechs Millionen Juden geführt habe, kam Allport zu dem Schluss, dass bestimmte ungünstige wirtschaftliche und soziale Faktoren in der Gesellschaft die Entstehung von “Scapegoats” förderten und dass diese Faktoren deshalb beseitigt werden müssten. Eine Erkenntnis, die auch zum Kommunismus hinführen könnte. Er gab zahlreiche Beispiele dafür, dass auch in der amerikanischen Gesellschaft keine Rassengleichheit herrschte. Er kritisierte die Benachteiligung der Afroamerikaner und lobte im Allgemeinen die Deutschen für die, wie er meinte, gute Aufnahme der farbigen Kinder von US-Soldaten. Außerdem brachte er Beispiele für die Diskriminierung von Japanern, Chinesen und Mexikanern in den Vereinigten Staaten. Er drückte klar aus, dass die Deutschen nicht qua “Rasse” intolerant seien, sondern dass es Intoleranz unter ungünstigen Umständen überall auf der Welt geben könne, wenn auch nicht in dem Ausmaß, wie es in Deutschland war. Allport sah in dem Sündenbock-Syndrom auch die Ursache für den Ausbruch von Kriegen. Wo die 68er Bewegung bei der Weltpolitik ansetzte, begann Allport bei der Kindererziehung:

⁸²⁰ Münz, Christoph; Sirsch, Rudolph W.: Wenn nicht ich, wer? Wenn nicht jetzt, wann? Zur gesellschaftlichen Bedeutung des deutschen Koordinierungsrates der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit (DKR), Münster 2004, S. 35

⁸²¹ Dutschke, Rudi: Die Revolte, Wurzeln und Spuren eines Aufbruchs, Reinbek 1983, S. 44ff

“Nur eine vorurteilsfreie Erziehung sichert den Kindern später eine friedliche Zukunft.”⁸²²

Kinder wurden nach seinen Erkenntnissen nicht mit Vorurteilen geboren, sie spielten auch mit Kindern anderer Hautfarben gern. Der friedliche Fortbestand der Welt könne durch die Überwindung der Vorurteile garantiert werden. Dabei ging es ihm nicht nur um die Annäherung zwischen Christen und Juden, Weißen und Farbigen, sondern auch um die Überwindung der Vorurteile zwischen Katholiken und Protestanten.

Knud C. Knudsen machte dazu folgende Anmerkung:

“Nachrichten in der deutschen Presse, dass in einer Dorfschule vier verschiedene Toiletten eingerichtet wurden - eine für katholische Knaben, eine für protestantische Knaben, eine für katholische Mädchen, eine für protestantische Mädchen, sind zwar für die Behörde der Dorfschule wenig schmeichelhaft, lenken aber (...) die Aufmerksamkeit weiter Schichten in Deutschland gerade des tragikomischen Inhalts wegen auf die unbedingte Notwendigkeit, konfessionelle Streitigkeiten angesichts der akuten materialistischen Bedrohung nicht zu weit zu treiben.”⁸²³

Knud C. Knudsen sprach sich hier gegen die Vorurteile unter Katholiken und Protestanten aus, malte aber gleichzeitig das Bild der “materialistischen Bedrohung” an die Wand, ohne sich bewusst zu sein, dass auch er hier Ressentiments schürte. Damit handelte er nicht ganz im Sinne des Autoren Gordon W. Allport, der Vorurteile *jeglicher Art* ablehnte.

Allport legte die Zusammenhänge zwischen Gruppenbildung, Anpassung an die Gruppe und Vorurteilen dar. Er kritisierte die Rassentrennung, die damals (die Erstauflage war 1948) noch in den USA herrschte, und die Wahlsteuer für Farbige in den Südstaaten. Als Lösung der Probleme empfahl er einen Schulunterricht, der jegliche Bildung von Vorurteilen vermeidet. So sollten für sich genommen befremdliche Sitten anderer Völker in ihrem Kontext erläutert werden.

Auch die unsinnige Angst vor Kommunisten kritisierte er als Sündenbockjagd und schrieb:

“Man hat herausgefunden, dass gewisse Leute, die ihre Wohnungen durch große Waldbrände im Staate Maine im Norden der USA verloren hatten, ihr grimmiges und ganz sinnloses Vergnügen darin fanden, die Kommunisten für die Brände verantwortlich zu machen. Die Naturgewalt selbst war zu unpersönlich und daher ungeeignet, einen Sündenbock abzugeben. Irgendein greifbarer Sündenbock musste gefunden werden. Der Kommunismus als Sündenbock ist in Mode gekommen.”⁸²⁴

Allport bezeichnete sich zwar nicht selbst als Kommunisten, sah aber bereits die Gefahr einer Hexenjagd gegen diese aufkommen.

Knud C. Knudsen machte in diesem Zusammenhang darauf aufmerksam, dass in einem Zeitraum von 12 Jahren fast drei Millionen Deutsche wegen politischer Gründe irgendwann einmal verhaftet oder in KZs waren.⁸²⁵

Im Gegensatz zu den von Foschepoth angeführten Vermittlern der reeducation erwähnte Allport die Religion als notwendige Voraussetzung für die Demokratie nicht, sondern ging davon aus, dass Menschen ohne Vorurteile und damit fähig zum Frieden geboren würden und erst durch die falsche Erziehung und durch Nachahmung Distanz zu anderen Menschen suchen. Die Religion wurde in diesem Buch eher als Quelle von Vorurteilen erwähnt. Als Methoden zur Bekämpfung von Sündenbockpraktiken schlug er vor:

- 1.) Erziehung zur Einsicht
- 2.) Erziehung zum besseren Verständnis
- 3.) Lebensbedingungen, die zu Sündenbock-Praktiken führen, müssen geändert werden
- 4.) Abschaffung diskriminierender Maßnahmen
- 5.) Abschaffung der wirtschaftlichen Unsicherheit:

“Wirtschaftliche Unsicherheit ist eine Brutstätte für Gefühle der Enttäuschung und der Furcht, die wiederum Teile des Nährbodens für Sündenbockpraktiken abgeben. Rücksichtsloser wirtschaftli-

⁸²² Allport, Gordon W.: Treibjagd auf Sündenböcke, Berlin 1951², S. 22

⁸²³ Ebd., S. 37f

⁸²⁴ Ebd., S. 53

⁸²⁵ Allport, Gordon W.: Treibjagd auf Sündenböcke, Berlin 1951², S. 60

cher Konkurrenzkampf bedeutet oft, dass der Erfolg eines Menschen den Zusammenbruch eines anderen Menschen erfordert. Die Angehörigen der "Wir"-Gruppe tun alles, was in ihren Kräften steht, damit auf jeden Fall einer der "Sie"-Gruppe, also ein Angehöriger der außenstehenden Gruppe, die Niederlage einsteckt (...) Uns erscheint, dass die grundlegenden Gegenmittel folgende sind:

- a.) Erhöhung des Lebensstandards aller (...)
- b.) Einführung sozialer und erzieherischer Sicherheitsmaßnahmen für jeden Einzelnen (...)
- c.) Gerechte berufliche Anleitung und Arbeitereinstellung (...)⁸²⁶

6.) Gesetzliche Methoden der Ächtung von Diskriminierung (Knud C. Knudsen führte hier das Grundgesetz an).⁸²⁷

Die Angst vor Russland schien aber schon bald alle Grundlagen der Verständigung zu beeinträchtigen. Offenbar verfolgte Everett Clinchy nicht Allports Linie, sondern verstärkte die Ängste noch. Martin Stöhr sagte dazu im Interview:

"Es gab dann einen Konflikt, ganz früh, das wurde heute auch erwähnt, wie Gertrud Luckner Stellung genommen hat, gegen den American Council for Christians and Jews und die World Brotherhood, die nämlich in der Frage des Kalten Krieges eindeutig Position bezogen. Das wurde nicht kritisiert, aber das man sozusagen sagte: Das ist jetzt die gemeinsame Frontstellung, die Nazis sind vorbei, und jetzt kämpfen wir an dieser Front, nicht? Geistig. Diese Diskussion lief sehr früh durch die Gesellschaften, zum Beispiel bei dem Konflikt 1948/49 schon zwischen der Münchner Gesellschaft und der Frankfurter Gesellschaft."⁸²⁸

Die antikommunistische Haltung der amerikanischen Regierung ließ nicht mehr so viele Optionen für die Umerziehung der Deutschen offen, denn zahlreiche Ideen, wie sie zum Beispiel im Buch von Allport zu finden sind, oder auch bei Marcuse, Adorno und Horkheimer vorkommen, wurden nun als kommunistisch zurückgewiesen. Das Projekt der Umgestaltung der deutschen Gesellschaft blieb in diesem Konflikt stecken, lebte jedoch bei den Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit fort. Da die übrige Gesellschaft sich aber nicht mit gleicher Intensität mit der Demokratisierung beschäftigte, litt die Kommunikation der GcjZ und des DKR mit ihren Adressaten in Schulen, Kirchen und Politik. Heute wird sehr viel Energie aufgewendet, um auch nur winzige Veränderungen zu erreichen, und der "Schlamm" antisemitischen Denkens, des Antijudaismus, der Autoritätsgläubigkeit usw. ist immer noch bei weiten Teilen der deutschen Gesellschaft verbreitet. Dennoch ist die deutsche Gesellschaft der Boden, auf dem der Verein vorankommen muss. Auch von den jüdischen Gemeinden kommt keine starke Unterstützung des Vereins.

Doch zurück in die Zeit der sechziger Jahre.

Wie die Vorstellungen von der Zukunft bei Marcuse, Dutschke und den 68ern und dem gegenüber bei Adorno, Horkheimer und den Gesellschaften voneinander abwichen, so auch die Meinungen über geeignete Mittel zu ihrer Durchsetzung.

Herbert Marcuse befürwortete Demonstrationen und Universitätsbesetzungen, er unterstützte die Forderungen deutscher und amerikanischer Bürger nach Frieden in Vietnam. Trotz seiner Skepsis gegenüber den westlichen Demokratien hielt er Wahlen für ein geeignetes Mittel, um sich einzumischen. Außerdem erachtete er es als sehr wichtig, politisch informiert zu sein. Statt auf eine Umerziehung durch Einwirken auf die Lehrer und Professoren setzte er aber auf die Befreiung der Studenten, auf ihre Autonomie. Er forderte die Studenten auf, sich selbst zu erziehen:

"Erzieht euch selbst, wenn es eure Erzieher nicht tun."⁸²⁹

⁸²⁶ Allport, Gordon W.: Treibjagd auf Sündenböcke, Berlin 1951², S. 72f

⁸²⁷ Vgl. Ebd., S. 70ff

⁸²⁸ Interview vom 11.05.2007 in Laupheim mit Professor Martin Stöhr, Ehrenpräsident des International Council of Christians and Jews

⁸²⁹ Marcuse, Herbert: Nachgelassene Schriften, Bd. 4: Die Studentenbewegung und ihre Folgen, Springe 2004, S. 81

Das steht dem Konzept der "Erziehung der Erzieher" gegenüber, das von den Gesellschaften und vom Deutschen Koordinierungsrat vertreten wurde, es war das Motto des Erzieherausschusses. Während Marcuse sich intensiv mit wirtschaftlicher Gerechtigkeit und mit Politik beschäftigte, und dabei das System der ganzen Gesellschaft für die Unterdrückung des Individuums verantwortlich machte, lag bei Adorno das Hauptgewicht auf der Entdeckung autoritärer Strukturen in den Familien, die zur Ausbildung von autoritären Charakteren führten, welche wiederum anfällig seien für die Versprechen faschistischer Machthaber.

Bei den Gesellschaften und dem Deutschen Koordinierungsrat allgemein herrschte nicht diese grundsätzliche Demokratie-Skepsis wie bei den Sozialforschern.

Wenn auch immer wieder kritisiert wurde, dass reaktionäre Kräfte und rechtsgerichtete Parteien diese Demokratie gefährdeten, stellte man nicht das System an sich in Frage. Ebenso war es mit den Kirchen: Schon sehr früh erfolgte eine kritische Auseinandersetzung mit dem christlichen Antijudaismus. Dennoch wurden nicht die Kirchen oder der Glaube an sich als überholt betrachtet. Der DKR arbeitete mit den Kirchen zusammen, es gab harte Auseinandersetzungen, aber er kämpfte nicht gegen die Kirchen an sich. Während die Anhänger der 68er einen schnellen Wandel der Gesellschaft anstrebten, setzte der DKR auf Beharrlichkeit und Verständigung. Unterstützt wurde die Aufklärungsarbeit durch Rundfunkbeiträge und Schriften von Theodor W. Adorno und Max Horkheimer. So veröffentlichte der DKR 1958 in Frankfurt das Buch von Adorno "Was bedeutet: Aufarbeitung der Vergangenheit". Auch ehemalige Nationalsozialisten schlossen sich den GcJZ an und wurden, wenn sie die Bereitschaft zeigten, sich von ihrer Ideologie abzuwenden, aufgenommen.

"So manch einer in den Reihen der Dialogisten wusste, wovon er in Bezug auf die Gefahren des Antisemitismus sprach. Er war selbst vom Nazismus begeistert gewesen. Wie etwa jener ehemalige HJ-Führer, der über die Befreiung 1945 hinaus Nationalsozialist und Antisemit geblieben war und erst in den fünfziger Jahren zur Erkenntnis und dann zum christlich-jüdischen Dialog kam. Sein Beispiel ist charakteristisch für das, was hier praktisch, menschlich geleistet wurde."⁸³⁰

Die Beauftragten der amerikanischen Militärverwaltung für die Gründung der Gesellschaften waren der Überzeugung, man müsse den Menschen neue, positive Werte anbieten, um sie aus den Zwängen der nationalsozialistischen Ideologie zu befreien. Sie unterstützten die Aufklärung vor allem durch Bücher. Hier sollen einige Titel, die teils von Amerikanern, teils von Deutschen zu diesem Zweck geschrieben und vom DKR oder von dem ihm nahe stehenden Christian-Verlag (von Knud Knudsen) herausgegeben wurden:

Knudsen, Knud C.: Welt ohne Hass, Berlin/München 1949

Brown, Sterling W.: Überwinde deine Vorurteile, Berlin/München 1949

Fingerle, Anton (Hrsg.): Erziehung zur Gruppenverständigung, Berlin/München 1949

DKR (Hrsg.): Die Grundlagen unserer Kultur, Berlin/Hamburg 1949

DKR (Hrsg.): Zusammenarbeit. Das interkonnessionelle Organ zur Besserung menschlicher Beziehungen, Heft 1-3

Martain, Jaques: Erziehung am Scheideweg, Berlin/Hamburg 1950

Iver, Mac R. M.: Zivilisation und Gruppenbeziehungen, Berlin/Hamburg 1950

Allport, Gordon W.: Treibjagd auf Sündenböcke, Berlin/Hamburg 1950

Jennings, Helen Hall: Schule und Schüलगemeinschaft, Bad Nauheim, 1950

Siebecke, Horst (Hrsg.): Ernte deutscher Humanität, Bad Nauheim, 1950

Clinchy, Everett R.: Handbuch über Human Relations, Bad Nauheim, 1950

Levin, Kurt: Die Lösung sozialer Konflikte, Bad Nauheim, 1950

DKR (Hrsg.): Maxi, unser Negerbub, Bremen 1952

DKR (Hrsg.): Human Relations im Wirtschaftsleben von heute, Berlin/Hamburg 1952

Böhm, Franz: Die Luxemburger Wiedergutmachungsverträge und der arabische Einspruch gegen den Israelvertrag, 1953

Schmid, Carlo: Besinnung, Bad Nauheim 1955

⁸³⁰ Ginzel, Günther B.: Gegen den Ungeist. Der DKR und sein Kampf gegen den Antisemitismus in den ersten Jahren, in: Münz, Christoph; Sirsch, Rudolph W.: Wenn nicht ich, wer? Wenn nicht jetzt, wann? Zur gesellschaftlichen Bedeutung des deutschen Koordinierungsrates der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit (DKR), Münster 2004, S. 207f

DKR (Hrsg.): Gemeinschaft und Toleranz, Jugend im Gespräch, Frankfurt 1957
 Hirsch, Kurt: Die Friedhofsschändungen in der Bundesrepublik, Bad Nauheim 1957
 Böhm, Franz: Antisemitismus, Frankfurt 1958
 Adorno, Theodor W.: Was bedeutet: Aufarbeitung der Vergangenheit, Frankfurt 1958

Dies sind die Bücher, die allein in den 50er Jahren durch die Arbeit des DKR entstanden sind. Die Erkenntnisse über die Vergangenheit wurden dabei immer verknüpft mit einer Vision für die Zukunft. Es fällt auf, dass sich die ersten Bücher zwar allgemein mit den Schwierigkeiten menschlichen Zusammenlebens beschäftigen, aber nicht explizit das Thema "Drittes Reich" anschnitten. Erst ab 1957 erschienen auch Bücher, die das Thema "Antisemitismus" und "Vergangenheit" zum Thema haben. Auch Josef Foschepoth und Eva Schulz-Jander, Vorstandsmitglied des DKR, kamen zu dem Ergebnis, dass in den ersten Jahren der Gesellschaften wenig Auseinandersetzung mit der Vergangenheit erfolgte.

"Wenn wir auf die frühen Jahre blicken, das heißt die Jahre seit der Gründung bis in die 60er Jahre hinein, stellen wir (...) fest: (...) [es] fand die Auseinandersetzung mit der eigenen Tradition nicht statt. Weder der tief verwurzelte Antisemitismus und seine Zusammenhänge mit dem jahrhundertalten Antijudaismus der christlichen Kirchen, noch die eigene Verstrickung mit dem Nationalsozialismus waren Themen der frühen Jahre."⁸³¹

Sicher war die Auseinandersetzung mit der Vergangenheit nicht so weit verbreitet, wie man es hätte erwarten können, aber sie fand in dem Zeitraum, den Eva Schulz-Jander beschreibt, dennoch statt. Auch die These, dass sich die Christen zunächst als Opfer neben die Juden stellten, wie Josef Foschepoth sie vertritt,⁸³² kann man nicht allgemein geltend machen. Ich möchte hier an die Bad Schwalbacher Thesen von 1950 erinnern, an denen der DKR beteiligt war in deren Rahmen die Schuld der Kirchen klar ausgesprochen wurde. Auf der Erzieherkonferenz in Wiesbaden 1959 griff Theodor W. Adorno den Diskussionsprozess des Erzieherausschusses der letzten Jahre auf:

"In seinen Ausführungen griff er die "Schlussstrichthematik" und das damit verbundene Nicht-Erinnern-Wollen der Bevölkerung auf, indem er feststellte, dass "das Grauen der Vergangenheit ver-harmlos wird zur bloßen Einbildung derer, die sich davon betroffen fühlen. Und weiter sagte er, "die Ermordeten sollen noch um das Einzige betrogen werden, was unsere Ohnmacht ihnen schenken kann, das Gedächtnis."⁸³³

Bereits 1960 hielt Professor Hans Joachim Kraus einen Vortrag für die GcjZ Hamburg und die "Neue Gesellschaft" vor vorwiegend jungem, zahlreichem Publikum über die "Wurzeln des Antisemitismus", in dem er konstatierte:

"<Das Unglück der Tötlichkeiten begann mit der Gründung der Konstantinischen Reichskirche - das war der christlich-imperialistische Antisemitismus.> Aus dem Auditorium wurde die Frage gestellt, ob die christlichen Kirchen inzwischen ihre Verantwortung für den Antisemitismus begriffen hätten. Die Antwort des evangelischen Theologen Kraus musste nachdenklich stimmen. Zwar gebe es Protestanten in Holland und in der Schweiz, die dieses Problem ernst nähmen, aber die allgemeine Christenheit offenbare in dieser Frage Trägheit. Nachdenklicher noch stimmte die Bestätigung eines

⁸³¹ Schulz-Jander, Eva: Der Deutsche Koordinierungsrat und die Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit, in: Erler, Hans; Koschel Ansgar (Hrsg.): Der Dialog zwischen Juden und Christen, Versuche des Gesprächs nach Auschwitz, Frankfurt 1999, S. 187

⁸³² Vgl.: Foschepoth, Josef: Im Schatten der Vergangenheit, Die Anfänge der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit, Göttingen 1993, S. 19

⁸³³ Sirsch, Rudolf W.: Gegen das Vergessen - Der Beitrag des Erzieherausschusses im Deutschen Koordinierungsrat zur Aufarbeitung der Vergangenheit, in: Münz, Christoph; Sirsch, Rudolph W.: Wenn nicht ich, wer? Wenn nicht jetzt, wann? Zur gesellschaftlichen Bedeutung des deutschen Koordinierungsrates der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit (DKR), Münster 2004, S. 133f

Vaters, dessen Tochter aus der Religionsstunde mit dem ganzen Vokabular des religiösen Antisemitismus auch heute wieder nach Hause kommt.“⁸³⁴

Auf der Woche der Brüderlichkeit 1961 hielt Willehad Paul Eckert, Vorstandsmitglied des DKR, einen Vortrag zum Thema: “Sind wir Christen schuld am Antisemitismus?”⁸³⁵ Zumindest waren die GcJZ bereits mit der Aufarbeitung der Vergangenheit beschäftigt, bevor es eine 68er-Bewegung gab. Es ist zu beobachten, dass die Thematiken, mit denen die Gesellschaften und der Koordinierungsrat sich in Bezug auf die Nationalsozialistische Vergangenheit auseinandersetzen: Kirchlicher Antijudaismus und seine Aufarbeitung, Antisemitismus, Rechtsradikale, sich seit der Anfangszeit wenig geändert haben, dass man sich aber heute intensiver damit beschäftigt als noch zu dieser Zeit. Vorhanden waren die Thematiken jedoch schon relativ früh. Die Gesellschaften und der DKR wurden also nicht erst aufmerksam, als eine Bewegung in der allgemeinen deutschen Gesellschaft das Interesse auf die Vergangenheitsbewältigung richtete. Sie hatten von Anfang an darauf hingearbeitet, dass sich die “breite Masse” für die Verbrechen des “Dritten Reiches” interessierte.

Auch der Wunsch, die Elterngeneration möge sich nicht in Schweigen hüllen, wurde schon bald ausgedrückt. Das Prinzip, dass der DKR verfolgte, war das der “Erziehung der Erzieher”. Lehrer wurden gezielt angesprochen und dazu angeleitet, in der Schule über die Vergangenheit aufzuklären und die Probleme vorurteilsbehafteten Denkens darzulegen. Man wollte einen neuen Erziehungsstil einführen, der an die Einsicht der Schüler appellierte und nicht mit Befehl und Gehorsam arbeitete. (S. dazu “Der erste Kongress”).

Bei der Tagung des DKR 1949 in München fragte sich Theodor Bäuerle, damals Kultusminister von Baden-Württemberg, wie Demokratie in der Schule gelehrt werden könne,

“(…) wenn es offensichtlich ist, dass manche Lehrer es heute wieder bequemer und besser für ihre Karriere finden, vergesslich zu sein statt ehrlich. Wie könnte es sonst zu der erschreckenden Unwissenheit der jungen Leute über die Hitler-Jahre kommen?”⁸³⁶

Theodor W. Adorno hielt 1966 einen Rundfunkvortrag zum Thema: “Erziehung nach Auschwitz”. Er leitete ihn mit dem Satz ein:

“Die Forderung, dass Auschwitz nicht noch einmal sei, ist die allererste an Erziehung...[weil] die Möglichkeit der Wiederholung, was den Bewusstseins- und Unterbewusstseinszustand der Menschen anbelangt, fortbesteht.“⁸³⁷

Theodor W. Adorno hat sich in seinem Buch über den autoritären Charakter dargelegt, wie eine autoritäre Erziehung zu unterschwelligem Aggressionen führen kann, die sich, weil sie sich nicht gegen die übermächtigen Eltern und Erzieher richten können, zu einer Jagd auf Sündenböcke führen können.⁸³⁸ Folglich strebte man eine Änderung in der Erziehung an. Für den Erzieherausschuss klar:

⁸³⁴ Giordano, Ralph: Wurzeln des Antisemitismus, Hamburger Veranstaltung für ein neues theologisches Verständnis vom Christen zum Juden, in: Allgemeine Wochenzeitung der Juden in Deutschland, Nr.11/1960, S. 5

⁸³⁵ Allgemeine Wochenzeitung der Juden in Deutschland, Nr.49/1961

⁸³⁶ Akte GCJZ Düsseldorf 1959, S. 20, in: Sirsch, Rudolf W.: Gegen das Vergessen - Der Beitrag des Erzieherausschusses im Deutschen Koordinierungsrat zur Aufarbeitung der Vergangenheit, in: Münz, Christoph; Sirsch, Rudolph W.: Wenn nicht ich, wer? Wenn nicht jetzt, wann? Zur gesellschaftlichen Bedeutung des deutschen Koordinierungsrates der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit (DKR), Münster 2004, S. 120

⁸³⁷ Sirsch, Rudolf W.: Wie sagen wir es unseren Kindern? Die Behandlung der Schoah im schulischen Unterricht, in: Gemeinschaftswerk der evangelischen Publizistik (GEP) (Hrsg.): Wie sagen wir es unseren Kindern? Die Behandlung der Schoah im schulischen Unterricht, Frankfurt 2006, S. 4

⁸³⁸ Vgl. Adorno, Theodor W. ; Frenkel-Brunswik, Else (Hrsg.): The Authoritarian Personality, New York 1950

“(…) die vornehmste Pflicht der Lehrer besteht darin, den Kindern zu zeigen, wie man selbstständig denkt und wie man Selbstachtung erwirbt und behält. Nur die Lehrer müssen mehr Zivilcourage haben, um sie den Kindern beibringen zu können.”⁸³⁹

Rudolf W. Sirsch stellte in seinem Aufsatz “Gegen das Vergessen” 2004 fest:

“Der Erzieherausschuss hat über die Kultusministerkonferenz, über den deutschen Städtetag, die Pädagogischen Institute und in den Erzieherausschüssen mit dazu beigetragen, dass, wie es in einem Brief vom 24. 11. 1959 an die Mitgliedsgesellschaften heißt, “in der Öffentlichkeit das Bewusstsein für Formen autoritären Verhaltens zu wecken ist mit dem Ziel einer politischen Reife des Volkes, die den demokratischen Boden in der Bundesrepublik erweitert und allen autoritären Erscheinungen entgegenwirkt.”⁸⁴⁰

Im Jahr 1953 befassten sich die Mitglieder des Düsseldorfer Erziehungsausschusses in monatelanger Arbeit mit etwa 60 Geschichtsbüchern, die an den Volk- Mittel und Oberschulen im Unterricht verwendet wurden.⁸⁴¹ Bei ihrer Revisionsarbeit stießen die Erzieherausschüsse teilweise auf erschreckende Antisemitismen. So schrieb die GcjZ Düsseldorf 1950 an die Kultusministerin von Nordrhein-Westfalen über das “Lesebuch für katholische Volksschulen” mit dem Titel “Die sieben Ähren”:

“Was in diesem Lesestück in aller Ausführlichkeit elfjährigen Kindern an Abscheulichkeiten - Gewalttat, Mord, Verrat, Schlachten und Verzehren von Kindern, und Qualen aller Art - vorgeführt wird, hält die Gesellschaft für äußerst (sic) bedenklich und gefährdend. (...) Für psychologisch geschulte Menschen ist es selbstverständlich, dass dieses Lesestück in den kindlichen Gemütern eine unüberwindliche Abneigung gegen Juden hervorrufen wird, nicht nur Abneigung, sondern Abscheu.”⁸⁴²

Die Kritik daran, dass noch in der Nachkriegszeit so viele Nazi-Verbrecher am Werk waren, drückte sich vor allem in einer Resolution der Mitgliederversammlung des Deutschen Koordinierungsrates vom 12. Juni 1960 aus, in der es heißt:

“Mit Strafmaßnahmen allein ist es nicht getan. Es ist höchste Zeit, eine gründliche Säuberung in Angriff zu nehmen, durch den Nationalsozialismus kompromittierte, noch heute in seinen Anschauungen befangene Personen aus verantwortlichen Stellen zu entfernen und den sich mehrenden neonazistischen, rechtsradikalen Organisationen und Publikationen das Handwerk zu legen. Unter anderem hat der Fall Dr. Sawade-Heyde gezeigt, wie es sich mit der Gesinnung vieler, auch hochgestellter Personen verhält, und die unaufhörlichen jüdenfeindlichen Äußerungen und Ausschreitungen lehren, wie sehr die Infektionsgefahr gestiegen ist. Bundesregierung und Länderregierungen, Parlamente, Kirchen, Gerichte, Parteien, Ämter und Schulen sowie die gesamte anständige und verantwortungsbewusste Bevölkerung sind jetzt aus ihrer Gleichgültigkeit und vermeintlichen Sicherheit zu Wachsamkeit, Gewissenerforschung und tätiger Pflichterfüllung im Dienste der Menschlichkeit, der Freiheit und des Friedens aufgerufen.”⁸⁴³

Auch die Freiheit, die ja ebenfalls von den 68ern angestrebt wurde, stand bei den GcjZ und beim DKR hoch im Kurs. So stand die WdB 1961 unter dem Motto: “Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit”.

⁸³⁹ Sirsch, Rudolf W.: Gegen das Vergessen - Der Beitrag des Erzieherausschusses im Deutschen Koordinierungsrates zur Aufarbeitung der Vergangenheit, in: Münz, Christoph; Sirsch, Rudolph W.: Wenn nicht ich, wer? Wenn nicht jetzt, wann? Zur gesellschaftlichen Bedeutung des deutschen Koordinierungsrates der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit (DKR), Münster 2004, S. 121

⁸⁴⁰ Ebd., S. 141

⁸⁴¹ Sirsch, Rudolf W.: Wie sagen wir es unseren Kindern? Die Behandlung der Schoah im schulischen Unterricht, in: Gemeinschaftswerk der evangelischen Publizistik (GEP) (Hrsg.): Wie sagen wir es unseren Kindern? Die Behandlung der Schoah im schulischen Unterricht, Frankfurt 2006, S. 125

⁸⁴² Ebd., S. 126f

⁸⁴³ Münz, Christoph; Sirsch, Rudolph W.: Wenn nicht ich, wer? Wenn nicht jetzt, wann? Zur gesellschaftlichen Bedeutung des deutschen Koordinierungsrates der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit (DKR), Münster 2004, S. 300

Man setzte sich dafür ein, dass niemand in der Gesellschaft außen vor stehen sollte. Auch nahm der DKR Anteil an den Geschehnissen, die mit der 68er Revolution zu tun hatten: So schrieb Nathan Peter Levinson 1969:

“Wo immer Menschen geschädigt werden und Unrecht geschieht, sollten wir im Rahmen unserer Möglichkeiten unsere Stimme erheben. Wir taten das bei dem Attentat auf Rudi Dutschke, weil wir meinen, dass der Revolver kein Instrument der menschlichen Kommunikation darstellt, wir tun es beim jetzigen Meinungsterror des SDS, weil wir glauben, dass gesellschaftliche Veränderungen auf dem Wege der friedlichen Auseinandersetzung erreicht werden müssen.”⁸⁴⁴

Warum aber schlossen sich die 68er und die GcjZ nicht zusammen und verteidigten gemeinsam ihre gleichen Werte? Die Antwort lautet, dass sich in der 68er Generation schon sehr bald eine nicht nur kritische, sondern feindselige Haltung gegenüber Israel durchsetzte. Der Compass-Infodienst von DKR-Vorstandsmitglied Hubert Frankemölle berichtet dazu:

“Als sich Israel 1967 der Eskalationsstrategie der arabischen Anrainerstaaten durch einen Präventivschlag zu erwehren suchte, wurde der jüdische Staat hierzulande von einer Welle der Sympathie erfasst. Nicht zuletzt linke Strömungen beteiligten sich an den Solidaritätsaktionen. Unter dem Eindruck einer monströsen antiisraelischen Rhetorik der arabischen Kriegspropaganda schien es zunächst, als falle der deutschen Linken, wie bereits in den 1950er- und frühen 1960er Jahren, eine besondere moralische Verantwortung für die Existenz des Staates Israel zu.

Israel setzte sich binnen sechs Tagen auf der ganzen Linie durch - gegen eine quantitative Übermacht arabischer Armeen, die von der Sowjetunion ausgerüstet worden waren. Es war nun endgültig ein Teil des Westens geworden, psychologisch unterstützt durch die eruptive Begeisterung bürgerlich-konservativer Kreise.

Vor diesem Hintergrund schlussfolgerten viele Anhänger der aufkommenden Studentenbewegung: “Wenn Springer für Israel ist, können wir nur dagegen sein.” Der einst als progressiv begriffene jüdische Pionierstaat wurde bald nur noch als “Brückenkopf des US-Imperialismus” wahrgenommen. Im September 1967 gehörte der Sozialistische Deutsche Studentenbund (SDS) als wichtigste organisierte Strömung der außerparlamentarischen Opposition zu den ersten Organisationen, die einen unerbittlichen antizionistischen Kurswechsel vorgenommen hatten.”⁸⁴⁵

Der Autor vertritt eine pro-israelische Sichtweise und gibt die Entwicklung etwas verkürzt wieder. Sicher war der Grund, dass Springer für Israel ist, nicht der einzige, wieso sich die Studentenbewegung mit den Palästinensern solidarisierte, sondern vor allem die massenhafte Vertreibung von Palästinensern von israelischem Boden.

Heute hat ein Teil der Linken eine differenziertere Sicht von Israel, einige haben ihre Meinung geändert, unter ihnen Joschka Fischer, der ja auch die Buber-Rosenzweig-Medaille bekam. Die “Antideutschen” sind sogar ausgesprochen pro-israelisch, und bekommen deswegen immer wieder Schwierigkeiten mit anderen Linken.

“Seit Ausbruch der Al-Aksa Intifada versuchen die “antideutschen Israelfreunde” mit allerlei spektakulären Aktionen, den “Konsens der Antizionisten” anzufechten. Für ihre hierzulande ungewöhnliche Israelsicht, die allenfalls von Teilen des protestantischen Fundamentalismus geteilt wird, nehmen sie es hin, von Antizionisten ausgegrenzt, angepöbelt oder gar verprügelt zu werden.”⁸⁴⁶

Anfang Juni 2004 fand in Köln eine Demonstration gegen die israelische Schutzmauer von 20 parteiübergreifenden Organisationen statt.

“Als Ordner fungierten Aktivisten der linksextremen Kampagne “10 Euro für das irakische Volk im Widerstand”, die auch Terroranschläge im Irak befürworten. Handgreiflich gingen sie gegen vermeintliche oder tatsächliche “Antideutsche” vor, dabei attackierten sie auch einen taz-Journalisten.”⁸⁴⁷

⁸⁴⁴ Levinson, Nathan Peter: 20 Jahre GcjZ - Rückblick und Vorschau, in: Ebd. S. 157

⁸⁴⁵ Kloke, Martin: Israel - Alptraum der deutschen Linken? in: www.compass-infodienst.de, S.8

⁸⁴⁶ Kloke, Martin: Israel - Alptraum der deutschen Linken? in: www.compass-infodienst.de, S. 11

⁸⁴⁷ Ebd., S. 11

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die Studentenbewegung und die Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit die gleiche Ausgangsbasis hatten, nämlich die Bekämpfung aller Tendenzen zum Nationalsozialismus. Die Schlüsse, die sie daraus zogen, und die Ziele, die sie anstrebten, wichen aber voneinander ab. Bei den Gesellschaften gab es ebenfalls immer wieder Kritik an einem ungebremsten Kapitalismus, aber nicht am System der westlichen Demokratien. Das Demokratische Staatssystem und das wirtschaftliche des Kapitalismus wurden nicht als zwingend miteinander verbunden angesehen, man glaubte, die Demokratie ohne den Konkurrenzkampf des Kapitalismus durchsetzen zu können.

Zusammenfassend kann man sagen: Die Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit und der Deutsche Koordinierungsrat waren in Deutschland Vorreiter für einige Inhalte der 68er Bewegung, Mitglieder der GcjZ propagierten diese bereits, bevor die 68er es taten. Dazu gehörte:

- 1.) Diskussionen mit Schülern und Studenten auf gleicher Augenhöhe
- 2.) Thematisierung der Diskriminierung anderer Kulturen
- 3.) Eintreten für Frieden und Gewaltlosigkeit
- 4.) Überwindung von Vorurteilen, die durch autoritäre Erziehung entstanden sind
- 5.) Diskussionen zwischen den Generationen, Aufbrechen des Schweigens
- 6.) Wunsch, dass sich die Elterngeneration zu ihrer Schuld bekennt bzw. eigene Schuldeingeständnisse
- 7.) Materialismus-Kritik und die Suche nach neuen Werten

Die Mittel zur Durchsetzung dieser Ziele waren jedoch bei der 68er Bewegung und bei den Gesellschaften unterschiedlich:

Der Studentenanführer Rudi Dutschke schloss als Mittel der gesellschaftlichen Umbildung Gewalt nicht aus.⁸⁴⁸

Andere Mittel hingegen wurden von Adorno und bei den GcjZ propagiert:

- 1.) Das Erkennen der eigenen Vorurteile und psychischen Defizite, die man durch autoritäre Erziehung erworben hatte.
- 2.) Eine Wandlung in der Kindererziehung, die es erlaubt, Kinder als gleichwertige Menschen zu betrachten.
- 3.) Das Aneignen von Informationen und die Nutzung der Wissenschaft
- 4.) Reflexion und Nachdenken

Zu letzterem noch ein ironisches Zitat von Adorno, in dem er Bezug auf den Vorsitzenden der GcjZ Frankfurt, Franz Böhm, nahm:

„Wer sich keine unnützen Gedanken macht, streut keinen Sand ins Getriebe. Es empfiehlt sich, nach dem Mund dessen zu reden, was Franz Böhm so prägnant nicht-öffentliche Meinung nannte.“⁸⁴⁹

Im Gegensatz zu den meisten anderen Mitgliedern und Vorständen der Gesellschaften schien Adorno auf die Religion als staatstragende Institution keinen Wert zu legen.⁸⁵⁰

9.3 Die 8. Laupheimer Gespräche 2007: Podiumsdiskussion zum Stand des christlich-jüdischen Dialogs

In Laupheim bei Ulm finden seit acht Jahren jährlich Gespräche zum christlich-jüdischen Dialog statt, veranstaltet vom Haus der Geschichte Baden Württemberg. So auch am 10. und 11. Mai 2007. Die Konferenz war diesmal betitelt:

„Der christlich-jüdische Dialog im deutschen Südwesten in Vergangenheit und Gegenwart“.

⁸⁴⁸ S. Gretchen Dutschke-Klotz: *Wir hatten ein barbarisches, schönes Leben*. Rudi Dutschke. Eine Biographie, Köln 1996⁴, S. 25 S. 237ff

⁸⁴⁹ Adorno, Theodor: Was bedeutet: Aufarbeitung der Vergangenheit, Vortrag vor dem DKR der GcjZ, Wiesbaden 1959, in: Adorno, Theodor W.: „Ob nach Auschwitz noch sich leben lasse“, ein philosophisches Lesebuch, Frankfurt a. M. 1997, S. 34

⁸⁵⁰ Adorno, Theodor W.: „Ob nach Auschwitz noch sich leben lasse“, ein philosophisches Lesebuch, Frankfurt a. M. 1997, S. 171

Nicht alle Teilnehmer waren Mitglieder der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit bzw. des DKR, doch brachten die Referenten einige Beiträge, die Licht auf die Probleme der Zusammenarbeit und ihre historischen Hintergründe warfen, so dass ich diese Veranstaltung, die die GcjZ nur tangiert, nicht aussparen möchte.

Nach der Begrüßung am 10.05.2007 um 14.00 fand um 14:45 Uhr eine Podiumsdiskussion statt. Auf dem Podium waren Josef Fritsch, Thomas Schnabel, Jobst Paul und Andreas Mink, ein Organisator der Gespräche.

1. Begrüßung:

Josef Fritsch machte darauf aufmerksam, dass die Kreissparkasse die Laupheimer Gespräche fördert. Andreas Mink stellte gleich zu Beginn kritisch fest, dass der Dialog der Instanzen, die am Haus der Geschichte beteiligt sind, nicht funktioniere, ja, man lasse sich ungern auf das Thema "Nazizeit" ein. Die Schablonen des Antisemitismus gebe es hingegen immer noch.

2. Vortrag von Dr. Jobst Paul, Duisburg: Kirchliche Macht oder jüdische Ethik? Jüdische Publizisten des 19. Jahrhunderts zum christlich-jüdischen Verhältnis:

Auch Jobst Paul äußerte sich kritisch. Er merkte an, dass Gerschom Scholem noch 1962 in Bezug auf die jüdisch-deutsche Kommunikation gesagt habe, von einem Gespräch vermöge er bei alledem nichts wahrzunehmen. Erst durch die Katastrophe, durch Auschwitz, sei man auf das bereits vorangegangene Unrecht aufmerksam geworden. Die Aufarbeitung der deutsch-jüdischen Geschichte sei Aufgabe der Kulturwissenschaften insgesamt. Jobst Paul hat die Schriften von jüdischen Autoren Mitte des 19. Jahrhunderts untersucht und dabei festgestellt, dass sie ein ganzheitliches Menschenbild verbreiten. Sie stützen sich nicht auf die griechisch-römische Tradition, weil diese für Juden "Heidentum" verkörpert. Auch sei eine Abgrenzung zum Sozialismus zu bemerken. Kinderarbeit und Verelendung werden in größerem Zusammenhang ethisch betrachtet. Theokratie wird angestrebt, Messianismus ist verbreitet. Der allgemeine Tenor lautet, dass nur nach der Integration der Juden eine auch für die anderen Minderheiten gerechte Gesellschaft entstehen kann. Jüdische Ethik werde von Christen als christlich bezeichnet, dies wird als triumphalistisch wahrgenommen. Das Christentum, schlossen die jüdischen Autoren des 19. Jahrhunderts daraus, könne das Andere in sich nicht anerkennen. Ludwig Phillipsohn sprach von "Monstren der kirchlichen Macht", denen er von Freiheit geprägte Bildungstraditionen entgegensetzen wollte. Auch nahmen die jüdischen Autoren des 19. Jahrhunderts eine ständige Reproduktion der Ausgrenzung von Juden wahr. Sie warnten, dass eine kulturell verinnerlichte Judenfeindschaft am Beginn einer ungerechten Gesellschaft stehe. Abraham Geiger propagierte 1833 die Einbeziehung des Islam in das messianische Zeitalter. Als Gründungsfehler der Aufklärungsbewegung sahen die Autoren, dass sie der Judenfeindschaft verhaftet geblieben sei. Mit dem Hinweis darauf, dass Papst Benedikt XVI. in seiner Regensburger Rede vor einer Judaisierung des Christentums gewarnt habe, stellte Jobst Paul fest, dass Christen im Grunde kein Recht hätten, die mangelnde Aufklärung im Islam zu kritisieren, wenn die eigene Aufklärung das Judentum nicht anerkenne. Zu den jüdischen Autoren des 19. Jahrhunderts bemerkte er, dass diese die Moderne durchaus vom „Talmudismus“⁸⁵¹ aus erfassen konnten. Die meisten von ihnen seien selbst Reformer gewesen. Die amerikanische Entwicklung wurde zunächst von den jüdischen Autoren euphorisch begrüßt, diese Begeisterung schlug jedoch später wegen der Sklaverei in blankes Entsetzen um.

⁸⁵¹ „Talmudismus“ ist mittlerweile ein belasteter Begriff, da er auch von Gegnern des Judentums in pauschalisierender Weise eingesetzt wurde

3. *Andrea Hofmann, Tübingen/Jarnsen: „Das Verhältnis unter den Konfessionen ist ein gutes“: Kirchliche Judenbilder*

Andrea Hofmann, die einzige Frau auf dem Podium der Laupheimer Gespräche, sprach unter dem Titel „Das Verhältnis der Konfessionen ist ein Gutes“ über kirchliche Judenbilder. Sie hatte dazu die Zeit von 1890 bis 1910 in Baden-Württemberg untersucht. Andrea Hofmann hat in Tübingen und in den USA Geschichte und Empirische Kulturwissenschaften studiert. Sie präsentierte die Reden, die Christen und Juden übereinander und miteinander führten. Dazu konstatierte sie, dass man eine verdeckte Meinung übereinander hatte, dass heißt, die eigentlichen Gedanken nicht immer offen präsentierte. Andererseits teilte man auch mancherorts die religiösen Feste. So feierten die Katholiken gerne Purim mit.⁸⁵² Als Beispiel für das Zusammenleben von Juden und Christen wählte Andrea Hofmann die Ortschaft Nonnenweiher. Dort hatten sich die Christen das Schimpfwort „Judenstinker“ ausgedacht, das jedoch von Juden in der Regel sofort mit „Christenstinker“ quittiert wurde. Überschritten die Auseinandersetzungen ein von der Allgemeinheit als normal empfundenes Maß, so war in der Presse, bzw. vor Gericht, von „Konfessioneller Hetze“ die Rede. Ab einer bestimmten Grenze galten die Angriffe als „maßlos“, „Maßvolles“ Streiten war jedoch durchaus akzeptiert. Andrea Hoffmann charakterisiert das Verhältnis Christen-Juden als ein Schwanken zwischen Abwehr, Gewalt und Emanzipation. Das an sich überwiegend gute Verhältnis wurde bei politischen Wahlen frostig. Juden und Demokraten sollten für den Sittenverfall verantwortlich sein. das öffentliche Verhalten entsprach nicht den verborgenen Urteilen. So sprachen kircheninterne Schriften eine andere Sprache als die Wahrnehmung der Juden: Während die Juden meist dachten, sie seien akzeptiert, zeigte sich in den kircheninternen Schriften Kritik und Ablehnung.

4. *Christian Wiese, Erfurt/Sussex: „Apokatastasis – eine friedfertige Betrachtung über Judentum und Christentum“ - Ein noch unveröffentlichtes Werk von Raphael Strauss aus dunkler Zeit:*

Christian Wiese (GcjZ-Mitglied) sprach über „Apokatastasis - eine friedvolle Betrachtung über Judentum und Christentum“, ein noch unveröffentlichtes Werk von Raphael Strauss aus dunkler Zeit. Raphael Strauss war Zionist, orthodoxer Jude und Historiker. Sein geistiger Gesprächspartner sei James Parks gewesen. Ausgehend von seinem Werk sprach Wiese auch von der Auseinandersetzung Leo Baecks mit Harnack. Baeck kritisierte Harnack, weil er Jesus vom Judentum trennte. Auch das Christologische Dogma trenne Juden von Christen, und dieses sei auf der Basis hellenistischer Mythen entwickelt worden. Daraus resultiere die Identitätsproblematik des Christentums, die zu einer Ambivalenz gegenüber dem jüdischen Erbe führe. Als Gegengeschichte zu den „Entjudungsprogrammen“ veröffentlichte Baeck 1938 eine Arbeit über das Neue Testament aus dem Ursprung des jüdischen Glaubens.

5. *Podiumsdiskussion mit Beteiligten des jüdisch-christlichen Dialogs*

Am 10.05.2007 um 20.00 veranstaltete das Haus der Geschichte eine zweite Podiumsdiskussion zum Stand des christlich-jüdischen Dialogs. Auf dem Podium befanden sich:

- 1.) Professor Dr. Ernst Ludwig Ehrlich (Träger der Buber-Rosenzweig-Medaille)
- 2.) Rabbiner Joel Berger (ehemaliger Landesrabbiner von Baden-Württemberg)
- 3.) Martin Stöhr (GcjZ-Mitglied, ehemaliger Vorsitzender des ICCJ)
- 4.) Hans Hermann Henrix (GcjZ-Mitglied, ehemaliges DKR-Präsidiumsmitglied)
- 5.) Uri Kaufmann (Schweizer Autor)
- 6.) Christian Wiese (Assistent am Erfurter Lehrstuhl für Judaistik)

⁸⁵² Anmerkung: In Bayern konnte es jedoch zum Missfallen der Christen führen, wenn Purim auf einen Karfreitag oder überhaupt in die Karwoche fiel. Dann nämlich trauerten die Christen um den Tod Jesu, während Juden in der gleichen Ortschaft ausgelassen feierten und die jüdischen Kinder sich verkleideten.

(Ernst Ludwig Ehrlich ist im Oktober 2007, also ein halbes Jahr später, 86jährig verstorben.⁸⁵³)

Ernst Ludwig Ehrlich ergriff zuerst das Wort. Er erinnerte an Nostra Aetate, an Johannes XXIII. und Kardinal Bea. Er führte aus, dass Kardinal Bea in Bezug auf Nostra Aetate gesagt hatte:

“Ich habe vom Papst den Auftrag bekommen, diese Erklärung fertigzubringen, und was auch geschieht, ich werde es tun.”

Von diesem Moment aus habe von katholischer Seite und auch anschließend von evangelischer Seite die entscheidende Wende im christlich-jüdischen Verhältnis begonnen. Fast alle evangelischen Landeskirchen in Deutschland hätten bereits Erklärungen zum christlich-jüdischen Verhältnis abgegeben. Für die Katholiken sei es ein großes, einmaliges Glück gewesen, dass Johannes Paul II. Papst gewesen sei, der in der Zeit der Schoa in Krakau gewesen ist. Dieser hat, als sechs Millionen Juden vergast wurden, alles miterlebt. Außerdem ist er mit jüdischen Kindern vorher in die Schule gegangen. Er habe nicht nur die Texte erweitert, sondern er habe vor allem das menschliche Problem in den Vordergrund gestellt. Es wäre undenkbar gewesen, bis vor zwanzig Jahren, dass ein Papst in die Synagoge in Rom geht und einen Gottesdienst gemeinsam mit dem Oberrabbiner von Rom abhält. Er habe auch, was vor zehn Jahren noch unmöglich gewesen sei, Kontakte aufgenommen mit dem Oberrabbinat in Israel, das eigentlich zu den Kirchen ein sehr distanzierendes Verhältnis gehabt habe. Dieses Verhältnis habe sich geändert.

Er habe immer wieder gezeigt, dass es im christlich-jüdischen Verhältnis nicht um Theologie geht, nicht um abstrakte Sachen, sondern dass es um Menschen geht, und dass Juden und Menschen das gleiche Antlitz tragen. Durch Johannes Paul II. sei ein brüderliches Verhältnis erreicht worden. Vor sechs Monaten habe Kardinal Kasper alles Positive, was seit Nostra Aetate geschehen sei, aufgezählt, und dann habe er gesagt:

“Das ist die eine Seite. Es gibt eine andere Seite. Das ist das Trennende. Und dieses Trennende lässt sich nicht überbrücken.”

Er, Ernst Ludwig Ehrlich, habe darüber mit Kardinal Bea während des Zweiten Vatikanischen Konzils gesprochen. Dieser verwies auf einen Satz aus dem ersten Petrusbrief, Kapitel 2, Vers 15:

“Gebt Zeugnis von dem, was ihr glaubt, aber in Demut und Respekt vor dem anderen.”

Die zweite Trennung sei, dass 2000 Jahre einer Geschichte zwischen Christen und Juden stehen, einer Geschichte, die mit der Schoa, mit Auschwitz endete. In diesen zwei Jahrtausenden wurden die Juden verfolgt, diskriminiert, getötet, und erst im 19. Jahrhundert durch die Französische Revolution und die Renaissance zum Bürger gemacht. Als Juden könne man 2000 Jahre Geschichte nicht ausklammern. Aber man könne gemeinsam mit den anderen versuchen, dass so etwas niemals in dieser Welt mehr geschehe, es sei denn, die Christen würden ihr Christentum verraten. Man habe ungeheuer viel gemeinsam, so dass man auf diesem Fundament miteinander stehen, gehen und reden könne. Das was jedoch entscheidend trenne, selbst wenn man von der Geschichte absehe, sei die Christologie. Sie sei das Proprium, das Eigentliche des Christentums. Juden würden diese nicht anerkennen. Diesen Glauben hätten die Juden nicht und würden sie auch nicht haben, bis das Reich Gottes komme. Von daher müsse man sagen, dass man viel erreicht habe, aber das etwas bleibe, was man niemals erreichen könne, bevor das Ende der Zeiten gekommen sei. Es sei alles da, was die Kirche im Moment tun könne, was die Juden anbetreffe. Aber die Kirche sei etwas Abstraktes. Die einzelnen Christen habe die Veränderung leider sehr oft noch nicht er-

⁸⁵³ Dohrn, Susanne: Ernst Ludwig Ehrlich verstorben, in: Vorwärts, Berlin, 26. Oktober 2007, <http://www.vorwaerts.de/nachrichten/ernst-ludwig-ehrich-gestorben>, Abrufdatum: 6. April 2009

reicht. Man müsse die Brüderlichkeit miteinander leben, und dies basierend auf den Gemeinsamkeiten, den Psalmen, die genauso in der Synagoge gelesen werden, wie in einem katholischen Gottesdienst, die Hebräische Bibel, die Sprüche Jesu, die zum sehr großen Teil aus dem Judentum stammten.

“Wir haben viel gemeinsam, sollten es nicht zerreden, sollten unsere Überzeugung darauf miteinander, miteinander aufbauen!”

Im Anschluss an Ernst Ludwig Ehrlich sprach Martin Stöhr.

Er begann mit einer Geschichte: Als er zwölf Jahre alt war, zu Kriegsende, war er bei den Großeltern, weil er dort die höhere Schule besuchen konnte. Ein amerikanischer junger Offizier kam in das Haus des Großvaters. Die beiden unterhielten sich auf Lateinisch. Sie hatten beide ein humanistisches Gymnasium besucht. Und er stand als Zwölfjähriger, der gerade angefangen hatte, Latein zu lernen, staunend dabei und das habe zu einer ersten Warum-Frage geführt:

“Warum ist hier eine Kommunikation direkt so nicht möglich? Was ist die Geschichte, die dahinter liegt?”

Diese Frage habe ihn nicht mehr losgelassen, so dass er ihr im Studium in Basel und in Bonn nachgegangen sei. Er habe dann Lutz Ehrlich auf einer Tagung in Berlin kennen gelernt, auf dem die Geschichte des christlichen Judenhasses vom Apostelkonzil bis zur Gegenwart erörtert wurde. Nachher habe er ihn intensiver kennen gelernt bei der 1960/61 gegründeten Arbeitsgemeinschaft Juden und Christen beim Deutschen Evangelischen Kirchentag.

Dazu müsse man sagen, dass zwar die Evangelische Kirche im Jahr 1950 auf ihrer gesamtdeutschen Synode einen guten Satz gesagt habe: Das Bekenntnis, erstens, dass sie mit schuld an Auschwitz und der Judenverfolgung sei, zweitens, dass das jüdische Volk als Gottesvolk erwählt sei und bleibe. Damals sei allerdings noch offizielles Schweigen an den Fakultäten und in den Kirchenleitungen gewesen, bis es dann auf dem Kirchentag 1961 zu einer Gruppe gekommen sei, in der Frauen und Männer unterschiedlicher Herkunft gekommen sei. Eine große Zeitung habe darüber berichtet unter dem Titel:

“Ausverkauf der Kirchengeschichte.”

Hintergrund sei gewesen, dass sie die Beiträge erörtert hätten, die aus der christlichen Tradition zur Verachtung der Juden geführt hätten. Und diese seien dann ab dem 19. Jahrhundert verknüpfbar geworden mit nationalem, wirtschaftlichem und rassischem Juden Hass, der sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts rasant ausgebreitet habe, bis er dann schließlich im Regierungsprogramm ab 1933 zur Vernichtung des europäischen Judentums in großer Zahl geführt habe. Das seien die Motive gewesen, die ihn dazu gebracht haben, an dieser Thematik weiterzuarbeiten. Er entdeckte dann auch den zunächst positiven Ansatz von Martin Luther, seine Aussage, dass Jesus Christus ein geborener Jude sei 1520, und dem Kernsatz

“Wenn man mich so behandelt hätte, wie die Kirche die Juden behandelt hat, wäre ich lieber eine Sau denn ein Christ geworden.”

und dann seine hasserfüllten Schriften in den letzten Lebensjahren, wo Luther die Tradition der christlichen Judenverachtung reaktiviert habe. Als Trennendes zählte er außerdem auf: Den Vorwurf des Gottesmordes, die Enterbungstheorie, die besage, jetzt seien die Christen das wahre Israel und eine Verachtung der Hebräischen Bibel. Diese Vorurteile zu überwinden, sei in den Schulbüchern weithin gelungen. Aber es bleibe noch vieles zu tun. Nun gehe es vor allen Dingen um die Frage:

“Wie formulieren wir ein Bekenntnis zu Jesus, der ohne seine jüdische Tradition und seine Gemeinde nicht denkbar wäre? Wie formulieren wir ein Bekenntnis zu ihm, ohne dass es auf Kosten des jüdischen Volkes geht?”

Die christliche Position sei häufig durch die Negation der jüdischen Position bestimmt worden. Diese Tradition zu durchbrechen, ist seiner Meinung nach eine Aufgabe, die noch immer zu leisten sei.

Henrix schloss sich ebenfalls mit einer Rede an. Die Last der Geschichte wiege schwerer als der Unterschied der religiösen Lehren. Emanuel Levinás habe einmal davon gesprochen, dass das jüdische Volk einen „Tumor im Gedächtnis“ habe. Der Einzelne könne sich dem Alltag hingeben, und dann doch passiere es ihm, dass er wieder neu an den Abgrund geführt wird, als sei es gestern gewesen, als er in die Vernichtung hineingeraten sei. Dieser Tumor im Gedächtnis melde sich immer noch sowohl kirchlich wie politisch. Man könne die Kontroversen des letzten Jahrzehnts in Deutschland wie an einer Perlenkette aufgeschnürt vortragen, es gebe so etwas wie eine Intrige der Erinnerung, die die Last der Geschichte, wenn man ihr entrinnen wolle, immer wieder neu wecke. Das könne man nicht inszenieren, das passiere. Es stehe eine lange Geschichte zwischen Christen und Juden. Bei Levinás gebe es aber noch eine zweite Ebene, nämlich die sechzigjährige Geschichte seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges und der Schoa mit den Namen Leo Baeck, Johannes XXIII, Kardinal Bea, Johannes Paul II. und Kardinal Kasper. In der katholischen Kirche sei durch das hierarchische Prinzip eine größere Abhängigkeit von verantwortlichen Personen vorhanden. Die Änderungen würden gestaltet und verantwortet von Persönlichkeiten. Die große Wasserscheide sei mit Nostra Aetate eingetreten.

Uri Kaufmann, jüdischer Historiker und Mitglied im Gesprächskreis „Juden und Christen“ beim ZdK⁸⁵⁴, griff zurück auf die Situation nach dem Zweiten Weltkrieg. Wenn amerikanische Lebensmittellieferungen für DP-Lager eingetroffen seien, habe es sofort geheißen, die Juden seien bevorzugt. Dann habe man in der Öffentlichkeit unterteilt in die “guten deutschen Juden” und die “bösen polnischen Juden”. Dies sei in den Äußerungen der späten 40er und Anfang der 50er Jahre deutlich geworden. Nach `52 sei der Vorwurf gekommen, die Juden profitierten von der Wiedergutmachung. Außerdem sei der Vorwurf vorgekommen, man habe in der Emigration ein schönes Leben in den USA gehabt. Dies berücksichtigte überhaupt nicht die Situation von Emigranten, die zum Teil total gestrandet seien. Sie hätten Traumata erlitten, die eigene Familie sei umgekommen. Die Täter hätten ganz zynisch Kontakte zu diesen Emigranten ausgenutzt, um sich Persilscheine ausstellen zu lassen. Wenn man vielleicht `33 noch etwas Gutes für einen Juden getan habe, habe man das genutzt, um bei den Spruchkammern besser wegzukommen. Diese Situation von 1945 bis 1955 habe sich schon bis zu einem gewissen Grad geändert. So habe es in Süddeutschland Bürgerinitiativen gegeben, die nach 1979 Synagogen gerettet hätten, die sich eingesetzt hätten für das Gedenken. Es gebe nach Umfragen immer noch in Deutschland einen Bodensatz von 10 bis 15% Antisemiten. Selbst in der Schweiz sei der Antisemitismus ähnlich stark. Aber es habe sich einiges getan, und man müsse auch die Umbesinnung der Kirche erwähnen. Diese sei im Wechselspiel mit den Prozessen, dem Eichmann-Prozess in Jerusalem und dem Auschwitz-Prozess in Frankfurt erfolgt. Dies sei alles Anfang der 60er Jahre passiert. Die Prozesse hätten die ehrlichen Christen erschreckt. Die Diskussion in der Öffentlichkeit habe in Stuttgart `62 dazu geführt, eine Juden-Dokumentation zu veröffentlichen, nach dem Vorbild von Yad Vashem. Die Kommunalpolitiker hätten schnell vergessen, was `33 bis `45 passiert sei und hätten von Harmonie gesprochen. Dies sei heute einer differenzierten Forschung gewichen, die sich in der letzten Zeit ausgebreitet habe. Es habe einen “Marsch durch die Institutionen” gegeben. Die jüdische Geschichte habe heute die regional etablierten, honorigen Periodika erreicht. Auf der jüdischen wie auf der christlichen Seite sei man jedoch noch am Anfang eines Dialoges. Drei Viertel der Gemeindemitglieder seien aus Russland. Diese hätten wenig Wissen vom Judentum und auch wenig Interesse, Wissen zu erwerben. Die jüdische Seite

⁸⁵⁴ Hegge-Gemeinschaft: Tagung: Der Beitrag des Judentums für das Werden Europas, <http://www.die-hegge.de/programm/12mai2006/12mai2006.html>, Abrufdatum: 6. April 2009

werde so lange viel mit sich selbst zu tun haben, bis die Fragen der Integration der Zuwanderer geklärt seien. Man müsse auch die Proportionen beachten: 1945 habe es im Landesteil Baden nur 100 Juden gegeben, in ganz Baden 1955 500 Mitglieder. Damals sei ein Dialog rein zahlenmäßig gar nicht möglich gewesen. 2007 habe die jüdische Gemeinschaft in Deutschland um die 100 000 Mitglieder. Drei Viertel von diesen seien aber über zwei Generationen hinweg sozialistisch sozialisiert worden. Unter anderem deshalb plädiert er dafür, überall jüdische Lehrhäuser einzuführen. 1946 habe es 3,5 Millionen überlebende Juden in Europa gegeben. Heute gebe es noch 1,4 Millionen. Über die Hälfte sei ausgewandert oder gestorben. Es sei eine Frage, ob das europäische Judentum wirklich eine Zukunft habe.

Christian Wiese führte aus, dass er Ende der 70er Jahre aus Südamerika nach Deutschland gekommen sei und damals noch nichts über die Situation in Europa in Bezug auf den christlich-jüdischen Dialog gewusst habe. Er habe dann angefangen, Theologie zu studieren. Während des Studiums in Tübingen habe er keine kritische Reflektion der Kirchengeschichte erlebt. Er habe nichts erfahren über die zwiespältige Rolle der Bekennenden Kirche im Dritten Reich und über die Rolle des Protestantismus. Es habe damals ganz kleine Anfänge gegeben, aber Schwierigkeiten, die Geschichte in die theologische Ausbildung zu integrieren. Dann habe er das Glück gehabt, in Jerusalem studieren zu können und habe dort angefangen, über das Verhältnis von Protestantismus und Judentum zu forschen. Daraufhin habe er angefangen, sich mit der jüdischen Auseinandersetzung mit dem Protestantismus zu befassen. Es habe dann Kollegen gegeben, die sagten, es sei nicht nur ungewöhnlich, sondern eigentlich illegitim, dass er aus dem Blickwinkel jüdischer Erfahrung auf die eigene Tradition kritisch blicke. Es habe sehr viel negative Rückmeldungen gegeben. Er habe es als zwiespältig empfunden, dass es einerseits wichtige theologische Erkenntnisse über die bleibende Erwählung des jüdischen Volkes gegeben habe, aber andererseits auf Gemeindeebene heftige Diskussionen darüber und auch heftigen Widerstand. Es habe heftigen Widerstand gegen die Idee gegeben, nicht der erste Erwählte Gottes zu sein, sondern vielleicht hineingenommen in den Bund. Auch die Judenmission sei thematisiert worden und es habe die Position gegeben, dass das Christentum seine missionarische Seite auch und gerade gegenüber dem Judentum nicht preisgeben könne. Er würde jedoch die Gegenposition vertreten, dass es eine theologisch fundierte Begründung für eine radikale Abwendung von der Judenmission geben müsse. Dies sei allerdings etwas, was nach wie vor nicht in der Breite konsensfähig sei. Dies sei ein großes Problem und eine große Belastung für den christlich-jüdischen Dialog. Er sei dann an die Universität Erfurt gegangen, um dort im Rahmen der Religionswissenschaft Judaistik zu unterrichten. Er sei in den Osten gegangen mit der Vorstellung, dass er die dortige Gesellschaft sehr stark säkularisiert vorfinden würde und das man dort wenig Wissen, weder über das Christentum noch über das Judentum, habe. Er habe aus dieser Annahme geschlossen, dass es dort auch vielleicht weniger kulturell verinnerlichte Vorurteile gebe. Er habe dann jedoch sehen müssen, dass es möglich sei, kein Wissen über das Christentum zu haben, kein Wissen über die Bibel zu haben und kein Wissen über das Judentum zu haben und dennoch tief verinnerlichte kollektive Denkmuster und Bilder zu haben, die zu Aussagen in Seminaren führen, wie:

“Aber die Juden, das sind doch die, die den Heiland umgebracht haben.”

Er habe sich dann gefragt, wie das sein könne. Insofern müsse er seinen Vorrednern recht geben: 2000 Jahre verinnerlichte antijüdische Vorurteile und Denkmuster ließen sich nicht innerhalb von Jahrzehnten überwinden. Die Aufgabe der Ent-Antijudaisierung bliebe bestehen und bedürfe großer Anstrengung. Wichtig sei auch, dass weitere Historiker, Philosophen und Theologen, die jetzt an den Universitäten ausgebildet würden, diesem Pfad folgen würden. Es könne auch einen Rückschlag, eine Verlangsamung und auch eine Gegenbewegung gegen den Dialog geben und an einigen Zeichen scheine ihm dies erkennbar zu sein. Man könne also nicht sagen, man sei auf einem guten, gesunden Weg, sondern man müsse auch mit Rückschlägen rechnen. Ein Beispiel sei: Er halte sehr viele Vorträge über das Verhältnis vom Antijudaismus zum Antisemitismus, und es geschehe regelmäßig, dass bestimmte Fragen kämen, beispielsweise bei einer Diskussion in Weimar, bei der es um Lu-

thers Judenfeindschaft ging und deren Wirkungsgeschichte, und dort wurde von prominenter Seite sehr stark dagegegehalten, mit dem Argument, dass man da eine absolute Trennung zu Luthers gesellschaftlichem Beitrag herstellen müsse. Eine Mitverantwortung von Luther am modernen Antisemitismus könne man nicht behaupten. Dies zeige ihm, so Wiese, dass noch sehr viel historische Arbeit zu leisten sei. Historische Arbeit werde in Zukunft hoffentlich mehr als in der Vergangenheit in die theologische Ausbildung einfließen. Er hoffe auf Raum für die Ent-Antijudaisierung des Christentums.

Rabbiner Joel Berger kümmert sich trotz seiner Pensionierung noch um die Eingliederungsarbeit für die Zentrale Wohlfahrtstelle der Juden. Er wies darauf hin, dass in Stuttgart immer wieder Judenmission betrieben würde, und dies mit unlauteren Mitteln: So setzten sich die Missionare Kippas auf, stellten sich in die Fußgängerzone und gäben vor, die wahren Juden zu sein. Auch lockten sie mit Geld und anderen Vergünstigungen. Die russischen Einwanderer, die wenig über das Judentum wüssten, liefen Gefahr, ihnen zu glauben, dass sie "die wahren Juden" seien und ihnen auf den Leim zu gehen. Auch wenn man immer wieder betone, dass es sich bei den Missionaren nicht um Mitglieder der Evangelischen Landeskirchen handele, irritiere deren Verhalten den christlich-jüdischen Dialog. Er sei ohnehin kein großer Freund dieses Dialoges. Joel Berger drückte seinen Unmut über die Judenmission deutlich aus. Stalin habe das Judentum bekämpft und bewirkt, dass die russischen Juden ihrer Religion verloren gegangen seien. Nun, da sie die Chance hätten, dorthin zurückzufinden, kämen christliche Missionare und vereinnahmten sie. Berger sprach auch noch eine Diskrepanz zwischen Judentum und Christentum an: Das Judentum habe, im Gegensatz zum Christentum, in dem Sinne keine Theologie.

Der Auftrag des christlich-jüdischen Dialoges sei es, Gemeinsamkeiten aufzuzeigen. Gleichzeitig lag es aber Berger daran, zu betonen, dass Juden mit dem Christus der Evangelien nichts zu tun hätten. Er behauptete, dass sich die Amtskirche noch nicht wirklich von Mission distanziert habe.

Bei der anschließenden Diskussion ging es vor allem um das Thema Judenmission, um das Thema "Triolog" und Umgang mit dem Islam und um die zunehmende Säkularisierung der Gesellschaft. Uri Kaufmann betonte, dass das Judentum dem Christentum näher stünde als der Islam. Martin Stöhr nahm eine sehr differenzierte Haltung zum Thema "Einbeziehung des Islam" ein. Einerseits sei die Beziehung zwischen Juden und Christen singulär. Andererseits gebe es antisemitische Vorurteile bei einem Viertel der Bevölkerung, aber anti-islamische Vorurteile bei 75 Prozent. Diesem müsse man Rechnung tragen. Ein pensionierter Lehrer aus dem Publikum stellte fest, dass bei heutigen Schülern große Lücken in Bezug auf das Bibelwissen und das Wissen über das Christentum, geschweige denn das Judentum bestünden. Diese Beobachtung wurde von den Mitgliedern des Podiums geteilt und die Tatsache bedauert.

Was bei diesen Veranstaltungen, wie auch bei anderen jüdisch-christlichen Gesprächen auffällt, ist, dass es sich um einen "Dialog über den Dialog" handelt. Das heißt, der eigentliche direkte Austausch ist noch nicht erreicht. Die Hindernisse werden thematisiert: Die Einstellung von Gemeindemitgliedern, der immer noch bestehende Antisemitismus, die Judenmission, die 2000jährige Geschichte. Es wird davon ausgegangen, dass die meisten der Anwesenden einem christlich-jüdischen Dialog positiv gegenüberstehen. Dennoch kommt es auch unter diesen selten zu einem programmatischen Konzept, wie man diesen Problemen begegnen soll. Das eigene Vorhaben, ein Gespräch aufzunehmen, wird thematisiert, man spricht sozusagen darüber, dass man miteinander sprechen sollte. Mögliche Themen und Probleme, die man miteinander angehen könnte, sind ebenfalls zur Sprache gekommen: Die Ent-Antijudaisierung der Kirchen, die russischen Einwanderer, die Muslime, Vorurteile und Denkmuster in der Gesellschaft. Diese könnten nun in ein gemeinsames Programm aufgenommen werden, um diesen Herausforderungen zu begegnen. Da aber die Hindernisse nach wie vor als zu groß empfunden werden, stockt hier der Austausch und die Zusammenarbeit. Zwar gibt es auf der örtlichen Ebene der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit Ansätze und Initiativen, um beispielsweise russischen Einwanderern zu helfen

oder Muslime in den Dialog aufzunehmen, aber es fehlt ein von Christen und Juden gemeinsam erarbeitetes, detailliertes Arbeitskonzept, bei dem beide Seiten ihre Probleme teilen und gemeinsam an einer Lösung arbeiten. Es wird im Verhältnis mehr über die Herausforderungen als Hindernisse denn als Teil eines gemeinschaftlichen Unternehmens gesprochen. Auch fällt auf, dass die einzelnen Podiumsmitglieder, jeder für sich, mit Engagement und Commitment für eine christlich-jüdische Annäherung kämpfen (bis auf Joel Berger, der dem Unternehmen eher skeptisch-beobachtend gegenübersteht und sich dennoch von Zeit zu Zeit beteiligt). Es fehlt die gemeinsam koordinierte Arbeit am Objekt, es fehlt die vereinte Konzentration auf einen Gegenstand der Zusammenarbeit. So wäre es beispielsweise möglich, statt eines "Trialoges", der seit Jahren als Option im Raum steht, als Christen und Juden gemeinsam für die Integration der Muslime zu kämpfen. Aber auch diese Idee bleibt nach wie vor in den Startlöchern stecken.

Ein gemeinsames Thema, das weder auf das Christentum noch auf das Judentum bezogen ist, in das also keiner der Dialogpartner involviert ist, hätte den Vorteil, dass dadurch Abstand zu den eigenen Problemen gewonnen werden könnte und man diese dann wieder aus neuer Perspektive, gestärkt durch die Erfahrungen an einem Projekt.

Der christlich-jüdische Dialog ist durch das Problem der Judenmission und andere innerkirchliche und innerjüdische Hindernisse bisher langsam vorwärts gekommen. Man bekämpft die Symptome von antijüdischen Grundhaltungen in Kirchen und Gesellschaft, aber es ist bisher nicht gelungen, um mit Brecht zu sprechen, "den Schoß, aus dem das Unheil kroch" zu verschließen. Um hier ein tiefgehendes Umdenken zu erreichen, müssten sich die Gesellschaften und der DKR stärker an die Massen wenden, an die Durchschnittsbürger. Auf der Woche der Brüderlichkeit aber sind keine Durchschnittsbürger, sondern geistige Eliten anwesend, die ohnehin dem Antisemitismus fern stehen. Und die Schulen verwenden nach wie vor als Unterrichtsmaterialien in bezug auf die Haltung gegenüber Juden unklare, ja ambivalente Bücher und Filme. Dem einstigen Konzept der amerikanischen Militärregierung entsprechend, wenden sich die Gesellschaften seit ihrer Gründung immer wieder an die bestehenden Autoritäten: Erwachsenenbildungsstätten, Schulen, kirchliche Institutionen, um von oben her den Einfluss auf die Bürger zu verändern. Dieser Umweg hat in vielen Fällen dazu geführt, dass sich wenig verändert hat. Er ist zu einem Hindernis geworden. Der DKR und die Gesellschaften legen viel Wert darauf, Multiplikatoren auf ihre Veranstaltungen einzuladen und ihnen ein Forum zu bieten. Es stellt sich aber immer wieder heraus, dass diese häufig den jeweils Anwesenden nach dem Mund reden, sich in Gegenwart von Juden als Judenfreunde darstellen, aber ihre tiefstehenden Vorurteile deshalb noch lange nicht ablegen. Statt sich mit diesen Leuten weiterhin auseinanderzusetzen, wäre es auch möglich, sich direkt an die eigentlichen Adressaten, die Schüler, Studenten, Arbeiter und Angestellten, kurz, an die breite Bevölkerung zu wenden, wie dies etwa Henny Seidemann in München mit ihren Volkshochschulkursen machte und wie es Rachel Dror in Stuttgart mit ihren Vorträgen in Schulen macht. Auf diesem Gebiet sind mehr Juden als Christen tätig. Juden treten als Zeitzeugen auf, halten Vorträge über ihre Religion, lehren Sitten und Gebräuche, Küche und Schriften des Judentums. Es gibt jedoch dem gegenüber keine oder nur wenig Christen, die etwa an Schulen gehen, um Vorträge und Diskussionen über die destruktive Kraft von Vorurteilen gegen Juden und andere zu halten, oder die Volkshochschulkurse zu diesem Thema anbieten. Auch vermissen Juden informative Veranstaltungen, die einem Nichtchristen das Christentum erklären, ohne zu missionieren. Es muss jedoch erwähnt werden, dass der DKR für interessierte Lehrer Unterrichtsmaterialien zu den Themen Vorurteile und Antisemitismus bereithält. Diese lagern in der Geschäftsstelle in Bad Nauheim. Das Wissen um diese Möglichkeiten ist jedoch unter Lehrern kaum verbreitet.

6. Professor Martin Stöhr, Bad Vilbel: Das jüdische Lehrhaus in Stuttgart

Im Anschluss an die oben berichtete Podiumsdiskussion sprach Martin Stöhr über das jüdische Lehrhaus in Stuttgart. Auch dieser Vortrag soll hier erwähnt werden. Martin Buber, der die Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit mit seinem Gedankengut ent-

scheidend beeinflusst, zum spiritus rector des Lehrhauses wurde, und weil man durch die Geschichte dieses Lehrhauses auch einiges über ihn erfährt. Martin Stöhr sprach über

1. die Geschichte des Lehrhauses
2. Geschichte und Praxis des Stuttgarter Lehrhauses
3. Erinnern - Helfen - Handeln als Motto der Lehrhäuser

zu 1.) die Geschichte des Lehrhauses

Lehrhäuser sollten die Fenster zur Welt Öffnen. Die Thora sollte sich im täglichen Leben verwirklichen können. Dies geht aus den seit 1909 gehaltenen Reden von Martin Buber hervor. Der Mitarbeiter von Martin Buber, Franz Rosenzweig, war einer der Väter der Neubelebung des jüdischen Lehrhauses. Der Schluss-Satz zu "Stern der Erlösung" kann auch als Programm der Lehrhäuser verstanden werden und er besagt, dass man nicht im Heiligtum verbleiben solle. Die Anfänge der Lehrhäuser gehen bis ins Babylonische Exil zurück. Damals waren sie gleichzeitig Synagogen. So bildeten sich Vorformen des hierarchiefreien Lernens. Es herrschte ein diskursiver Umgang mit der Tradition und ein allgemeines Priestertum. Im Lehrhaus gibt es kein Konzept einer "reinen Lehre". Entscheidend für die Wiederbelebung der Lehrhäuser in Deutschland war, dass Juden hier 1918 erstmals die volle Gleichberechtigung erhielten. Franz Rosenzweig widmete sich der Arbeit im Frankfurter Lehrhaus bis zu seinem Tod 1929. Weitere beteiligte an diesem Lehrhaus waren Erich Fromm, Ernst Simon, Martin Buber, Richard Koch und Rabbiner Nobel. Weder Propaganda noch Apologetik bestimmten die Arbeit.

Zu 2.) die Geschichte und Praxis des Stuttgarter Lehrhauses

Nach dem Tod von Franz Rosenzweig startete das Frankfurter Lehrhaus einen Neuanfang in Stuttgart. Martin Buber wurde zum spiritus rector. Außerdem eine wichtige Rolle spielte der Schriftsteller Leopold Marx. Die Eröffnung des Stuttgarter Lehrhauses war bereits im Februar 1926 erfolgt. Es wurde von zahlreichen christlichen Hörerinnen frequentiert. Unter anderem fand ein Gespräch über "Religion und Autorität" statt, zu dem Romano Guardini allerdings absagte. Ergebnis des Gespräches, an dem Martin Buber, Hefele und Theodor Bäuerle teilnahmen, war, dass Religion kein Reservat des Geistes neben dem Leben her sei. Bäuerle nannte in dieser Diskussion die Quäker als Beispiel für herrschaftsfreies Christentum. Übrigens wurde der Tübinger Religionswissenschaftler und spätere Nationalsozialist Jakob Wilhelm Hauer auch einmal zum Stuttgarter Lehrhaus eingeladen. Er hielt seine Rede allerdings nicht dort, sondern in einer Privatvilla am Bismarckturm. Dort sprach er über Jesus. Tenor seines Vortrages war es, dass er Jesus als den Christus herausstellte.

Zu 3.) Erinnern - Helfen - Handeln als Motto der Lehrhäuser

Lehrhäuser sollten nicht in der Abgeschlossenheit dem Studium der Religion gewidmet sein, sondern Auswirkungen im konkreten Leben haben. Entsprechend der Aussage von Franz Rosenzweig:

"Gott hat die Welt erschaffen, nicht die Religionen."

war man bestrebt, aus der Erinnerung an die Schrift heraus zum Helfen und Handeln zu kommen und somit die Erkenntnisse, die aus der Diskussion um religiöse Inhalte erwachsen, auch zur Verbesserung der gesellschaftlichen Verhältnisse einzusetzen.

Übrigens gibt es auch heute wieder jüdische Lehrhäuser: 1991 wurde beispielsweise ein Lehrhaus in Nürnberg begonnen und auch in Frankfurt gibt es ein jüdisches Lehrhaus.

7. Eckhart Markgraf, Karlsruhe: Basel 1903: „Dort wurde ich Zionist“: Der evangelische Pfarrer Hermann Maas (1877-1970) als Zionist und liberaler Theologe:

Eckard Markgraf hielt einen Vortrag über Hermann Maas, der im Dritten Reich durch einen großen Freundes- und Bekanntenkreis Juden helfen konnte. Hermann Maas wird auch in den Gesellschaften immer wieder geehrt. Bei seinem Tod 1970 hielt DKR-Vorsitzender Nathan Peter Levinson eine Grabrede, aus der hervorging, dass Maas ein Jude gewesen sei. Das "Büro Grüber", das im "Dritten Reich" Juden half, ging vor allem auf die Initiative von Hermann Maas zurück. Maas entstammte einem Pfarrhaus. Vorbild waren für ihn unter anderem Ernst Troeltsch, der ein wichtiger Kommentator der Weimarer Republik war und in seinen Spectator-Briefen eine prodemokratische Haltung vertrat, und Heinrich Bassermann, von dem er das Interesse an der Ökumene übernahm. Ein wichtiges Erlebnis für Hermann Maas war der Religiöse Weltkongress 1913 in Paris. Sein großer Freundes- und Bekanntenkreis half ihm im Nationalsozialismus, Juden zu helfen. Ihm wurde der Vorwurf des "religiösen Sozialismus" gemacht. Eckhard Markgraf stellte heraus, dass der Einsatz Hermann Maas' für die Juden in den Kirchen durchaus nicht selbstverständlich war: Schließlich sei selbst die "Bekennende Kirche", die in vielen Punkten gegen Hitler war, zu großen Teilen antisemitisch gewesen.

8. Thomas Schnabel, Stuttgart: Gertrud Luckner – ein Leben für die christlich-jüdische Zusammenarbeit

Anschließend, von 11.15 bis 12.00 Uhr, sprach Thomas Schnabel über das Leben der Gertrud Luckner, die nach dem Krieg Mitglied bei den Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit wurde. Da dieses Thema bereits oben ausführlich untersucht wurde, soll der Vortrag hier nicht weiter ausgeführt werden. Auszüge daraus finden sich als Ergänzungen der Daten in meinem Kapitel über Gertrud Luckner.

Hans Hermann Henrix hielt ab 14.00 Uhr einen Vortrag zum Thema "Nostra Aetate - ein zukunftsweisender Konzilstext für den christlich-jüdischen Dialog in Deutschland und Europa". Er konstatierte, dass der Prozess des bewussten theologischen Umdenkens (zum Judentum) erst nach dem II. Vatikanischen Konzil eingesetzt habe. Europäische Akzente hätten dazu Emanuel Levinas und Jaques Derrida gegeben. Henrix machte auf die pro-palästinensische Neigung im Kardinalssekretariat des Vatikan für eine lange Periode aufmerksam. Zum Israelisch-Palästinensischen Konflikt merkte er an, dass das "ius ad bellum" klar sei: Wenn ein Volk angegriffen wird, hat es das Recht, sich zu verteidigen. Nicht genügend geklärt sei jedoch bisher, wie das "ius in bello", also der Modus der Verteidigung auszusehen habe. Henrix legte dar, er habe eine Brutalisierung innerhalb der palästinensischen Gesellschaft bemerkt, auch gegen Christen.

Der Vortrag von Hans Hermann Henrix über Nostra Aetate, der nachher erfolgte, kann hier leider nicht wiedergegeben werden, weil in dieser Zeit das Interview mit Martin Stöhr (S. Anhang) stattfand.

9. Michael Volkmann, Denkendorf: Zum christlich-jüdischen Dialog im deutschen Südwesten:

Dr. Michael Volkmann erörtere ab 14.45 Uhr den christlich-jüdischen Dialog im deutschen Südwesten nach 1945. Dabei habe der Israel-Sonntag, der 10. Sonntag nach Trinitatis, eine wichtige Rolle gespielt, für die sich vor allem Fritz Maier-Leonhardt eingesetzt habe. Ströhllein habe einen Brief an den Oberkirchenrat geschrieben, in dem er die Bildung eines Studienkreises über jüdische Themen anregte. 1983 regte der Studienkreis an, Bezirksbeauftragte für das christlich-jüdische Verhältnis einzustellen. Auf Kapital 9-11 des Römerbriefes gründete er seine ablehnende Haltung zur Judenmission. Auf dem Badener Synodalbeschluss habe man Position für Israel ergriffen. 2001 erfolgte eine Änderung der grundlegenden Ordnung §2: Eine Position gegen alle Formen von Juden Hass wurde festgeschrieben.

10. Abraham Kustermann, Stuttgart: Aus dem Weg zur Mehrstimmigkeit, Thesen zum Dialog der Religionen in Laupheim und anderswo:

Dr. Abraham Kustermann sprach über die Besonderheiten des christlich-jüdischen Dialogs in Baden-Württemberg. So sei geradezu von einer Spaltung der Synode zu sprechen: Mit 39 zu 32 Stimmen sei gegen die Judenmission gestimmt worden. Die 32 Stimmen für die Judenmission zeigen, dass das Problem nicht von der jüdischen Seite übertrieben wird, sondern ein zentrales Problem im christlich-jüdischen Verständnis darstellt. In Baden-Württemberg, so Metzger, fände der Dialog fast ausschließlich mit orthodoxen Juden statt. Eine Gemeinde, die sich unter vielen anderen in diesem Bereich engagiert, ist die Dietrich-Bonhoeffer-Gemeinde in Tübingen.

Ein weiteres Problem des christlich-jüdischen Dialoges, dass bei den Laupheimer Gesprächen deutlich wurde, ist die Unterrepräsentierung der Frauen im christlich-jüdischen Dialog. So resümierte Dr. Kustermann:

„Ich fürchte, wenn die Stimme gläubiger Frauen in unserem interreligiösen Dialog weiterhin so unbesetzt bleibt, bleibt es bei der bisherigen Monotonie.“⁸⁵⁵

Die wenigen Frauen, die sich im christlich-jüdischen Dialog engagierten und engagieren, tun dies jedoch mit überdimensionaler Aktivität.

9.4 Ungelöste Probleme der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit

Vereine, die sich für die christlich-jüdische Zusammenarbeit einsetzen, müssen darauf achten, dass sie alle Gruppierungen der Christen und Juden, möglichst aber auch nicht religiöse Personen und andere Religionen erreichen, zumindest als Zaungäste.

In dieser Hinsicht gibt es noch mehrere „weiße Flecken auf der Landkarte“, das heißt, Bevölkerungsgruppen, die in den Vereinen kaum oder gar nicht vertreten sind.

1. Die Jugendlichen und jungen Erwachsenen

Hauptproblem ist weiterhin das mangelnde Interesse der Jugend an einer Mitgliedschaft bei Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit und dem Deutschen Koordinierungsrat. Die meisten Gesellschaften sind überaltert.

2. Die orthodoxen Juden

Sie sind zwar bereits stärker beteiligt als die Jugend, aber nur unter dem Vorbehalt, dass die Gesellschaften das Missionierungsproblem in den Griff kriegen. Der ehemalige orthodoxe Landesrabbiner von Württemberg, Joel Berger, äußerte sich wiederholt gegen eine Beteiligung am „Dialog“. (s.o.)

3. Frauen sind im Deutschen Koordinierungsrat unterrepräsentiert.

Eva Schulz-Jander, Heidegart Stellmacher, Maria Jepsen, Christa Nickels, Rachel Salamander, Luise Schottroff und Rita Süßmuth sind die sieben Frauen, die sich 2007 neben 27 Männern in den Organen des DKR behaupteten.

4. Die „einfachen Leute“

Die Zusammenkünfte der GcjZ- und DKR-Mitglieder sind Treffen innerhalb des „gehobenen Bildungsbürgertums“. Dies wurde von verschiedenen Vorstandsmitgliedern bestätigt. Menschen, die weniger gebildet sind oder der „Unterschicht“ angehören, werden vom Programm nicht angesprochen, sie kommen auch kaum. Allerdings gibt es Ausnahmen. Einige Juden in den GcjZ hatten aufgrund der Zeit des Nationalsozialismus keine Möglichkeit, als junge Leute Abitur zu machen, sie wurden vom deutschen Bildungswesen ausgeschlossen. Aufgrund dieses Erlebnisses zeigen sie Verständnis für diejenigen, die nicht zu den „besseren Kreisen“ gehören und sprechen sie gezielt an. Auch Rudolf Sirsch setzte sich bereits mehrfach

⁸⁵⁵ Kustermann, Abraham: Auf dem Weg zur Mehrstimmigkeit, Thesen zum Dialog der Religionen in Laupheim und anderswo, Vortrag am 11.05.2007 in Schloss Großlaupheim

für Projekte auch mit weniger gebildeten Jugendlichen ein. Diese Offenheit ist jedoch nicht durchgängig zu beobachten.

10. Ausblick: Bedeutung der Erfahrungen in der GcJZ für interkulturelles Zusammenleben

10.1 Verbesserungen in der deutschen Gesellschaft aufgrund des christlich-jüdischen Dialoges: Was wurde erreicht?

Der christlich-jüdische Dialog, der zum größten Teil auf dem Engagement der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit beruht (diese Vereine waren die ersten und sind auch die zahlreichsten, die sich in dieser Richtung betätigen), aber auch auf dem Engagement einzelner Kirchenleute und Rabbiner, die mit den Gesellschaften zusammengearbeitet haben, hat zahlreiche positive Veränderungen für beide Seiten bewirkt:

- 1) Die katholische und die evangelische Kirche haben sich für ihre Verfehlungen und Unzulänglichkeiten im "Dritten Reich" bei den Juden entschuldigt.
- 2) Beide Kirchen haben sich teilweise von der Judenmissionierung distanziert.
- 3) Beide Kirchen bemühen sich um einen neuen, respektvollen Umgang mit dem Judentum.
- 4) Es werden, von den Gesellschaften initiiert, "Gemeinschaftsfeiern" veranstaltet, auf denen man gemeinsame Gebete und Segenssprüche entdeckt.
- 5) Durch die vom DKR veranstaltete "Woche der Brüderlichkeit", ihre Leit motive und Aktionen, erfahren Christen und Juden, dass sie eine in weiten Teilen gemeinsame Ethik vertreten und können als Gemeinschaft nach außen diese Werte vertreten.
- 6) Juden haben einen neuen Zugang zum "Neuen Testament" und zu Jesus gefunden, ohne dass man sie dem Druck aussetzt, ihn als Messias anerkennen zu müssen.
- 7) Jüdische und christliche Theologen können sich über die Bibelinterpretation und Übersetzungsfragen austauschen und dabei neue Aspekte des "heiligen Buches" herausfinden. Dadurch bereichert sich der jeweilige Horizont.
- 8) Christen und Juden werden sich stärker bewusst, welche positiven und negativen Aspekte ihr jeweiliger Glaube für das Zusammenleben mit Andersgläubigen hat. Sie bauen die positiven Aspekte aus und diskutieren die negativen Aspekte.
- 9) Christen und Juden werden sich stärker über das Gebot der Nächstenliebe bewusst.
- 10) Juden und Christen haben gemeinsam beschlossen, sich stärker auf Muslime zuzubewegen und diesen Entschluss auch schon teilweise in die Tat umgesetzt.
- 11) Die Mitglieder der Gesellschaften haben Strategien des vorurteilsfreien Dialogs entwickelt, die auch beim Umgang mit anderen Religionsgemeinschaften und Bevölkerungsgruppen konstruktiv sind.

Auf diese Strategien, ihre Vor- und Nachteile, werde ich noch im Kapitel 11.4 „Demokratie innerhalb des Vereins“ eingehen.

Insgesamt lässt sich sagen, dass die Gründung und die Aktivität der Gesellschaften eine größere Wirkung bei Interessierten und an Aktivitäten der Gesellschaften beteiligten Personen erzielt hat, als dies für die relativ selbstkritische Selbstwahrnehmung der Mitglieder vor Augen ist.

Wenn das Ziel jedoch heißt, auch die Außenstehenden, die sich weder für das Judentum interessieren, noch zu einer offenen Haltung bereit sind, zu einer toleranten, vorurteilsfreien Einstellung zu bewegen, so muss man sagen, dass sich trotz der Bemühungen der Gesellschaften im Jahr 2004 noch rund 23% „latente“ Antisemiten⁸⁵⁶ in unserer deutschen Gesellschaft befanden. Dies ist zwar ein Rückgang um die Hälfte im Vergleich zur Nachkriegszeit, im Vergleich zu den sechziger Jahren aber eine Zunahme und sicher ein großes Problem für einen Verein, der sich gerade den Abbau des Antisemitismus jeglicher Ausprägung, ob aus religiösen, politischen oder psychologischen Gründen, zu bekämpfen. Bei dem Antisemitis-

⁸⁵⁶ Münz, Christoph, Sirsch, Rudolf (Hrsg.): Wenn nicht ich, wer? Wenn nicht jetzt, wann? Zur gesellschaftspolitischen Bedeutung des Deutschen Koordinierungsrates der Gesellschaften für Christlich-jüdische Zusammenarbeit (DKR), Münster 2004, S. 240

musproblem wirkt es sich negativ aus, dass ein Lehrer oder Pfarrer als Multiplikator allein tausende von Schülern bzw. hunderte von Gemeindemitgliedern in ihren Vorstellungen prägen kann. Die Niederlegung des Erzieherausschusses im Jahr 1975 hat sich in dieser Hinsicht negativ ausgewirkt, da dadurch der Kontakt zu den Lehrern gelitten hat.

10.2 Auswirkungen der Auftritte von Prominenten auf die Gruppenarbeit

Nun möchte ich einige Punkte nennen, die auch für die Zusammenarbeit anderer kultureller Gruppen von Bedeutung sein können:

Die amerikanische Militärverwaltung vermittelte zunächst einmal den von ihnen ausgewählten Personen, Pädagogen, Politikern und anderen, dass zum Aufbau einer Demokratischen Gesellschaft die Bekämpfung von Vorurteilen gehört. Dies entspricht auch Artikel 3 des Grundgesetzes, der besagt:

„Alle Menschen sind vor dem Gesetz gleich. Männer und Frauen sind gleichberechtigt. Niemand darf wegen seines Geschlechtes, seiner Abstammung, seiner Rasse, seiner Sprache, seiner Heimat und Herkunft, seines Glaubens, seiner religiösen oder politischen Anschauungen benachteiligt oder bevorzugt werden.“⁸⁵⁷

Wie bereits in den Kapiteln über die GcjZ München eingehend erläutert, hielt man die Einbindung von Prominenten in die Vereinsarbeit für förderlich, um diesen Grundsatz zu verbreiten. Doch gerade die anfangs besonders große Toleranz gegenüber „Promis“, während sich sozial Benachteiligte trotz aller Solidaritätsbekundungen ausgeschlossen fühlten, widersprach dem Gleichheitsbestreben.

Die Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit waren sich stets der politischen Bedeutung ihrer Arbeit bewusst. So ist auch der jeweilige Bundespräsident Schirmherr der Gesellschaften und des DKR. Politiker werden regelmäßig zur Woche der Brüderlichkeit eingeladen, um die Einleitungsworte zu sprechen. Allerdings gibt es dabei auch Probleme: Manche Politiker benutzen diese Woche nur als Forum, um ihre vorgebliche Toleranz und Offenheit in Reden zur Schau zu stellen. Sie präsentieren sich den Medien in diesem Lichte, lassen aber ihren Worten keine Taten folgen. Hier wäre es nötig, dass die Gesellschaften stärker „am Ball bleiben“, also den Kontakt nicht abreißen lassen und diese Politiker unermüdlich an ihre „frommen Wünsche“ erinnern. Ansonsten besteht die Gefahr, dass aus jüdischer Sicht zu viele Phrasen gedroschen werden, die keine konkreten positiven Auswirkungen auf ihr Alltagsleben haben, was Kritik an der gesamten Woche der Brüderlichkeit nach sich zieht.

Allgemein lässt sich sagen, dass die Gesellschaften in der Vergangenheit teilweise große Zugeständnisse an die geladenen Politiker gemacht haben, ja, dass ihnen Sonderrechte eingeräumt werden, so dass diese teilweise sogar den Charakter der Woche der Brüderlichkeit verfälscht haben. Dies trat bereits bei Theodor Heuss bereits zutage, als er bei seiner Eröffnungsrede 1952 folgenden Fauxpas beging:

„Der Pharisäismus als Geisteshaltung und seelische Substanz, dieses Sich-besser-dünken oder gar Sich-besser-wissen gegenüber den anderen, sei es der Nächste, gar der Bruder, sei es der Fremde – das ist die Krankheit der Menschen und der Völker.“⁸⁵⁸

Er bedachte dabei keineswegs, dass die Pharisäer für die meisten Juden bis heute hoch geachtete Lehrer sind und nicht die Egoisten, als die sie im Neuen Testament erscheinen, und das eine Abwertung der Pharisäer als Angriff auf das Judentum empfunden wird.

Ganz deutlich wurde die Diskrepanz zu den Zielen der Gesellschaften und des DKR bei der Rede von Franz Josef Strauss in München (S. dazu Kap. 2.4), aber auch bei der Rede von Ministerpräsident Oettinger auf der Woche der Brüderlichkeit 2007 in Mannheim, der zum einen nicht genügend auf seine Eröffnungsrede vorbereitet war und zum anderen in seinen

⁸⁵⁷ Deutscher Bundestag: Grundgesetz für die Bundesrepublik Deutschland, Bonn 1989, S. 12

⁸⁵⁸ Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit; Deutscher Koordinierungsrat: 50 Jahre Woche der Brüderlichkeit, Bad Nauheim 2002, S. 2

Taten nachher stark von seinen dargelegten Erkenntnissen abwich. Darüber hinaus gibt es noch zahlreiche weitere Beispiele für irritierende, nichts sagende oder unpassende Reden von Politikern bei Einladungen der Gesellschaften.

Das einseitige Medieninteresse an den anwesenden Politikern wird auch von den Mitgliedern der Gesellschaften selbst als unangenehm empfunden. Es wird nämlich nicht ganz deutlich, dass die Gesellschaften diejenigen sind, die die Politiker an ihre demokratischen Werte erinnern und nicht umgekehrt. Sonst wird der Eindruck erweckt, dass sich die Politiker, die teilweise selbst wenig zur Verständigung zwischen Christen und Juden beigetragen haben, sich mit fremden Federn schmücken und sich selbst die positiven Veränderungen in diesem Bereich zuschreiben, um Wählerstimmen zu bekommen. Vom „Forum Junger Erwachsener“ wird außerdem moniert, dass Prominente auch dann mit Ehrungen bedacht werden, wenn sie in ihrem Leben keinerlei religiöses Interesse erkennen lassen.

Ein Punkt, der genauso auch für andere interreligiöse Verständigungsversuche gilt: Den meisten Juden, die am christlich-jüdischen Dialog interessiert sind, geht es um eine Verbesserung des **täglichen Lebens, des Alltagslebens** und nicht um „Sonntagsreden“ von Politikern. Sie wollen einen **Rückgang des Antisemitismus** in der deutschen Bevölkerung durch Aufklärung und Kontaktsuche erwirken. Der Abstand zwischen Juden und der Durchschnittsbevölkerung soll verringert und nicht vergrößert werden.

Deshalb ist es nicht immer sinnvoll, die Woche der Brüderlichkeit mit „Promis“ zu schmücken. Stattdessen könnte man ausschließlich Leute auswählen, die an der tatsächlichen Leistung für den christlich-jüdischen Dialog bemessen werden und nicht am Bekanntheitsgrad in der Bevölkerung.

10.3 Die Darstellung der Gesellschaften nach außen: Gelingt die Repräsentation bestimmter Wertvorstellungen?

Zum Beginn der Gründungen von Gesellschaften, Ende der vierziger und Anfang der fünfziger Jahre, waren diese sozusagen Parzellen, in denen Ideen für die Vermittlung demokratischer Grundwerte entwickelt wurden. Dessen waren sich die ersten Mitglieder durchaus bewusst. Auch in der deutschen Gesellschaft herrschte noch Aufbruchstimmung, die Bevölkerung wusste, dass sie im Demokratisierungsprozess ganz am Anfang stand. Heute herrscht sowohl unter den Bürgern als auch unter den Politikern die Vorstellung, der Demokratisierungsprozess sei bereits abgeschlossen. Dies ist jedoch bei genauerer Betrachtung nicht der Fall. Dennoch verhält sich heute die Mehrheit der deutschen Bürger, als sei es vollkommen ausreichend für die Entwicklung des Landes, wenn jeder alle vier Jahre sein Kreuzchen macht.

Die Gesellschaften haben nun die Aufgabe, sich als eigenständige, wichtige Kraft für die Demokratie nach außen darzustellen und ihre eigenen demokratischen Werte, wie die Bereitschaft zum Dialog, basierend auf den Grundsätzen **Martin Bubers**, die Bereitschaft, dem anderen zuzuhören, die Überwindung der Angst vor dem „Fremden“, das positive Bekenntnis zu Pluralismus und multikultureller Prägung der Gesellschaft und den Wunsch nach demokratischer Veränderung in der Pädagogik verständlich und selbstbewusst den Zuschauern und Zuhörern vermitteln. Teilweise wird einfach vorausgesetzt, dass diese mit den Gedanken Martin Bubers und anderer prägender Persönlichkeiten für die Gesellschaften vertraut seien, was aber nicht der Fall ist. Die Besonderheit und Originalität, ja das verändernd wirkende Potential wird so nicht deutlich genug.

Der Demokratisierungsprozess unserer Gesellschaft ist noch nicht abgeschlossen. Dies weigern sich viele Politiker anzuerkennen und möchten vielmehr die Zustände so darstellen, als sei bereits alles in Ordnung. Dieses Problem zeigte sich zum Beispiel, als 1986 Richard von Weizsäcker das Motto der Woche der Brüderlichkeit „Bewährung liegt noch vor uns“ ablehnte. Betrachtet man aber die Schulen, die Politik und die Kirchen, so muss man feststellen, dass sie noch weit von einer wirklich demokratischen Struktur entfernt sind. Dies ist ein weiteres Problem der Gesellschaften: Sie müssen mit **Repräsentanten undemokratischer Strukturen**, wie etwa den Kirchen und anderen religiösen Einrichtungen, verhandeln, bei denen die Macht sehr ungleich verteilt ist, und sie müssen dabei unweigerlich von einigen

ihrer Grundsätze Abstriche machen. Um mehr Toleranz für Juden zu erreichen, müssen sie die undemokratischen Hierarchieebenen der Kirchen berücksichtigen. Dabei besteht immer die Gefahr, dass dies eine Rückwirkung auf die Struktur des Vereins hat.

10.4 Demokratie innerhalb des Vereins

10.4.1 Mitsprachemöglichkeiten der einzelnen Mitglieder

Wie aber sieht es mit dem Demokratiebewusstsein innerhalb des Vereins aus? Geht es allein um die Wahl der Vorstände, so werden diese von allen Mitgliedern der örtlichen Vereine bzw. des DKR in freier und geheimer Wahl bestimmt. Hier gibt es also kein Problem. Schwieriger wird es, wenn man sich die Kommunikationsstrukturen ansieht. Erwartet man hier eine „Graswurzeldemokratie“, bei der alle Entscheidungsprozesse gemeinschaftlich ablaufen, so wird man enttäuscht. Auch hier werden die geringen Mitsprachemöglichkeiten der „einfachen Mitglieder“ kritisiert. Im Grunde bestimmt in der Regel der Vorstand und einige wenige sehr aktive Mitglieder, was getan wird. Die Tatsache, dass die Entscheidungen aber vor allem vom Vorstand und von einzelnen, besonders aktiven Mitgliedern gefällt werden, steht im Gegensatz zu den Zielen und Aufgaben der Gesellschaften, deren zentrales Anliegen doch die Zusammenarbeit zwischen Christen und Juden ist. Zusammenarbeit heißt aber, jeder trägt mit seinen Fähigkeiten und seinem Wissen etwas zur Entwicklung einer demokratisch-pluralistischen Gesellschaft bei, und nicht, einer spricht und hunderte von Menschen hören zu und staunen. Wollte man dem dialogischen Geist von Martin Buber verstärkt folgen, so müsste man folgende Aktivitäten noch viel mehr als bereits geschehen verstärken: Projektarbeit, Diskussionen, Begegnungen von Christen und Juden untereinander und von Christen und Juden mit anderen Bevölkerungsgruppen.

10.4.2 Politische Unabhängigkeit

Die Gesellschaften insgesamt und der Koordinierungsrat haben sich ihre politische Unabhängigkeit bewahrt. Wohl ist zu beobachten, dass einzelne Gesellschaften stärker zur Zusammenarbeit mit der CSU/CDU oder mit der SPD neigen. So stand die Münchner GcjZ offenbar eine Zeit lang der CSU nahe: Im Tätigkeitsbericht 1990 gehört zu den Veranstaltungen ein Stehempfang der CSU anlässlich der Kommunalwahl. Dagegen war bei der Stuttgarter GcjZ Vorstandsmitglied Stephan Braun Landtagsmitglied der SPD, wieder andere unternehmen viel gemeinsam mit den Falken. Insgesamt überwiegt aber weder die eine noch die andere Richtung. Dies bewirkt, dass die Gesellschaften und der Koordinierungsrat politisch unabhängig bleiben.

10.4.3 Die Beteiligung der jüdischen Mitglieder

Demokratie bedeutet auch, dass die Vielfalt der verschiedenen Einstellungen auch bei Entscheidungen zum Tragen kommt. Es sind allerdings die Juden in den Vereinen viel weniger beteiligt als die Christen.

Als Problem wird wahrgenommen, dass sich Juden „wie auf dem Präsentierteller“⁸⁵⁹ fühlten, wollte man eine gezielte Begegnung mit ihnen veranstalten. Dieses Hindernis liegt allerdings nicht in den Gesellschaften selbst. Hier wird ein eklatanter Vertrauensverlust deutlich, der durch jahrhundertelange Abwertung der jüdischen Religion und schließlich auch lebensbedrohliche Verfolgung der so genannten „jüdischen Rasse“ entstanden ist. Selbst wenn sich die christlichen Mitglieder den jüdischen in freundlicher Absicht nähern, können diese, aufgrund von immer noch vorhandenen antisemitischen Tönen im Religionsunterricht und in der breiten Bevölkerung, sich nicht ganz sicher sein, ob sie nicht als ein Kuriosum betrachtet werden. Es ist durch meine Gespräche mit Brunhilde Töllner und Rachel Dror, durch Vorträge und Beiträge von Rabbiner Joel Berger und auch dadurch, das ich monatelang die Ar-

⁸⁵⁹ Beschreibung in einem Telefongespräch vom Dezember 2006 von Brunhilde Töllner, damals Vorstandsmitglied der GcjZ München

tikel und Karikaturen auf der jüdischen Internetseite hagail.de mitverfolgt habe, deutlich geworden, dass die meisten Juden keinen Dialog wollen, bei dem sie als Minderheit einer christlichen Mehrheit gegenüberstehen und explizit als Juden auftreten sollen. Hier zeigt sich nach wie vor ein Machtgefälle zwischen Christen und Juden, das sich negativ auf das Gespräch auswirkt. Juden sind nicht nur eine Minderheit in unserer deutschen Gesellschaft, die jüdische Religion ist darüber hinaus noch nicht wirklich als gleichwertig zur christlichen anerkannt. Der Antisemitismus ist nur die extremste Ausformung eines ohnehin in der Gesellschaft verbreiteten Überlegenheitsgefühls. Nur sehr zaghaft wird in den Kirchengemeinden versucht, diese Position zu überdenken. Juden werden zwar in der Regel nicht verfolgt, stehen aber unter ständigem **Rechtfertigungszwang**, der seine Wurzeln darin hat, dass man ihnen zu Beginn des Christentums, so etwa auch bei Augustinus, die negative Rolle des Bösewichtes in einem mythologisch anmutenden Weltendrama zuschrieb. Am stärksten ist dieser Dualismus bei dem gnostisch beeinflussten Evangelisten Johannes ausgeprägt:

“Das wahre Licht, das jeden Menschen erleuchtet, kam in die Welt. Er war in der Welt, und die Welt ist durch ihn geworden, aber die Welt erkannte ihn nicht. Er kam in sein Eigentum, *aber die Seinen nahmen ihn nicht auf. Allen aber, die ihn aufnahmen*, gab er Macht, Kinder Gottes zu werden, allen, die an seinen Namen glauben (...)⁸⁶⁰”

“Denn Gott hat seinen Sohn nicht in die Welt gesandt, damit er die Welt richtet, sondern damit die Welt durch ihn gerettet wird. Wer an ihn glaubt, wird nicht gerichtet; *wer nicht glaubt, ist schon gerichtet*, weil er an den Namen des einzigen Sohnes Gottes nicht geglaubt hat.⁸⁶¹ (Hervorhebungen von mir)

Aus solchen Aussagen im Neuen Testament erwuchs ein Überlegenheitsgefühl im Christentum, das sich mit heutigen demokratischen Grundsätzen nicht vereinbaren lässt, denn es vermittelt, dass alle Nichtchristen einen falschen Zugang zur Welt und damit eine falsche Meinung haben. Die Gesellschaften haben dieses Problem insofern gelöst, als sie wie einst Franz Rosenzweig, davon ausgehen, dass Juden der Vermittlung zu Gott durch Jesus nicht bedürften, weil sie bereits das Volk Gottes seien. Damit ist aber das grundsätzliche Problem der Überlegenheitshaltung und Abwertung anderer Religionen im Christentum nicht gelöst: Wie soll man mit Muslimen und anderen umgehen? Hier vertraten die meisten der Mitglieder, mit denen ich gesprochen habe, die Auffassung, dass der Mensch, unabhängig von seiner religiösen Zugehörigkeit einfach, weil er ein Mensch sei, als gleichwertig zu betrachten sei. Sie vertraten damit eine humanistische Sichtweise. Nach dem Grundgesetz ist die Gleichberechtigung nicht an Bedingungen geknüpft.

Von Anfang an bestanden zwei Richtungen in den Gesellschaften, eine, die stärker auf eine humanistische, demokratische Ausrichtung drängte, die auch nicht religiösen Menschen Zugang gewährte, und eine stärker christlich ausgerichtete. Das Christentum ist aber nicht von Haus aus demokratisch. Zwar lässt sich für die Demokratie gut mit dem Gebot der Nächstenliebe werben, doch gibt es zahlreiche Bibelstellen, die die “Rechtgläubigen” auf- und andere abwerten. Dies steht dem Gebot der Nächstenliebe entgegen, denn man kann nicht jemanden wirklich lieben, den man im Grunde als unterlegen ansieht. Diese Liebe hätte den Charakter von Herablassung. Für alle Initiativen, die sich für kulturelle Toleranz einsetzen, stellt sich deshalb die Frage, welcher Art die Beziehungen zu dem Anderen sind: Sieht man ihn wirklich als gleichwertig und gleichberechtigt an, oder akzeptiert man ihn nur **trotz** des “Makels der Andersgläubigkeit”, hoffend, dass er dadurch näher an die eigenen Vorstellungen heranrückt? Braucht man eine theologische Rechtfertigung, wie im Falle der Juden, dass sie bereits bei Gott seien, um sie als gleichrangig wahrzunehmen, oder reicht es nicht vielmehr, **auf der Basis der Menschenrechte** einen egalitären Umgang zu pflegen? Was die Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit betrifft, so argumentieren sie sowohl auf der Basis der Menschenrechte als auch theologisch. Im Grunde bildet aber die gemeinsame

⁸⁶⁰ Katholische Bibelanstalt: Die Bibel, Einheitsübersetzung, Altes und Neues Testament, Stuttgart 1980, Johannes 1, 9-12

⁸⁶¹ Katholische Bibelanstalt: Die Bibel, Einheitsübersetzung, Altes und Neues Testament, Stuttgart 1980, Johannes 3, 17-18

Bindung an das Grundgesetz eine ausreichende Basis für eine Zusammenarbeit. Die theologische Argumentation birgt immer die Gefahr einer Bewertung des anderen als "von Gott verworfen" oder "von Gott auserwählt". Beide Bewertungen verhindern, dass eine sachliche Kritik am anderen geübt werden kann. Betrachtet man Juden als "von Gott verworfen", so wird man alles, was Juden tun, als negativ empfinden. Betrachtet man sie als "von Gott auserwählt", so stellt man derart übersteigerte Anforderungen an sie, dass jeder Fehler, etwa, wenn die israelische Politik negative Schlagzeilen hervorruft, als doppelt enttäuschend empfunden wird. Auch besteht die Gefahr, dass Nichtjuden sich von vorneherein selbst als unterlegen empfinden und so kein Dialog auf Augenhöhe zustande kommt, ja dass die Nichtjuden geradezu bei Juden nach Fehlern suchen, um das überhöhte Bild, das man sich selbst von Juden gemacht hat, doch etwas zu relativieren und sozusagen "vom Sockel zu heben". Nur auf der Basis bedingungsloser Gleichberechtigung kann man den Glauben des anderen unbefangen entdecken. Die Vorstellungen, dass wir alle nach dem Bilde Gottes geschaffen seien und Adam und Eva unsere Ureltern, Abraham unser Stammvater sei, können die Verbundenheit mit dem Judentum noch verstärken. Doch auch die Berufung auf Abraham ist problematisch, denn wie geht man dann mit Hinduisten oder Buddhisten um? Sieht man sie als weniger verwandt an? Für einen interkulturellen Dialog allgemein wird es unerlässlich sein, ihn auf der Grundlage des Humanismus und der Grundgesetze zu führen. Die religiöse Argumentation mit der politischen zu vermischen, birgt Gefahren. Religiöse Aussagen sollten klar als ontologisch und symbolhaft dargestellt werden und nicht mit konkreten Auseinandersetzungen vermischt werden. Dies gilt auch für den Begriff der "Verheißung". Auf der demokratischen Basis kann man für Israel argumentieren, dass Juden nach all den Verfolgungen, die sie vor allem in Europa zu erleiden hatten, ein Anrecht auf ein Refugium hatten, das ihnen Schutz und Sicherheit bietet und dass wir Deutsche sie in diesem Bestreben nur unterstützen können, nachdem der Nationalsozialismus 6 Millionen Juden das Leben gekostet hat. Religiös aber wird immer wieder der Begriff der "Verheißung" des Landes Israel durch Gott gebraucht, auch bei den Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit. Dies ist ein religiöser Begriff, der in einem politisch orientierten Dialog deplaziert ist und sogar Aggressionen auf muslimischer Seite hervorrufen kann. Will man den Dialog mit den Muslimen verstärken, so bietet es sich an, religiöse Dissonanzen nicht durch wiederum religiöse Argumente auszuräumen, sondern mit den Menschenrechten zu argumentieren.

Nun gilt es, sich zu fragen, wieso nach fast 60 Jahren der christlich-jüdische Dialog immer noch am Anfang steht und Juden unangenehme Gefühle haben, wenn sie mit Christen diskutieren sollen. Dafür gibt es verschiedene Gründe. Zum Einen: das Judentum ist sehr vielfältig: Es gibt liberale, konservative und orthodoxe Juden. Man kann nicht von den Angehörigen der verschiedenen Richtungen ein generelles Statement über den jüdischen Glauben erwarten. Werden aber Juden zu einem christlich-jüdischen Dialog eingeladen, sehen sie sich in der Gefahr, die Vielfältigkeit ihres Glaubens auf ein für Christen leicht verständliches Maß reduziert darstellen zu müssen. Ein weiteres Problem ist, dass Christen oft meinen, da auch sie das "Alte Testament" kennen, sie würden es genauso lesen wie Juden. Doch oft weicht die christliche Übersetzung vom hebräischen Original ab. Dazu kommt noch, dass Christen das gesamte AT anders interpretieren, nämlich als Hinführung zu Jesus Christus. Juden können diese Interpretation nicht teilen, möchten den Christen aber auch ihre Vorstellungen nicht wegnehmen und sie belehren. Darüber hinaus kommt es immer wieder dazu, dass Christen jüdische Glaubenselemente, die sie kennen gelernt haben, einfach okkupieren und damit verfälschen. Und letztendlich steht immer noch das Problem der Judenmissionierung im Raum, die nach wie vor stattfindet, wenn auch nicht innerhalb der "Gesellschaften". Es ist schwierig, den Dialog mit Angehörigen einer anderen Religion aufzunehmen, wenn gleichzeitig an anderer Stelle versucht wird, bei dieser Religion zu missionieren. Auch das "Überlegenheitsgefühl", von dem Martin Stöhr im Interview sprach, das bei Christen vorherrscht, lässt Juden eher zurückhaltend an den Dialog herangehen. Sie sind sich dessen bewusst, dass manche Christen schon die Existenz des Judentums als Provokation empfinden. So schrieb Ernst Ludwig Ehrlich:

“Hier liegt eine der entscheidenden Ursachen der Judenfeindschaft, weil die pure Existenz eines lebendigen Judentums für Christen oft, bewusst oder unbewusst, als permanente Bedrohung ihrer christlichen Existenz, ihres eigenen Propriums, empfunden wird.”⁸⁶²

Bemerkenswert ist, dass die Gesellschaften und der Koordinierungsrat nicht nur oberflächliche Harmonie anstreben, sondern die Probleme, die Christen und Juden miteinander haben, zur Sprache bringen und zu überwinden suchen. Da es dabei aber auch um in den Kirchen beheimatete Probleme geht, auf die die Vereine nur bedingt Einfluss haben, steht man damit immer noch am Beginn der Bemühungen. Oft war der Einsatz für die jüdischen Brüder auch zu diplomatisch und zu zaghaft, wie beispielsweise bei der Diskussion um die Deggendorfer Gnad, die Oberammergauer Festspiele und den Religionsunterricht, um einen schnellen Erfolg zu erzielen. Wer sich in den interreligiösen Dialog begibt, muss damit rechnen, dass er in ernsthafte Konflikte mit den Würdenträgern der eigenen Religion gerät. So hat sich der Koordinierungsrat vor kurzem auch mit dem Papst Benedikt XVI. auseinandersetzen begonnen, ein Ende der Debatte um die Wiedereinführung des Tridentinischen Messritus ist noch nicht in Sicht. Grund ist, dass dieser Ritus ein lateinisches Gebet “für die Juden” enthält, in dem gebetet wird, Gott möge den Schleier von ihren Herzen nehmen. Dies wird als ein Rückfall in Zeiten vor dem 2. Vatikanischen Konzil empfunden. Auch aus den Tätigkeitsberichten der einzelnen Gesellschaften geht hervor, dass sie sich immer wieder mit den Kirchen aufgrund antijüdischer Tendenzen auseinandersetzen müssen. So ist z.B. bei der GcjZ Dresden 1996 zu lesen:

“Entschiedenenes Auftreten gegen den Versuch erneuter Judenmissionierung sowie gegen alte Klischeevorstellungen zum Thema Judentum und dem Benutzen antisemitischer Texte in Kirchenbereichen.”⁸⁶³

10.4.4 Vermeidung offener Auseinandersetzung

Bei der Woche der Brüderlichkeit werden während der Repräsentation nach außen ganz offensichtlich auch die drängendsten, aktuellsten und eigentlich schon fast nicht ignorierbaren Probleme ausgeklammert: So war am 2. März 2008, als die Buber-Rosenzweig-Medaille in Düsseldorf an den israelischen Industriellen und Friedensaktivisten Stef Wertheimer verliehen wurde, bei der Fernsehübertragung kein Wort zu den soeben begonnenen Angriffen Israels auf den Gaza-Streifen zu hören.

Werden Probleme ausgeklammert, so ist die Folge ein Verharren im status quo. Die einzelnen Meinungen können in diesem Zustand nicht berücksichtigt werden, weil sie gar nicht zur Sprache kommen.

10.5 Die GcjZ und die Kirchen: Einfluss und Grenzen der Kommunikation

Einige Mitglieder der GcjZ bzw. des DKR gehören gleichzeitig zur Arbeitsgemeinschaft „Juden und Christen“ beim Deutschen Evangelischen Kirchentag. Diese sind:

Martin Stöhr
Günter Bernd Ginzel
Ruth Lapide
und Ricklef Münnich

Der christlich-jüdische Dialog lässt sich also nicht einfach als wechselseitiger Austausch zwischen Christen und Juden beschreiben. Die Kommunikation bei den Gesellschaften ist viel komplizierter.

Bevor sich die Mitglieder der Gesellschaften und des DKR mit neuen Vorschlägen an ihre jeweiligen religiösen Gemeinden wenden, haben sie einen Prozess der Selbstreflexion

⁸⁶² Ehrlich, Ernst Ludwig: Christen und Juden heute - Notwendigkeiten und Schwierigkeiten im Dialog, in: Erler, Hans; Koschel, Ansgar (Hrsg.): Der Dialog zwischen Juden und Christen, Versuche des Gesprächs nach Auschwitz, Frankfurt/NewYork 1999, S. 17

⁸⁶³ Deutscher Koordinierungsrat: Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit, Tätigkeitsberichte 1996, Tätigkeitsbericht Dresden, Bad Nauheim 1997, S. 45

durchlaufen, der ihre eigen Glaubensweise verändert hat. Die anderen Gemeindemitglieder aber haben diesen Prozess nicht miterlebt und werden sozusagen unvermutet mit den neuen Ansichten konfrontiert, die dann auch häufig nicht nachvollzogen werden können. Der Prozess der Selbstreflexion ist nicht übertragbar, sondern muss bei jedem einzelnen Menschen, mit Hilfe des Dialogs, neu stattfinden. Der Grund ist, dass niemand einen Erkenntnisprozess anstelle eines anderen oder für einen anderen durchlaufen kann. Die Erfahrung des interkulturellen Austauschs, die innerhalb der Gesellschaften gemacht wird, kann nur schwer bzw. gar nicht an Dritte weitergegeben werden. Diese müssten selbst die gleiche Erfahrung machen, um ihren Horizont zu erweitern.

Die aktiven Mitglieder der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit relativieren zwangsläufig ihr Verhältnis zur eigenen Religion. Einmal, weil sie durch ihre Mitgliedschaft immer wieder mit anderen Sichtweisen in Kontakt kommen, und zum anderen, weil sie sich verpflichtet haben, den anderen in seiner Andersartigkeit anzunehmen und nicht zu missionieren. Das Besondere der Begegnung von Judentum und Christentum in den Gesellschaften ist, dass die Zusammenarbeit (und nicht allein der Dialog) im Vordergrund steht. Dies, und die immer wieder wiederholte Absicht, der Verschiedenheit der Religionen gerecht zu werden und nicht etwa eine Angleichung zu erstreben, charakterisiert die Gesellschaften. Die über Jahrzehnte erprobte Fähigkeit, Verschiedenheit in den Religionen zu akzeptieren, zeigte sich oft auch dann aus, wenn es in anderen Bereichen verschiedene Meinungen gab. Streit gab es zwar, er wurde aber nicht als Katastrophe empfunden und es wurde in der Regel auch nicht angestrebt, möglichst schnell einen Kompromiss zu finden. Es konnte doch mehrere Optionen geben, mit einem Problem umzugehen, die alle gleichzeitig innerhalb der Gesellschaften fortbestehen durften.

Die Gesellschaften können aber nur einen geringen Prozentsatz von den Menschen, die in den Kirchen und Synagogen aktiv sind, für diese Sichtweise gewinnen. Dies zeigt sich immer wieder darin, wie mühsam es ist, Menschen mit einer überlegenen Attitüde gegenüber dem Judentum durch Briefe, Gespräche und Bitten zur Einsicht zu bewegen. Einige Beispiele wurden bereits genannt, der prominenteste unter ihnen ist sicherlich der Papst. In einigen Fällen ist es auffällig, wie lange es dauert, bis ein Thema des DKR die Kirchen erreicht. Bereits 1969 veröffentlichte W. P. Eckert einen Artikel im Freiburger Rundbrief, in dem er auf die „Judensau“-Darstellungen in deutschen christlichen Kirchen einging.⁸⁶⁴ Erst in den letzten Jahren hat dieses Problem Interesse und Verständnis auch außerhalb der Gesellschaften und des DKR geweckt, also fast 40 Jahre später.

10.6 Beteiligung der Jugendlichen

Die mangelnde Jugendbeteiligung ist den GcJZ bewusst. So stellte die Gesellschaft Aachen 1996 fest:

„Überall in den Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit - nicht nur in Deutschland - wird beklagt, dass die Mitglieder immer älter werden, dass der Zugang zur Jugend kaum gelingt.“⁸⁶⁵

Es verwundert nicht, dass so wenige Jugendliche bei den Gesellschaften bleiben. Das Interesse ist nämlich vorhanden, was sich daran zeigt, dass immer wieder jugendliche Neumitglieder eintreten, aber nach kurzer Zeit wieder aus der Kartei verschwinden. Sind sie etwa Schüler, so müssen sie etwa sechs bis acht Stunden am Tag vor allem zuhören und aufnehmen. Es wäre ungewöhnlich, wollten sie sich in ihrer Freizeit auch wieder in diese Situation begeben. Sie suchen vielmehr einen Ausgleich, ein Forum, bei dem sie etwas auf die Beine stellen, etwas tun und selbst etwas sagen dürfen. Auch bei Studenten und Lehrlingen ist es ähnlich. Nun bestehen aber die Aktivitäten der einzelnen Gesellschaften zu mehr als 60% aus Vorträgen, Konzerten, Diavorführungen und ähnlichem. Das heißt, sie sind vor al-

⁸⁶⁴ Eckert, W.P.: Darstellung von Juden in der christlichen Kunst, in: Freiburger Rundbrief Nr. 77/80, Freiburg 1969, S. 57ff

⁸⁶⁵ Deutscher Koordinierungsrat: Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit, Tätigkeitsberichte 1995, Tätigkeitsbericht Aachen, Bad Nauheim 1996, S. 4

lem auf den Konsum von Informationen und Kultur ausgerichtet und nicht auf eigene Tätigkeit und Kreativität. Ein teilweise beherrschender Unterton verstärkt noch den Eindruck der asymmetrischen Kommunikation.

Mehrere GcjZ bemerkten in ihren Tätigkeitsberichten, dass die Vortragsveranstaltungen von den Jugendlichen schlecht angenommen werden. Aber es änderte sich nichts: Nach wie vor gibt es zum überwiegenden Teil Vortragsveranstaltungen bei den Gesellschaften.

Die GcjZ Aachen schlägt deshalb vor, Lern- und Arbeitsgruppen einzurichten, in denen die Jüngeren von den Älteren lernen. In Marburg gibt es ein Forum Junger Erwachsener, das seine Wünsche im Tätigkeitsbericht 1995 bereits klar formulierte:

„Diese Projektarbeit soll der eher „konsumorientierten“ Vortrags- und Gesprächsarbeit eine aktive Arbeit entgegensetzen.“⁸⁶⁶

Jugendliche könnten also durch verstärkte Projektarbeit zum Mitmachen bewegt werden. Außerdem wird es als besonders positiv von Jugendlichen aufgenommen, wenn sie gegenüber den Erwachsenen oder Älteren als gleichberechtigt angenommen werden. Eine Rolle spielt auch, dass die äußere Form der Veranstaltungen bis heute eher altmodisch ausgerichtet ist. Die meisten Veranstaltungen finden in „gehobenem“, man kann schon fast sagen gediegenen, konservativ wirkenden Ambiente statt, die Besucher sind in der Regel nicht leger, sondern edel gekleidet, häufig sind Honoratioren anwesend. Die Musikveranstaltungen sind meist klassisch oder folkloristisch. Wenn man dagegen betrachtet, wie sich Jugendliche und junge Erwachsene in ihrer Freizeit geben, nämlich eher leger, locker, oder welche Musik sie gerne hören, kann man sich vorstellen, dass das Milieu der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit sie nicht unbedingt anzieht.

Es gibt vom Deutschen Koordinierungsrat Ansätze, wie etwa die Veranstaltungen von Seminaren für Schüler. Auch gibt es seit einem Jahr wieder ein deutschlandweites „Forum Junger Erwachsener“. Doch die Vorstellungen der Älteren und der Jüngeren gehen auseinander. So wurde, als von einem Mitglied des Forums Junger Erwachsener der Vorschlag kam, ein Bibelquiz zu veranstalten, von Mitgliedern des Koordinierungsrates dagegeengehalten, was das denn mit dem Koordinierungsrat zu tun habe. Die Jüngeren wollen etwas unterhaltsames, lustiges machen, spielerisch und phantasievoll andere zum Nachdenken bringen. Das Forum Junger Erwachsener hat als Selbstdarstellung ein knallbuntes Plakat entworfen, mit der Frage: „Und wovon träumst Du?“ Religion und Spaß sind für Jüngere nichts unvereinbares mehr, für die Ältere Generation jedoch nach wie vor.

Wenn die Gesellschaften und der Koordinierungsrat aber nicht an Überalterung aussterben wollen, müssen sie die Jungen noch mehr zum Zuge kommen und selber etwas machen lassen. Die Woche der Brüderlichkeit 2007 in Mannheim war ein Schritt in diese Richtung: Es gab Veranstaltungen des Forums Junger Erwachsener, laute, „fetzige“ und jazzige Musik, die Beteiligung der Schulen, die beim „Abrahamitischen Pokal“ Projektarbeit geleistet hatten und sogar eine Rapeinlage. Doch die Schüler, die diese Woche der Brüderlichkeit mitgestalteten, waren nicht Mitglieder der Gesellschaften. Sie sind nicht in den Verein integriert, sondern nehmen nur an einem von diesem Verein initiierten Projekt teil. Um sie dauerhaft für die Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit zu gewinnen, müsste man das ganze Jahr innerhalb der Gesellschaft ähnliche Projekte organisieren. Da aber die Mehrheit der Vorstände und auch der Mitglieder älteren Semesters, meist über 60, sind, kommen diese Projekte innerhalb der Gesellschaften nicht zustande. Vereinzelt gibt es auch Jugendgruppen bei den örtlichen Vereinen, die auch von den Jugendlichen selbst geleitet werden, doch ist dies äußerst selten. Am deutlichsten wird das Problem, dass unter Jugendlichen ein direkter christlich-jüdischer Dialog kaum stattfindet, wohl an folgender Veranstaltung: Am 05. März 1991 hielt in Würzburg für die Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit Dr. Roland Flade vor ca. 200 Kollegstufenschülern einen Vortrag über „Jüdische Jugendliche in Würzburg“. Hier wäre auch eine Begegnungsveranstaltung möglich gewesen, schließlich befindet man sich mit den jüdischen Jugendlichen in derselben Stadt.

⁸⁶⁶ Tätigkeitsbericht des Forums Junger Erwachsener Marburg, in: ebd., S. 157

Ein Argument, das in Laupheim zur Sprache kam, um zu begründen, warum Jugendliche den Gesellschaften fern bleiben, war, dass viele junge Erwachsene keinen Bezug zur Religion mehr hätten.

11. Theologische Probleme im christlich-jüdischen Dialog

11.1 Christliche Missionierung

„Extra ecclesiam nulla salus“ - außerhalb der Kirche gibt es kein Heil, ist eine Haltung innerhalb der christlichen Kirchen, die immer noch zur Diskussion steht. Bei einem Teil der Theologen, die den Zielen des Zweiten Vatikanischen Konzils bzw. der Rheinischen Landessynode von 1980 treu geblieben sind, gilt sie als überholt, konservativere Theologen handeln weiterhin nach dem oben genannten Prinzip.

Im Lexikon für Theologie und Kirche von 1959 stand zu dem Satz „extra ecclesiam nulla salus“:

„Auf Grund der Tradition ist daran festzuhalten, dass das Wort „Kirche“ sich in dem Axiom auf die sichtbare kath. Kirche bezieht u. dass deren **Heilsnotwendigkeit** [Hervorhebung von mir] den einzelnen persönlich angeht (...).“⁸⁶⁷

Auch die Evangelische Kirche war damals aus Sicht katholischer Theologen vom Heil ausgeschlossen. Zum Stichwort „Heilsnotwendigkeit“ fand sich im gleichen Lexikon, nach den Erfahrungen des „Dritten Reiches“ folgende Bemerkung über „die Juden“:

“(…) Jo. zeigt die Entscheidung, vor die jeder gestellt wird: Ewiges Leben (=Heil) erlangt nur, wer an Jesus als Gottgesandten glaubt (...) wer nicht glaubt, ist schon gerichtet (3,18) wie die Juden (12, 37ff u. ö.).“⁸⁶⁸

Dieses Stereotyp von den „gerichteten Juden“ prägt den Umgang mit dieser religiösen Minderheit bis heute. Zum einen geht daraus ein für Juden schwer erträgliches christliches Überlegenheitsgefühl hervor, zum anderen das Bestreben, Juden doch noch und trotz allem vom Christentum zu überzeugen.

Es wird auch heute immer wieder von Christen in Deutschland versucht, Juden zu missionieren. Besonders die evangelischen Freikirchen versuchen durch Imitation jüdischen Brauchtums, etwa, indem sich Mitarbeiter „jüdisch gekleidet“ in der Stuttgarter Fußgängerzone positionieren, um unter den Zuwanderern aus der ehemaligen Sowjetunion Mitglieder zu gewinnen, was den christlich-jüdischen Dialog stark belastet.⁸⁶⁹ Die christlichen Kirchen vertreten die Ansicht, ihre Lehre gelte universell, auch für alle anderen Religionen, eine Haltung, die zu Unstimmigkeiten mit dem Judentum führt. Besonders problematisch aber sind Missionierungsversuche, weil im Mittelalter und in der frühen Neuzeit mit brutaler Gewalt versucht worden war, Juden zum Christentum zu zwingen. So wurden in Spanien Juden verbrannt, die zwar zum Christentum übergetreten waren, aber weiterhin jüdische Bräuche pflegten, die so genannten „Marranen“. Die Parole, mit denen man damals Juden zum Christentum zwang, hieß:

„Tod oder Taufe!“⁸⁷⁰

Die ersten beiden Kreuzzüge im 12. Jahrhundert richteten sich zuerst gegen die Juden in Europa, erst dann zogen die Ritter ins Heilige Land.⁸⁷¹

⁸⁶⁷ Höfer, Josef; Rahner, Karl (Hrsg.): Lexikon für Theologie und Kirche, Bd. 3, Freiburg 1959 (Artikel: „Extra ecclesiam nulla salus“)

⁸⁶⁸ Ebd., Bd. 5, Freiburg 1960 (Artikel: Heilsnotwendigkeit)

⁸⁶⁹ Vgl. Bahnen, Achim : Ganz und gar unberufen, in : Frankfurter Allgemeine Zeitung, 04.02.2000, S.

45

⁸⁷⁰ Wittstadt, Klaus: Die Marranen in Spanien, in: Henrix, Hans Hermann (Hrsg.): 1492-1992: 500 Jahre Vertreibung der Juden Spaniens, Aachen 1992, S. 70

Die Schrecken der Inquisition haben sich im „kollektiven Gedächtnis“⁸⁷² der Juden erhalten. Es folgten immer neue Wellen der Verfolgung in ganz Europa.

Auch daran, dass sich viele Christen im Nationalsozialismus im Recht fühlten, wenn sie Juden angriffen, waren zahlreiche Amtsinhaber der Kirchen nicht unschuldig, weil sie keinen Protest dagegen erhoben.⁸⁷³

Dies alles, also die Aberkennung des „Heiles“, die mittelalterlichen Zwangstaufen und vor allem die verbale und physische Verfolgung im Dritten Reich, die hauptsächlich von Getauften, zum Teil sogar von Theologen betrieben wurde, macht heute eine Verkündigung der „frohen Botschaft“ gegenüber Juden geradezu unmöglich.

Der Erkenntnisprozess unter Christen, der dazu führen könnte, Juden als Juden zu akzeptieren, ist jedoch bis heute nicht abgeschlossen. Selbst demokratisch denkende Menschen halten meist für falsch, was eine Minderheit tut und für richtig, wie sich die Mehrheit verhält bzw. denkt. Dies hat mit der Erfahrung zu tun, dass man selbst aus der Gemeinschaft ausgeschlossen wird, wenn man abweichende Ansichten vertritt.⁸⁷⁴ Dass Juden auch ihren „eigenen Kopf“ haben wollen, passt nicht in ein Weltbild, nach dem die Mehrheit immer recht hat. Die katholische Kirche distanzierte sich angesichts des Holocaust nach dem Zweiten Weltkrieg offiziell von der Judenmissionierung.

Auch die Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit und die Konferenz landeskirchlicher Arbeitskreise Christen und Juden (KLAK) betreiben ausdrücklich keine Missionierung. Trotzdem lehnt der inzwischen pensionierte württembergische Landesrabbiner *Joel Berger*, den Dialog zwischen Christen und Juden unter anderem wegen den Aktivitäten von Judenmissionaren bei bestimmten christlichen Gruppen, ab. Er schrieb 1999:

“(...) die Vorstellung ist wahrscheinlich eingepflegt ins christliche Wesen: dass die anderen gegen ihren Willen gestolpert sind und infolgedessen durch eine christliche Tat errettet werden können. (...) Das ist nicht die wahre, offizielle Kirche, sagt man, aber für uns sind die „Missionare“ Quelle der Verwirrung und vor diesem Hintergrund kann es keinen Dialog geben.”⁸⁷⁵

Hier soll jedoch in Erinnerung gerufen werden, dass es zuerst Christen waren, die sich von Juden distanzieren und damit eine negative Entwicklung einleiteten:

„Auf dem dritten Laterankonzil 1179 verbot die Kurie das Zusammenleben zwischen Juden und Christen und leitete damit die Ghettoisierung in die Wege.“⁸⁷⁶

Im Gegensatz zum Christentum wird im Judentum keine Missionierung mehr betrieben. Juden glauben, Gott weise am Ende der Tage jedem einzelnen Volk, bzw. jeder einzelnen Religion ihren Platz im Baum des Lebens zu. Andere Religionen werden akzeptiert, wenn die meisten Juden auch Abstand davon nehmen, selbst fremde Sitten zu übernehmen. So wie Juden sich nicht in die Angelegenheiten von Christen einmischen, erwarten sie auch, dass Christen von einer Missionierung absehen. Die Synagoge erkennt auch ein Heil außerhalb des Judentums an. Dennoch wird es nicht gerne gesehen, wenn ein Jude zum Christentum übertritt: Um den Konvertiten wird getrauert wie um einen Toten.

Juden und Christen gehen also in diesen Dialog mit verschiedenen Voraussetzungen: Das Christentum, als missionierende Religion, die aber im Kontext des Gespräches auf die Bekehrung verzichtet, die jüdische Seite als eine Religion, die sowieso nicht missioniert.

Dies erschwert das gegenseitige Verständnis. Hinzu kommt noch, dass der christlich-jüdische Dialog für Juden keine theologische Notwendigkeit darstellt:

⁸⁷¹ Vgl. Dillmann, Ulrich: Jüdisches Leben nach 1945, Hamburg 2001, S. 16f

⁸⁷² Zum Begriff „kollektives Gedächtnis“ S. Braunwarth, Matthias: Das kulturelle Gedächtnis in Israel, Ein kulturtheoretisch-religionssoziologischer Beitrag zur Gedächtnisforschung in religionspädagogischer Absicht (Diplomarbeit), Merzhausen 1995

⁸⁷³ Vgl. Goldhagen, Daniel Jonah: Die katholische Kirche und der Holocaust, Berlin 2002

⁸⁷⁴ Vgl. Noelle-Neumann, Elisabeth: Öffentliche Meinung, die Entdeckung der Schweigespirale, Frankfurt a. M. 1996², S. 303

⁸⁷⁵ Erler, Hans; Koschel, Ansgar: Der Dialog zwischen Juden und Christen, Versuche des Gesprächs nach Auschwitz, Frankfurt/New York 1999, S. 84f

⁸⁷⁶ Dillmann, Ulrich: Jüdisches Leben nach 1945, Hamburg 2001, S. 17

“Juden und Christen haben in der Regel unterschiedliche Motivationen, mit denen sie in christlich-jüdische Dialoge eintreten. Für die jüdische Theologie stellt die Besinnung auf den christlichen Glauben keine Notwendigkeit dar.”⁸⁷⁷

11.2 Jesus Christus als Erlöser

Die christliche Vorstellung von Jesus als Welterlöser findet keine Resonanz im Judentum. *Shemaryahu Talmon*, Ordinarius für Bibelwissenschaft in Jerusalem, legte in seiner Aufsatzsammlung “Juden und Christen im Gespräch” dar, dass eine Formulierung des Weltkirchensrates, nämlich “Jesus Christus - das Leben der Welt” für einen Juden inakzeptabel sei, auch im Rahmen eines christlich-jüdischen Gesprächs.⁸⁷⁸

Juden gehen davon aus, dass Jesus die Welt *nicht* erlöst hat, weil die offensichtlichen Anzeichen dazu fehlen, wie die Verwirklichung von Frieden und Gerechtigkeit in der Geschichte. Die Hoffnungen für eine bessere Welt sind im Judentum auch auf das Diesseits gerichtet. Vom Messias wird erwartet, dass er das messianische Zeitalter einläutet, in dem das Lamm friedlich neben dem Löwen liegen kann, ohne dass er es frisst.

Die Einstellung von Juden gegenüber dem Menschen Jesus ist völlig unterschiedlich. Sie ist auch abhängig davon, welche guten oder schlechten Erfahrungen sie mit Christen machten. So berichtete Hans Küng:

“Ich kenne einen amerikanischen Rabbiner, der mir sagte, noch sein Vater hätte immer ausgespuckt bei diesem [Jesu] Namen, weil sie in diesem Namen in Polen all die Judenpogrome zu erdulden hatten.”⁸⁷⁹

Meistens wird von Juden die Ansicht vertreten, dass Jesus ein Mann des eigenen Volkes gewesen sei, der die jüdische Religion vorbildlich gelebt habe, sich auch an die Thora gehalten habe, jedoch kein Messias oder gar Gott gewesen sei und letztendlich gescheitert sei. Ein interessantes Beispiel für die Auseinandersetzung eines jüdischen Gelehrten mit Jesus Christus ist das Buch “Bruder Jesus” von Schalom Ben-Chorin, erschienen 1967 in München, in dem er eine eindringliche Schilderung des Prozesses Jesu gibt und klarstellt, warum nicht das ganze jüdische Volk bis heute mit der Schuld am Tode Jesu belastet werden darf. Die christlichen Theologen, die sich am christlich-jüdischen Dialog beteiligen, vertreten ebenfalls die Ansicht, dass Jesus als Jude gelebt habe und gestorben sei, glauben aber daran, dass er nachher auferstanden sei. Auffällig ist, dass im Laufe der Zeit das Verhältnis jüdischer Denker zu Jesus inniger zu werden scheint. *Heinrich Heine* dichtete noch über Jesus:

“Mit Wehmut erfüllt mich jedes Mal,
Dein Anblick, mein armer Vetter,
Der du die Welt erlösen gewollt,
Du Narr, du Menschheitsretter.”⁸⁸⁰

Sprach *Heinrich Heine* noch vom Vetter, so nannten *Martin Buber*, *Pinchas Lapide* und *Schalom Ben-Chorin* ihn bereits Bruder. *Lapide* beobachtete auch, dass es in Israel, wo weder „Kirchenzwang“ noch „Christendrang“ vorherrsche, plötzlich zu einem lebendigen Interesse an Jesus gekommen sei.⁸⁸¹ Gemeint ist, dass die dortigen Juden, ohne dass sie sich

⁸⁷⁷ Vassel, Stephan: Philosophisch verantwortete Christologie und christlich-jüdischer Dialog, Schritte zu einer doppelt apologetischen Christologie in Auseinandersetzung mit den Entwürfen von H. J. Kraus, F. W. Marquardt, P. M. van Buren, P. Tillich, W. Pannenberg und W. Härle, Gütersloh 2001, S. 728

⁸⁷⁸ Talmon, Shemaryahu: Juden und Christen im Gespräch, Neukirchen 1992, S. 49

⁸⁷⁹ Küng, Hans; Lapide, Pinchas: Jesus im Widerstreit, ein jüdisch-christlicher Dialog, Stuttgart 1976, S. 18

⁸⁸⁰ Heine, Heinrich: Deutschland, ein Wintermärchen, Berlin 1961

⁸⁸¹ Küng, Hans; Lapide, Pinchas: Jesus im Widerstreit, ein jüdisch-christlicher Dialog, Stuttgart 1976, S. 19

durch die ständige Konfrontation mit der christlichen Mehrheitsmeinung unter Druck fühlten, ganz von selbst zu einem Interesse an Jesus gefunden haben.

Als Hindernisse einer Verständigung über Jesus werden bei Hans Küng und Pinchas Lapide angesprochen:

- 1.) Zwangsbekehrungen und jahrhundertelange kirchliche Gewalt
- 2.) Die Hellenisierung Jesu durch die Kirche.

Mit Hellenisierung ist gemeint, dass Jesus im Zuge der Bekehrung der Griechen immer mehr Merkmale von griechischen Göttern annahm. Zugespitzt drückte es Lapide so aus, dass die Kirche zwischen den Juden und Jesus stehe. Sozusagen als Kontrastprogramm zur kirchlichen Darstellung Jesu betonten jüdische Autoren seine jüdische Identität, Lapide fragte sogar, ob Jesus etwa selbst ein Pharisäer gewesen sei – für Christen eine völlig neue Perspektive.⁸⁸²

Während Lapide der Meinung war, Jesus habe sich an die Thora gehalten und diese befürwortet, nahm Küng an, Jesus habe die Vorschriften der Thora in fünf Punkten überschritten:

- 1.) bei kultischen Reinheitsvorschriften
- 2.) bei Fastenvorschriften
- 3.) bei Sabbatvorschriften
- 4.) bei der Ehescheidung
- 5.) beim Schwören.

Küng und Lapide konnten sich nicht darauf einigen, inwieweit Jesus gesetzestreu war. Stefan Vasel hat die Haltung evangelischer Theologen gegenüber Jesus untersucht. Er betrachtete das Christentum einmal aus der Sicht des Judentums:

„Das Judentum steht primär nicht vor der Frage, ob Jesus der Messias Israels ist, sondern ob es möglich sein sollte, dass der Gott Israels auch der Gott derjenigen Nichtjuden sein will, die sich zu dem Juden Jesus bekennen.“⁸⁸³

Durch die Bereitschaft, sich einmal mit den Augen der Anderen zu betrachten, trat der Autor aus den Grenzen des alleinigen Heilsanspruches der Kirchen heraus. Damit war nicht nur das christlich-jüdische Gespräch erleichtert, sondern auch ein Schritt in Richtung der Moderne gemacht.

Die Moderne kennzeichnet sich unter anderem dadurch, dass jedes Individuum die Freiheit erhält, sich selbst für einen Glauben zu entscheiden. So wären mehrere Möglichkeiten des Heilsweges denkbar. Das Judentum kennt diese Option schon lange, allerdings nur für die anderen, die „goijim“. Vasel rief ins Gedächtnis, dass **Jesus ein Jude** gewesen sei, der sich zuallererst seinem eigenen Volk verpflichtet fühlte. Biblische Überlieferungen, in denen Jesus sich und seine Jünger exklusiv an das Volk Israel gesandt wusste, seien von höherem historischen Wert als Konstruktionen eines Israel distanziert gegenüberstehenden Jesus.⁸⁸⁴

Vasel nahm die Stellung des Judentums ein, um zu verdeutlichen, wie Jesus für Juden erscheinen musste:

⁸⁸² Lapide, Pinchas: Jesus, ein gekreuzigter Pharisäer?, Gütersloh 1990

⁸⁸³ Vasel, Stephan: Philosophisch verantwortete Christologie und christlich-jüdischer Dialog, Schritte zu einer doppelt apologetischen Christologie in Auseinandersetzung mit den Entwürfen von H. J. Kraus, F. W. Marquardt, P. M. van Buren, P. Tillich, W. Pannenberg und W. Härle, Gütersloh 2001, S. 364

⁸⁸⁴ Vasel, Stephan: Philosophisch verantwortete Christologie und christlich-jüdischer Dialog, Schritte zu einer doppelt apologetischen Christologie in Auseinandersetzung mit den Entwürfen von H. J. Kraus, F. W. Marquardt, P. M. van Buren, P. Tillich, W. Pannenberg und W. Härle, Gütersloh 2001, S. 369

“Es wird zwar behauptet [von Pannenberg], dass Jesus der Messias Israels sei, es wird aber nicht im einzelnen ausgeführt, wie es sein kann, dass ein Messias bzw. seine Anhänger dem Volk Israel mehr Schaden als Nutzen bedeutet haben.”⁸⁸⁵

Pannenberg musste einsehen, dass die Christen in einer langen Reihe von Pogromen dazu beitrugen, die Leiden der Juden zu vermehren, und dass sie es dadurch dem jüdischen Volk nicht gerade leicht gemacht hatten, in dem von Christen verehrten gekreuzigten Jesus seinen Messias zu erkennen.⁸⁸⁶

Bei Vasel ist immer wieder die Rede vom historischen Jesus. Dazu ist zu sagen, dass auch dies eine Konstruktion ist, die sich nicht beweisen lässt. Wunderbare und symbolisch gemeinte Geschichten gehen untrennbar über in Berichte über Jesus, so dass ein Herauskrystallisieren der historischen Wahrheit über Jesus nicht möglich ist. Dennoch lässt sich sagen, dass Jesus als Jude gelebt hat, der eine sehr enge Bindung an Gott hatte, den er seinen Vater nannte. Warum dieses innige Verhältnis zu Gott in Jesu Fall zum Vorwurf der Gotteslästerung geführt haben soll, ist schwer nachvollziehbar. Schließlich verstanden sich auch schon damals alle Israeliten als Kinder Gottes, ja, im „Vaterunser“ soll Jesus *all seinen Zuhörern* beigebracht haben, Gott als Vater anzureden. Dieses Selbstverständnis ist jüdisch, wie so vieles am Christentum jüdisch ist. Die Wurzeln des Christentums sind und bleiben im Judentum und ohne Verständnis des Judentums kann man auch das Neue Testament nicht richtig verstehen.

Die Gleichsetzung der Person Jesu mit Gott, die ja erst nach seinem Tod erfolgt ist und die Vorstellung, das niemand zum Vater kommen könne, wenn nicht durch *den* Sohn, steht natürlich zwischen Juden und Christen. Pannenberg macht deutlich, dass Jesus sich selbst *nicht* als Gott verstanden hat.⁸⁸⁷

Trotzdem ist für ihn das Christentum der einzige Weg zum Heil. Dies kommentiert Vasel wiederum, indem er den jüdischen Gegenpart einnimmt:

“Für das nichtchristliche Judentum wird von Pannenberg ein Sonderweg zum eschatologischen Heil explizit ausgeschlossen. Ob vielleicht umgekehrt aus jüdischer Perspektive die Christusergebnisse als Ermöglichung eines Sonderwegs für Heiden zum Gott Israels anzusehen sind, wird nicht erwogen.”⁸⁸⁸

11.3 Die Bedeutung Israels für Juden

Shemarjahu Talmon ging davon aus, dass die meisten Christen nicht erfassen, welche Bedeutung Israel für Juden hat. Der Sinai und der Berg Zion seien Haftpunkte des Judentums.⁸⁸⁹

Während für Christen das „Alte Testament“ nur ein Teil ihrer heiligen Schriften ist, ist für Juden die Geschichte ihres Volkes mit Gott im Land Israel ein zentraler Glaubensinhalt.

So betonte Talmon auch, dass der Satz „Das nächste Jahr in Jerusalem“ für Juden außerhalb Israels nicht nur eine liturgische Floskel sei, sondern ein schicksalsgestaltender Ruf.⁸⁹⁰

Für den christlich-jüdischen Dialog stellt die Beziehung Deutschlands zu Israel, das Existenzrecht Israels, aber auch die Kritik an den dortigen politischen Zuständen ein ständiges Thema dar. Der Deutsche Koordinierungsrat der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit formulierte deshalb auch 1994 in seiner Präambel:

⁸⁸⁵ Vasel, Stephan: Philosophisch verantwortete Christologie und christlich-jüdischer Dialog, Schritte zu einer doppelt apologetischen Christologie in Auseinandersetzung mit den Entwürfen von H. J. Kraus, F. W. Marquardt, P. M. van Buren, P. Tillich, W. Pannenberg und W. Härle, Gütersloh 2001, S. 525

⁸⁸⁶ Ebd., S. 526

⁸⁸⁷ Ebd., S. 535

⁸⁸⁸ Ebd., S. 577

⁸⁸⁹ Talmon, Shemaryahu: Juden und Christen im Gespräch, Neukirchen 1992, S. 34

⁸⁹⁰ Ebd., S. 80

„Die Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit setzen sich ein für Solidarität mit dem Staat Israel als jüdischer Heimstätte.“⁸⁹¹

Theologen, die bei den Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit und beim Deutschen Koordinierungsrat Reden halten und über das Verhältnis zu Israel Bücher veröffentlichen, haben verschiedene Vorstellungen von der religiösen und politischen Bedeutung Israels. Die einen lehnen eine religiöse Deutung völlig ab, halten sie für hinderlich auf dem Weg zum Frieden. Die anderen betonen die „Verheißung“ Gottes und stellen das Außergewöhnliche, ihrer Ansicht nach Wunderbare der israelischen Staatsgründung heraus. Die gleiche Uneinigkeit herrscht unter Juden. Während die eine Partei (innerhalb des liberalen Flügels des Judentums) bewusst darauf verzichtet, Israel als Gnade Gottes darzustellen und lieber eine sachliche Erklärung vorzieht, gibt es eine andere, fundamentalistische Partei, die sogar Gewalt gegen Palästinenser damit rechtfertigt, dass Gott wolle, dass man das Land der Väter zurückerobere.

„Deus lo vult“-„Gott will es“ war allerdings auch der Schlachtruf der Kreuzfahrer.⁸⁹² Dies könnte als Anzeichen dienen, wie unterschiedlich Menschen über den Willen Gottes denken.

11.4 Die Haltung gegenüber der Thora und dem Alten Testament

In christlichen Theologien ist immer wieder die Thora als überholt bezeichnet worden und sogar als negativer Gegenpart zu Jesus Christus stilisiert worden. Jesus sollte „die neue Thora“ sein, die „alte“ galt als überholt. Selbst die progressiv-christliche Zeitung „Publik-Forum“ wählte in ihrer Ausgabe vom 27. April 2007 folgende Bildunterschrift:

„Jesus - die neue Thora: Was der Papst denkt, hat einst Chagall gemalt.“⁸⁹³

Diese Erklärung setzte man unter ein Bild, auf dem der gekreuzigte Jesus mit den Tefillin, den Gebetsriemen zu sehen ist. Hier wird vom christlichen Blickpunkt aus – sozusagen „religiozentrisch“ - etwas in Chagalls Gemälde hineininterpretiert, was nur für den christlichen Betrachter vorhanden ist. Aus jüdischer Sicht ist Jesus eben gerade nicht „die neue Thora“, sondern er bestätigt die Richtigkeit des „Alten Testamentes“.

Kritisiert wurde an den jüdischen Gesetzen unter anderem, dass sie am Wesentlichen des Glaubens vorbeigingen. Sie gäben sich zu stark mit Äußerlichkeiten ab. Deshalb wendete Talmon ein, dass eine „Verinnerung“ der Thora wichtig sei, weil die Thora in den Verruf der reinen Äußerlichkeit gekommen sei.⁸⁹⁴

Die kritische Haltung gegenüber der Thora in den Kirchen geht auf die äußerst ambivalente Haltung gegenüber dem Judentum einiger Apostel bzw. Evangelisten zurück. Neben einigen sehr positiven Aussagen stehen extrem negative Beurteilungen der Thora als reines „Gesetz“. Die „Gesetze“ werden von Paulus durchweg ablehnend betrachtet, in Bezug auf die Thora ist er antinomistisch. Gebe es das Gesetz nicht, so folgert er, könne man auch nicht sündigen, zumindest sei man sich dann wenigstens nicht dessen bewusst.

„Denn durch die Werke des Gesetzes wird niemand vor ihm [Gott] gerecht werden, durch das Gesetz kommt es vielmehr zur Erkenntnis der Sünde.“⁸⁹⁵

⁸⁹¹ Koschel, Ansgar: Gegen Intoleranz und Fanatismus: Die neue Präambel der Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit, in: Eler, Hans; Koschel, Ansgar (Hrsg.): Der Dialog zwischen Juden und Christen, Versuche des Gesprächs nach Auschwitz, Frankfurt/New York 1999, S. 207

⁸⁹² Kotzur, Hans-Jürgen (Hrsg.): Die Kreuzzüge, Katalog zur Ausstellung im Dommuseum Mainz, Mainz 2004

⁸⁹³ Ratzinger, Josef: Jesus sieht sich als die Thora, Eine Leseprobe: Die Geschichte vom Streit Jesu mit den Schriftgelehrten um die Heiligkeit des Sabbat, in: Copray, Norbert; Garstecki, Joachim (Hrsg.): Publik-Forum, Zeitung kritischer Christen, Oberursel, 27. 4. 2007, S. IV (Dossier)

⁸⁹⁴ Talmon, Shemaryahu: Juden und Christen im Gespräch, Neukirchen 1992, S. 47

⁸⁹⁵ Katholische Bibelanstalt: Die Bibel, Einheitsübersetzung, Altes und Neues Testament, Stuttgart 1980, Röm. 3, 20

Die einfache Schlussfolgerung ist: Das Gesetz muss weg!

Die Übersetzer der Einheitsbibel verstärkten diese Tendenz noch, indem sie als Überschrift im Römerbrief setzten:

“Die Mächte des Unheils: Gesetz, Sünde und Tod”⁸⁹⁶

Die schlechte Bewertung der Thora zog nun auch eine Abwertung des Volkes Israel nach sich. Nach Ansicht des Paulus klammerte sich das Volk an Gebote und Verbote, die durch Christus längst aufgehoben seien. Dennoch hielt er das Volk Israel weiterhin für auserwählt:

“Was ist nun der Vorzug der Juden, der Nutzen der Beschneidung? Er ist groß in jeder Hinsicht. Vor allem: Ihnen sind die Worte Gottes anvertraut. Wenn jedoch einige Gott die Treue gebrochen haben, wird dann etwa ihre Untreue die Treue Gottes aufheben? Keineswegs! (...)”⁸⁹⁷

Noch einmal taucht diese Ansicht auf, und zwar in Römer 11, 1 worauf Schalom Ben-Chorin aufmerksam macht:

“Man muss dagegen die großartige Liebeserklärung des Paulus im Römerbrief lesen, in den Kapiteln 9 bis 11. Wenn er hier schreibt: “So sage ich nun: Hat denn Gott sein Volk verstoßen? Das sei ferne!” (Röm 11, 1) spricht hier Paulus gegen Paulus. Sein erschreckter Ausruf: “Das sei ferne!” lautet griechisch: “Me genoito”, aber es klingt das hebräische “chalila!” durch, jener Schreckensruf, wenn etwas gesagt wird, was nicht gedacht werden soll.”⁸⁹⁸

Neben diesen positiven Stellen, stehen, wie gesagt, ablehnende, ja, aggressive Bemerkungen. So schreibt Paulus in Römer 2 gegen Juden, die angeblich das Gesetz nicht halten:

“Du belehrst zwar andere Menschen, dich selbst aber belehrst du nicht. Du predigst: Du sollst nicht stehlen! und stiehst (...)”⁸⁹⁹

In der Tat war Paulus´ Position erstens nicht eindeutig - den Heidenchristen gegenüber vertrat er ein anderes Glaubenskonzept als den Judenchristen gegenüber - und zweitens bei allen anderen Aposteln umstritten. Ein weiterer verhängnisvoller Begriff, den Paulus einführte, war der Begriff der “Verstockung”. So zumindest hat ihn Luther übersetzt. Dazu gibt es mehrere Stellen, zwei seien genannt:

“Das bedeutet: Was Israel erstrebt, hat nicht das ganze Volk, sondern nur der erwählte Rest erlangt; die übrigen wurden verstockt, wie es in der Schrift heißt: Gott gab ihnen einen Geist der Betäubung, Augen, die nicht sehen und Ohren, die nicht hören, bis zum heutigen Tag.”⁹⁰⁰

“(...) Verstockung liegt auf einem Teil Israels, bis die Heiden in voller Zahl das Heil erlangt haben.”⁹⁰¹

Paulus merkte außerdem über die alten Israeliten an:

“Gott aber hatte an den meisten von ihnen kein Gefallen, denn er ließ sie in der Wüste umkommen.”⁹⁰²

Entgegen der später im Neuen Testament überlieferten Aussagen Jesu, der sagte, er sei gekommen, nicht um das Gesetz aufzuheben, sondern um es zu erfüllen, schrieb Paulus:

⁸⁹⁶ Katholische Bibelanstalt: Die Bibel, Einheitsübersetzung, Altes und Neues Testament, Stuttgart 1980, Überschrift zu Röm. 7,7, S. 1264

⁸⁹⁷ Ebd., Röm. 3,1 - 5

⁸⁹⁸ Ben-Chorin, Schalom: Paulus, der Völkerapostel in jüdischer Sicht, München 1984⁴, S. 47

⁸⁹⁹ Katholische Bibelanstalt: Die Bibel, Einheitsübersetzung, Altes und Neues Testament, Stuttgart 1980, Brief des Apostels Paulus an die Römer 2, 21

⁹⁰⁰ Ebd., Röm. 11, 7 - 9

⁹⁰¹ Ebd., Röm. 11, 25

⁹⁰² Ebd., Korinther 10, 5

“Er [Christus] hob das Gesetz samt seinen Geboten und Forderungen auf (...)”⁹⁰³

Dies steht eindeutig im Gegensatz der von Jesus überlieferten Worte:

“Denkt nicht, ich sei gekommen, um das Gesetz und die Propheten aufzuheben. Ich bin nicht gekommen, um aufzuheben, sondern um zu erfüllen.”⁹⁰⁴

Die Aussagen der Paulusbriefe haben ihre Auswirkungen auf die christliche Theologie bis heute, obwohl nach dem Zweiten Weltkrieg eine gemäßigtere Haltung einsetzte.

Bekannt ist auch Paulus' Gleichnis vom Ölbaum, in dem er die neu hinzukommenden Christen sich als Zweige vorstellt, die auf den jüdischen Stamm aufgepfropft werden. Dieses kann man allerdings auch ambivalent sehen, denn wo ein neues Reis eingepfropft wird, müssen die “alten” Zweige ja weichen. Heute orientieren sich Theologen trotzdem eher an diesem Gleichnis, in dem das Judentum als Wurzel des christlichen Glaubens dargestellt wird und in dem es in einem Vergleich des Judentums mit der Wurzel des Christentums heißt:

“Nicht du trägst die Wurzel, sondern die Wurzel trägt dich.”⁹⁰⁵

Die Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit haben bisher in der Regel die positiven Stellen als Grundlage ihrer Bemühungen herausgenommen, ohne die negativen Stellen zu widerlegen. Entscheidend für ein Umdenken im christlich-jüdischen Verhältnis wird jedoch sein, zu erkennen, dass nicht alles, was sich biblisch begründen lässt, bis heute noch richtig ist. Nimmt man jede einzelne Aussage, die im Neuen Testament und in den Apostelbriefen zu Juden und Judentum gemacht wird, wörtlich und beachtet nicht den emotionalen und sozialen Kontext, aus dem sie entstanden ist, so ergibt sich ein widersprüchliches, ambivalentes Bild, das zwischen den Extremen der Verteufelung und Überhöhung schwankt. Um einen Fortschritt in der zwischenmenschlichen Kommunikation zu erzielen, kann es nötig sein, bestimmten biblischen Texten nicht zu folgen. Auch Stefan Vasel verfolgt diesen Ansatz. So schreibt auch er:

“Die Nach-Shoah-Kirchen haben ihren Antijudaismus zu verlernen, *woher auch immer er sich speist*. [Hervorhebung von mir] Ebenso wie wir heute gute Gründe für die Frauenordination haben, obwohl biblische Basistexte dezidiert die Gegenposition nahe legen, hat die heutige Kirche und Theologie ihre traditionellen Antijudaismen abzulegen, unabhängig davon, ob sie sich biblisch begründen lassen, was bis heute vereinzelt immer noch geschieht, oder nicht.”⁹⁰⁶

Aus den in den Tätigkeitsberichten festgehaltenen Diskussionsveranstaltungen und Bemerkungen, kann man folgende Kritikpunkte von Juden an Christen zusammenfassen, die aus jüdischer Sicht den Dialog erschweren:

- 1) Die einseitige Darstellung des “Alten Testaments” als Sammlung von Gewalttaten
- 2) Die Kontrastierung des “alttestamentarischen Gottes” als “Rachegott” gegenüber einem “neutestamentarischen Gott” als “Gott der Liebe” und die Konstruktion eines “alttestamentarischen Gottesbildes” gegenüber einem “neutestamentarischen Gottesbild”
- 3) Die einseitig negative Darstellung der Pharisäer
- 4) Die Vorstellung, Jesus sei der erste neue Mann gewesen, der Frauen akzeptierte, während im “Alten Testament” nur extrem patriarchalische Vorstellungen vorherrschten

⁹⁰³ Katholische Bibelanstalt: Die Bibel, Einheitsübersetzung, Altes und Neues Testament, Stuttgart 1980, Epheser 2, 15

⁹⁰⁴ Ebd., Matthäus 5,17

⁹⁰⁵ Ebd., Röm. 11, 18

⁹⁰⁶ Vasel, Stephan: Philosophisch verantwortete Christologie und christlich-jüdischer Dialog, Schritte zu einer doppelt apologetischen Christologie in Auseinandersetzung mit den Entwürfen von H. J. Kraus, F. W. Marquardt, P. M. van Buren, P. Tillich, W. Pannenberg und W. Härle, Gütersloh 2001, S. 727

Auch gut gemeinte Annäherungen können auf jüdischer Seite Irritationen hervorrufen: So ist es von jüdischer Seite durchaus nicht erwünscht, dass Christen jüdische Feste, wie z. B. Pessach, "Nachspielen". Schließlich haben diese Feste für Juden ernsthafte liturgische Bedeutung, die Christen nur zum Teil nachempfinden können.

Auch die zahlreichen Missverständnisse in Bezug auf Übersetzung und Interpretation der Bibel können hinderlich für den Austausch sein. So hält sich in christlichen Kreisen hartnäckig die Vorstellung, Juden handelten bis heute nach dem Prinzip "Aug um Auge, Zahn um Zahn". Dieses Prinzip wird dann auch noch so verstanden, dass, wenn einer dem anderen ein Auge herausgeschlagen habe, der andere das gleiche mit jedem wieder tun dürfe, sei ihm in einer Schlägerei ein Zahn herausgeschlagen worden, so dürfe er auch den anderen seines Zahnes berauben. Rabbiner halten diese Interpretation für falsch. Vielmehr sei es darum gegangen, den materiellen Schadensersatz zu begrenzen: Niemand sollte berechtigt sein, vom Gegner mehr zu verlangen als das, was er verloren hatte.⁹⁰⁷ Welche Interpretation die richtige ist, ist heute höchst umstritten. Die Gewohnheit, "Aug´ um Auge, Zahn um Zahn" als Antipoden zur Nächstenliebe zu stilisieren, zeigte sich selbst bei einer Veranstaltung der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit Gelsenkirchen, die betitelt wurde:

"Liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst oder Aug´ um Auge, Zahn um Zahn, jüdisch-christliches Bibelgespräch mit Friederike Müller und Pfarrer Andreas Chaikowski."⁹⁰⁸

Stefan Vasel zeigt eine wichtige Basis für den christlich-jüdischen Austausch auf: **Den Glauben an den gleichen Gott**. Er legt dar:

"Wenn Juden heute ihren Gott nicht in Jesus zu erkennen vermögen, muss das nicht bedeuten, dass sie an einen anderen Gott als die Christen glauben. Das liegt daran, dass im Sinne von Burens Christen solche Menschen sind, die durch Christus dazu gekommen sind, in eine Beziehung zum Gott Israels zu treten. Für Juden ist es dagegen nicht im selben Maße notwendig, diesen Gott als denjenigen zu sehen, der sich in Christus geoffenbart hat, weil die Wirkung dieses Geschehens, also das Eintreten in eine Beziehung zum Gott Israels, für Juden ohnehin vorauszusetzen ist."⁹⁰⁹

Dies ist jedoch für Christen eine relativ neue Sichtweise. Vorher wurde meist die "Ersetzungstheorie" vertreten: Der "Neue Bund" durch die Einsetzung der Eucharistie ersetzt den "Alten Bund", den Gott mit seinem Volk Israel durch Mose geschlossen hat. Dies führte zu einer Abwertung des "Alten Testaments" gegenüber dem Evangelium. Auch heute noch singen katholische Gemeinden an Fronleichnam und in Sakramentsandachten:

<p>"Tantum ergo sacramentum Veneremur cernui, Et antiquum documentum [AT] Novo cedat ritui. [NT] Praestet fides supplementum Sensuum defectui."</p>	<p>„Lasst uns tiefgebeugt verehren dies erhab'ne Sacrament, und der Brauch der alten Lehren weich' dem neuen Testament. Frommer Glaube wird gewähren, was der Sinn hier nicht erkennt.“⁹¹⁰</p>
---	---

Es gibt zahlreiche Theologien, die sich über das Erste Testament hinwegzusetzen versuchen. Wolfhart Pannenberg ist 1977 einem Antisemitismus-Vorwurf ausgesetzt, nachdem er das Judentum als "abgetan" bezeichnet hat. Dennoch diskutierte er vier Jahre danach öffentlich mit Pinchas Lapide in München. F. Wagner, der damalige evangelische Münchner Vor-

⁹⁰⁷ Vgl. Jacob, Benno: Auge um Auge. Eine Untersuchung zum Alten und Neuen Testament, Berlin 1929

⁹⁰⁸ GcJZ/DKR: Tätigkeitsberichte 2001, Bad Nauheim 2002, S. 79

⁹⁰⁹ Vasel, Stephan: Philosophisch verantwortete Christologie und christlich-jüdischer Dialog, Schritte zu einer doppelt apologetischen Christologie in Auseinandersetzung mit den Entwürfen von H. J. Kraus, F. W. Marquardt, P. M. van Buren, P. Tillich, W. Pannenberg und W. Härle, Gütersloh 2001, S. 354

⁹¹⁰ Aquin, Thomas von: Pange lingua, 1263/64; Gotteslob, Nr. 541

sitzende der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit, fand den Dialog gelungen.⁹¹¹

Van Buren hat die lange vertretene Ersetzungstheorie aufgegeben. Er sah das AT nicht als etwas Überholtes an und betrachtet es unabhängig vom NT.

“Der entscheidende Unterschied gegenüber der Vorstellung, dass die Kirche an die Stelle Israels getreten sei, liegt darin, dass van Burens Begriff des Neuen etwas aus dem Alten Unableitbares, nämlich ein kontingentes geschichtliches Ereignis, meint (...).”⁹¹²

Dies betonte er, weil bis dahin vom AT vor allem die Stellen als interessant galten, die man als Prophezeiungen der Ankunft Jesu Christi auf Erden verstand. Den Wert der Thora spielte man ansonsten eher herunter.

“Im Falle der Deutung der Stellung Jesu zum Gesetz ist von allen drei Autoren [Kraus, Marquardt, van Buren] ein Umdenken im christlichen Gesetzesverständnis intendiert. Dabei wird jeweils Anhalt beim historischen Jesus gesucht, dessen Position als rückhaltloses Ja zur Thora bestimmt wird.”⁹¹³

So gut die Gemeinsamkeiten durch das so genannte „Alte Testament“ genutzt werden können, damit sich Christen und Juden näher kommen, so problematisch kann es sein, wenn die Bibel wörtlich genommen wird, denn dann kann der Leser und Dialogbeteiligte nicht umhin, auch die Juden abweisenden Stellen zu akzeptieren. Ich habe deshalb den evangelischen Oberkirchenrat und DKR-Vorsitzenden Hans Maaß gefragt, wie er mit diesem Problem umgeht.

Interview mit Hans Maaß vom 03.05.2008

1.) Wenn man sich an alles halten würde, was in der Bibel steht, dann müsste man auch problematische Aufforderungen befolgen, die zu anderen Geboten und zu grundlegenden Prinzipien der Bibel im Widerspruch stehen, so z.B. eine Stelle über Kindererziehung, die Steinigung des eigenen Sohnes erlaubt (Dtn. 21,18-21). Wie kann man als Religionslehrer ein geeignetes Verständnis der Bibel vermitteln,?

Natürlich muss man die Bibelstellen im Kontext sehen. Ich habe Hermeneutik bei Gadamer studiert und dabei gelernt, dass man sowohl den historischen Kontext als auch den der heutigen Adressaten berücksichtigen muss. Außerdem ziehe ich, wenn möglich, zur Auslegung auch die jüdischen Interpretationen und den Talmud hinzu. Dabei zeigt sich etwa bei der besagten Bibelstelle, bei der es um die Steinigung ungehorsamer Söhne geht, dass die für Anwendung dieser Strafe so viele Bedingungen und Hürden auferlegt wurden dass sie de facto, nach Rabbiner Simeon, nie angewendet wurde. Auch bei der Geschichte der Opferung Isaaks ist es wichtig, genau hinzuschauen: Solange Gott die Opferung zu fordern scheint, ist von „Elohim“ (Name für Gott bzw. Götter, *Pluralform* d. V.) die Rede. Als er Isaak befreit, wird Gott mit dem Tetragramm, das heißt mit dem Namen des Gottes Israels, bezeichnet. Das bedeutet: Unser Gott ist anders als die Götter der umliegenden Völker. Er fordert keine Menschenopfer, wie dies die anderen glauben.

2.) Bei Paulus ist von der „Verstockung“ der Juden die Rede (Röm. 11, 7 – 9 Röm. 11, 25).

⁹¹¹ Vasel, Stephan: Philosophisch verantwortete Christologie und christlich-jüdischer Dialog, Schritte zu einer doppelt apologetischen Christologie in Auseinandersetzung mit den Entwürfen von H. J. Kraus, F. W. Marquardt, P. M. van Buren, P. Tillich, W. Pannenberg und W. Härle, Gütersloh 2001, S. 490

⁹¹² Ebd., S. 361

⁹¹³ Ebd., S. 370

Dies kann zu einer Abwertung der jüdischen Religion gegenüber dem Christentum führen, wenn man es unkritisch liest. Wie erklären Sie diese Bezeichnung bei Paulus?

Das griechische Wort bedeutet „verhärten“, dies bezeichnet eine aktuelle Haltung. Unser deutsches Wort „Verstockung“ bezeichnet dagegen einen Zustand. Außerdem schließt Paulus unmittelbar anschließend ausdrücklich aus, dass Israel „zu Fall gekommen“ sei. Dennoch ist in der Lutherbibel sowie in anderen evangelischen Bibelübersetzungen im nachfolgenden Satz das Wort „Verfehlung“ entgegen der vorhergehenden Aussage des Paulus als „Fall“ bezeichnet worden, weil die Übersetzer selbst eine judenkritische Haltung hatten. Deshalb sage ich immer, gerade zu Theologen: „Lest nicht die Übersetzung, lest die Originaltexte!“ Von einem Laien kann man das nicht verlangen, aber von einem Theologen, der Hebräisch und Griechisch gelernt hat, schon.

Bei fast allen sehr aktiven Mitgliedern des DKR und der GcjZ, mit denen ich gesprochen habe (gemeint sind Hans Maaß, Rudolf Sirsch, Sonja Weichert, Ingrid Weiß, Rachel Dror, Martin Stöhr und Hans Hermann Henrix) ist offensichtlich, dass sie ein wortwörtliches Verständnis der Bibel (bzw. des Tenach) ablehnen. In diesem Sinne werden die neutestamentarischen eher negativen Äußerungen über Juden aus dem Kontext heraus interpretiert: Die ersten Christen seien enttäuscht gewesen, dass die Juden, zu denen sie predigten, sich nicht alle von Jesus Christus überzeugen ließen. Die daraus erfolgten Abwertungen sehen diejenigen, die den christlich-jüdischen Dialog prägen aber als *menschliche* Äußerungen aus einem Verletztheitszustand heraus und nicht als Zeichen einer göttlichen Ablehnung oder gar eines „Fluches“.

11.5 Feministische Theologie und Judentum

Neben Mission, Ersetzungstheorie und der Diskrepanz über Jesus Christus gibt es mittlerweile einen weiteren konflikträchtigen theologischen Punkt zwischen Juden und Christen: Die Rolle der Frau. In den USA kritisierten bereits in den späten 70ern jüdische Feministinnen ihre christlichen Schwestern. Diese hatten nämlich das Judentum und den Monotheismus für den „Mord an der Göttin“ und den Sieg des Patriarchats verantwortlich gemacht. In ihrer Vorstellung hatten die Frauen so lange eine Vormachtstellung gegenüber den Männern, bis ein männlich erscheinender Gott diese Vormachtstellung zerstörte. In Deutschland hatten die meisten feministischen Theologinnen deshalb anti-judaistische Vorurteile in ihre theologischen Entwürfe mit eingebaut. *Ruth Ahl* kritisierte 1998, dass die wichtige Diskussion um das Thema „Judentum und Feminismus“ von den Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit offenbar übergangen worden sei. Die Kritik Ruth Ahls an den Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit übersah jedoch, dass zahlreiche Gesellschaften sich bereits seit den neunziger Jahren mit dem Thema Feminismus und Judentum befassten. So wurde von verschiedenen Gesellschaften mehrmals die Rabbinerin *Evelyn Goodman-Thau* eingeladen, die eine jüdisch-feministische Sicht der Dinge vertritt. Somit versucht man zumindest, eine Harmonie zwischen beiden Richtungen, dem Judentum und der feministischen Theologie, herzustellen.

Ruth Ahl kritisierte weiterhin, dass es von den Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit nicht wahrgenommen werde, dass eine jüngere Generation von Jüdinnen das Frauenbild in ihren Gemeinden hinterfrage und kritisiere. Ihr Anspruch an die Gesellschaften ist, dass sie Foren schaffen sollen, wo sich jüdische und christliche Frauen austauschen können, die mit den herkömmlichen Rollenzuweisungen in ihren Gemeinden nicht mehr einverstanden sind, ohne diese jedoch verlassen zu wollen. Somit könnten sich diese Frauen gegenseitig bestärken. Ruth Ahl nennt verschiedene jüdische Frauen, die sich mit dem Feminismus befassen:

Marianne Wallach-Faller, die sich mit der Schekhina-Vorstellung beschäftigt (Die Schekhina verkörpert die Gegenwart Gottes auf Erden und gilt als weiblich.), Pnina Navè Levinson, die übrigens von den Gesellschaften häufig eingeladen wird, Monika Herweg, Susanna Heschel, Susanna Keval und Judith Plasko. Bereits verstorbene wichtige Frauen in der jüdischen

Theologie sind die Rabbinerin Regina Jonas und die allerdings zum Katholizismus konvertierte Charlotte Klein.⁹¹⁴

Die Kritik Ruth Ahls an den Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit, sie würden sich nicht mit dem Thema Feminismus auseinandersetzen, ist teilweise noch aktuell. Zwar beschäftigen sich die Gesellschaften mit dem Thema Frau, doch es gibt keine Frauengruppen, wie sie sich Ruth Ahl vorstellt, ja es gibt gar keine Frauengruppen mehr.

11.6 Auswirkungen des christlich-jüdischen Dialogs auf die evangelische Kirche

Die Theologie der Evangelischen Kirche ist von Luther geprägt worden. Luther hatte zunächst eine tolerante, freundliche Haltung gegenüber dem Judentum, wandte sich jedoch im Alter von ihnen ab und wählte sehr harte Worte in seinem Buch: „Von den Juden und ihren Lügen“. Heute setzt sich die Evangelische Kirche Deutschlands kritisch mit diesem Buch auseinander und distanziert sich von den Gewaltaufrufen, die darin enthalten sind. Auch wird bei den Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit der Lutherausdruck „scharfe“ oder „harte Barmherzigkeit“ kritisch hinterfragt.

Um zu verstehen, was die Evangelische Kirche alles aufarbeiten muss, ist es wichtig zu wissen, wie stark sie im „Dritten Reich“ in die Politik der NSDAP verstrickt war.

Vortrag von Björn Mensing aus Dachau: „Zwischen Kreuz und Hakenkreuz“:

Am 8. Februar 2006 hielt Pfarrer Björn Mensing einen Vortrag in Lichtenfels, in dem er die Zeit der Evangelischen Kirche im Nationalsozialismus, besonders in Oberfranken, offen legte. Die so genannte „Völkische Bewegung“ war besonders stark im evangelischen Coburg (Ofr.), das auch besonders NSDAP-freundlich war. Eine weitere rechtslastige Institution war der christliche Volksdienst.

Ab 1933 gab es wenige NSDAP-Pfarrer, aber immer mehr kamen dazu. Für kirchentreue Protestanten in Bayern galt die SPD als „nicht wählbar“. (Das Zentrum war eine katholische Partei, also auch ausgeschlossen d.V.) Eduard Putz, Theologe (Vikar) in Erlangen, sorgte dafür, dass der NS-Studentenbund die stärkste Partei im ASTA war. Das Motiv dazu war die „Zurückdrängung des Judentums“, neben der „Bekämpfung des Bolschewismus“. Adolf Sticker in Berlin, der den traditionellen christlichen Antijudaismus vertrat, war ein Vorbild für Eduard Putz. 1932 sahen sich 15% der evangelischen Pfarrer in Oberfranken selbst als Nazis an, hinzu kamen noch 32%, die die NSDAP ebenfalls wählten. Björn Mensing schloss aus seinen Nachforschungen, die auf Befragungen der entsprechenden Pfarrer beruhen, dass 50 - 60% der evangelischen Pfarrer 1932 NSDAP gewählt haben, dasselbe gelte für die ländliche evangelische Bevölkerung.

Der Pfarrer hatte großen Einfluss. Die Gemeindemitglieder fragten den Pfarrer: „Was sollen wir denn wählen?“ und orientierten sich daran, was der Pfarrer wählte. Wieso aber entschieden sich so viele Pfarrer gerade für Hitler? Dies erklärt sich dadurch, dass Hindenburg Hitler zum Kanzler ernannte. Hindenburg genoss damals in der Evangelischen Kirche besondere Autorität. Er war für viele Evangelische der „Ersatzkaiser“. Für die Evangelische Kirche waren nämlich Könige und Fürsten Substitute für den Papst. In der Weimarer Republik herrschte Verwirrung, denn, während die katholische Kirche ihre eigene Partei hatte, das „Zentrum“, wussten die evangelischen Geistlichen zunächst nicht, wem sie sich zugehörig fühlen sollten. Doch sie beugten sich dem Druck der Menge. Das Mobbing gegen Andersdenkende bewirkte 1933 eine Eintrittswelle in die NSDAP. Die Kirchenleitung war vom NS-Pfarrerbund und vom Landeskirchenrat beeinflusst. Diese drängten den neutralen Friedrich Veith zum Rücktritt. Der Landeskirchenrat schwenkte freiwillig auf die NSDAP-Linie ein. Oberfranken war mit 51 evangelischen Pfarrern in der NSDAP überrepräsentiert. Hans Schemm, der evangelische Volksschullehrer und Gauleiter, propagierte:

„Unsere Politik heißt Deutschland, unsere Religion heißt Christus.“⁹¹⁵

⁹¹⁴ Vgl.: Ahl, Ruth: Feminismus im christlich-jüdischen Gespräch: Bilanz und Perspektiven, Freiburger Rundbrief 1/1998; <http://www.jcrelations.net/de/?item=869>, Erscheinungsdatum: 29.08.2005, Abrufdatum: 16.08.2008

Hans Schemm betätigte sich vor allem im "Gau bayerische Ostmark" mit der Zentrale Bayreuth. Dort ernannte er den Karfreitag als höchsten Feiertag. Landesbischof Hans Meiser wurde von Reichsbischof Ludwig Müller unter Hausarrest gestellt, weil er politisch nicht auf der "richtigen" Linie war.

Ab 1934 wagte die NSDAP offene Propaganda für Neuheidentum. 1937 wurden die konfessionellen Volksschulen abgeschafft. 43 von 300 Pfarrern traten daraufhin von der Partei aus. Jesus wurde zum Arier erklärt, das "Alte Testament" aus dem Lehrplan gestrichen.

1938 blieben dennoch 15 oberfränkische evangelische Pfarrer weiterhin NSDAP-Mitglieder. Doch es gab auch einzelne Widerständige: In Warmensteinach verweigerte Wolfgang Niederstrasser, zum Jahrestag des Marsches auf die Feldherrnhalle am 9. November die Kirche zu beflaggen und musste deshalb ins KZ gehen. Die Nationalsozialisten wollten die Kirchen nur als "private Vereine".

Mensing schloss mit dem Lebensweg eines Religionslehrers, der in Hochstadt bei Lichtenfels endete:

Am 16. Februar 1945 starb der Religionslehrer Georg Maus. Er war aus dem NS-Lehrerbund ausgetreten und hatte in Wuppertal zur "Feindesliebe" auch gegenüber dem Kriegsgegner aufgerufen. Eine Feuersbrunst deutete er als Zeichen für das Dritte Reich. Daraufhin wurde er in Berlin-Moabit eingesperrt. Auf dem Transport von Berlin nach Dachau wurde er, verhungert, in Hochstadt aus dem Wagen geworfen. Dort lag er dann er noch fünf Tage im Schnee.⁹¹⁶

Die Folgen der zwölfjährigen antijüdischen Propaganda sind bis heute gravierender, als es der christlichen Allgemeinheit bekannt ist.

In der Nazizeit sollte also das „Alte Testament“ vollständig ausgeklammert werden, doch offenbar konnte man mit dem Neuen ebenso wenig anfangen. Eine Beschäftigung mit dem Judentum kam für die Nationalsozialisten nur zu Propagandazwecken in Frage, nämlich um Juden gegenüber so genannten „Ariern“ herabzusetzen. Die negative Haltung, die die Evangelische Kirche damals stark prägte, wurde nur langsam überwunden.

Stephan Vasel hat untersucht, inwieweit der christlich-jüdische Dialog bis zum 21. Jh. in neuere evangelische Theologien integriert wurde.

Seine Stellungnahme dazu im Jahr 2001 war eher skeptisch:

„Beim gegenwärtigen Stand des christlich-jüdischen Dialogs im deutschsprachigen Raum halte ich es für unwahrscheinlich, dass eine umfassende kirchliche Reorientierung im christlich-jüdischen Verhältnis zu erwarten ist, weil der christlich-jüdische Dialog weitgehend ignoriert und zuweilen auch pauschal abgelehnt wird.“⁹¹⁷

Bei der Mehrheit der von Vasel untersuchten Theologien des 20. Jhds. sind antijudaistische Züge zu erkennen. Selbst bei Rudolf Bultmann, der früh Mitglied der Bekennenden Kirche war und sich gegen den Arierparagraphen einsetzte, finden sich antijudaistische Töne, desgleichen bei Karl Barth.⁹¹⁸

Auch der Theologe Winfried Härle vertrat antijudaistische Thesen. So wurde das Gesetz von ihm als "dämonische" und "widergöttliche" Macht angesehen.⁹¹⁹ A. v. Harnack hat ebenfalls einen Graben zwischen Judentum und Christentum gegraben, nämlich durch seine Vortragsreihe "Das Wesen des Christentums", in der er das Christentum so bestimmt, dass es sei-

⁹¹⁵ Mensing, Björn: Zwischen Kreuz und Hakenkreuz, Vortrag am 08.02.2006 im Evangelischen Gemeindehaus in Lichtenfels

⁹¹⁶ Vgl. Ebd.

⁹¹⁷ Vasel, Stephan: Philosophisch verantwortete Christologie und christlich-jüdischer Dialog, Schritte zu einer doppelt apologetischen Christologie in Auseinandersetzung mit den Entwürfen von H. J. Kraus, F. W. Marquardt, P. M. van Buren, P. Tillich, W. Pannenberg und W. Härle, Gütersloh 2001, S. 345

⁹¹⁸ Ebd., S. 602

⁹¹⁹ Ebd., S. 622

nem Wesen nach nicht Judentum ist.⁹²⁰ Im Gegensatz dazu ergriff der Theologe Peter von derOsten-Sacken für den Respekt vor dem Judentum Partei:

“Peter von der Osten-Sacken weist zurecht darauf hin, dass es nicht selbstverständlich ist, einer derart vernichtenden Kritik nicht mit einer Definition des Wesens des Judentums (...), an der gemessen christliche Religion nur als Deformation erscheinen kann (...) zu antworten.”⁹²¹

Peter von der Osten-Sacken war es auch, der Bultmanns Stellung zum Judentum als Folge der harnackschen Wesensbestimmung eingeordnet hat und damit eine Debatte um Antijudaismus in der Theologie Rudolf Bultmanns angeregt hat.⁹²² Im Jahr 2005 bekam er die vom Deutschen Koordinierungsrat der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit verliehene Buber-Rosenzweig-Medaille mit dem Kommentar:

“Als Exeget und Theologe hat er gegen vielerlei Widerstände und auch Anfeindungen die notwendige Revision christlicher Theologie vorangetrieben, ein Netz lebendiger Beziehungen zwischen Christen und Juden aufgebaut und so die christlich-jüdische Zusammenarbeit nachhaltig gefördert.”⁹²³

Nur langsam entdeckte die Evangelische Kirche ihre Gemeinsamkeiten mit dem Judentum, so zum Beispiel der Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland, der 1975 in einer Studie folgende Übereinstimmungen festhielt:

1. Der eine Gott
2. Die Heilige Schrift
3. Das Volk Gottes (beide sehen sich als Volk Gottes an)
4. Ähnliche Elemente im Gottesdienst
5. Gerechtigkeit und Liebe
6. Geschichte und Vollendung

Damals legte man allerdings noch fest, Mission und Dialog seien zwei Dimensionen des einen christlichen Zeugnisses.⁹²⁴

Bis heute ist die Haltung der Evangelischen Kirche (wenn man hier überhaupt von der Evangelischen Kirche als einer Einheit sprechen kann) gegenüber dem Judentum äußerst ambivalent. Dies zeigt unter anderem ein offizieller Internetauftritt der EKD, der von der jüdischen Internetzeitung HaGalil heftig kritisiert wurde und in dem Juden als die Mörder Jesu Christi dargestellt werden⁹²⁵, und der Auftritt von christen-und-juden.de, die auf ihrer “Martin Buber Homepage” folgendes Statement zu Paulus abgeben, das nur scheinbar für eine bessere Verständigung mit Juden plädiert, in erster Linie aber durch die Wiederaufnahme des Vorwurfes der “Verstockung” alte Ressentiments neu belebt:

“Die Israel-Kapitel des Paulus

Paulus bestätigt und bekräftigt alle Aussagen über Israels Sonderstellung. Er hält kompromisslos an der Erwählung Israels und dem ungekündigten Bund fest. *Das gegenwärtige Nein Israels erklärt er mit*

⁹²⁰ Vasel, Stephan: Philosophisch verantwortete Christologie und christlich-jüdischer Dialog, Schritte zu einer doppelt apologetischen Christologie in Auseinandersetzung mit den Entwürfen von H. J. Kraus, F. W. Marquardt, P. M. van Buren, P. Tillich, W. Pannenberg und W. Härle, Gütersloh 2001, S. 631

⁹²¹ Ebd., S. 634

⁹²² Ebd., S. 634

⁹²³ Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit, DKR e. V.: Woche der Brüderlichkeit 2005, Dokumentation, Bad Nauheim 2005, S. 19

⁹²⁴ “Christen und Juden”, eine Studie des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland, 1975, in: DKR; Evangelischer Arbeitskreis Kirche und Israel in Hessen und Nassau: Kirchliche Dokumente zum Verhältnis von Christen und Juden, Frankfurt 1981, S. 37

⁹²⁵ Eine anonym veröffentlichte Darstellung mit dem Titel „Keiner kann die Hände in Unschuld waschen“ auf der offiziellen Homepage der EKD vom 04.04.2007, Ursprüngliche Quelle <http://www.ekd.de/aktuell/53344.html>. Nach Kritik durch den DKR wurde der Text sehr schnell aus dem Netz genommen, ist aber im Besitz der Verfasserin.

einer allein gottgewirkten Verstockung, die keine Mission überwinden kann, [Hervorhebung von mir] welche aber zu keinem Zeitpunkt die endzeitliche Rettung Israels in Frage stellt. Im zeitgenössischen Judentum sieht er eine Fehlentwicklung am Werk, die alle (Buch-)Religionen von Zeit zu Zeit anführt: Die Enge, die nicht das Neue im Herankommen der Heidenwelt zu Israels Gott erkennen will, obwohl nach Paulus' Meinung die Christusbotschaft nur eine andere Ausdrucksweise für die Botschaft der (noch gültigen!) Thora darstellt. An die schon damals überheblich werdenden Heidenchristen richtet er die eindringliche Mahnung, sich gegenüber Israel nicht besser zu fühlen, da Israel Ursprung und Lebensquell der Christengemeinschaft ist. Statt Feindschaft gegenüber Israel sollen wir Gemeinschaft mit Israel pflegen.⁹²⁶

Auffällig ist auch, dass man von der Homepage der Evangelischen Landeskirche Baden-Württemberg nicht zu den Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit kommt, obwohl zahlreiche Veranstaltungen der GcJZ in evangelischen Tagungsstätten stattfinden.

Nach wie vor existieren die unterschiedlichsten Glaubens- und Handlungsweisen gegenüber Juden.

11.7 Auswirkungen des christlich-jüdischen Dialoges auf die katholische Kirche

11.7.1 Entwicklung nach dem Krieg

Nach Ende des Krieges nahm die katholische Kirche erstmals von der Judenmission Abstand.⁹²⁷ Ein Dialog Gleichgestellter entspann sich nach Meinung von Thomas Brechenmacher trotzdem nicht. Der Vatikan befürwortete das Bemühen um religiöse Toleranz zunächst nicht. Mitte November 1950 übermittelte der Nuntius Aloysius Muench ein Schreiben des vatikanischen Staatssekretariats zur Mitteilung an alle Bischöfe Deutschlands. Es enthielt ein Monitum des Heiligen Offiziums über die Teilnahme von Katholiken an Veranstaltungen des ICCJ (International Council of Christians and Jews):

„Die genannte Bewegung bezweckt zwar, den Antisemitismus zu bekämpfen und unter Beihilfe der Christen die Juden vor ungerechten Verfolgungen zu schützen. Aber sie beschäftigt sich in ihren Kongressen und Zusammenkünften auch mit erzieherischen Fragen und sucht die religiöse Toleranz, ja sogar die vollständige Gleichheit der verschiedenen religiösen Bekenntnisse zu fördern. Auf dem Kongress von Freiburg wurde von einem Redner der Standpunkt vertreten, die Jugend sei zu erziehen zu einer absolut *indifferenten Haltung* bezüglich Nationalität, Rasse und Religion. (...) Selbst wenn Katholiken von der zuständigen kirchlichen Obrigkeit ermächtigt sind, so können sie an solchen Veranstaltungen der genannten Bewegung *nur in der Eigenschaft als Beobachter teilnehmen*. (...) Es empfiehlt sich nicht, dass eine solche Erlaubnis zur Teilnahme an Personen erteilt wird, die im katholischen Leben an bedeutender Stelle stehen. (...) Es empfiehlt sich ferner nicht, dass die Zusammenkünfte in Räumen katholischer Anstalten stattfinden. Ew. Exzellenz wollen außerdem die hochwürdigsten Ordinarii darauf aufmerksam machen, dass die genannte Bewegung „International Council of Christians and Jews“, die wie gesagt das Ziel verfolgt eine interkulturelle Erziehung zu verbreiten, auch dort, wo es möglich ist, die Bildung der „Interkulturellen Allianz“ betreibt.“⁹²⁸

11.7.2 Eine Wende durch die Konzilserklärung „Nostra Aetate“, Kap. 4

Papst Johannes XXIII hatte ein reflektiertes und herzliches Verhältnis zum Judentum. Er schrieb kurz vor seinem Tod 1963 ein Bußgebet im Gedächtnis an die Verfolgung während der Nazizeit:

⁹²⁶ Schmidt, Andreas: Israel und wir – Eingeschlossene im Geheimnis Gottes, http://www.buber.de/cj/roemer9_11.html, Erscheinungsdatum: 1996, Abrufdatum: 13.04.2006

⁹²⁷ Vgl. Brechenmacher, Thomas: der Vatikan und die Juden, Geschichte einer unheiligen Beziehung vom 16. Jh. Bis zur Gegenwart, München 2005, S. 228

⁹²⁸ Brechenmacher, Thomas: der Vatikan und die Juden, Geschichte einer unheiligen Beziehung vom 16. Jh. Bis zur Gegenwart, München 2005, S. 229

„Wir erkennen heute, daß viele Jahrhunderte der Blindheit unsere Augen verhüllt haben, so daß wir die Schönheit Deines auserwählten Volkes nicht mehr sehen und in seinem Gesicht nicht mehr die Züge unseres erstgeborenen Bruders wiedererkennen. Wir erkennen, daß ein Kainsmal auf unserer Stirn steht. Im Laufe der Jahrhunderte hat unser Bruder Abel in dem Blute gelegen, das wir vergossen, und er hat Tränen geweint, die wir verursacht haben, weil wir Deine Liebe vergaßen. Vergib uns den Fluch, den wir zu unrecht an den Namen der Juden hefteten. Vergib uns, daß wir Dich in ihrem Fleische zum zweitenmal ans Kreuz schlugen. Denn wir wußten nicht, was wir taten.“⁹²⁹

Er berief auch das 2. Vatikanische Konzil ein, das die Bemühungen um ein besseres Verhältnis zwischen Christen und Juden unterstützte.⁹³⁰ Als er 1963 starb, übernahm Papst Paul VI die Leitung des Konzils.

Im Rahmen des II. Vatikanischen Konzils und der Konzilserklärung „Nosta Aetate“ kam 1965 eine Erklärung zum Verhältnis der katholischen Kirche zum Judentum zustande. Diese bedeutete eine bahnbrechende Neuerung für den christlich-jüdischen Dialog. Das „Alte“ Testament und der „Bund Gottes mit dem Volk Israel“ werden darin positiv anerkannt und als Grundlage und Wurzel für das Christentum beschrieben. Vor allem aber wurde dazu aufgerufen, trotz der Nicht-Anerkennung Jesu als Messias durch Juden sich diesen gegenüber respektvoll und brüderlich zu verhalten. Wörtlich heißt es:

“IV. (...) Wie die Schrift bezeugt, hat Jerusalem die Zeit seiner Heimsuchung nicht erkannt, und ein großer Teil der Juden hat das Evangelium nicht angenommen, ja nicht wenige haben sich seiner Ausbreitung widersetzt. Nichtsdestoweniger sind die Juden nach dem Zeugnis der Apostel immer noch von Gott geliebt um der Väter Willen; sind doch seine Gnadengaben und seine Berufung unwiderruflich. (...) Obgleich die jüdischen Obrigkeiten mit ihren Anhängern auf den Tod Christi gedrungen haben, kann man dennoch die Ereignisse seines Leidens weder allen damals lebenden Juden ohne Unterschied noch den heutigen Juden zur Last legen. (...) Auch hat ja Christus, wie die Kirche immer gelehrt hat und lehrt, in Freiheit, um der Sünde aller Menschen willen, sein Leiden und seinen Tod aus unendlicher Liebe auf sich genommen, damit alle das Heil erlangen. So ist es Aufgabe der Predigt der Kirche, das Kreuz Christi als Zeichen der universalen Liebe Gottes und als Quelle aller Gnaden zu verkünden. V. Wir können aber Gott, den Vater aller, nicht anrufen, wenn wir irgendwelchen Menschen, die ja nach dem Ebenbild Gottes geschaffen sind, die brüderliche Haltung verweigern. (...)“⁹³¹

Das Zustandekommen der Konzilserklärung „Nostra Aetate“ wurde von den italienischen GcJZ unterstützt. Auch der deutsche DKR fieberte sozusagen für die Entstehung mit:

“Die Vorsitzenden Willehad P. Eckert (katholisch), Nathan Peter Levinson (jüdisch) und Martin Stöhr (evangelisch) beschworen den deutschen Episkopat geradezu, die im Sommer 1965 ausgebrochene Krise um die sogenannte Judenerklärung des Konzils zu überwinden und dieses Dokument zu retten.“⁹³²

Diese Erklärung, Nostra Aetate, änderte wiederum die Haltung der katholischen Kirche gegenüber christlich-jüdischer Zusammenarbeit ganz wesentlich. Juden wurden nicht mehr, wie von Pius XII, als „etwas Unausprechliches“ behandelt, sondern als „unsere älteren Brüder“. Die Entwicklung, die mit dem II. Vatikanischen Konzil in Hinblick auf das Judentum einsetzte, wurde vor allem von Johannes Paul II. fortgeführt. Dass es nötig war, die Juden von dem

⁹²⁹ Papst Johannes Paul XXIII, Rom 1963, http://www.johannesxxiii.net/pda/john_pda_008.htm

⁹³⁰ Brockhaus (Hrsg.): Kompakt Wissen von A-Z, Bd. 3, S. 47

⁹³¹ II. Vatikanisches Konzil: Judenerklärung aus „Nostra Aetate“, Artikel 4, in: DKR, Evangelischer Arbeitskreis Kirche und Israel (Hrsg.): Kirchliche Dokumente zum Verhältnis von Christen und Juden, Frankfurt 1981, S.3f

⁹³² Henrix, Hans Hermann: Eine „unterirdische Arbeitsgemeinschaft“: DKR und Deutsche Katholikentage, in: Münz, Christoph; Sirsch, Rudolph W.: Wenn nicht ich, wer? Wenn nicht jetzt, wann? Zur gesellschaftlichen Bedeutung des deutschen Koordinierungsrates der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit (DKR), Münster 2004, S. 175

Vorwurf des Gottesmordes zu befreien, zeigt, dass auch in der Moderne in der katholischen Kirche noch mythologische Vorstellungen eine Rolle spielten, in denen Gott ein ganzes Volk und dessen Nachkommen verfluchen kann, weil einige aus diesem Volk möglicherweise Jesu Kreuzigung unterstützten.

Für die GcJZ war entscheidend, dass nun ihre Bemühungen um Versöhnung zwischen Juden und Christen respektiert wurden und die Angst von Seiten des Vatikans, die noch 1950 geherrscht hatte, es könnte sich um "Religionsvermischung" handeln, abnahm.

11.7.3 Entwicklung unter dem Pontifikat Papst Johannes Paul II

Hubert Frankemölle (Biographie S. Anhang) hat die Haltung Papst Johannes Pauls II gegenüber dem Judentum als geradezu revolutionär für die katholische Kirche beschrieben.

Die Biographie Johannes Pauls II. zeigt, dass die Einstellung gegenüber Juden durch direkte, eigene Begegnungen positiv beeinflusst werden kann. So ist dieser beispielsweise durch seine Schulzeit geprägt worden, als in der Grundschule ein Viertel der Klasse Juden waren. Er sagt auch, dass die geplante Vernichtung der Juden durch die Nationalsozialisten den Polen nicht unbekannt war und bezeichnet diese Vorgänge als "seine persönliche Erfahrung", anders als viele Deutsche, die jedes Wissen abstreiten. Seine Konsequenz war es, Juden demonstrativ anzuerkennen und persönliche Kontakte aufrecht zu erhalten. Er schrieb:

"Ich erinnere mich vor allem an die Grundschule in Wadowice, wo mindestens ein Viertel meiner Klasse Juden waren. Und zu erwähnen wäre da auch meine damalige Freundschaft mit Jerzy Kluger, einem dieser Jungen, die bis heute anhält. Ich habe immer noch das Bild vor Augen, wie sich die Juden jeden Samstag in die hinter unserem Gymnasium gelegene Synagoge begaben. Beide Religionsgruppen, Katholiken und Juden, bildeten eine Einheit, und dies, so vermute ich, deswegen, weil sie sich bewusst waren, denselben Gott anzubeten [Hervorhebung von mir]."⁹³³

Frankemölle zeigte auf, welche Schwierigkeiten vor dem heutigen Verständnis des Judentums in der katholischen Kirche lagen. Als besondere Hindernisse nannte er:

- 1.) Den Anspruch der katholischen Kirche auf Heilsexklusivität und
- 2.) die Verquickung von theologischer Überzeugung und Indoktrination.

Er stellt fest, dass Letzteres heute jüdische Gesprächspartner wachsam bleiben lässt gegenüber großen christlichen Worten, wenn ihnen keine Taten folgen. Die Christen stünden erst am Anfang im Prozess einer Neubestimmung des Verhältnisses von Judentum und Christentum. Papst Johannes Paul II. habe die Rückbesinnung auf die jüdischen Wurzeln des Christentums in unzähligen Predigten, Ansprachen und Erklärungen eingefordert. Frankemölle wies darauf hin, dass keineswegs alles christlich sei, was Christen dafür halten: Es hat vorher schon im Judentum existiert und wird auch heute im Judentum gelebt, beispielsweise die Nächstenliebe. Frankemölle schreibt auch von der "christozentrischen Verengung unseres Glaubens" und zitiert dazu die evangelische Bischöfin Maria Jepsen (Mitglied des DKR-Kuratoriums):

"In seltsamer Verkennung der Tatsachen gehen wir - astronomisch gesagt - weiterhin davon aus: Dass die Bibel ein System ist, bei dem das Alte Testament um das Neue Testament kreist, und weigern uns, anzuerkennen, dass das Neue Testament ein Trabant des Alten ist. Nicht nur historisch, das ist unbestritten, sondern auch inhaltlich. Für uns ist Jesus Christus die Mitte der Schrift. Dieser

⁹³³ Papst Johannes Paul II: Die Schwelle der Hoffnung überschreiten, Hamburg 1994, S. 124

Satz ist uns so eingefleischt, dass jeder einen Sturm der Entrüstung auslösen würde - innerkirchlich - wenn er dagegenhielte: Gott ist die Mitte der Schrift.“⁹³⁴

Als weiteres Problem griff Frankemölle die Trinitätslehre auf. Für ihn ist die Voraussetzung für eine Vermeidung des Antijudaismus die Anerkennung der Einzigkeit Gottes.

Dies zeigt, dass der christlich-jüdische Dialog eine Herausforderung an die Dogmatik ist, wie ich an anderer Stelle noch genauer darlegen werde. Um zu zeigen, wie neu das zweite Vatikanische Konzil und die Ansichten Johannes Pauls II. in Bezug auf das Judentum waren, zitierte Frankemölle den antisemitischen Papst Pius IX, der Juden als Hunde bezeichnete und nach der Befreiung der Juden aus dem römischen Ghetto 1871 bedauerte:

„Leider haben wir heute in Rom zu viele dieser Hunde, und wir hören sie in allen Strassen bellen und sehen sie überall die Menschen belästigen.“⁹³⁵

Mit diesen Aussagen unterschied sich der Papst in keiner Weise vom Nazi-Jargon.

11.7.4 Papst Benedikt XVI und die Folgen

In der katholischen Kirche bestimmt der Papst weitgehend die Entwicklung des katholisch-jüdischen Verhältnisses. Deshalb erregte es Aufsehen, als Benedikt XVI eine alte Karfreitagsfürbitte wieder einführen wollte, die im Zuge der Annäherung zwischen Christen und Juden ad acta gelegt worden war. Darin heißt es:

„Lasst uns beten auch für die Juden, dass Gott, unser Herr, ihre Herzen erleuchte, damit sie Jesus Christus als den Heiland aller Menschen erkennen.“⁹³⁶

Wenn jemand darum bittet, dass Herzen erleuchtet werden, dann muss davon ausgegangen werden, dass dieser Mensch glaubt, die Herzen seien in Finsternis getaucht. Dies wiederum nehmen viele Juden als Beleidigung auf.

In vier Briefen seit 08.05.2007 hat sich der Deutsche Koordinierungsrat an Papst Benedikt gewandt, die Probleme erläutert, die durch eine solche Fürbitte für die Zusammenarbeit mit Juden entstehen und um eine andere Lösung gebeten. Außer, dass ursprünglich von einem Schleier die Rede war, den Gott von den Herzen der Juden nehmen soll und jetzt von der Erleuchtung gesprochen wird (was sogar noch eine Verschärfung darstellt) ist bisher kein Übereinkommen in Sicht.

Um die Diskussion um die Karfreitagsfürbitte zu verstehen, muss man die Vorgeschichte kennen. Bereits 1570 gab es eine Karfreitagsfürbitte „für die Bekehrung der Juden“, die extrem judenfeindlich und arrogant formuliert war und nach Ansicht des Theologen Erich Zenger dazu beigetragen hat, dass es besonders am Karfreitag zu Pogromen gegen Juden kam.⁹³⁷ Sie lautete:

„Lasset und auch beten für die treulosen Juden, dass Gott, unser Herr, wegnehme den Schleier von ihren Herzen, auf dass sie erkennen unseren Herrn Jesus Christus. Hier unterlässt der Diakon die Aufforderung zur Kniebeuge, um nicht das Andenken an die Schmach zu erneuern, mit welcher die Juden durch Kniebeugungen um diese Stunde den Heiland verhöhnten. Allmächtiger, ewiger Gott, der du sogar die treulosen Juden von deiner Erbarmung nicht ausschließest, erhöhe

⁹³⁴ Frankemölle, Hubert, Juden und Christen nach Johannes Paul II, in: Münz, Christoph, Compass-Infodienst, http://www.compass-infodienst.de/Hubert_Frankemoelle__Juden_und_Christen_nach_Johannes_Paul_II.227.0.html, S. 6

⁹³⁵ Ebd., S. 8

⁹³⁶ Von Gemmingen, Eberhardt (Hrsg.): Radio Vatican Newsletter, 05. 02. 2008; Übersetzung: Josef Wohlmuth

⁹³⁷ Vgl. Zenger, Erich: Das Nein heutiger Juden zu Jesus als ihrem Retter ernst nehmen, in: Homolka, Walter; Zenger, Erich: „...damit sie Jesus Christus erkennen“, Die neue Karfreitagsfürbitte für die Juden, Freiburg 2008, S. 208

unser Flehen, das wir ob jenes Volkes Verblendung dir darbringen: auf das es das Licht deiner Wahrheit, welche Christus ist, erkenne und seinen Finsternissen entrissen werde. Durch denselben.“⁹³⁸

Bis 1970 feilten Päpste an diesem Text und brachten ihn zu einer schrittweisen Entschärfung, doch erst 1970 wagte Papst Paul VI einen völlig neuen Ansatz: Auf der Grundlage der Judenerklärung des II. Vatikanums wurde eine Fürbitte formuliert, die den Druck, Christen werden zu müssen, von Juden wegnahm und die zeigte, dass der Papst sie als Juden wertschätzte und akzeptierte.

„Lasst uns auch beten für die Juden, zu denen Gott, unser Herr, zuerst gesprochen hat: Er bewahre sie in der Treue zu seinem Bund und in der Liebe zu seinem Namen, damit sie das Ziel erreichen, zu dem sein Ratschluss sie führen will. (Beuget die Knie. – Stille – Erhebet euch.) Allmächtiger, ewiger Gott, du hast Abraham und seinen Kindern deine Verheißung gegeben. Erhöre das Gebet deiner Kirche für das Volk, das du als erstes zu deinem Eigentum gewählt hast: Gib, dass es zur Fülle der Erlösung gelangt. Darum bitten wir durch Christus, unsern Herrn.“⁹³⁹

Im Februar 2008 führte Papst Benedikt XVI die lateinische Messe für Karfreitag und Ostern (Tridentinum) als Alternative zur deutschsprachigen Messe wieder ein und griff dabei auf ein altes Fürbittgebet für die Bekehrung der Juden zurück, anstatt die bereits allgemein anerkannte Fassung von 1970 zu verwenden. Dies stellte den Fortschritt im christlich-jüdischen Dialog durch das II. Vatikanum in Frage. Die Folge war – neben den genannten Protestbriefen des DKR - dass zahlreiche Priester und Rabbiner, unter ihnen auch Kardinal Lehmann, sich beim Papst beschwerten und forderten, auch in der „Tridentinischen Messe“ sollte die tolerante Formulierung von 1970 gebraucht werden. Daraufhin verfasste der Papst, ohne irgendeinen Rat einzuholen oder merklich zu beachten, eine Fürbitte, die immer noch von vielen Christen und Juden abgelehnt wird, weil der Tenor genau der gleiche geblieben ist. Sie lautet:

„Lasst uns beten auch für die Juden, dass Gott, unser Herr, ihre Herzen erleuchte, damit sie Jesus Christus als Heiland aller Menschen erkennen. Lasset uns beten. Beuget die Knie. Erhebet euch. Allmächtiger, ewiger Gott, der du willst, dass alle Menschen gerettet werden und zur Erkenntnis der Wahrheit gelangen. Gewähre gnädig, dass, indem die Heidenvölker in deine Kirche eintreten, ganz Israel gerettet werde. Durch Christus, unseren Herrn. Amen.“⁹⁴⁰

17 Theologen und Rabbiner erhoben gemeinsam in einem Sammelband Einspruch gegen diese Art der Fürbitte⁹⁴¹, darunter:

Henry G. Brandt, Rabbiner, Präsidiumsmitglied des DKR

Günter B. Ginzel, Publizist, DKR-Vorstand 1974-1998

Hans Hermann Henrix, katholischer Theologe, DKR-Vorstand 1980-86 (1985-86 Präsidiumsmitglied)

Erich Zenger, katholischer Theologe, Träger der Buber-Rosenzweig-Medaille 2009

Henry G. Brandt kritisierte die Geringschätzung des Judentums, die aus dem Text hervorgehe, wegen der Bitte um eine besondere Erleuchtung der Juden. Besser wäre seiner Ansicht nach eine Bitte auch um die Erleuchtung der Christen.

Günter B. Ginzel fühlte sich an seine Kindheit als Jude in Innsbruck erinnert. Dort steht der „Judenstein“, von dem erzählt wurde, Juden hätten dort „das Anderl von Rinn“ geschlachtet. Als Kind litt Ginzel sehr unter diesen Unterstellungen. Heute ist dieser Judenstein ein Symbol für katholische Traditionalisten, die von ihrem phantastischen und mittelalterlichen Judenbild

⁹³⁸ „Messbuch der hl. Kirche“ lateinisch und deutsch mit liturgischen Erklärungen für die Laien bearbeitet von Anselm Schott, Freiburg 1913, S. 28ff

⁹³⁹ Homolka, Walter; Zenger, Erich: „...damit sie Jesus Christus erkennen“, Die neue Karfreitagsfürbitte für die Juden, Freiburg 2008, S. 19

⁹⁴⁰ ders. S. 20

⁹⁴¹ Homolka, Walter; Zenger, Erich: „...damit sie Jesus Christus erkennen“, Die neue Karfreitagsfürbitte für die Juden, Freiburg 2008

nicht abrücken wollen. Ginzel kritisierte, dass der Papst Traditionalisten, und auch *diesen* Traditionalisten, zu sehr entgegenkomme. Ginzel machte deutlich, dass er nicht mehr bereit sei, den äußeren Schein der Harmonie zwischen Katholiken und Juden aufrechtzuerhalten.

Hans Hermann Henrix drückte ebenfalls seine Bedenken gegen die „neue“ Karfreitagsfürbitte aus, versuchte gleichzeitig aber auch, zu vermitteln. Er hoffte auf das Treffen der Vatikanischen Kommission mit dem internationalen Jüdischen Komitee für interreligiöse Konsultation (IJCIC) und das Treffen des Internationalen katholisch-jüdischen Verbindungskomitees im November 2008, um dort an einer Lösung zu arbeiten.

Erich Zenger zeigte Verständnis dafür, dass Juden die Erlösung der Welt bzw. das messianische Zeitalter noch nicht gekommen sehen und somit Jesus nicht für ihren Erlöser halten.

„Juden lesen und verstehen die sogenannten messianischen Texte ihrer Bibel anders als die Christen. Sie nehmen den Wortlaut der Texte ernster – und sie nehmen vor allem die Welt so wahr, wie sie ist.“⁹⁴²

Er kritisierte scharf das Übergehen des II. Vatikanums und die mangelnde historische Sensibilität bei Papst Benedikt, die er gerade bei einem deutschen Papst erwartet hätte.

Indes hat sich bis dato (20.10.2008) im Vatikan keine Veränderung gezeigt. Ein Grundproblem für den katholisch-jüdischen Dialog ist die hierarchische Struktur der katholischen Kirche. Ein weiteres Problem ist, dass der jetzige Papst kein modernes, sondern ein voraufklärerisches Menschenbild vertritt. Ich möchte dies näher erläutern, obwohl sich Papst Benedikt bereits offen gegen die Erscheinungen der Moderne gewandt hat und damit seine Skepsis deutlich zum Ausdruck brachte.

Die Aufklärung ermöglichte die Entdeckung des Individuums. Wissenschaftler und Dichter gewannen in dieser Zeit ein eigenes Selbstbewusstsein, sie vertraten eine eigene Meinung auch gegen die Meinung der Regierenden und der Kirche. Juden begrüßten und unterstützten diese Entwicklung, weil sie darin eine Chance sahen, dass auch sie ihr Weltbild offen und ohne Schuldgefühle vertreten könnten und Gleichberechtigung in der deutschen Gesellschaft erlangen könnten.⁹⁴³ Die Aufklärung brachte auch der Idee der Demokratie Aufwind, der Möglichkeit, dass nicht mehr gelten sollte: „Wes Brot ich ess´ des Lied ich sing´“, sondern dass sich jeder für sich für eine Richtung entscheiden könnte. Folgerichtig entwickelte sich in der deutschen Gesellschaft bei einem fortschrittlichen Teil der Bevölkerung Sensibilität dafür, dass es des Menschen unwürdig ist, von der Kirche „zu seinem Glück gezwungen“ zu werden. Ein gewisser Stolz auf die eigene Persönlichkeit kam auf, der es gebot, eigene Überzeugungen zu vertreten, und eine Einsicht, dass auch andere Menschen in diesem Stolz nicht verletzt werden sollten. Seit der Zeit der Aufklärung gab es aber auch immer wieder heftige Gegenströmungen zur Emanzipation der Menschen, die von der katholischen Kirche gestärkt wurden, denn die Kirche sah in Aufklärung und Demokratie eine Gefahr für ihre Lehre. Wenn jeder glaubte, was er wollte, fiel ja die Kirche auseinander, so die Befürchtungen. Erst in den sechziger Jahren mit dem II. Vatikanum hielten Elemente der Aufklärung Einzug in die katholische Kirche: Der Gedanke an die Gleichwertigkeit aller Menschen förderte zunehmende Toleranz Andersdenkenden gegenüber. Nach jahrelangen Arbeiten an diesem Konzil und mühsam errungenen Formulierungen folgte jedoch nur vereinzelt eine Umsetzung im täglichen Kirchenleben. Der jetzige Papst schließlich zeigte ganz offen, dass er die katholische Kirche als höherwertig und besser allen anderen Religionen und Glaubensrichtungen ansieht. Er nimmt keine Rücksicht auf die Gefühle Andersdenkender, bezeichnet sie als

⁹⁴² Zenger, Erich: Das Nein heutiger Juden zu Jesus als ihrem Retter ernst nehmen, in: 'Homolka, Walter; Zenger, Erich: „...damit sie Jesus Christus erkennen“, Die neue Karfreitagsfürbitte für die Juden, Freiburg 2008, S. 210

⁹⁴³ Vgl. Gidal, Nachum T.: Die Juden in Deutschland von der Römerzeit bis zur Weimarer Republik, Gütersloh 1988, S. 122ff

„defizitär“.⁹⁴⁴ Damit stellt er die am christlich-jüdischen Dialog beteiligten Christen vor die Wahl: Entweder Papsttreue oder Treue zu ihrem Toleranzideal. Dies wiederum kann auch die Chance zu einem Aufbruch sein: Die Chance, ein klares Signal für ein neues, modernes Menschenbild in der katholischen Kirche zu setzen.

Es gibt eine Richtung innerhalb des Christentums, die versucht, Eigeninitiative und Glauben zu verbinden. Diese wurde zum Beispiel von Dorothee Sölle vertreten. Ihre Ideen könnten eine Lösungsmöglichkeit sowohl für die Frage, ob der Messias schon da war, als auch auf die Frage, wie man als Christ modern handeln kann, bieten. Sie formulierte z.B.:

„Gott hat keine Hände, um zu wirken als unsere. Er hat keinen Mund um zu reden als unsere. Er hat keine Füße um auf jemanden zuzugehen als unsere!“

Gegen Überzeugungsarbeit durch Handeln haben Juden in der Regel auch nichts einzuwenden. Doch wie sieht es in der Realität aus?

Die heutige Welt ist immer noch stark christlich geprägt (auch wenn es mittlerweile mehr Muslime als Christen gibt). Solange diese christliche Prägung Juden nicht den Eindruck vermittelt, wesentliche Anzeichen des „messianischen Zeitalters“ zu verwirklichen, stößt jeder Missionierungsversuch auf Verärgerung. Entscheidend für die Vorstellungen vom Reich Gottes sind die Ankündigungen in Psalm 72 und Jesaja 11:

Psalm 72:

„(...) denn er [der Friedenskönig] rettet den Gebeugten, der um Hilfe schreit, den Armen und den, der keinen Helfer hat. Er erbarmt sich der Gebeugten und Schwachen, er rettet das Leben der Armen. Von Unterdrückung und Gewalttat befreit er sie, ihr Blut ist in seinen Augen kostbar. – (...) Im Land gebe es Korn in Fülle, es rausche auf dem Gipfel der Berge. Seine Frucht wird sein wie die Bäume des Libanon. Menschen blühen in der Stadt wie das Gras der Erde.“

Jesaja 11:

„(...) Dann wohnt der Wolf beim Lamm, der Panther liegt beim Böcklein. Kalb und Löwe weiden zusammen, ein kleiner Knabe kann sie hüten. Kuh und Bärin freunden sich an, ihre Jungen liegen beieinander. Der Löwe frisst Stroh wie das Rind. Der Säugling spielt vor dem Schlupfloch der Natter, das Kind streckt seine Hand in die Höhle der Schlange. Man tut nichts Böses mehr und begeht kein Verbrechen auf meinem ganzen heiligen Berg, denn das Land ist erfüllt von der Erkenntnis des Herrn (...)“⁹⁴⁵

Die christlich-jüdische Zusammenarbeit akzeptieren die beteiligten Juden nicht zuletzt deswegen, weil man gemeinsam an einem Friedensideal arbeitet, das ihrer Vorstellung vom „Reich Gottes“ einen Schritt näher kommen soll. Papst Benedikt hingegen, so meinte Erich Zenger in seinem Beitrag, verwendete ungerechtfertigter Weise die katholische Kirche als Synonym für das Reich Gottes. Er lasse außer acht, dass es im Vaterunser heiße: „Dein Reich *komme*“. Niemand kann also bereits im Besitz dieses Reiches sein, auch nicht die *mater ecclesia*. Auch die Kirche sei etwas vergängliches, konstatierte Zenger. Eine Einigung zwischen den am christlich-jüdischen Dialog Beteiligten und dem Papst ist aber nicht in Sicht.

Aufgrund der Auseinandersetzung um die Karfreitagsfürbitte zeichnet sich deutlich ab, welche Bischöfe bereit sind, trotz der Kursänderung durch den Papst auf dem Weg der christlich-jüdischen Verständigung weiterzugehen und welche auf Distanz zur jüdischen Kritik gehen. So hat bereits Kardinal Kasper die Haltung des Papstes verteidigt, und auch Kardinal Meisner (Köln) vertritt die Einstellung Benedikts XVI:

„Der Kölner Kardinal Joachim Meisner sieht keinen innerkirchlichen Klärungsbedarf, was die so genannte Judenmission betrifft. Das sagte er jetzt in einem Gespräch mit der „Tagespost“. Wörtlich meinte der Erzbischof: „Christus ist für alle Menschen gestorben. Das verkünden wir auch.“ Auf der römischen Bischofssynode war der Vorschlag lautgeworden, das kirchliche Verhältnis zur Judenmission zu überdenken. Meisner gehört zu den Teilnehmern des Bischofstreffens im Vatikan. Die Neu-

⁹⁴⁴ Vgl. Ratzinger, Josef: Dominus Iesus, Rom 2000, §17

⁹⁴⁵ Bischöfe Deutschlands, Österreichs und der Schweiz (Hrsg.): Die Bibel, Altes und Neues Testament, Einheitsübersetzung, Stuttgart 1980

Formulierung einer Karfreitagsfürbitte für die Juden durch den Papst hatte im Frühjahr eine heftige Debatte über das katholische Verhältnis zum Judentum ausgelöst.⁹⁴⁶

12. Zusammenfassung, Ergebnis

Im interreligiösen Dialog gilt es, Diskrepanzen zuzulassen. Erst dann lassen sich folgende Punkte umsetzen:

1. Diskussionen in Zeiten von Krisen (z.B. im Fall des christlich-jüdischen Dialoges während des Golfkriegs und nach Entgleisungen der Bischöfe in Israel)
2. Diskussionen über abweichende religiöse Vorstellungen
3. Dialoge unter den konservativen Mitgliedern beider Religionen
4. „Dumme Fragen“, die Vorurteile zutage befördern könnten
5. Wahrnehmung der Vorurteile auf der anderen Seite (nicht nur der eigenen Vorurteile) ohne Bitterkeit
6. Neue Erkenntnisse, die die gewohnte religiöse Praxis in Frage stellen könnten

Eine Zusammenarbeit ist im Grunde erst möglich, wenn man jederzeit offen miteinander spricht.

Die Beziehungen zwischen Katholiken und Protestanten stellen in den Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit (noch) kein signifikantes Problem dar. Im Verhältnis zwischen Christen und Juden gibt es noch eine Reihe von Problemen. Das Bedeutsamste ist jedoch:

Christen und Juden bringen heute eindeutigen Antisemitismus offen zur Sprache und setzen sich damit auseinander. Doch ambivalente Verhaltensweisen kommen nur in Einzelfällen zur Diskussion, obwohl sie gar nicht so selten sind. Gerade in kirchlichen Verlautbarungen gibt es bis heute Texte, in denen im gleichen Satz eine Aussage gemacht wird, die Juden schmeicheln muss (auserwähltes Volk, Augapfel Gottes etc.) und eine, die Juden diskriminiert und beleidigt (Verstockung, Nicht-Erkennen Jesu Christi...). Diese Janusköpfigkeit ist das komplizierteste von allen Hindernissen der Zusammenarbeit. Es ist noch nicht eingehend besprochen worden.

Ja, man hat sich in der Vergangenheit sogar damit arrangiert, dass Juden wie Ernst Ludwig Ehrlich und Hans Joachim Schoeps die Rolle derjenigen, die Jesus Christus nicht erkennen *können*, (statt: wollen) akzeptiert haben. Dadurch wehrten sie Missionierungsversuche ab, begaben sich aber immer tiefer in die Rolle des „Defizitären“.

Mitglieder, die gleichzeitig in den Kirchen und Synagogen und bei den GcJZ tätig sind, stecken nicht selten in einem Interrollenkonflikt, wenn es um die Bekämpfung antijüdischer Denkmuster innerhalb kirchlicher Gemeinden geht. Auch Rabbiner müssen sich rechtfertigen, überhaupt am christlich-jüdischen Dialog teilzunehmen. Diesen Interrollenkonflikten wird durch Kompromisse und durch vorsichtiges Vorgehen begegnet, was Entscheidungen unter Umständen Jahre, ja Jahrzehnte hinauszögern kann. Eine eindeutige Abgrenzung, nicht nur gegenüber Antijudaismen, sondern auch gegenüber Ambivalenzen, wäre auch hier eine Möglichkeit, Prozesse zu beschleunigen.

Die Geschichte der Gesellschaften zeigt, dass es, entgegen soziologischer Theorien, möglich ist, jahrzehntelang als Gruppe zusammenzuarbeiten und dennoch die kulturelle Eigenständigkeit verschiedener Beteiligter zu bewahren und zu respektieren. George Caspar Homans schrieb 1950:

„Je häufiger Personen miteinander in Interaktion stehen, desto mehr tendieren ihre Aktivitäten und Gefühle dazu, sich in mancher Hinsicht einander anzugleichen.“⁹⁴⁷

⁹⁴⁶ Radio Vatikan, Meldung vom 22.10.2008

Man kann aber auch Zusammenarbeiten, ohne dass man sich aneinander angleicht. Voraussetzung ist jedoch ein Wahrheitsverständnis, das „dialogisches Wahrheitsverständnis“ genannt werden soll. Die Partner verzichten darauf, ihre Wahrheit als einzige anzusehen. Sie sind sich stets bewusst, dass ihre Wahrheit subjektiv ist und dass sie sich durch einen Willensakt entschieden haben, diese zu glauben, ebenso wie sich die anderen für eine andere Wahrheit entschieden haben. Dieses Wahrheitsverständnis ist eine Besonderheit der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit, die es erlaubt, den kulturell Verschiedenen so zu akzeptieren, wie er ist, ohne ihn in ein homogenes Weltbild eingliedern zu müssen. Juden müssen somit nicht mehr eine bestimmte Rolle im christlichen Denksystem spielen, etwa als zu Bekehrende, als mahnendes Exempel oder als Verkörperung eines Anachronismus, sondern es wird beachtet, wie sie sich selbst wahrnehmen und wie sie heute auftreten.

Durch Kommunikation verändern sich die jeweiligen religiösen Weltbilder, jedes auf seine Art. Juden bleiben Juden und Christen Christen, aber sie haben einen neuen Blick auf ihre Religion, weil sie ihren Horizont erweitert haben. Die Mitglieder der Gesellschaften sind schon qua Teilnahme an der christlich-jüdischen Zusammenarbeit bereit, sich darauf einzulassen. Was jedoch der Mehrheit der Älteren Schwierigkeiten bereitet, ist, ihre eigene Meinung auch gegenüber Autoritätspersonen, Politikern, Bischöfen, Kardinälen, direkt und deutlich zur Sprache zu bringen. Deutliche Worte kommen in vielen Veröffentlichungen, besonders von Hubert Frankemölle und Hans Maaß vor, sie fallen aber selten auf Festlichkeiten, Geburtstagsessen oder Empfängen, schon allein, weil der Kontext ungünstig ist. Jüngere, die zum Individualismus erzogen worden sind, haben mit der Äußerung von Mißbilligung keine Schwierigkeiten, sie lehnen verklausulierte Reden und Andeutungen ab und sagen am liebsten ihrem Gegenüber schnörkellos ins Gesicht, was sie denken.

Durch die Begegnung mit Personen anderer religiöser Richtungen werden diese zum internalisierten Anderen. Christen lernen, über Juden so zu sprechen, als seien sie immer anwesend, und Juden berücksichtigen die christliche Denkweise, auch wenn gerade kein Christ dabeisitzt. Dieser Lerneffekt ist aber nicht übertragbar. Wer nie eine wirkliche Begegnung mit Angehörigen der anderen Gruppen hatte, kann nicht durch Reden oder Predigten zur Toleranz bewegt werden. Deshalb sind die zahlreichen Vorträge des DKR und der Gesellschaften zwar informativ, tragen aber weniger zur Bekämpfung des Antisemitismus bei als Begegnungen und Diskussionen.

Die Gesellschaften hatten immer dann am meisten Erfolg, wenn sie ihr gesellschaftskritisches Potential voll ausspielten. Demonstrationen, Protestkundgebungen und kreative öffentlichkeitswirksame Veranstaltungen, die nicht nur an das gehobene Bildungsbürgertum gerichtet sind, könnten die Kreise erweitern, in denen etwas gegen Antisemitismus unternommen wird.

Ein Manko ist die mangelnde Beteiligung der Jugend und der „einfachen“, weniger gebildeten Leute, Arbeiter, Bauern, Volksschulkinder, Migranten mit wenig Bildung. Um diese zu erreichen, muss man sich dem Problem stellen, dass ihnen über lange Zeit hinweg viele Lehrer, Pfarrer und Politiker verwirrende und gegensätzliche Informationen über das Judentum vermittelt haben und dass die weniger gebildeten und erfahrenen Leute aufgrund der uneindeutigen Informationen Vorurteile und Misstrauen entwickelt haben. Statt sie deshalb als inkompetent von den Religionsgesprächen auszuschließen, wäre es konstruktiver, sie die Vorurteile aussprechen zu lassen und ihnen zu begegnen. Die Veranstaltungen der Gesellschaften und des DKR sind überwiegend bewusst so gestaltet, dass sie nur eine Bevölkerungsgruppe mit Vorkenntnissen und aus einem Milieu anspricht, in dem die meisten Menschen „betucht“ sind. Die Mitgliedsbeiträge, ebenso wie die Eintrittskarten zu Veranstaltungen und Übernachtungen, die noch zusätzlich bezahlt werden müssen, sind relativ teuer für Menschen, die von ihrem Geld gerade das Nötigste zum Überleben kaufen können: Nah-

⁹⁴⁷ Homans, George Caspar: Theorie der sozialen Gruppe, Köln/Opladen 1960 (Originaltitel: The human group, 1950), S. 133

nung, Heizung, Verkehrsmittel, aber kaum Geld für Kultur haben. Gerade diese Menschen drohen jedoch der Isolation zu verfallen, da sie z.B. kein Geld haben, um auf einer Einladung ein Geschenk mitzubringen und sich deshalb zurückziehen; da sie kein Geld haben, um schnell mal einen Kaffee trinken zu gehen oder Freunde zu besuchen, die weiter entfernt wohnen. Die Isolation erzeugt wiederum Unzufriedenheit und erhöht die Gefahr, dass die Geduld und die Toleranzschwelle gegenüber anderen Menschen sinkt. Gerade diese Menschen bräuchten Gelegenheit, durch Angebote in ungezwungener Atmosphäre Gefallen daran zu finden, sich nicht nur mit den eigenen Problemen, sondern mit anderen Religionen und Kulturen zu befassen.

Somit stehen sich der Anspruch, für Toleranz und Völkerverständigung in der deutschen Gesellschaft zu werben und ein teilweise sehr elitär wirkendes Auftreten, entgegen.

Gruppenverständigung ruht auf zwei Säulen:

Begegnung und Bildung. Bei den Gesellschaften hat nach wie vor die Bildung mehr Gewicht. Teilweise erfolgreich versuchen Theologen durch zahlreiche Predigten, Reden, Vorträge, Monologe und Aufsätze ihr Wissen zu vermitteln. Aber Kinder und Jugendliche und auch viele Erwachsene wollen durch Erfahrung lernen. Bei der Begegnung gibt es noch Ausbaupotential, und zwar von frühester Kindheit an: Intergruppenkindergärten, gemeinsamer Religions- /Ethikunterricht, gemeinsame Freizeitaktivitäten (Chor, Fußballclub) und Ferienlager könnten ganz von selbst zu mehr Verständnis füreinander führen und vermitteln, dass man nicht allein gegenüber Gruppen rechter Schläger steht. Damit ist nicht gemeint, dass Antiantellektualismus gefördert und unterstützt werden soll. Aber um sich zu bilden, müssen viele Menschen erst einmal aus der Isolation gerissen werden.

Die Saat der Judenfeindlichkeit legen antisemitische Intellektuelle oft subtil und widersprüchlich, aber sie geht bei ungebildeten und emotional unreflektierten Menschen auf. Diese Menschen zu erreichen ist notwendig, um zu verhindern, dass sie ihre Meinung von fragwürdigen „Respektspersonen“ manipulieren lassen.

Folgende Fragen aus der Einleitung der Arbeit über die Gesellschaften und den DKR können nun beantwortet werden:

1. Wie intensiv ist der Austausch unter christlichen und jüdischen Mitgliedern?

Der Austausch ist in den Vorstandsebenen intensiv, wo die christlichen und jüdischen Vorstandsmitglieder das ganze Jahr über füreinander erreichbar sind, mehrere Projekte zusammen planen und wo häufig auch Christen und Juden miteinander befreundet sind. Auch im Forum Junger Erwachsener ist ein intensiver Austausch gegeben. Auf der Ebene der Mitglieder, die weder im Vorstand noch in Ausschüssen sind, ist intensiver Austausch nur bei wenigen Veranstaltungen zu beobachten, da die Vortragsveranstaltungen überwiegen. Eine Ausnahme bilden die „Stammtische“, die mehrmals, z.B. einmal im Monat in Stuttgart stattfinden.

2. Was unterscheidet die „Gesellschaften“ von anderen Gruppen, so dass eine Einheit in der Verschiedenheit möglich wird?

Die Gesellschaften pflegen ein hohes Maß an gegenseitigem Respekt und stellen die Menschenrechte in den Mittelpunkt Ihrer Erwägungen. Es herrscht ein „elaborierter Code“. Die Voraussetzung, dass man den anderen in seiner Andersartigkeit annimmt, ist in der Präambel des Koordinierungsrates aller Gesellschaften festgeschrieben. Offenbar konnte sich diese Richtung durchsetzen. Außerdem konnte man sich auf große Ziele einigen, die noch über den religiösen und kulturellen Differenzen stehen. Deshalb kann Rudolf Sirsch heute sagen, dass nicht der christlich-jüdische Dialog, sondern die christlichen Kirchen in die Krise geraten seien. (S. Interview) Doch auch innerhalb des Judentums gibt es Auseinandersetzungen zwischen progressiven und orthodoxen Juden, in denen es um den christlich-jüdischen Dialog geht. Die „Gesellschaften“ sind eher progressiv-liberal orientiert. Dies erleichtert die Aufnahme von interreligiösen Kontakten.

3. Was bedeutet das für andere interkulturelle Initiativen?

Zwei Voraussetzungen sind wichtig für das Gelingen interkultureller Verständigung:

1. Die Festlegung und Niederschrift religions- und kulturübergreifender Ziele, an denen gemeinsam gearbeitet wird (Zusammenarbeit). Es muss wirklich gearbeitet werden im Sinne von: Kreativ tätig sein, Bücher schreiben, Feste und Veranstaltungen organisieren. Es darf nicht nur debattiert werden.
2. Die Festlegung und Niederschrift der Einheit in der Verschiedenheit. Es muss festgelegt sein, dass keiner den anderen missionieren oder zu etwas überreden will.

4. Welche Regeln und welche Basis entwickelte die christlich-jüdische Zusammenarbeit, die bis heute gelten? Kann man auch das Recht auf Abweichung zur Regel machen?

Offenbar kann man das Recht auf Abweichung zur Regel machen, da es bei den Gesellschaften gelungen ist. Das heißt, In der Präambel von 1994 wurde festgelegt, dass kulturelle Verschiedenheit zu akzeptieren ist, und die Mitglieder halten sich daran.

Zu den Regeln, die bis heute gelten, gehört die Satzung des DKR und die einzeln festgelegten Regeln innerhalb der Gesellschaften, die demokratisch sind.

Ungeschriebene Gesetze sind, dass man zwischen der Person und ihrer Meinung unterscheidet, also nicht persönlich polemisch wird und dass man jemanden nicht in Verlegenheit bringt, indem man ihn nötigt, Bräuche seiner Religion zu missachten.

5. Wie lassen sich die Anforderungen der Moderne (Intergruppenkontakte, Flexibilität, rationales Handeln) mit traditionellen religiösen und kulturellen Eigenheiten auf harmonische Weise vereinbaren?

Dies ist nicht immer möglich. Deshalb setzt die interkulturelle Arbeit schon einen gewissen Liberalismus in religiösen Fragen voraus. Die meisten konservativen oder orthodoxen Gläubigen halten sich deshalb von Vorneherein aus der Sphäre der interreligiösen Zusammenarbeit heraus. Die interreligiöse Zusammenarbeit erfordert Selbstreflexion, die Möglichkeit zur Religionskritik, die Fähigkeit, religiöse Texte kritisch zu hinterfragen, die Offenheit, mit den Augen des anderen zu sehen und Vertrauen darauf, dass Religionen sich verbessern können, um mehr zwischenmenschliche Beziehungen zu ermöglichen. Buchstabentreue, also das Lesen der Bibel als verbalinspiriertes Wort Gottes, und religiöse Ängste führen dazu, dass der Andere nicht so wahrgenommen wird, wie er aktuell und unmittelbar erscheint, sondern so, wie er nach bestimmten Bibelstellen und nach der Lehre bestimmter Kirchenväter – oder bestimmter Rabbiner - erscheinen *müsste*. Die Folge sind Unterstellungen und Misstrauen, dies wiederum führt dazu, dass erfolgreiche Kommunikation unmöglich wird. Die Gesellschaften sind noch auf dem Weg, dieses Misstrauen aufzudecken und zu hinterfragen, sie haben aber bereits dazu beigetragen, dass er Antisemitismus in Deutschland um die Hälfte zurückgegangen ist.

Anhang:

1. Interviews

1.1 Interview mit Martin Stöhr

Über seine Zeit im Vorstand und die Begegnung mit der Studentenbewegung sprach ich am 11. Mai 2007 mit Martin Stöhr.

Interview mit Martin Stöhr

Sie waren ja von 1965-84 evangelischer Vorsitzender des DKR und in diese Zeitspanne fällt ja auch die 68er Bewegung. Gab es da Berührungspunkte? Wie war das Verhältnis zu dieser Bewegung?

Das war natürlich eine sehr differenzierte Bewegung. Ich erinnere mich an ein Treffen 1968 in Genf, zwischen christlichem Studentenweltbund und jüdischem Studentenweltbund, und der jüdische Studentenvertreter war Ehud Olmert. Und es gab so eine gemeinsame kritische Grundhaltung. Nicht in Sachen Israel, das war eindeutig: Solidarität mit Israel! Aber gegenüber dem, was sich an den Hochschulen an Reformverweigerung abspielte. Es gab einen Konsens gegen den Vietnamkrieg und solche Dinge. Das war erstaunlich, also das war sozusagen für mich eine der bewegendsten Begegnungen, die ich hatte. Innerhalb Deutschlands war es sehr unterschiedlich. Ich würde sagen, bis 1968 war stärker das Thema eine neue Beziehung zu den Juden ein Thema der Linken, der demokratischen Linken. Wenn Sie sich die Leute angucken, die da sich engagiert hatten, war das so.

Es gab dann einen Konflikt, ganz früh, das wurde heute auch erwähnt, wie Gertrud Luckner Stellung genommen hat, gegen den American Council for Christians and Jews und die World Brotherhood, die nämlich in der Frage des Kalten Krieges eindeutig Position bezogen. Das wurde nicht kritisiert, aber dass man sozusagen sagte: Das ist jetzt die gemeinsame Frontstellung, die Nazis sind vorbei, und jetzt kämpfen wir an dieser Front, nicht? Geistig. Diese Diskussion lief sehr früh durch die Gesellschaften, zum Beispiel bei dem Konflikt 1948/49 schon zwischen der Münchner Gesellschaft und der Frankfurter Gesellschaft. Sie finden das kaum angedeutet im Buch von Josef Foschepoth, was Sie wahrscheinlich kennen, was ich aber sehr kritisch lese und ich habe es auch in der Theologischen Literaturzeitung kritisch besprochen, weil er das alles einebnet, und das heißt dann: Die Amerikanische Besatzungsmacht hat das angeordnet. Das übersieht völlig die ganz wichtige Rolle von zurückgekehrten Emigranten, von Überlebenden, und tut so, als wäre das eine Sache der Besatzungsarmee gewesen. Es gab die Wünsche, aber da gab es dann eben diesen Konflikt, ja, Und die zogen sich dann auch zurück.

Aber '68 jetzt. Ich erinnere mich an eine Verleihung der Buber-Rosenzweig-Medaille in Münster. '68 war die erste, an Wilhelm Marquardt und Friedrich Heer. Wenn Sie wollen, zwei Linke. Die wurden wegen ihrer theologischen Arbeit und wegen der politischen Aufklärung geehrt. Das war auch in meinem persönlichen Engagement immer eins. Ich war damals Studentenpfarrer an der Technischen Hochschule. Die Technische Hochschule war sowieso, was Studentenunruhen angeht, etwas ruhiger, aber keineswegs unkritisch. Da ging es zuerst um Hochschulreform, Studienreform, und dergleichen, Gesellschaftsreform und die Frage an die Eltern: Brecht das Schweigen! Was habt ihr denn damals eigentlich gemacht? Also, da gab es eine Konvergenz, wenn Sie so wollen, zwischen den Fragen der Studentenbewegung und den kritischen Fragen, die wir selber zu formulieren versuchten. Es gab dann, bei Münster, das wollte ich jetzt erzählen, den feierlichen Akt im Theater, Nahum Goldmann kriegte damals die Buber-Rosenzweig-Medaille, das muss dann '69 oder '70 gewesen sein, da hat Nahum Goldmann die Rede gehalten. Jedenfalls gingen Edna Brocke und ich 'raus, weil draußen eine große Studentenmenge, ja, Sprechchöre rief: "Zionismus ist Rassismus", oder solche Sprüche. Und unser Motto hieß: 'Antizionismus als Antisemitismus?' (Fragezeichen!). Und die Springerpresse hatte das Fragezeichen weggelassen und ein Gleichheitszeichen gesetzt. Und das hatte die Studenten nun so aufgeregt, denn die hatten damals die unhaltbare Trennung: Antizionismus meint ja nicht die Juden. Und ich sehe mich mit Edna Brocke

da noch diskutieren mit Mikrofon vor dem Theater. Es war dann die Diskussion, aber was ist denn jetzt, wenn die Zionisten Juden sind? Da gab es verschiedene Zionisten. Linke, Rechte, Nationale, Kulturzionisten, wie Martin Buber oder so. Man kann doch diese Trennung nicht aufrecht erhalten! Was erfreulich war, dass es aus der Studentenbewegung eben auch ein kritisches Potential gab. Wenn Sie sich die Geschichte anschauen, 1966 fing das an, Polemik, oder, Aufrufe zur Aufnahme diplomatischer Beziehungen mit Israel. Da waren die deutsch-israelischen Studiengruppen, das waren alles linke Studentengruppen, die dafür gefochten haben. Aber es gab natürlich auch Rechte. Nur, dann wechselte in der Tat ein Teil der studentischen Protestbewegung, da würde ich jetzt mal sagen, der unreflektiertere, mitläuferhaftere, auf die antiisraelische, und bei der Benutzung antizionistischer Kritik auch antisemitische Position. Das hat was zu tun, aber das entschuldigt es nicht, mit den Schlagzeilen, die die Bildzeitung damals machte. "Die Preussen des Orients siegen". Die Preussen des Orients waren also die Israelis im Sechs-Tage-Krieg. Und Springer war bekannt, dass er zwar nichts für die christlich-jüdische Verständigung in Deutschland tat, aber wenn Sie früher an der Hebräischen Universität mal waren, finden Sie viele Stiftungen, oder diese Ausstellungshalle, Israel-Museum auf dem Mount Scopus von Axel Springer. Das heißt, er wurde identifiziert mit einer kritiklosen Israelsolidarität. Wir haben dann, in der Entscheidung von Pater Eckert, Levinson und mir, auch die Buber-Rosenzweig-Medaille an Helmut Gollwitzer verliehen, der ja in dieser Position eindeutig sich positioniert hatte, nicht für alle Leute aus der Studentenbewegung, sondern für diese kritischen Fragen. Er war persönlich befreundet mit Dutschke. Ich kannte den auch und als Ostern '68 Dutschke angeschossen war, hat Peter Levinson gesagt: "Du, wir müssen sofort dem Gretchen einen Blumenstrauß schicken, für unsere Verbundenheit." Das heißt, es gab immer den Versuch, nicht in diese antiisraelische, antizionistische Position zu geraten, in die ein Teil der Studentenbewegung geriet, sondern auch diese kritischen Fragen zwar zu stellen, und Gollwitzer wäre so ein Beispiel. "Israel, Vietnam und wir" oder irgend so was, da gibt es so ein Buch, das müssen Sie lesen aus diesem Jahr, weil es so ein bisschen die Diskussionsstimmung in der studentischen Linken kennzeichnet. Positiv haben wir begrüßt: Die Frage nach der Vergangenheit. "Was habt ihr gemacht, Vater, Großvater, Mutter?", dass das formuliert wurde. Denn am Anfang der Kirchentagsgruppe, wo sowohl der Levinson, wie der Pater Eckert, wie auch ich drin waren, hieß eine der ersten Resolutionen, zuerst "Gegen christliche Judenverachtung", dann aber: "Brecht das Schweigen! Sagt, was war!". Das war '61. Das war also noch die Generation, die alle im Krieg waren oder sonst wie... Ja, ich rede viel zu viel.

1970/71 kann man feststellen, dass nicht mehr allgemein über Brüderlichkeit gesprochen wird, sondern auch die einzelnen Gruppen Diskriminierter genannt werden. Beispielsweise bei Heinrich Böll, bei dem "Plädoyer für die Namenlosen". Wann hat sich das entwickelt, also, wann fing das an?

Wenn Sie die Präambel vom Koordinierungsrat oder von örtlichen Gesellschaften sich anschauen, waren wir gegen Vorurteile aller Art, also das war offen. Manche Gesellschaften haben das sehr früh gemacht. Relativ spät wurden einbezogen Roma und Sinti. Strafgefangene kamen viel früher vor, oder andere Minderheiten. Also, diese Offenheit war prinzipiell da, aber zu wenig geübt, würde ich sagen. Es gab dann, in den sechziger, siebziger Jahren gab es dann die Diskussion, ob wir uns denn jetzt nicht auch um Muslime kümmern sollen. Damals sagte man Türken, weil das die ersten großen Gastarbeitergruppen muslimischer Art waren. Es gab dann auch noch ein paar Bosnier, ein paar Pakistani, aber Türken standen da im Vordergrund. Die christlich-jüdische Gesellschaft hat da, ohne ihr Programm zu ändern, Gespräche mit den Muslimen aufgenommen. Und zwar gerade auch durch den Pädagogen-Ausschuss.

Wie sehen eigentlich die Pläne für die Zukunft aus beim DKR?

Also, ich denke, die Pläne weiß ich nicht. Aber was ich so mitkriege an Diskussionen, und ich bin ja auch noch gelegentlich in dieser oder jener Gesellschaft drin, geht es darum, wie man trotz einer pro-israelischen Grundhaltung die Politik Israels kritisieren kann. (...)

Welche Projekte gibt es zur Zeit bei den Gesellschaften?

(...) Die Siegener Gesellschaft hat ganz stark Jugendaustausch mit Israel als Schwerpunkt. Und den Kampf gegen Rechts. Die legen sich wirklich an mit Glatzköpfen und solchen Gruppen. Die haben einen Telefonservice eingerichtet, wenn irgendwo jemand überfallen wird, dass sofort Leute mit Auto oder Motorrad da hinkommen. Also ganz unterschiedlich. Und dann gibt's eingeschlafene Gesellschaften. Schlichtweg an Überalterung...wo dann auch die Alten manchmal nicht das Ruder loslassen können. Also, das ist ein buntes Bild, wo man eigentlich bei jeder Gesellschaft fragen müsste: Wo liegt der Arbeitsschwerpunkt?

Die Schulbuchrevision gibt es aber nicht mehr?

Es gab zwei Schwerpunkte bei der Schulbuchrevision, das war Duisburg, das war die evangelische Seite, und Heinz Kremers, die katholische Seite, mit Herrn Fiedler, war in Freiburg. Und die haben blendend zusammengearbeitet, weil das selbe Interesse auch war. Dann entstand das Georg Eckert Institut, das wurde von dem Herrn Eckert damals gegründet, nicht zu verwechseln mit Pater Eckert, die das dann auch übernommen haben. Als ich noch in der Akademie war, habe ich mehrfach Schulbücher-Konferenzen gemacht, immer mit Freiburg und Duisburg zusammen und mit Schulbuchautoren. Ich müsste es jetzt sehr kritisch beobachten, ob sich ein Trend in den Schulbüchern vielleicht nach rückwärts wieder abzeichnet. Dass man sagt: wir kürzen die Seiten über Judentum, oder über Nationalsozialismus. Weiß ich nicht. Weil ich das jetzt nicht mehr verfolgt habe.

Was möchten Sie noch über ihre Zeit beim DKR und beim ICCJ sagen?

Also, wir haben, als wir zu dritt neu gewählt waren, da waren wir ja noch junge Spunde, und wir haben versucht, auf die Polemik gegen die Woche der Brüderlichkeit zu reagieren. Die war so: "Ah, immer dasselbe, immer derselbe Senf." Da haben wir Heinrich Böll eingeladen. Und was passierte? Genau das, was wir nicht wollten. Es wurde von ihm zitiert - er ist Gründungsmitglied der Kölnischen Gesellschaft, und ist immer dort geblieben - und er hat gesagt: "Wir müssen aus dem Rahmen fallen!". Der wollte politischer werden, Heinrich Böll, ja! Und die Journalisten zitierten genüsslich: "Heinrich Böll kritisiert den Koordinierungsrat". Das ist eine widerliche Art und Weise, mit der Problematik umzugehen. Oder wir haben für die Saarbrücker Veranstaltung - wer kriegte denn da die Medaille, ich glaube, der Helmut Gollwitzer - "Zusammenleben mit anderen" oder so, hieß das, da haben wir es erreicht, mit dem Saarländischen Fernsehen vier Filme über Umsiedler aus der Sowjetunion - also damals! - über Gastarbeiter, also vier typische Minderheitengruppen, Flüchtlinge aus Afrika noch, zu machen, und das wurde schlichtweg nicht zur Kenntnis genommen in der Medienberichterstattung. Sondern da hieß dann immer so der Tenor: "Und schon wieder Woche der Brüderlichkeit" und so. Also das, was man jedes Jahr zu Weihnachten, oder zum ersten Mai oder auch zum 17. Juni schreiben kann: Die organisierte Einfallslosigkeit. Ich lehne nicht die Kritik ab! Aber das... Ich bin kritisch. Ich will noch ein Beispiel: Wir haben in Wiesbaden Ernst Simon, den ich heute auch zitierte, den großen Pädagogen, die Buber-Rosenzweig-Medaille verliehen. Da kam das ZDF mit der Fernsehaufnahme. Und da waren damals noch diese großen Filmrollen in den Blechkästen. Das Grußwort für die Bundesregierung sprach der damalige gesamtdeutsche Minister Windelen. Danach packten die ihre Apparate ein. Das war ziemlich umfänglich. Heute sind das ja alles so kleine DVD-Dinger. Und dann fiel eine dieser Rollen auch noch runter und schepperte mit dieser Blechrolle durch den ganzen Saal, zu dem Zeitpunkt, als Ernst Simon seine Rede hielt. Eine tolle Rede, ja! -- Was war passiert? Die politische Prominenz wurde erwähnt. Jetzt bei Oettinger konnten Sie dasselbe sehen. Der wird gezeigt, obwohl er wirklich Käse geredet hat. Ich war dabei. Da hat er sich was aufschreiben lassen, wie bei der blöden Filbinger-Rede. "Ich wünsche dem Kongress alles Gute." Das war kein Kongress! Es war im Kongress-Saal, ja. Naja, ich wollte nur sagen: Die Wahrnehmungsfähigkeit von Journalisten ist wirklich ein Problem. Da können sich manche natürlich aufgeilen an der Woche der Brüderlichkeit: Und wo bleiben die Schwestern? Da gibt es eine lange Diskussion. Ich habe auch immer gesagt: "Woche der Geschwisterlichkeit". Dann haben mir meine Nachfolger gesagt: "Aber die Französische Revolution hat doch diese drei Vokabeln, daher stammt das doch." Also gut, das sind wichtige und notwendige Diskussionen, aber daran hängt es nicht. Also, wir haben damals gesagt: "Aus der Woche

muss ein Arbeitsjahr werden, mit einer Arbeitshilfe. Das machen die jetzt ganz hervorragend. Mit Arbeitsmaterial für das ganze Jahr: Das Thema. Das zweite war eben die Medaille, mit der wir auf Laute aufmerksam machen wollen, die etwas geleistet haben auf dem Sektor jüdisch-christlicher Begegnung. Oder, Neuanfang, sage ich besser. Jugendarbeit war im International Council, hängt natürlich sehr von studentischen Generationen ab. Es gab tolle Phasen mit prima Leuten. Also, Juden, Christen, Muslime haben Aufbaulager in Bosnien gemacht. Ich selber war bei einem Lager in Weißrussland mit, wo wir in einem Kinderkrankenhaus gearbeitet haben. Das waren Tschernobyl-geschädigte Kinder. Ganz elementar, wir mussten nämlich die verseuchte Erde, in Säcke packen und auf Lastwagen laden. Und dann mussten wir vom Schwarzen Meer wieder neue Erde bringen, damit die wieder Küchenkräuter und Gemüse anbauen konnten. Ganz elementar. Aber nach drei Jahren war diese Gruppe, die das mit großer Aktivität betrieben hat, entweder im Examen oder, naja das kennen Sie ja. Und da muss wieder neu angefangen werden. Da war Pause, und jetzt ist, glaube ich, wieder eine sehr aktive Gruppe da.

In den Medien ist das alles gar nicht aufgetaucht.

Nee, nee. Also, da habe ich mich auch oft geärgert. Die stürzten dann alle auf irgendeinen Promi. Als der Heinrich Böll gesprochen hat, saßen sie da alle vorne. Den Ernst Simon kannte niemand, aber der Windelen war ein Promi von der Politik. Und das habe ich öfter erlebt, mit solchen Beispielen. Oder jetzt Esther Schapira und Georg Hafner, die jetzt die Medaille bekommen haben in Mannheim, da waren auch ziemlich viele verlegen. Weil sie das nicht kannten, was deren "Lebenswerk" jetzt war. Berichterstattung mit langem Atem, geduldige Information und nicht so Sensations-Journalismus. Also, als Präsident in diesem International Council war ich von 1990 bis '98. Da waren zwei interessante Schwerpunkte. Einmal interessierte in der Zeit die Ausweitung der christlich-jüdischen Gesellschaften nach Osteuropa. Das waren sehr spannende Erfahrungen. Weißrussland, Russland. Die bildeten sich sehr schnell. Ich bin in Prag gewählt worden. In Prag, in Budapest, da gab es auch Leute, die vorher jüdisch-christlich zusammengesessen haben, natürlich nicht als Organisation. Weil die sich nicht so wie hier bei uns frei organisieren konnten. Aber da bildeten sich erstaunlich schnell viele Gesellschaften. Das war das Eine, das andere war die Erweiterung durch die Lateinamerikanische Gesellschaft. Das ist im Augenblick, wie ich so höre von den Freunden, ein bisschen im Rückgang begriffen, weil es sehr schwer ist, das zu finanzieren, in dem riesen Kontinent. Wir haben dann Konferenzen gemacht mit Schulbuchautoren aus Ost- und Mitteleuropa, also aus dem früheren kommunistischen Bereich. Was steht eigentlich über Judentum in den neuen Schulbüchern, die neu geschrieben, neu gedruckt und neu verteilt werden? Das war eine sehr schöne kreative Arbeit.

Gibt es eigentlich mittlerweile eine klare Stellungnahme der Evangelischen Kirche gegen die Judenmission?

Doch, ja, ja. Es hat der Rat der EKD, der Koordinierungsrat, die Hamburger Gesellschaft, auf dem Kirchentag [Stellung genommen]. Da war das nur einen ganzen Tag Thema: Mission, nein! Am Stuttgarter Kirchentag, wann war das, vor fünf oder sechs Jahren. Also, diese Resolutionen liegen alle da. Die Frage ist nur, wird es umgesetzt? Ich habe jetzt gerade beim Mittagessen mit Hans Hermann Henrix zusammengesessen, und der sagte, na, der Lutz Ehrlich hat uns schöne Komplimente gemacht, dass das eindeutig von oben her verurteilt ist. Aber es lebt natürlich im Volk. Das ist nicht die Organisation von Missionsgesellschaften. Das ist es nicht, sondern das ist dieses Überlegenheitsgefühl, mit: "Wir haben schon kapiert, Jesus ist der Messias, aber die Juden haben's noch nicht kapiert." Das heißt, das ist diese Übertrumpfung-Attitüde, oder im schlimmen Fall Enterbungstheorie: "Wir sind jetzt das wahre Israel." Das ist die eigentliche Auseinandersetzung. Also, die paar Schreihälse, die es da auf dem Marktplatz in Stuttgart gibt...Aber das ist auch ein langes Gespräch mit Joel Berger (...). Er hat ja nachher selbst das schöne Beispiel von dem "jüdischen Rasputin" auf dem Marktplatz in Heidelberg [gebracht], der da ähnlich [auftritt]. Wie wollen Sie so einen Mann stoppen?

Also, der hat auch Christen bekehrt zum Judentum?

Ja, ja, ja. Oder wie die Zeugen Jehovas oder Mormonen. Da liegt für mich nicht das Problem, sondern in der *Denkweise*. "Wir haben Israel oder das jüdische Volk überholt." Enterbt wird keiner heute mehr so sagen. Da sind die Schulbücher auch wirklich besser geworden. Aber dass wir sozusagen die Erfüllung dessen sind, was das Judentum nur *hofft*, das ist so eine Denkfigur, die davon lebt, dass dem Judentum nur eine pejorative Stelle zugewiesen wird.

Diese Denkfigur gibt es auch an Stellen des Neuen Testaments.

Ja, das ist ein riesiges Problem.

Ich habe in der Einheitsübersetzung der Bibel eine Überschrift zum Römerbrief des Paulus gelesen: "Die Mächte des Unheils: Gesetz, Sünde und Tod"

Ja, in den Überschriften kommen noch einmal dogmatische Sätze zum Vorschein. Die werden so in knappster, dichtester, brutalster Formulierung präsentiert. Zum Gesetz, zum Beispiel. Natürlich gibt es eine innerjüdische Kritik am Gesetz. Das kann man missbrauchen, ist völlig klar. Und das machen die Christen auch. Wir missbrauchen sogar das Evangelium. Das hat alles damit zu tun, dass bereits in der griechischen Übersetzung des Alten Testaments, da wo Thora steht immer *nomos* genommen wird. Das ist im Griechischen etwas anderes als Thora, was "Weisung" ist. Also, da liegen noch sehr viele theologische Aufgaben.

1.2 Interview mit Hans Hermann Henrix

Der Theologe Hans Hermann Henrix, ehemaliger Leiter der Bischöflichen Akademie in Aachen, war von 1984 – 87 katholischer Vorsitzender des Deutschen Koordinierungsrates. Ich habe ihn am 11. Mai 2007 zu dieser Tätigkeit befragt.

Interview mit Hans Hermann HenrixKönnen Sie mir etwas zu Ihrer Arbeit für den DKR sagen?

Ja, ich war einige Jahre, was den DKR angeht, im erweiterten Vorstand. Und dann in den Jahren 1984 bis 1987 katholischer Vorsitzender, gemeinsam mit meinem jüdischen Kollegen Rabbiner Henry Brandt, der es immer noch immer ist, jüdischer Präsident des Deutschen Koordinierungsrates. Und es war damals der evangelische Kollege Oberkirchenrat Eckhard von Nordheim der evangelische Vorsitzende.

Und ich will mal zwei Vorgänge aus diesen Jahren so jetzt spontan ansprechen: Im Vorfeld seiner historischen Rede, 8. Mai 1985, hat der damalige Bundespräsident Richard von Weizsäcker den Vorstand des DKR zu sich eingeladen und hat gesagt: "Meine Herren, ich habe Sie gebeten, zu einem Gespräch zu kommen, weil in der Öffentlichkeit diskutiert wird, der Bundespräsident muss zu 40 Jahren Ende des Zweiten Weltkrieges, Ende des Holocaust, etwas sagen. Was soll ich sagen?" Es hat sich dann ein Gespräch ergeben. Unterschiedliche Aspekte. Und ich erinnere mich noch an einen Gesprächsfaden, wo ich sagte: "Ich habe den Eindruck, dass wir - und dafür ist mir der derzeitige Gang der öffentlichen Diskussion ein Stück Indikator - dass wir ein Stück biblische Erfahrung machen. Für das biblische Zeitempfinden und das Empfinden der Abfolge der Generationen sind 40 Jahre eine ganz entscheidende Größe. Wieso auch unsere Erfahrung? Ich nenne Ihnen zwei Beispiele:

[1] Es war 1978, wo es wegen "40 Jahren Reichspogromnacht" in unserem Land eine besonders intensive Erinnerungsarbeit gegeben hat. Von Weizsäcker sagte: "Ja, ich erinnere mich."

[2] Es gab natürlich stützend die damalige Fernsehserie "Holocaust". (...) Und mir kam damals in den Sinn: "Ja, meldet sich hier bei uns etwas, was auch eine biblische Erfahrung war?" Die Zeit von 40 Jahren, ist das nicht etwas, was nach wie vor gilt? Da sagte er: "Wenn Sie das so sagen, ich erinnere mich an den Abend der Gedenkveranstaltung, ich war damals regierender Oberbürgermeister in Berlin. Es war schrecklich kalt. Ich habe [das] eine ganze

Reihe von Jahren mitgemacht, aber das habe ich in Erinnerung. Insofern könnte das schon so sein."

Und zu der Zeit wurde das dann auch als offizieller Gedenktag beschlossen?

Nein, das war schon vorher. Der neunte November war schon zuvor eine längere Tradition des besonderen Gedenkens. Aber zum vierzigsten Jahrestag war es besonders intensiv. Das war meine persönliche Wahrnehmung. Die beschrieb ich, ich nannte einige Dinge, und von Weizsäcker sagte spontan: "Also das, was Sie jetzt so entwickeln, hat bei mir selbst einen Anklang gefunden. Können Sie mir dazu was schreiben?" Und ich habe ihm dann tatsächlich etwas zu diesem Eindruck geschrieben. (...) Und dieses hat er in seiner Rede mit eingebaut.

Das ist das eine. Und das andere war: Der hundertste Geburtstag von Franz Rosenzweig 1986. Ich konnte meine beiden Kollegen Henry Brandt und Eckhard Nordheim davon überzeugen, dass wir vielleicht doch der deutschen Öffentlichkeit ein Zitat von Franz Rosenzweig als Jahresthema zumuten können. "Bewährung liegt noch vor uns", herkommend aus der messianischen Erkenntnistheorie: Wahrheit muss bewährt werden. (...) So haben wir dann auch dieses Thema gemacht, zum hundertsten Geburtstag Franz Rosenzweigs. Die Stadt Duisburg und die Duisburger Gesellschaft war gastgebende Gesellschaft bei der Zentralen Feier zur Eröffnung der Woche der Brüderlichkeit. Mit fünftausend Leuten hatten wir eine sehr starke Resonanz. Heinz Kremers, der evangelische Theologe an der Duisburger Universität, der in der Religionspädagogik große Verdienste gehabt hat, wurde mit der Buber-Rosenzweig-Medaille ausgestattet. Und Richard von Weizsäcker als damaliger Bundespräsident war dabei und äußerte sich kritisch zum Jahresthema, denn es sei doch schon ein Stück Bewährung geleistet worden. Er hat es sprachlich anders gesagt. Dass Bewährung vor uns liegt und vielleicht als Ganze noch ganz vor uns liegt, das sah er anders. Diese zwei kleinen Blitzlichter aus den Jahren '85, '86, kommen mir jetzt so, wo Sie fragen, dann erzählen Sie doch mal aus den Jahren.

Und sie könnten belegen, dass damals die Arbeit des Deutschen Koordinierungsrates und der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit doch eine nachweisliche und dankenswerte gesellschaftliche Resonanz hatte. Heute scheint mit das schwächer zu sein, nachdem es zwischendurch, Anfang der neunziger Jahre, durchaus noch mal einen Impuls gegeben hat. Mit der Vereinigung der beiden deutschen Staaten ergab sich auch in den neuen Bundesländern jetzt eine neue Freiheit um ein Anliegen doch auch in gesellschaftlicher, bürgerschaftlicher, unkaschierter Weise aufzunehmen. Und dann formierten sich auch in den neuen Bundesländern eine ganze Reihe von neuen Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit. Es gab einzelne Zellen, gleichsam, die in der Zeit der DDR dieses Thema bearbeitet haben, etwa der Leipziger Arm, die auch mit der Buber-Rosenzweig-Medaille ausgestattet wurden, aber dieses Engagement führte damals doch ein Schattendasein. Mit der Neugründung von Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit gab es auch noch mal einen Schub. Und insgesamt würde ich sagen, von den Anfängen an - Foschepoth hat ja die Anfangszeit rekonstruiert und deutlich gemacht, es ist ein Stück amerikanische Idee -

Aber nicht nur, es gab auch vorher schon Initiativen, wie das Komitee gegen Antisemitismus und Gertrud Luckner hatte sich ja auch schon vorher engagiert...

Aber die Stoßkraft, dass eine Struktur bereitgestellt wurde, das verdankt sich doch der amerikanischen Initiative. Und wenn man im nächsten Jahr 60 Jahre christlich-jüdische Zusammenarbeit hat, war es doch auch für die Entwicklung Deutschlands, für seine Kultur und eben auch seine Gedächtniskultur ein wichtiger Beitrag, den die Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit und auch der Deutsche Koordinierungsrat eben hier geleistet haben.

Ist eigentlich die amerikanische Gesellschaft nach wie vor ein Vorbild? Hat man da noch gute Kontakte?

Wie es in den letzten Jahren ist, weiß ich nicht. In der allgemeinen Wahrnehmung auf amerikanischer Seite sind es jetzt, so aus dem transatlantischen Blick, weniger die bürgerschaftli-

chen freien Initiativen. Hier gibt es auf der Ebene der Wissenschaft Strukturen und Institutionen, die das Anliegen präsent halten. Wir haben in den Vereinigten Staaten 26 Institute für christlich-jüdisches Lernen, für christlich-jüdische Forschung, in unterschiedlichen Kontexten: An katholischen Universitäten, an methodistischen Universitäten, an jüdischen Einrichtungen. Und sie sind zusammen in einer lockeren Vereinigung, auf dieser Ebene, und das ist eine ebenso wichtige Ebene, die dann indirekt durch die Arbeit der christlich-jüdischen Zusammenarbeit und den DKR gefördert wurde, aber auch daneben in einer gewissen Unabhängigkeit steht, etwa im Kreis der Fakultäten und Universitäten, die nur rudimentär solche starken Strukturen besitzen, wie sie auf amerikanischer Seite sind. Wir haben in einigen geisteswissenschaftlichen oder auch philosophischen Fakultäten Institute für jüdische Kultur und Geschichte. Wir haben leider in der Theologie nur zwei Institute im deutschsprachigen Bereich, das Institut "Christentum und Judentum" an der Evangelischen Fakultät der Humboldt-Universität und das Institut für jüdisch-christliche Forschung an der katholischen Fakultät in Luzern in der Schweiz. Sonst, was die theologische Landschaft angeht, sind es einzelne Kollegen und Kolleginnen, die mit hoher Motivation, sowohl in ihrer Lehrtätigkeit als auch in ihrer Forschungs- und Publikationstätigkeit einen besonderen Augenmerk auf diese Fragestellung haben: Christliche Identität unter dem Aspekt der Beziehung zum Judentum, sei es als Bibelwissenschaft oder sei es als systematische Theologie, Fundamentaltheologie, Dogmatik oder vielleicht auch als Historiker oder Liturgiewissenschaftler. Und die Arbeit der christlich-jüdischen Gesellschaften ist in Teilen natürlich auch theologisch orientiert, also die theologische Fragestellung, aber dort ist stärker die Aufarbeitung historischer Fragen, kultureller Fragen und politischer Fragen. Und wenn die Gesellschaften in ihrer Bildungsarbeit die Hilfe von Wissenschaftlern nehmen, dann sind es oft Judaisten oder Historiker, die in diesen Instituten oder Lehrstühlen arbeiten und nur gelegentlich Theologen, die etwa im Kontext der Fakultäten diese Frage bearbeiten. Aber das ist eine ganz sinnvolle Arbeitsteilung, würde ich sagen.

Ich habe jetzt in der Jüdischen Allgemeinen von Edna Brocke einen Artikel gelesen, in dem sie schreibt, dass sich vor allem liberale Juden im christlich-jüdischen Dialog engagieren. Können Sie diese Meinung teilen? Wie ist da die Verteilung von liberal, orthodox und konservativ?

Also, wir haben zum Beispiel eine neue Entwicklung, die ein Stück auf Weltebene eingesetzt hat.

Mit Dabru Emet?

Etwas. Und, zeitlich danach, der verantwortliche Kurienkardinal im Vatikan für die religiöse Beziehung zu den Juden, der deutsche Kardinal Walter Kasper ist vor drei, vier Jahren nach Jerusalem gefahren, nicht nur einmal, sondern mehrfach und hat mit dem dortigen Oberrabbinat in mehreren Gesprächsgängen geklärt, dass das orthodoxe Oberrabbinat sich am Dialog beteiligt. Es gibt solche Entwicklungen in der katholischen Kirche und den großen jüdischen Organisationen, zusammengefasst im IJCIC, International Jewish Comitee for Interreligious Consultations, eine feste Struktur eines internationalen christlich-jüdischen Verbindungskomitees. Und hier hat sich die Orthodoxie in den ersten Jahrzehnten dieses Austausches, der Mitte der siebziger Jahre begann, ziemlich zurückgehalten. Und dieses internationale katholisch-jüdische Komitee kommt alle zwei Jahre zusammen. Bei den letzten beiden Zusammenkünften, Buenos Aires und Kapstadt, war das Oberrabbinat zum ersten Mal formell beteiligt.

Und dieses strahlt auch in die einzelnen Länder der Diaspora, bei den orthodoxen Rabbinern. Jetzt nicht bei allen, aber doch es ist doch eine gewisse Offenheit für die Teilnahme am Gespräch mit christlichen Theologen da. So haben wir in Deutschland zum Beispiel auch solche Dialogforen. Es gibt etwa im katholischen Bereich einen Gesprächskreis "Juden und Christen" beim Zentralkomitee der deutschen Katholiken. Dort haben wir sechs Rabbiner neben acht weiteren jüdischen Kolleginnen und Kollegen vertreten und dabei sind auch zwei orthodoxe Rabbiner dabei. Es ist der Dialog in der bisherigen Strecke nach der Schoa mehrheitlich tatsächlich von Reformrabbinern und Konservativen getragen worden. Aber es haben

sich durchaus auch orthodoxe Autoritäten, besonders aus den Vereinigten Staaten, daran beteiligt.

Jetzt haben wir sozusagen eine gegenläufige Diskussion innerjüdisch: Dass die Beteiligung der Orthodoxie am offiziellen Dialog mit der katholischen Kirche eine Marginalisierung des Reformflügels bedeutet. Und einige von den jüdischen Kollegen halten Kardinal Kasper vor: Ja, du magst dich um die Orthodoxie kümmern, aber pass auf, zwei Tendenzen kommen da her: Erstens, du wirst immer weniger theologische Fragen dort diskutieren und immer mehr soziale Fragen, und das zweite ist, die Orthodoxie wird ihrerseits dafür sorgen, dass die Reform nicht mit beteiligt ist. Das ist jetzt eine innerjüdische Diskussion, die im Gange ist. Ich sage das, um anzudeuten: So wie Edna es in ihrem Leitartikel der Allgemeinen Jüdischen Wochenzeitung geschrieben hat, trifft sie nur teilweise den Befund.

Und jetzt speziell bei den Gesellschaften, sind da mehr, oder waren da mehr Liberale?

Ja, das wird man wohl so sagen können, dass es dort vor allem Liberale gibt. Seien es Rabbiner: Henry Brandt gehört eben der Reformrabbinerkonferenz an. Er ist seit mehr als zwanzig Jahren jüdischer Präsident des Deutschen Koordinierungsrates. Und wenn auch in einzelnen örtlichen Gesellschaften Rabbiner sich beteiligten, ein Vorstandsamt übernahmen, waren es mehrheitlich Reformrabbiner. Aber ich lebe in Aachen, und die Aachener Gemeinde hat seit mehreren Jahren einen jungen, aus der Schweiz stammenden, in Jerusalem ausgebildeten orthodoxen Rabbiner, der Herr Engelmeier, und der arbeitet in der örtlichen Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit mit. Es gibt also durchaus auch Mitarbeit von orthodoxen Rabbinern oder auch Mitgliedern der orthodoxen Gemeinden in den Gesellschaften. Wenn man das jüdische Engagement insgesamt taxieren kann, wird man wahrscheinlich auf den Befund kommen: Mehrheitlich sind es Mitglieder der Einheitsgemeinden, aber in der persönlichen Lebensführung eben mehrheitlich eher in der Reformtradition. Aber das ist nicht hermetisch. Es gibt pointierte Mitwirkung auch von einzelnen orthodoxen Mitgliedern, wie von einzelnen orthodoxen Rabbinern.

In der Zeit, in der Sie Vorstand des DKR waren, was waren da so die großen Themen?

Es waren Themen, nach wie vor, der Erinnerung, des Gedenkens, des Zulassens auch selbstkritischer Fragen für die deutsche Öffentlichkeit und deutsche Geschichte. Wie auch Themen, wie, ja, Möglichkeiten gemeinsamen Engagements. Zusammenarbeit. Und wenn Sie dann eben eine persönliche Note hatten, wie etwa das Jahr 1986, hundertster Geburtstag von Franz Rosenzweig, wurde eine Persönlichkeit vorgestellt, die ganz herausragend war, eine Bezugsfigur nicht nur für jüdische Bürger und Bürgerinnen in Deutschland, sondern auch für christliche, nicht-jüdische Bürger und Bürgerinnen war. Wir haben da Menschen mit Franz Rosenzweig beschäftigt, der viele Jahre zuvor im Schatten von Martin Buber stand. Der hat einfach durch seine Biographie und Persönlichkeit einen großen Eindruck gemacht. Da kann, und ich will jetzt einmal ein Zitat von heute Nachmittag aufgreifen, eine "Übertrumpfungsmoralität" gar nicht aufkommen, da ist so eine Statur von Mensch da, da kann man nur Staunen und anerkennend davor stehen. (...) Und mit dem Element der Erinnerungs- und Gedächtnisarbeit wurden auch zeitpolitische Sensoren angelegt: Gesellschaft, wo musst du aufpassen? Für das Jahr '85, 40 Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg: Glaubt nicht, dass die Geschichte zuende ist! Es bleibt ein Problem. Seid wachsam! Die Bewährung liegt noch vor euch! Also auch sozusagen eine gesellschaftliche Mahnung, der Probleme bewusst zu bleiben und sie bewusst zu halten und sie nicht zu vergessen. Nicht zu glauben, man sei gleichsam aus Verpflichtungen oder Belastungen heraus. Nein! Und das ist zum Beispiel meiner Meinung nach eine bis heute gute Frucht des amerikanischen Impulses der Woche der Brüderlichkeit. Die Gesellschaften haben eben an zwei Zeitstellen eines jeden Jahres, jetzt seit 60 Jahren fast, sich der deutschen Öffentlichkeit in einer eindrucksvollen Weise vorgestellt: Mit der Woche der Brüderlichkeit und mit dem Gedenken der Reichskristallnacht. Besonders die Tradition der Woche der Brüderlichkeit mit den Jahresthemen hat doch eine wichtige gesellschaftliche Funktion. Einiges von dem ist natürlich in die Talkshowkultur abgewandert. Der Diskurs, der manchmal eindrucksvoll, manchmal sehr banal in der Talkshowkultur abläuft, ist unter dem Aspekt gesellschaftliche Entwicklung, Zusammenleben von Christen und Juden in besonderer Weise oder Zusammenleben von Mehrheit zu Min-

derheit, dieser Diskurs ist jahrzehntelang ein Stück mitbestimmt worden durch den Deutschen Koordinierungsrat, mit bestimmt worden durch die Woche der Brüderlichkeit und durch das jeweilige Jahresthema. Wenn Sie die Jahresthemen durchgehen, das sind Seismographen. Nicht in jedem Fall, manchmal ist es banal. (...) Der Koordinierungsrat hat gut darauf reagiert, was sich zusammenbraute und dies ein Stück vorweg angesprochen.

1971 war ja das Thema "Minderheiten in unserer Gesellschaft" und da wurden die Gruppen auch ganz deutlich beim Namen genannt, wurde auf Ausgestoßene in der Gesellschaft eingegangen und ich habe dazu verschiedene Meinungen gelesen. Also auch Stimmen, die dann sagten: Da wird das Thema Juden relativiert und sozusagen auf eine Stufe mit anderen gestellt. Wie hat man dieses Problem gelöst?

Es ist in der Tat ein Stück immer wieder aufbrechender Frage für den Koordinierungsrat und für die Gesellschaften gewesen und sie haben bis heute gesagt: Wir dürfen nicht einfach hermetisch sein. Aber unsere Kernmessage ist die Kontur christlich-jüdisch. In den zurückliegenden zehn Jahren hieß es immer wieder: "Ja, müssen wir nicht die Muslime mit einbeziehen?" Und man hat, soweit ich es in Erinnerung habe, Folgendes gesagt: Wenn die christliche Mehrheit in diesem Lande in ihrem missglückten, zu bearbeitenden Verhältnis zur jüdischen Minderheit, wenn sie sich dem Thema zuwendet, dann ist das ein Stück auch *testcase* für Aufmerksamkeit, für Zurüstung eines besseren Gelingens des Verhältnisses zu anderen Minderheiten, hat also die (...) besondere Bedeutung der Herausforderung des Verhältnisses der christlichen Mehrheit zur jüdischen Minderheit in diesem Lande, in seiner Geschichte und Gegenwart, und gleichzeitig schärft uns das noch einmal, um uns aufmerksam zu machen für verwandte Probleme. Da hat es dann eine Reihe von Jahren (...) der Auseinandersetzung gegeben: Die Einzigartigkeit, Präzedenzlosigkeit der Schoa und doch Einzelaspekte der Vergleichbarkeit mit anderen Genoziden. (...) Hier taucht also ein Element von Vergleichbarkeit auf, ist das eine Einebnung? Und wie ist es mit der Singularität, mit der Präzedenzlosigkeit, mit der Unvergleichlichkeit der Schoa? Das hat die Arbeit der Gesellschaften und des DKR immer mit begleitet. Hier auf dieser Tagung ist Martin Stöhr, er war (...) vorher, zusammen mit dem katholischen Dominikanerpater Willehad Eckert und Nathan Peter Levinson Vorsitzender des Koordinierungsrates. Er hat sich in den achtziger Jahren mit der Frage befasst: Was ist als Einzigartigkeit und Präzedenzlosigkeit der Schoa festzuhalten, nach Innen wie nach Außen, und wie ist gleichzeitig die Beschäftigung mit der Schoa noch eine Anschärfung der Aufmerksamkeit für anderes Leiden? Gibt es Punkte der Vergleichbarkeit? (...)

Nostra Aetate war ja von katholischer Seite aus ein großer Umbruch für den christlich-jüdischen Dialog. Gibt es ein vergleichbares Dokument auf der evangelischen Seite?

Ja, wenn auch nicht auf weltkirchlicher Ebene. Das ist der Rheinische Synodalbeschluss von 1980. Das hat von evangelischer Seite aus eine ähnliche Wasserscheide-Funktion gehabt, wie die Erklärung des Konzils, Nostra Aetate für die katholische Kirche weltweit. Und (...) auch wenn die Dokumente das nur sehr verhalten andeuten, der Rheinische Synodalbeschluss wäre wohl ohne die Vorgabe der Konzilerklärung und die Dynamik in der katholischen Kirche wahrscheinlich nicht so gekommen oder zu dem Zeitpunkt nicht gekommen. (...)

Also, der Grundgedanke ist: Wenn man das Faktum der religiösen Judenfeindschaft durch die Jahrhunderte, das heißt im Verhalten der Christen und im Verhalten der Hierarchie und der Kirchenleitung nimmt, da war viel Opportunismus, viel Feigheit, da fehlte es an Widerständigkeit, an Einsicht, da war viel Verrat dabei. Das ist ein Faktor der Entstehung und Ermöglichung der Schoa im Sinne einer historischen Analyse. Das kann man mit dem Begriff der "Mitverantwortung" zum Ausdruck bringen. Um deutlich zu machen: Es ist eine Vielzahl an Motiven, eine Vielzahl an Milieus, eine Vielzahl von Institutionen beteiligt. Will man aber diese Mitwirkung unter dem Aspekt der Schuld bedenken, hat das jeweilige Subjekt, das verantwortlich gemacht wird, als Individuum und als Gemeinschaft nur ein Mandat für sich selbst eine Aussage zu machen. Nicht gleichzeitig nach links und rechts zu schauen. Es ist eine Verletzung der Integrität dieses Schuldbekenntnisses, wenn man sagt: "Der andere hat auch Schuld.". Ich habe nur das Mandat über mein Verhalten, und die anderen haben nur das Mandat über ihr Verhalten. (...) Das hat der Rheinische Synodalbeschluss sehr schön

zum Ausdruck gebracht. Das hat geholfen, um mit der katholischen Kirche dieses Problem ähnlich differenziert aufzunehmen. Wir haben zum Beispiel dann auch eine Anschärfung in der katholischen Kirche, Bewusstheit, dass etwa in Blick auf geschichtliche Schuld es unterschiedliche Profile in der Schuld wahrnehmung jüdisch und katholisch gibt. Und die heutige Generation des jüdischen Volkes kann nicht für eine zuvor ermordete Generation eine Vergebung aussprechen, da sie kein Mandat zur Verfügung hat. Also haben die französischen Bischöfe und die deutschen Bischöfe bei ihren wichtigen Aussagen der kirchlichen Schuld- anerkennnis, der Bischöfe Frankreichs, der Bischöfe der katholischen Kirche in Deutschland, eine Formulierung: "Wir erleben von Gott die Vergebung für dieses geschichtliche Versagen und bitten das jüdische Volk, dieses Wort der Umkehr zu hören." Das ist ein indirekter Reflex des Reflektionsniveaus, was die Rheinische Synode 1980 mit ihrer Formulierung und Unterscheidung von Mitverantwortung und Schuld der Kirche angefangen hat. Die haben hier wechselseitige Rezeptionen und wechselseitige Impulse.

War der DKR auch an der Entstehung von Nostra Aetate und am Rheinischen Synodalbeschluss beteiligt?

Der DKR war etwa an der Entstehung von Nostra Aetate weniger beteiligt. Aber wir werden jetzt in diesem Sommer sechzig Jahre Seelisberger Thesen diskutieren und daran erinnern. Und das Programm was die für die damaligen christlichen Männer und Frauen im Blick auf kirchliches Verhalten formuliert haben, unter Beisein von jüdischen Kolleginnen und Kollegen, aus dem ist dann der „Internationale Rat der Christen und Juden“ hervorgegangen. Und wenn Sie den Text der Seelisberger Thesen nehmen und den Text von Nostra Aetate, sind dort viele Überschneidungen. Ich weiß jetzt nicht ob Monsignore Paul Österreicher in Seelisberg dabei war, ein aus Wien stammender Sohn einer jüdischen Familie, der die Taufe genommen hat und katholische Theologie studiert hat und Priester wurde. Und er war im weiteren Kontext von Johannes XXIII. und Paul VI. einer der maßgeblichen Berater und Paul VI. hat bei seiner Unterschrift am 28. Oktober 1965 unter Nostra Aetate, zu Monsignore Paul Österreicher gesagt: "Das ist, Monsignore, ihr Tag." Es gibt also weniger die DKR-Linie zu Nostra Aetate, aber die Linie vom Internationalen Rat der Juden und Christen. Man kann sagen: Bis zum Konzil hat es einen nicht kirchlich gestützten Dialog von einzelnen jüdischen und christlichen Frauen und Männern gegeben. Der hat sich für Europa mit den Seelisberger Thesen zunächst gemeldet. Ist dann ein Stück in das evangelische Engagement mit den Kirchentagsveranstaltungen 1961 eingeflossen und ist dann katholischerseits mit dem Konzilium Nostra Aetate 1965 auch katholischerseits anerkannt worden. So konnten zum Beispiel die amerikanischen Bischöfe, nach Erscheinen von Dabru Emet im September 2000, den ersten jüdischen Kritiken eine Erklärung zu Dabru Emet hinzufügen, wo sie sagten: "Wir vertrauen der Wirkung der Wahrheit und hoffen, dass Dabru Emet eine ähnliche Wirkung haben wird wie die Seelisberger Thesen für die Kirche." (...)

Auf der Woche der Brüderlichkeit ist mir aufgefallen, dass der Bundespräsident bei der Eröffnungsfeier nicht anwesend war. Und jetzt wollte ich fragen: Ist das Tradition gewesen, dass er daran teilnimmt?

Nicht immer, nein, nicht immer. Johannes Rau war einige Male da. Wie es mit Bundespräsident Herzog war, weiß ich nicht. Weizsäcker war '86 da, bei der Verleihung der Buber-Rosenzweig-Medaille an Heinz Kremers, die beiden kannten sich. Nein, das ist nicht eine jährlich wiederkehrende Sache gewesen, so dass die Nicht-Anwesenheit von Bundespräsident Köhler nicht ein Bruch einer vorangegangenen Tradition ist, nein, das kann man so nicht sagen.

Ich danke Ihnen

1.3 Interview mit Sonja Weichert, Vorstandsmitglied der GcjZ Minden/Westfalen

1. Was war deine Motivation, in die GcjZ Minden einzutreten?

Mein Heimatdorf Redwitz in Oberfranken ist ein Dorf, in dem rund 1/3 der Bevölkerung jüdisch war. In der ganzen Gegend, rund um Lichtenfels, wohnten ja viele Juden, wie Josef Motschmann in seinen Büchern gut ausführt. Außerdem gab es in Redwitz einen Reformrabbiner, Moses Gutmann, der bereits im 19. Jhd. die Synagoge reformieren wollte. Das alles war für mich als Kind bereits sehr interessant. Ich hatte einen Großonkel, der bei den Nazis gewesen ist. Als er seine Schreinerei gebaut hat, befand sich darunter die Mikwe, das jüdische Ritualbad. Das habe ich als Kind mitbekommen. Heute gibt es in Redwitz keine Juden mehr. Lange hat noch der alte Herr Gutmann gelebt, er war der letzte Jude von Redwitz. Die Gutmanns haben ein großes Korbunternehmen. Die Kinder und Enkel sind keine Juden mehr. Man stößt in Redwitz immer wieder auf jüdische Spuren, zum Beispiel durch die Namen der Bewohner. Zwischen Redwitz und Burgkunstadt liegt Horb, dort hat man irgendwann in einer Scheune die Inneneinrichtung der Synagoge gefunden, mit allen Wandmalereien, diese wurden dann nach Jerusalem gebracht. Dies hat mich als Kind fasziniert. Dann habe ich mich seit dem Studium für das Judentum interessiert. Mich faszinieren bestimmte Regeln im Judentum, zum Beispiel, dass man sich kein Bild von Gott machen soll. Manches ist im Judentum einfach klarer als im Christentum. Also bin ich in die GcjZ eingetreten. Inzwischen erzählen Juden dort mehr von sich. Die GcjZ ist für sie eine Rückenstärkung. Mit den Zugewanderten habe ich allerdings keinen Kontakt. Ein direktes Gespräch mit den Juden findet immer noch viel zu wenig statt, auch weil sie in der Minderheit sind. Ich habe mitverfolgt, wie im Nachbarort Petershagen gegen den Widerstand aller Parteien die Synagoge renoviert wurde. Das ist sehr gut gelungen.

Ich finde es faszinierend, wie im Judentum das ganze Leben geregelt ist. Man geht nicht nur zum Gottesdienst und danach ist wieder Alltag, wie das bei uns so oft ist, auch bei den Erweckten, sondern der Alltag ist in die Religion integriert.

2. Wie lange bist du schon Mitglied bei der GcjZ Minden?

Ich bin seit 30 Jahren dabei.

3. Seit wann bist du im Vorstand?

Seit zehn Jahren.

4. Gibt es bei euch Ausschüsse, wie den Frauen- und den Erzieherausschuss?

Nein, wir haben keine Ausschüsse.

5. Welche regelmäßigen Veranstaltungen gibt es, außer der "Woche der Brüderlichkeit"?

Wir pflegen den Austausch zwischen Islam, Judentum und Christentum. Die "Trilogie" nimmt einen wichtigen Platz ein. Einmal im Monat machen wir eine öffentliche Veranstaltung. In Minden ist das Gemeindehaus nach Adolf Stöcker benannt worden. [Adolf Stöcker war ein antisemitischer Hofprediger. Inzwischen ist der Name des Gemeindehauses geändert worden.] Gegen diese Benennung sind wir aktiv. Außerdem veranstalten wir Ausstellungen. Ich selbst halte Vorträge über jüdische Literatur. Dr. Winter, der evangelische Vorsitzende, holt Koryphäen von außen, kluge Menschen.

6. Was hat sich im Laufe der Jahre bei der Begegnung der Religionen verändert?

Das Bewusstsein, dass Juden dabei sind, war von Anfang an da. Die Katholiken sind eher untergeordnet. Theologisch brauchen Juden die GcjZ nicht. Ein Mindener Pfarrer wollte Juden missionieren. Daraufhin entstand eine Diskussion, ob Christen sich anmaßen können, Juden zu missionieren. Die jüdische Gemeinde sagt, Christen sollen wissen, was sie wollen. Juden brauchen die GcjZ, um gegen Neonazis vorzugehen, aber nicht zur Erörterung theologischer Probleme. Wir sind heute im erweiterten Vorstand 12 Leute, dazu gehört auch Herr Scheurenberg, er ist schon über 80 und hat zwei KZs überstanden. Von allen Vereinen, in denen ich Mitglied bin, wäre die GcjZ die letzte, die ich aufgeben würde. Von Veranstaltungen

gen bringe ich immer etwas mit, was neu ist. Ein Problem ist jedoch, dass die Evangelischen immer wissen, wie es Juden zumute sein muss. Sie sprechen für die Juden, Juden haben aber völlig andere Probleme. "Wir Juden wissen, was wir wollen", sagen hingegen die Juden und "Warum tönt ihr denn so laut". Juden brauchen Christen als Schutz in der Gesellschaft, die Christen hätten gerne eine theologische Diskussion. Juden möchten friedlich leben, aber keine theologische Diskussion. Das Selbstbewußtsein fehlt den Christen. Ich frage mich dann auch immer: "Wo ist denn mein Selbstbewußtsein?" Der Kontakt zu Mindener Juden, die auswandern mussten, funktioniert gut. Die jüdische Gemeinde [...] hat in erster Linie Probleme, wie sie sich um Zugewanderte kümmern. Man kommt bei der GcjZ zusammen, indem man sich anschreit und fetzt und dann vor aller Augen wieder in den Arm nimmt. Dr. Winter, der Probst, hat seit über 20 Jahren den Vorsitz als Evangelischer. Er ist ein richtiger "Pfarrherr", der Hof hält.

7. Wie integriert ihr junge Leute?

Ein Gymnasium in Minden hat gute Religionslehrer, diese machen mit ihren Klassen am 9. 11. mit.

8. Woher kommt das Geld für die GcjZ?

Wir sind nicht auf Spenden angewiesen, wir haben immer gut Geld. (...)

9. Wie groß ist die jüdische Gemeinde in Minden?

Es sind 120 Leute, eine Handvoll davon ist Mitglied in der GcjZ.

10. Was sind eure Themen?

Unsere lokalen Themen sind das "Adolf-Stöcker-Gemeindehaus", die Theologie des Trialogs, Lea Fleischmann, Hanna Arendt, die palästinensische Friedensbewegung und die politische Situation im Nahen Osten.

Was mich persönlich interessiert, ist, wie man sich gegenseitig weiterbringt.

Danke für das Interview.

Anmerkung: Aus dem Tätigkeitsbericht der Mindener Gesellschaft vom Jahr 2002 geht hervor, dass es kritische Stimmen zur Polizeiarbeit gibt. So schrieb der Protokollant, nicht ohne Zweideutigkeit:

"Wir danken der Kreispolizeibehörde, die durch das ganze Kalenderjahr hindurch ein waches Auge auf die Gefährdung unserer Arbeit durch rechtsradikale Gewalt hatte und insbesondere den Aufmarsch von ca. 20 NPD-Anhängern zur Veranstaltung am 27.11. mit Erfolg geschützt hat."⁹⁴⁸

1.4 Interviews mit Rudolf Sirsch, Generalsekretär des Deutschen Koordinierungsrates

Ein erstes Interview mit Rudolf Sirsch führte ich am 06.04.2006 im Haus des Deutschen Koordinierungsrates in Bad Nauheim.

1. Wie viele Mitglieder haben die GcjZ in Deutschland?

Zu den Gesellschaften gehören in Deutschland ca. 20 000 Mitglieder, Freunde und Förderer.

2. Welche Gesellschaften gibt es im Osten?

Dresden, Görlitz, Potsdam, Zwickau sowie die assoziierten Arbeitsgemeinschaften Kirche und Judentum in Thüringen und die Jüdisch-Christliche Arbeitsgemeinschaft in Leipzig.

Die vier erwähnten Gesellschaften gehen, wie die bereits erwähnten Arbeitsgemeinschaften, auf eine Zeit zurück, die bis in die DDR zurückreicht. In den 70er und 80er Jahren wurden von interessierten Christen Jüdisch-Christliche Arbeitsgemeinschaften gegründet um mehr

⁹⁴⁸ DKR: Tätigkeitsberichte 2002, Bad Nauheim 2003, S. 182

über das Judentum, über den christlich-jüdischen Dialog zu erfahren. Auch ging man auf Spurensuche vor Ort um Ortsgeschichte aufzuarbeiten und Gedenktafeln anzubringen.

3. Können Sie mir die wichtigsten Vorhaben des DKR für die kommenden Monate nennen?

- Die Studientagung vor unserer Mitgliederversammlung am 19./20. Mai zum Thema „Antisemitismus, Antizionismus, Islamismus – Alte Gefahren oder neue Bedrohung“
- Eine Zukunftswerkstatt zur Arbeit des Forums Junger Erwachsener in Köln
- Eine Tagung zum Thema „Franz Rosenzweig (1886-1929) – Leben und Werk als Herausforderung für Juden und Christen heute“ vom 16.-18. Oktober in Wesseling.
- Unsere Studientagung vor der Geschäftsführertagung zu unserem neuen Jahresthema „Redet Wahrheit“
- Fortsetzung unserer Tagungsreihe „Gewalt, Rassismus und Zivilcourage unter Kindern und Jugendlichen“ in Darmstadt
- Informationsstand auf dem Deutschen Katholikentag in Saarbrücken
- Der Redaktionskreis bereitet zur Zeit das neue Themenheft vor.
- Die Vorbereitung der Woche der Brüderlichkeit 2007 in Mannheim
- Die Fortsetzung und Vorbereitung des in diesem Jahr begonnenen Treffens der Rabbiner mit Vertretern der evangelischen und katholischen Kirche in Deutschland.
- Mitgliederversammlung des ICCJ in Österreich, an dem u.a. Professor Dr. Abi Pitum teilnehmen wird.

4. Wie lange gibt es eigentlich schon die christlich-jüdischen Gemeinschaftsfeiern?

In Deutschland war wohl der erste gemeinsame Gottesdienst ein Bittgottesdienst in der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche bei Ausbruch des Sechs-Tage-Krieges. Er wurde von den Vorsitzenden des Deutschen Koordinierungsrates unter Mitwirkung maßgeblicher Berliner Geistlicher durchgeführt. Bilder dieser religiösen Feier gingen damals durch die Weltpresse und erschienen auch in einer in Israel herausgegebenen Dokumentation.

Ein längeres Interview führte ich dann am 11.12.2006, wieder im Haus des DKR, mit Rudolf Sirsch.

1. Was hat Sie zu Ihrem Eintritt in die GcjZ motiviert?

Sowohl die Beschäftigung mit unserer Geschichte als auch das Theologiestudium haben den Blick auf das Thema geschärft. Im Studium die Beschäftigung mit den Themen Antijudaismus in der Kirchengeschichte, christlich-jüdischer Dialog und Theologie nach Auschwitz. Aber auch die Aufarbeitung der Geschichte der Jüdischen Gemeinde in meiner Heimatgemeinde Marköbel.

2. Wie kam es zur Gründung der GCJZ Görlitz?

Auf dem ev. Begegnungskirchentag zwischen der Landeskirche der schlesischen Oberlausitz und der Landeskirche Oldenburg in Görlitz 1992, haben sich etwa 12 Personen nach einem Vortrag von Helmut Eschwege für eine Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit ausgesprochen. Etwa vier Wochen später sollte die Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit Görlitz in der Stadtbibliothek gegründet werden. An der Veranstaltung nahmen etwa 20 Personen teil. Der damalige Chefarzt des Klinikums Görlitz votierte vor dem Hintergrund, dass etwa 80 Prozent der Görlitzer Bevölkerung atheistisch sind, für

die Gründung einer Deutsch-Israelische Gesellschaft. Nach einer intensiven Diskussion über das für und wider einer Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit wurde vereinbart, dass wir sowohl einen Referenten einladen, der die GCJZ vorstellt, als auch einen weiteren Referenten, der die DIG vorstellen sollte. Nach weiteren Treffen und einem Gespräch zwischen dem damaligen Direktor der Stadtbibliothek und mir, habe ich meine damaligen Beweggründe für eine Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit schriftlich formuliert und an die Interessierten mit der Bitte verschickt, Anfang Dezember - das Evangelische Bildungswerk hatte gemeinsam mit der sächsischen Landeszentrale für politische Bildung die Ausstellung „Breslauer Juden“ nach Görlitz geholt -, die Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit Görlitz zu gründen. An der Gründungsveranstaltung nahmen etwa 25 Personen teil.

Damals war ich Geschäftsführender Vorsitzender der Gesellschaft und zugleich Studienleiter am Evangelischen Bildungswerk Johann Amos Comenius und der Evangelischen Akademie Görlitz. Ich habe den christlich-jüdische Dialog zu einem der drei Säulen der Akademiearbeit ausgebaut. Themen waren u.a. „Theologie nach Auschwitz“, „Lesen Juden und Christen die selbe Bibel“, „Aufarbeitung der Vergangenheit in Theologie und Geschichte“, „Antisemitismus in Deutschland und Polen“, „Spurensuche in Görlitz und Sachsen“, „Studienfahrten nach Auschwitz“, Vorträge, Ausstellungen und Ringvorlesungen.

3. Wie wurden Sie Generalsekretär des DKR?

Durch die Gründung der Görlitzer Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit 1992 und die damit verbundene Arbeit als Geschäftsführender Vorsitzender der Gesellschaft war ein vertrauensvoller Kontakt zu dem damaligen Generalsekretär Dr. Ansgar Koschel gegeben, der durch zahlreiche Kooperationsveranstaltungen zwischen dem DKR und der Görlitzer GCJZ bzw. Akademie ausgebaut wurde. Auch wurde ich von 1995 bis 1998 von der Mitgliederversammlung in den Vorstand des Deutschen Koordinierungsrates gewählt.

Als ich von Ansgar Koschel bzw. Berndt Schaller hörte, dass der DKR die Stelle des Generalsekretärs ausschreiben würde, habe ich mich beworben.

4. Was sind Ihre Aufgaben als Generalsekretär?

Die gefassten Beschlüsse des Präsidiums und Vorstands umsetzen. So u.a. die Vorbereitung und Durchführung der zentralen Eröffnungsfeier der Woche der Brüderlichkeit, die Live in der ARD bzw. ZDF zu sehen ist. Die Christlich-Jüdische Gemeinschaftsfeier vorbereiten und die Woche der Brüderlichkeit als Dokumentation herauszugeben. Gemeinsam mit dem Redaktionskreis das Themenheft herausgeben und Studientagungen vorbereiten, durchführen und als epd Dokumentationen publizieren. Weitere Publikationen wie das Rundschreiben an die Gesellschaften, das dreimal im Jahr erscheint, herausgeben. Mitgliederversammlung und Geschäftsführertagung vorbereiten und durchführen Kontaktpflege zu den 83 Gesellschaften, dem Bundespräsidialamt, Bundeskanzleramt und dem Bundesinnenministerium. Ferner Kontakte zu den Landeskirchen und Bistümern, zu den kirchlichen und politischen Akademien, dem Zentralrat und den Jüdischen Gemeinden. Aber auch Kontakte zum ZDF, zur ARD, WDR, HR, SWR, NDR, Frankfurter Rundschau, Tagesspiegel und weiteren Medien zu pflegen.

Ab hier hat Rudolf Sirsch schriftliche Ergänzungen vorgenommen:

5. Was hat sich Ihrer Meinung nach seit Ihrem Eintritt in die GCJZ im christlich-jüdischen Dialog verändert?

a. Am 11. September 2000 erschien in der „New York Times“ und der „Baltimore Sun“ die Erklärung „Dabru emet- Redet Wahrheit“ mit den Unterschriften von mehr als 200 Frauen und Männern der jüdischen Wissenschaft und des synagogalen Lebens in den USA. Mit dem Titel fordern die Verfasser in acht Thesen dazu auf, die Wahrheit zu sagen und die tiefgehenden positiven Entwicklungen im Christentum und den „dramatischen und unvorhersehbaren Wandel in den christlich-jüdischen Beziehungen“ wahrzunehmen und anzuerkennen. Sie fordern die jüdische Glaubensgemeinschaft dazu auf, die jahrhundertelange Furcht und das

jahrhundertelange Misstrauen gegenüber dem Christentum aufzugeben und positiv auf die veränderten Überzeugungen der Christinnen und Christen einzugehen.

b. Die Stellungnahme der Theologischen Kammer der EKD hat sämtliche gerade in Jahrzehnten mühsam (wieder)erkannten besonderen Konturen der jüdischen Gemeinschaft restlos verwischt: Seit 25 Jahren hat eine um die andere der Gliedkirchen der EKD erklärt und begründet, dass sie nicht nur aus historischen, sondern gerade auch aus theologischen Gründen eine besondere Beziehung zur jüdischen Gemeinschaft habe – in den „Leitlinien“ hingegen ist das Judentum eingemeindet in den Kreis der dem Christentum geschlossen gegenübergestellten Religionen, so als hätte es nichts an kirchlichen Erklärungen gegeben.

Die Theologische Kammer der EKD liegt damit genau auf der Linie der Fakultäten, an denen die Thematik des christlich-jüdischen Verhältnisses desgleichen ungeachtet aller Verlautbarungen eine Randerscheinung ist.

c. In einer Tagung im Jahr 2004, die auch als epd Dokumentation vorliegt, stand der christlich-jüdische Dialog auf dem Prüfstand. U.a. wurde danach gefragt, ob die unter den Bezeichnungen christlich-jüdischer Dialog / christlich-jüdische Zusammenarbeit seit nun über 50 Jahren entwickelten Produkte noch „zeitgemäß“ sind.

Zu den unerledigten, notwendigen Aufgaben für die Zukunft gehören insbesondere:

1. der Kampf gegen alle Formen von religiösem Antijudaismus und säkularem Antisemitismus, wohl wissend, dass beide sich gegenseitig bedingen und befördern;
 2. die Abwehr rassistischer Übergriffe und der sie bestimmenden Vorteilmuster,
 3. die Aufdeckung und den Abbau theologischer Fehl- und Feindbilder, wie sie immer noch und wieder, explizit oder implizit in Lehre und Forschung, im Unterricht, in Predigten und im religiösen Schriften verbreitet werden,
 4. die Umsetzung der theologischen Verlautbarungen in die Praxis der Gemeinden sowie schließlich
 5. die Zusammenarbeit in der Öffentlichkeit, namentlich in gesellschafts- und sozialpolitischen Fragen.
- d. Der im Jahr 2006 vielfach als „historisch“ gewürdigte Anfang eines Dialogs zwischen den Rabbinern und den Vertretern der Deutschen Bischofskonferenz unter der Leitung von Kardinal Karl Lehmann und der Evangelischen Kirche in Deutschland unter der Leitung des Ratsvorsitzenden Bischof Wolfgang Huber wurde in Mannheim zur „Woche der Brüderlichkeit“ im März 2007 auf allseitigen Wunsch hin vom DKR fortgesetzt und intensiviert durch ein zweistündiges internes Gespräch zum Thema „Rechenschaft und Zeugnis des Glaubens“ bzw. „Mission“ und durch zwei öffentliche Vorträge zum Thema „Fremdheit“ in jüdischer bzw. christlicher Tradition. Der Deutsche Koordinierungsrat wird im Rahmen der Woche der Brüderlichkeit zum dritten Treffen die offiziellen Vertreter von Judentum und Christentum in Deutschland unter dem Motto „Ein weiterer Schritt im Dialog zwischen Rabbinern und christlichen Kirchen in Deutschland – Begegnungstreffen und Vorträge am 3. März 2008“ einladen und durchführen.
- e. Pädagogische Konzepte gegen Rechtsextremismus und Antisemitismus. In etwa 50 Tagungen wurden unser Tagungskonzept „Gewalt, Rassismus und Zivilcourage unter Kindern und Jugendlichen im gesamten Bundesgebiet durchgeführt.

6. In Ihrem Beitrag „Erfahrungen und Eindrücke als Generalsekretär“ zitieren Sie Ernst Ludwig Ehrlich, dass nicht die christlich-jüdische Beziehung in die Krise geraten sei, sondern eher die christliche Theologie - könnten Sie das näher erläutern?

Auch Theologen haben „Gesicht“ zu zeigen, Positionen anzugeben, sie haben sich einzumischen, damit die theologischen Probleme „sichtbar“ werden, so Hubert Frankemölle in einem Beitrag zum Thema „Schwerpunkte und Schwachpunkte im jüdisch-christlichen Gespräch“, der im Compass-Infodienst im Netz steht.

Hier sei an Nostra aetate ebenso erinnert, wie an den Synodalbeschluss der Rheinischen Rheinischen Kirche, und die EKD Studien I bis III.

Ernst Ludwig Ehrlich hat in der oben erwähnten Tagung zum Ausdruck gebracht, dass neben einer seriösen Exegese eine teilweise unverbundene Dogmatik danebensteht. Die gelegentlich aufgetretene „Krise“ entspringt auch einer Erinnerungs- und Denkfaulheit, einer mangelnden Tiefe in das Eindringen der eigenen Religion, was für Juden und Christen in gleicher Weise gilt. So bleibt die Aufgabe, uns mehr als früher nicht nur konkretes Wissen anzueignen, sondern das geistig Erworbene auch spirituell umzusetzen, so Ernst Ludwig Ehrlich in seinem Beitrag „Ermüdungserscheinungen oder Krise in der christlich-jüdischen Zusammenarbeit“.

7. Mit welchen anderen Vereinen arbeitet der DKR heute zusammen?

Wir arbeiten u.a. mit

- der KLAK, der Konferenz Landeskirchlicher Arbeitskreise Christen und Juden,
- den Evangelischen Akademien in Deutschland,
- dem Internationalen Rat der Christen und Juden,
- der Deutsch-Israelischen Gesellschaft
- den politischen Stiftungen (Konrad Adenauer Stiftung, Friedrich Ebert Stiftung, Naumann-Stiftung und Heinrich Böll Stiftung) zusammen; aber auch mit den Landeszentralen und der Bundeszentrale für politische Bildung arbeiten wir zusammen.
- Der Arbeitsgruppe Christentum und Judentum auf dem Evangelischen Kirchentag bzw. dem Deutschen Katholikentag
- Ferner sind einzelne Vorstandsmitglieder in Gremien vertreten

zusammen.

8. Welche gemeinsamen Interessen verfolgen Christen und Juden bei den GCJZ?

Wir setzen uns ein für

- Verständigung und Zusammenarbeit zwischen Christen und Juden bei gegenseitiger Achtung aller Unterschiede,
- Erinnerung an die Ursprünge und Zusammenhänge von Judentum und Christentum,
- Selbstbesinnung in den christlichen Kirchen hinsichtlich der in ihnen theologisch begründeten und geschichtlich verbreiteten Judenverachtung und Judenfeindschaft,
- Bewahrung der noch erhaltenen, vielfältigen Zeugnisse jüdischer Geschichte,
- Entfaltung freien, ungehinderten jüdischen Lebens in Deutschland,
- Achtung der Eigenständigkeit ethnischer Minderheiten,
- Solidarität mit dem Staat Israel als jüdische Heimstätte.

Und wenden uns deshalb entschieden gegen

- Alle Formen der Judenfeindschaft, religiösen Antijudaismus, rassistischen und politischen Antisemitismus sowie Antizionismus,
- Rechtsextremismus und sein Menschenverachtung,
- Diskriminierung von einzelnen und Gruppen aus religiösen, weltanschaulichen, politischen, sozialen und ethnischen Gründen,
- Intoleranz und Fanatismus

9. Eine Interviewpartnerin sagte mir, dass Juden die GCJZ eher brauchen, um gegen Rechtsradikale vorzugehen, während Christen vor allem das theologische Gespräch suchen, das Juden weniger wichtig sei. Können Sie das bestätigen?

Es gibt Gesellschaften, die eher das theologische Gespräch suchen, andere Gesellschaften, manchmal auch in der gleichen Gesellschaft, die verstärkte Anstrengungen gegen den Antisemitismus und Rechtsradikalismus unternehmen. Und es gibt Juden, die eher das theologische Gespräch wünschen und es gibt natürlich auch Juden, die eher noch mehr gegen Antisemitismus und Rechtsradikalismus unternommen wissen wollen. Ich denke, das ist in vielen Gesellschaften und bei vielen Personen so, dass man sowohl das eine als auch das andere versucht umzusetzen, indem wir klar Flagge beziehen gegen Rechtsradikalismus und Antisemitismus und auch das theologische und das pädagogische Gespräch fortführen.

10. Was unternehmen Sie gegen antijudaistische Tendenzen in den Kirchen?

In einer Vielzahl von Tagungen, Publikationen, Erklärungen und Gesprächen mit Vertretern der Kirchen weisen wir auf antijüdische Tendenzen hin. So haben wir in Erfurt auf die „Judenau“ im Erfurter Dom hingewiesen. Von einem Arbeitskreis vor Ort wurde ein Flyer entwickelt, der sich dieses Themas angenommen hat und die Öffentlichkeit und kirchliche Vertreter sensibilisiert hat.

Interview mit Rudolf Sirsch am 03.04.2008 auf der Mitgliederversammlung

1.) Welche Orientierung hat der Deutsche Koordinierungsrat zum Thema „Erziehung“? Welche Pädagogen werden als Vorbilder gesehen, gehören dazu Alice Miller und Janusz Korcak?

„Die Forderung, dass Auschwitz nicht noch einmal sei, ist die allererste an Erziehung...“weil „...die Möglichkeit der Wiederholung, was den Bewusstseins- und Unterbewußtseinszustand der Menschen angeht, fortbesteht“.

Mit diesem Satz führte der Philosoph und Soziologe Theodor W. Adorno 1966 einen Rundfunkvortrag mit dem Thema „Erziehung nach Auschwitz“ ein. Mit „Erziehung nach Auschwitz“ meint Adorno eine Erziehung, die „Kraft zur Reflexion, zur Selbstbestimmung, zum Nicht-Mitmachen“ entwickeln müsse. Keineswegs dürfe Auschwitz verdrängt werden, keinesfalls dürfe man sich der „Konfrontation mit dem Grauen entziehen“.

Dass heute, 60 Jahre nach der Befreiung vom NS-Terror-Regime und sechs Jahrzehnte seit der Befreiung von Auschwitz, sich die Kultur der Erinnerung dramatisch verändert hat – u.a. finden allorts Gedenkveranstaltungen statt und in den Schulen ist das Thema Shoa/Holocaust seit langem fest verankert – ist auch dem Erzieherausschuss des Deutschen Koordinierungsrates der Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit mit zu verdanken.

Der Erzieherausschuss, der seine Arbeit bereits 1948/49 aufnahm und in zahlreichen Tagungen, Gesprächen mit den Kultusministerien, den Verlegern und Kirchen, Publikationen und sonstige Materialien herausgab, hatte mit Adorno, Horkheimer, Hugo Freund, Schulrat Anton Fingerle, Hannah Vogt etc. Mitglieder, die die Themen „Erziehung der Erzieher, demokratische Pädagogik und das von Adorno bereits 1951 in einem Vortrag ausgesprochene Diktum, dass man Menschen, bei denen man auf konkreten Antisemitismus stößt, dazu bringen muss, „über sich selbst zu reflektieren, d.h. zu den Dingen zu kommen, die diese Haltung verursachen. Neben Tagungen, Vorträgen und Publikationen hat man vor allem auch gruppenpädagogische Konzepte eingesetzt.

Inwieweit Alice Miller und Janusz Korcak eine Vorbildfunktion ausgeübt haben, vermag ich nicht zu sagen. Dem Erzieherausschuss ging es vor allem darum, die zwischen den Gruppen

bestehenden Vorurteile, die die religiösen, rassistischen, sozialen, politischen und wirtschaftlichen Beziehungen der Menschen untereinander vergiften, aufzuzeigen, zu analysieren und zu beseitigen. Ihr Ziel war die Festigung einer sozialen Ordnung, in der die religiösen Ideale der Brüderlichkeit und Gerechtigkeit die Grundlage der menschlichen Beziehungen bilden.

2.) Haben sich diese auch mit der Erziehung jüngerer Kinder beschäftigt oder vor allem mit Erwachsenen?

Theodor Bäuerle, Kultusminister von Baden-Württemberg und Teilnehmer der ersten Tagung Ende Mai 1949 erklärte, „Demokratie beginnt in der Schule“. In den ersten Jahren wurden in einer Vielzahl von Veranstaltungen auf Bundes- und der Landesebene Lehrertagungen durchgeführt, um die Erzieher, sprich Lehrer, zur Demokratie zu erziehen. Wenn Sie so zur politischen Bewusstseinsbildung und Sensibilisierung in der Schule beitragen, ist es möglich, das Gestrüpp von Vorurteilen abzubauen. Der Lehrer hat daher die Aufgabe, „Wissen an die Stelle von Nichtwissen, richtiges Wissen an die Stelle von Halbwissen oder unartikuliertem Wissen zu setzen“, so der Erzieherausschuß.

Neben den antijüdischen Vorurteilen in der Bevölkerung, die sich auch über einen Teil der Lehrerschaft erstreckten, kam hinzu, dass Schüler die unverarbeitete Vergangenheit der Eltern mit sich herumtrugen und ihre eigene Zeit in der HJ romantisch verklärten.

Das bestätigt auch der 1954 von der Düsseldorfer GCJZ durchgeführte Assoziationstest an dem 800 Schüler teilnahmen. Hier wurde festgestellt, dass 34 % der Mädchen, die zwischen 16 und 18 Jahren waren und 43 % der gleichaltrigen Jungen, betont antisemitische Äußerungen machten.

Neben der Überarbeitung der Geschichts- und Religionsbücher und der Lehrerfortbildung finden in den 60er und 70er Jahre zahlreiche Seminare und Tagungen auf Bundes- und Landesebene sowie in den jeweiligen Gesellschaften für Schüler/-innen statt.

Begleitend zu Überreichung der Buber-Rosenzweig-Medaille 2001 an die Aktion „Schule ohne Rassismus“ hat der Interviewte 2000 die Tagungsreihe „Gewalt, Rassismus und Zivilcourage unter Kindern und Jugendlichen“ konzipiert und bis heute mehr als 40 Tagungen dazu durchgeführt.

Es präsentierten sich unterschiedliche Projekte, die zeigten und zeigen, wie Schule, Kindergarten und Jugendarbeit zu tolerantem Miteinander erziehen können und wie sich diese Toleranz im Schulleben realisieren lässt, angesichts eines immer stärker werdenden Antisemitismus und Rechtsextremismus in unserer Gesellschaft.

Eine Intensivierung der Tagungsreihe „Gewalt, Rassismus und Zivilcourage unter Kindern und Jugendlichen“ findet seit der Woche der Brüderlichkeit 2008 in Nordrhein-Westfalen statt. Gemeinsam mit der Landeszentrale für politische Bildung, dem Schulministerium und dem Innenministerium sowie dem Landesjugendring werden in den fünf Regierungsbezirken drei Bausteine der Tagungsreihe interessierten LehrerInnen vorgestellt. Die Schulen können das Programm für Schulprojekttag oder für den Aufenthalt in Schullandheimen kostenlos buchen. Zeitgleich ist aus der Tagungsreihe „Gewalt, Rassismus...“ das Projekt „Argumentationstraining gegen Stammtischparolen“ gestartet und wird ebenfalls in den Regierungsbezirken durchgeführt.

Der Landesjugendring Nordrhein-Westfalen möchte ab dem kommenden Jahr in der JugendleiterInnenbildung (Juleica), ein zusätzliches festes Wochenend-Modul zum Thema „Argumentationstraining gegen Stammtischparolen“ integrieren. Dies ist ein wichtiger Schritt im Kampf gegen Antisemitismus und Rechtsradikalismus. Somit werden tausende junge Leute in dem so wichtigen Thema fortgebildet und können entsprechend reagieren.

3.) Was ist denn die heutige offizielle Haltung der beiden großen christlichen Kirchen in Deutschland zum Satz „extra ecclesiam nulla salus“?

Mit Recht wurde im Herbst 2005 in Tagungen an das Zweite Vatikanische Konzil vor 40 Jahren und hier besonders an „Nostra aetate“ erinnert, ebenso an den vor 25 Jahren verabschiedeten, theologischen Synodalbeschluss der Evangelischen Kirche im Rheinland „Zur Erneuerung des Verhältnisses von Christen und Juden“. So bekennt sich die römisch-katholische Kirche in „Nostra aetate“: „Nach dem Zeugnis der Apostel sind die Juden immer noch von Gott geliebt um der Väter willen; sind doch seine Gnadengaben und seine Berufung unwiderruflich“ (unter Berufung auf Römer 11,28f). Klarer formuliert es der Synodalbeschluss der Evangelischen Kirche im Rheinland: „Wir glauben die bleibende Erwählung des jüdischen Volkes als Gottesvolk.“

Noch deutlicher formuliert es der Gesprächskreis „Juden und Christen“ beim Zentralkomitee der deutschen Katholiken, hier heißt es: „Keine Bundestreue Gottes allein zur Kirche, sondern genauso zum jüdischen Volk. Deshalb sind Christen und Juden gleichermaßen berufen, sich als ‚Volk des Bundes‘ zu verstehen und ‚Licht der Völker‘ (Jes. 49,6; Mt 5,14) zu sein.

Von kirchlich höherem Rang im Zweiten Vatikanischen Konzil ist die Dogmatische Konstitution über die Kirche „Lumen gentium“. Hier stellt der katholische Judaist Karheinz Müller dazu kritisch fest: „Hier wird ‚Israel‘ enterbt. Denn wenn ‚Israel‘ nur Vorbereitung und Vorausbild gewesen sein soll, dann fand es mit jener ‚volleren Offenbarung‘ sein Ende.

Wie hartnäckig antijüdischen, traditionellen Sprachmuster sind, zeigt eine Äußerung von Kardinal Ratzinger in seinem Buch „Die Vielfalt der Religionen und der eine Bund“ wenn es dort heißt: „Die Tora des Messias ist der Messias, Jesus selbst. ... So wird zwar der Sinai-bund in der Tat überschritten, aber indem sein Vorläufiges abgestreift wird, erscheint seine wahre Endgültigkeit, wird sein Endgültiges ans Licht gebracht.“ Ist hiermit der Bund Gottes mit Israel, „niemals gekündigt“ oder nach Überzeugung des Präfekten der päpstlichen Glaubenskommission doch nur „vorläufig“? Diese Formulierungen sorgen nicht nur bei Juden für Irritationen.

Die Stellungnahme der Theologischen Kammer der EKD hat sämtliche gerade in Jahrzehnten mühsam (wieder)erkannten besonderen Konturen der jüdischen Gemeinschaft restlos verwischt: Seit 25 Jahren hat eine um die andere der Gliedkirchen der EKD erklärt und begründet, dass sie nicht nur aus historischen, sondern gerade auch aus theologischen Gründen eine besondere Beziehung zur jüdischen Gemeinschaft habe – in den „Leitlinien“ hingegen ist das Judentum eingemeindet in den Kreis der dem Christentum geschlossen gegenübergestellten Religionen, so als hätte es nichts an kirchlichen Erklärungen gegeben.

Die Theologische Kammer der EKD liegt damit genau auf der Linie der Fakultäten, an denen die Thematik des christlich-jüdischen Verhältnisses desgleichen ungeachtet aller Verlautbarungen eine Randerscheinung ist.

4.) Wissen Sie etwas über die Haltung der Mehrheit der deutschen Juden gegenüber christlichen Feiern, die jüdische Elemente aufgreifen, z.B. „Pesach“-Feiern in christlichen Gemeinden?

Immer häufiger gestalten christliche Gemeinden um Ostern herum „Pesachfeiern, dies ist vielen Juden ein Ärgernis. Die vatikanischen „Richtlinien und Hinweise der Konzilserklärung „Nostra aetate“ vom 1. Dezember 1974 weisen einen vierfachen Weg: Dialog, Liturgie, lehre und Erziehung, soziale und gemeinschaftliche Aktion.

Dort heißt es: „Unter Umständen, die es möglich und auf beiden Seiten erwünscht erscheinen lassen, empfiehlt sich auch eine gemeinsame Begegnung vor Gott im Gebet und in der schweigenden Betrachtung, die sich dahin auswirken wird, dass die Demut und die Öffnung

des Geistes und des Herzens entstehen, wie sie für eine tiefe Erkenntnis des eigenen Ich und des anderen notwendig sind. Anlässe für eine solche Gebetsgemeinschaft sind besonders große Anliegen wie Gerechtigkeit und Frieden“.

Jakob J. Petuchowski und Clemens Thoma haben in dem Artikel „Liturgie des Lexikons der Jüdisch-Christlichen Begegnung“ erklärt, dass die Neubesinnung der Kirche auf ihre jüdischen Wurzeln Rechnung getragen werden müsse, dass die christliche Liturgie „im weiteren Umkreis des Tempelkultes im näheren Kontakt mit den Synagogengottesdienst und der geisterfüllten Nachfolge Christi entstanden (ist) ... Ein ordnendes Leitmaß für die Christen bietet bis ins 2./3. Jahrhundert hinein das Wissen um jüdische Gebetsformen: auch nach der Trennung von Kirche und Synagoge orientierte man sich in den christlichen Versammlungshäusern nach dem jüdischen Vorbild, vor allem bei der Gestaltung des Wortgottesdienstes“.

Wenn aber heute christliche Gemeinden und Schulklassen eine Pessachfeier bzw. einen Sederabend feiern, ist das ein schlimmer Missbrauch und ein Ärgernis für Juden und ihre christlichen Freunde. Die Berufung auf die Gebetstradition Jesu und seiner Jünger, auf die Jerusalemer Urgemeinde, die selbstverständlich am Tempelgottesdienst teilnahmen (vgl. Apg 2,46), ... folgt einer anachronistischen Argumentation. Denn wir leben nicht mehr in der Anfangszeit einer Symbiose der Jesusgemeinde mit anderen jüdischen Gruppen, so Hanspeter Heinz.

Für eine Orientierungshilfe wegweisend ist die vom Erzieherausschuss der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit Karlsruhe herausgegebene Schrift „Pessach im Religionsunterricht“. Mit didaktischen Methoden werden den SchülerInnen das jüdische Pessachfest anschaulich erklärt und widersteht der Versuchung, mit der Klasse ein Seder-Mahl oder etwas Ähnliches zu feiern im Respekt vor dem Glauben anderer.

1.5 Interview vom 5. Januar 2007 mit Rachel Dror, Leiterin des Erzieherausschusses der GcJZ Stuttgart

1. Wie sind Sie denn auf die CJZ Stuttgart aufmerksam geworden?

Das ist eine gute Frage. Ich glaube es war auf einem Lehrerseminar, zu dem ich eingeladen war. Und da war der damalige Leiter. Das war ein Ministerialdirektor Dr. Winkler a.D.. Der war dort im Vorstand und der hat mich kennen gelernt. Und als ich ihm erzählte, ich war Polizistin, da hat er gemeint: Also, die Frau brauchen wir für den Erzieherausschuss. Und so bin ich darauf gekommen. Ich hätte mir im Leben nicht vorgestellt, dass ich je mal in so einem Verein bin.

2. Wann war das?

Das war 1978.

3. Wie lange halten Sie schon Vorträge über die Zeit des Nationalsozialismus in Schulen?

Das ist seit dieser Zeit, seitdem wir dieses Seminar von der Landeszentrale hatten, mit Herrn leitenden Regierungsdirektor Lauber. Da waren wir zu dritt Zeitzeugen gewesen. Und er hatte gesagt, das müsste man doch mal machen, an Schulen gehen. Ich habe damals gesagt, also, ich sehe eigentlich keinen Grund dafür (...) Dann hat mich ein Kollege angerufen, nach dem Seminar und hat gesagt: Kannst du dir vorstellen, vor unseren 300 Schülern was zu erzählen? Ich habe gesagt, ja was soll ich denn erzählen? Ja, deine Geschichte. Sage ich: Was für eine Geschichte? Und dann hat er gesagt, na ja, das, was euch passiert ist, deinen Eltern, deinem Bruder und dir. Dann habe ich gesagt: Gut, ich werde es mir überlegen. Dann habe ich drei Stunden dort gesprochen und die waren mucksmäuschenstill. Und als ich dann sagte: So, und jetzt können Sie Fragen stellen, hat einer einen Zettel rausgezogen und hat gesagt: „Wie erdreisten Sie sich, uns über diese Zeit zu fragen?“ Und da habe ich gesagt: „Einen Gruß an deinen Vater, ich habe dich gefragt und nicht ihn, und du sollst jetzt zu dem

Fragen stellen, was ich erzählt habe." Das war meine erste Begegnung. Und dann war mir klar, ich war viel zu lang. Und ich mache das heute auf eineinhalb Stunden. (...) Und seit der Zeit bin ich beruhigt. Ich mache keine Reklame. Wenn ich geholt werde, mache ich das.

4. Mit welchen Institutionen arbeiten sie bei ihren Vorträgen zusammen?

Überhaupt mit keiner. Außer, dass die Landeszentrale [für politische Bildung] mir ein Honorar von 60 Euro zahlt. Das ist das, was sie zahlen können. Fahrtkosten müssen die Schulen zahlen.

5. Welche Grundlagen benutzen Sie, richten sie sich nach den Theorien von Adorno und Horkheimer, die anfangs in der deutschen reeducation mitgewirkt haben?

Ich erzähle, ganz unabhängig von irgendwelchen Leuten, einfach die Geschichte, wie ich das "Dritte Reich" erlebt habe. [Ich] erzähle dann, wie ich wegkam, erzähle dann, wie meine Eltern das "Dritte Reich" erlebt haben, und zum Schluss, was ich hier mache. Ich informiere mich da über keine anderen Leute.

6. Können Sie zur Arbeit des Erzieherausschusses noch mehr sagen?

Die Arbeit des Erzieherausschusses war so: Das hat damals der Herr Lauber angeregt. Wir haben Leute gehabt, die Vorträge gehalten haben zu Dingen, die Lehrer interessierten. Und Herr Lauber hat die Anregung gegeben. Er hatte sehr gute Referenten, die ich zum Teil durch die Seminare kennen gelernt habe. Er hat mich zu sehr vielen Seminaren eingeladen. Und so kam ich zu diesen Referenten und habe gesagt: Wir haben die und die Möglichkeiten. Und um Lehrern überhaupt die Möglichkeiten zu geben, über dieses Thema zu referieren oder mit ihren Schülern zu arbeiten, (...) ist der Erzieherausschuss entstanden. Wir haben uns einmal im Monat getroffen. Wir hatten einen Ort gehabt und das wurde von der Gesellschaft damals bezahlt. Ich hatte einen Stellvertreter. Und wir haben gesagt, wir brauchen einen Etat. Und langsam sind die Lehrer älter geworden. [Sie] sind nicht mehr an Schulen gewesen. Und ich hatte Schwierigkeiten mit Nachwuchs, also mit neuen Lehrern, und hatte dann einen jungen Lehrer kennen gelernt, der aber zu den älteren nicht so einen guten Draht hatte. Und da ich sehr gut fand, was er macht, machen wir das mehr oder weniger privat mit offiziellem Hintergrund. Das heißt, wenn wir Leute einladen, haben wir volle Säle. (...) Wir machen aktuelle Themen, (...) auch was Juden in der Kultur Deutschlands geleistet haben. (...) Ich mache den Lehreraustausch, Deutsch-Israelischen Lehreraustausch, da mich sehr interessiert, das dort was läuft. Und zu den anderen Sachen gehe ich hin, weil ich die Otto-Hirsch-Medaille bekommen habe. Ich bin vorgeschlagen worden zur Otto-Hirsch Medaille. Die bekam ich 1996, zu meinem 75. Geburtstag und deswegen fühle ich mich irgendwie verpflichtet, da einfach weiterzumachen.

Ich würde das anders aufziehen, mit jüngeren Leuten. Ich habe mit alten Leuten wenig Kontakt. Es hört sich komisch an, ich bin selber alt, aber ich bin eben mit der Zeit mitgegangen und ich habe sehr viel Kontakt zu jungen Menschen, bis heute. Sonst würde ich die Arbeit nicht machen. (...) Ich lebe heute und ich lebe für die Zukunft und meine, dass man, wenn man die Themen vernünftig anspricht, auch junge Menschen dazu bewegen kann, mitzuarbeiten.

Ich habe durch meine Führungen sehr nette Leute kennen gelernt und lerne sie immer noch kennen. Mein ganzer Bekanntenkreis ist durch die Führungen.

Und ich mache jetzt, so haben wir das dann genannt, "Projekt Schule". Das wurde mir immer wieder vorgeworfen: Die Leute, der Vorstand: "Ja, Sie müssen *Erzieherausschuss* machen!" Da habe ich gesagt: "Was ist der Unterschied?" Erzieherausschuss - was ist Erzieherausschuss? "Projekt Schule", das heißt: Wir arbeiten *Projekte* an Schulen und *mit* Schülern. Und da haben wir sehr viel gemacht. Wir haben die Ausstellung gemacht "Sag´ beim Abschied leise Servus", das war für eine Woche. Und [man] hatte bei verschiedensten Veranstaltungen einen vollen Saal. Wir haben den Parkplatz umgestaltet, wo die Synagoge in Cannstatt stand. Wir haben jetzt diese Broschüre herausgebracht. Und wir möchten jetzt weiter etwas herausbringen. Wir haben schon etwas im Kopf.

Jetzt brauche ich die Leute, die da mitarbeiten, von der jüdischen Seite aus und das ist die Frage, wie sich das entwickelt. Bis jetzt habe ich das alles alleine gemacht. Ich bin aber nicht die Gemeinde. Ich bin Rachel Dror. Und ich gebe mich auch nicht als Mitglied der Gemeinde, ich mache alles unter meinem Namen. Ich bin auch verantwortlich für die Dinge, die ich selber mache. Ich mache nichts im Rahmen von irgendjemandem, auch die Führungen die ich mache. Nur zur Woche der Brüderlichkeit, da begrüße ich die Leute im Namen der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit. Und sonst sage ich: "Ich begrüße Sie sehr herzlich in unseren Räumen", und mache das so, wie ich meine, dass es richtig ist. Ich komme aus einem religiösen Hause, also ich kenne die Dinge wie aus dem FF und deswegen mache ich das so.

7. Beschäftigen Sie sich eigentlich auch mit religiösen Hintergründen für Antijudaismus?

Nein, also für mich ist es so, dass ich jede Religion akzeptiere, solange man meine Religion nicht angreift. Und ich sage das, was ich darüber denke, sage den Leuten das auch ins Gesicht, auch wenn sie es nicht gerne hören. Ich sage es mit einem lachenden Gesicht, mit ein bisschen Berliner Charme, wenn man so will. Und ich meine, das ist wichtig. Der Antijudaismus wird sein, das ist meine These, solange es Religionen geben wird. Denn sie können nicht von heute auf morgen... Leuten, die jahrelang gelernt haben, Juden haben Jesus ans Kreuz geschlagen - die werden nicht damit fertig, dass das nicht war, und dass wir Jesus nicht im Alten Testament haben, dass er da nicht vorkommt, das ist für die Leute unverständlich...Er war Rabbiner.

Wieso meinen Sie, dass die Leute damit nicht fertig werden?

Weil sie das anders gesagt kriegen. (...) Ich rede jetzt nicht von Leuten in ihrem Alter, da gibt es schon Leute, die sich nicht einig werden, wie man sich in unserer Religion Frauen gegenüber verhält, oder was Frauen nicht tun dürfen.

Interview vom 27. Juli 2007 mit Rachel Dror, Leiterin des Erzieherausschusses der GcZ Stuttgart (weitere Fragen):

8. Sind Ihnen bei den Schülern, bei denen Sie Ihre Vorträge gehalten haben, irgendwelche Vorurteile in bezug auf Judentum oder auf die jüdische Religion aufgefallen?

Also, mir ist bis jetzt nichts Negatives aufgefallen. Die Schüler fragen nicht und sagen auch nichts. Die fragen generell kaum etwas. Wenn ich erzähle, dann ist es mucksmäuschenstill, dann können sie eine Stecknadel hören. Wenn ich sie dann ein bisschen reize zum Fragen, dann kommt etwas, aber von Religion kommt nichts. Ich picke mir manchmal welche `raus, wenn ich das Gefühl habe, das könnte ein Rechter sein. Das kriegt man mit.

An der „Haarfrisur“?

Nein, das kriegt man so mit, wenn Sie das so lange machen, dann haben Sie ein Gespür dafür. Ich gucke ja immer in die Klasse `rein.

Wie ist das bei den Synagogenführungen?

Da werden Sachen gefragt, wie es mit Sex ist: Ob man vor der Ehe Sex haben kann. Das ist ein ganz wichtiges Thema für die Pubertierenden. Und wie man das alles lernt, diese 613 Ge- und Verbote. Warum die Frauen keine Rechte haben. Die Frauen werden doch diskriminiert! Das kommt bei den Mädchen. Mädchen beanstanden das: Warum Frauen nicht die Thora berühren dürfen. Warum Frauen nicht Rabbinerinnen sein können, nicht Priesterinnen sein können, werde ich gefragt. Und von der Beschneidung.

Was sagen Sie denn zu dem Thema Frauen?

Ich sage, wir sind die Bestimmenden. Wir sind die Bestimmenden, wer Jude ist und wer zum jüdischen Volk gehört. Und dass wir einen Unterschied machen zwischen den Organen eines Mannes und den Organen einer Frau. Und dann erzähle ich ganz offen und sage, dass

bei einer Frau einmal im Monat das alte Blut den Körper verlässt und durch neues ersetzt wird. Das ist ein natürlicher Vorgang, der nicht nur von der Religion abhängt, sondern in allen Religionen das gleiche ist. Und dass, wenn man in dieser Zeit zum Beispiel Schlagsahne schlägt - der Körper atmet, die Ausströmungen des Atems wirken sich auf die Lebensmittel aus - wenn man in der Zeit Schlagsahne schlägt, dann wird die nicht steif. Und wenn man ein Gefäß berührt, gärt das sehr schnell.

Und außerdem sage ich, es gibt eine Statistik, die beweist, dass Frauen aus dem Islam und jüdische Frauen zu 99% nicht an Unterleibskrebs erkranken und dass das englische Königshaus schon lange beschnitten ist und heute in Amerika jeder fünfte Junge, bei jungen Eltern, die etwas von gesundheitlichen Gesetzen halten.

Haben Sie den Eindruck, das die Schüler vom christlichen Religionsunterricht her gut über das Judentum informiert sind oder eher weniger gut?

Manche ganz schlecht. Aus christlicher Sicht, und auch sonst schlecht, und manche sehr gut. Es gibt Lehrer, die sich ausgezeichnet mit dem Judentum auseinandersetzen. Das ist ganz unterschiedlich. Man kann da keine allgemeinen Regeln aufstellen.

Ich habe jetzt auch wieder von der Frau Schmelzkopf gehört, dass teilweise in den Schulbüchern noch in den achtziger Jahren anti-jüdische Tendenzen waren, und es gibt keine Institution, die die Religionsbücher kontrolliert...

Also, als ich noch in der Schule war, wurde ein katholisches Religionsbuch herausgegeben. Da haben die das noch gemeinsam gemacht. Das war recht gut. Wir hatten jemanden, der im Erzieherausschuss war, von der Gesellschaft, der hat da sehr viel gewusst, weil sein Vater Pfarrer war und er sich mit Judentum auseinandergesetzt hat. Wie die Lehrer sich damit befassen: Es gibt ja Lehrer, die kommen, die hören sich das an, und gehen, und dann gibt es Lehrer, die sich Wort für Wort aufschreiben, was ich sage. Das hängt davon ab.

9. Wie könnte man, Ihrer Meinung nach, im Religionsunterricht über anti-jüdische Vorurteile sprechen?

Über jedes Vorurteil! Ich würde da nicht nur auf anti-jüdisch absetzen. Die Vorurteile sind ja bei Muslimen genauso. Es gibt zum Beispiel sehr viele Dinge, die falsch ausgelegt werden, weil die Leute, die über den Koran sprechen, kein Wort Arabisch können. Und wenn man eine Sprache übersetzt, kann man sie so oder so übersetzen. Und die kleinste Nuance kann einen unmöglichen Sinn ergeben. "Liebe deinen Nächsten wie dich selbst!" Es heißt: "Liebe deinen Nächsten, denn er ist wie du!" Und es steht überall drin, auch in der christlichen Religion: "...wie dich selbst" Liebt man sich selbst morgens früh immer? Wer liebt sich selbst morgens früh? Wenn man aufsteht, in den Spiegel sieht, sagt man sich doch manchmal: "Uah!"

Also, man soll den Nächsten trotzdem lieben, auch wenn man sich selbst nicht liebt?

Man soll den Nächsten lieben, weil er die selben positiven und negativen Eigenschaften hat, so meine ich. Die Akzeptanz ist wichtiger als die Toleranz. Wenn Sie jemanden tolerieren, haben sie ihn noch lange nicht angenommen.

Dann wäre es ja sinnvoll, wenn öfter einmal Juden auch im christlichen Religionsunterricht als Lehrkräfte teilnehmen und Dinge erklären, die selbst die Religionslehrer nicht wissen.

Ja, wenn man gefragt wird, macht man das, und wenn man nicht gefragt wird, dann macht man das auch nicht. Und außerdem: Wir sind doch keine Missionare! Wir missionieren ja nicht, wir wollen ja nicht missionieren!

Ja, das ist natürlich eine Gratwanderung.

Jede Religion soll sich mit ihren Dingen befassen. Ich weiß gar nicht...warum muss man sich mit einer anderen Religion befassen? Man muss wissen, ja, gewisse Dinge sollte man wissen. Aber die Einzelheiten? Ich kann doch den anderen so annehmen, wenn er von mir aus einen Kopfstand macht und dazu Hurra schreit. Na ja, ist doch so, wenn er *Mensch* ist. Das

Humane soll man herausstellen. Die Humanität, und wenn man *human* denkt, dann kommt man auch nicht auf negative Gedanken, meiner Meinung nach.

Ich habe von Rudolf Sirsch, vom Generalsekretär des Deutschen Koordinierungsrates gehört, dass Sie praktisch die Arbeit des Erzieherausschusses des DKR weiterführen. Ist das richtig?

Ich mache weiter. Aber ich habe ja nicht Religion studiert, oder Philosophie studiert. Ich mache es so: (...) Ich arbeite mit einer Gruppe, mit einem Lehrer zusammen. (...) Er hat jetzt keinen Religionsunterricht. Deswegen hat er jetzt andere Sachen. Und ich habe mich jetzt nicht an Schulen gewendet, weil ich nicht mehr in der Schule bin. Und wenn man selber nicht mehr in der Schule ist: Vom grünen Tisch gibt es genügend Leute, die den Lehrern da Sachen überstülpen. Das hat keinen Sinn. Man muss selber in der Schule sein, um argumentieren zu können. Es gibt so viele Leute, die im Ministerium am grünen Tisch über Schularbeit reden und null Ahnung haben, wie es wirklich zugeht. In welcher Beziehung haben Sie denn jetzt mal gemeint...?

Also, es gab ja auch bei diesem Erzieherausschuss Schulbuchinspektionen, so dass man sich Schulbücher vorgenommen hat und untersucht hat, ob da noch nationalsozialistisches Gedankengut transportiert wird. Dann habe ich den Herrn Martin Stöhr gefragt, ob das heute noch gemacht wird, aber scheinbar liegt das seit 1975 brach.

Nein, das hat keiner mehr gemacht.

Wie sieht das denn heute aus, wie wird das Judentum in der Schule vermittelt?

Ja, darum müsste ich mich vielleicht einmal kümmern. Daran habe ich noch gar nicht gedacht. Aber, wie gesagt, dazu braucht man Leute, die dazu Zeit haben, die sich auskennen, die sich auch in der anderen Religion auskennen. (...)

Habe ich von meiner letzten Führung erzählt, von diesem Herrn? Da war eine Älteren-Gruppe da, und irgendwie kamen wir auf die Segensprüche zu sprechen. Und da sagte ich, wir haben hundert Segensprüche im Laufe des Tages. Da sagt er: Hundert Segensprüche, ja, wie lernen Sie das *auswendig*? Ich sagte, wir lernen gar nichts auswendig, sondern entweder wird man groß damit, oder die Eltern wissen es nicht, dann wissen es die Kinder auch nicht. Und was man in der Religionsschule lernt, das ist wieder ein anderes Paar Stiefel. Ich habe ja nicht Religion studiert, also, ich kann darüber nicht reden. Da sagt er: "Ja, sagen Sie doch einmal einen!" Da habe ich den gewählt, den man sagt, wenn man auf die Toilette geht. Und da steht doch drinnen: "Ewiger, ich danke Dir, dass Du die Höhlungen und Öffnungen geschaffen hast, denn wenn dies nicht wäre, wie könnten wir vor Dir bestehen und vor Dich hinstehen?" Und da guckt er mich an und sagt: "Da muss ich fragen: Was sind Höhlungen?"

Wird das Thema der Körperlichkeit des Menschen im Judentum offener behandelt als im Christentum?

Ja.

Ich bemerke bei vielen jungen Menschen, bis etwa zu meinem Alter, dass sie den großen Kirchen davonlaufen und zu Freikirchen gehen, die strenger sind und sich genau nach der Bibel richten. Ist etwas Ähnliches auch in Israel zu bemerken?

In Israel gibt es viele junge Menschen, die zurück zur Religion kommen, von alleine, weil sie keinen Halt haben. Sie suchen irgendeinen Halt. Eltern geben ihnen nicht das, Lehrer geben ihnen nicht das, sie suchen irgendwas. Und dann kommen sie zur Religion. Und dann suchen sie die eine oder die andere, sehr viele suchen die Buddhistische Religion.

In der letzten Jüdischen Allgemeinen stand ein Artikel über den Zulauf des Buddhismus unter Juden, dort stand auch erwähnt, dass Wissenschaftler vermuten, Abraham habe die Nachkommen seiner Geliebten nach Indien geschickt.

Da wird eben viel hineininterpretiert in die andere Religion, genauso wie auch viel in Jesus hineininterpretiert wird, zum Beispiel wenn man sagt, er hat am Samstag geheilt und bei uns darf man nicht heilen. Das ist falsch. Ein Arzt muss heilen. Er muss die Menschen gesund machen, dass der Mensch die Gebote Gottes ausführen kann. Ein Kind muss geboren werden. Man kann der Mutter keine Spritze geben um das aufzuschieben, ja? Ich habe das ja erlebt, bei meiner Freundin, einer Kollegin in der Schule, da bin ich Sonntags zum Krankenhaus. Sie hatte Wehen. "Ja, wir geben ihr eine Spritze, der Arzt ist nicht da."(...)

Aber es wird heute noch so im Religionsunterricht vermittelt, dass Jesus angegriffen worden sei, weil er am Sabbat geheilt habe.

Das ist falsch [dass er das nicht durfte d.V.], das sage ich jedes Mal. Das sind diese Dinge! Vieles, was Jesus macht, ist jüdisch. Er ist ja Jude, also kann er ja nicht anders handeln. Das er nachher ein Revolutionär war und sich geändert hat, ist eine andere Sache.

10. Sie haben auf Ihrer Homepage geschrieben, dass Sie glauben, dass Sie die Schüler nicht erreichen, wenn Sie sich selber als Opfer darstellen. Wieso ist das Ihrer Meinung nach so?

Ich möchte mich nicht als Opfer darstellen. Die Schüler kriegen dieses "Opfer" andauernd vorgesagt. Sie sollen betroffen sein. Sie müssen rausgehen aus dem Unterricht, total betroffen. Sie bekommen uns ja nur als Opfer vorgesetzt. Sie bekommen ja nicht vorgesetzt, dass wir Menschen waren, die an der deutschen Kultur mitgewirkt haben, die aktiv waren, die etwas bewegt haben. Sondern nur Konzentrationslager, und wir wurden geprügelt und gestraft und so weiter. Und deswegen sage ich den Schülern: Ich fühle mich nicht als Opfer. Ich fühle mich als Mensch.

Und es gab auch die andere Seite der Opfer, nämlich die Hitlerjugend und den Bund Deutscher Mädchen. Sie waren Kinder von Tätern beziehungsweise Opfer des Nationalsozialismus in einer anderen Form. Natürlich waren sie Täter. Aber so wie heute die Leute aus dem Islam, ein großer Teil, beeinflusst wird, mit diesen Gürteln, dass sie sich töten sollen - das machen die doch nicht aus eigenem Interesse. Da kriegen die Geld, und es wird ihnen einbläut, sie kriegen 72 Jungfrauen. All diese Sachen. Dasselbe hat man dort gemacht, mit: "Die Juden sind unser Unglück". Man hat die Leute beeinflusst. Mit Alkohol: Die haben Drogen genommen, Alkohol, wenn sie solche "Aktionen" hatten. Ich weiß es von Martin Berger, der das schildert in seinem Buch. Teilweise sind die Leute dann auch durchgedreht. Jedenfalls hat man mit ihnen solche Sachen gemacht, dass sie parieren.

11. Können Sie etwas dazu sagen, welche Unterschiede es gibt zwischen den israelischen und den deutschen Erziehungsmethoden?

Man fängt in Israel sehr früh an, Kindern Inhalte über das "Dritte Reich" zu vermitteln, schon ab der ersten Klasse. Die haben ja oft keine Großväter gehabt, keine Onkel, keine Tanten. Zum Teil wird das sehr negativ beigebracht, vor allen Dingen in frommen Schulen. Und sonst geht man sehr offen mit den Kindern um. Das Verhältnis von Schülern und Lehrern ist drüben total anders, habe ich mir sagen lassen, von Leuten, die dort in der Schule unterrichtet haben: So, dass man mit den Schülern ganz offen sprechen kann und sie auch offen Antwort geben, selbstbewusst.

Ich frage auch deswegen, weil man nach dem Krieg, auch bei den Gesellschaften, auf Kongressen zu dem Schluss gekommen ist, um die Kinder zu couragierten Bürgern zu erziehen, muss man vom autoritären Erziehungsstil wegkommen, mehr Gruppenarbeit machen, weniger Frontalunterricht usw.

Das ist damals von England gekommen, diese „Antiautoritäre Erziehung“, und die hat gar nichts bewirkt. Die sehe ich als sehr schlecht an. Man muss Menschen Grenzen setzen. Nur dann können Sie selber auch Grenzen setzen. Jeder Mensch muss lernen, eine Grenze zu haben. Ich bin absolut dafür. Ich verlange auch heute von den Schülern eine gewisse Dis-

tanz, auf der einen Seite, und auf der anderen Seite gebe ich Ihnen Freiheit zu denken und auch das zu sagen, was sie denken, und es in einer vernünftigen Form zu sagen.

12. Sie haben sich selbst als nicht religiös bezeichnet, beschäftigen sich aber sehr mit der religiösen Tradition. Können sie mir die Entwicklung Ihrer Einstellung zur jüdischen Religion schildern?

Was nennen Sie religiös? Das ist die Frage. Religiös nenne ich, dass ich das Judentum wortwörtlich nach der Bibel halte. Das wäre korrekt ausgedrückt.

Aber Sie haben ja am Anfang schon gesagt, Ihnen geht es mehr um die Humanität, darum, dass ich den anderen so annehme, wie er ist.

Ja, genau. Egal, aus welcher Religion er kommt, egal, wie er aussieht. Jeder Mensch hat einen Wert. Gott hat jedem Menschen einen Wert gegeben. Er hat uns doch alle geschaffen. Und er macht keinen Unterschied. Wir werden alle mit einem weißen Hemd beerdigt und das Hemd hat keine Taschen. Können Sie, wenn ein Unfall passiert und zum Beispiel Kinder verunglücken, im Bus - und andererseits Leute über Leichen gegangen sind und die haben überlebt, noch von Religion sprechen? Wo ist da die Gerechtigkeit? Wo ist die, in der Religion? Vielleicht gibt's die nicht? Wenn es nach dem Tod Gerechtigkeit gibt, dann muss man nicht die Dinge nach dem i-Tüpfelchen halten, sondern man muss sich offen, ehrlich und gerade durch die Welt bewegen. (...)

Können Sie sich erklären, warum so wenig junge Leute Mitglieder bei den Gesellschaften werden?

Ja. Weil die Gesellschaften antiquiert sind. Erstens sind die Vorstände alles ältere Leute, die nicht verstehen, womit sie junge Menschen anziehen können. Das habe ich doch bei der letzten Versammlung gesagt. Und da bin ich angegriffen worden - ich meine, mir macht das nichts aus – (...) Wir hatten ja junge Leute, die sind alle gegangen. Was gibt ihnen die Gesellschaft? Was wird hier in Stuttgart gegen Antisemitismus gemacht? Neulich ist ein Schild vor einem Haus eingeweiht worden, aus dem drei Juden gerettet wurden. Die einzigen, die da waren, waren Rabbiner Wurmser und die Frau Dror. Wo war die Gesellschaft? (...)

1.6 Email vom 27.08.2008 von Ingrid Weiß, katholische Vorsitzende der CJZ Stuttgart, über ihre Motivation für den Eintritt in die „Gesellschaft“ und ihre Aktivitäten als Vorsitzende

1. In meiner Schulzeit am Mädchengymnasium Recklinghausen wurden wir im Religions- und Geschichtsunterricht ausführlich mit dem Thema "Drittes Reich und Judenverfolgung" konfrontiert. Im Rahmen der "Ruhrfestspiele" besuchten wir im fächerübergreifenden Unterricht mehrere Male die große Ausstellung "Judaica". Im Deutschunterricht wurde angeregt, das "Tagebuch der Anne Frank" zu lesen. Bei der Klassenfahrt nach Holland haben wir das Anne-Frank-Haus in Amsterdam besucht. Auch Kurzgeschichten aktueller Autoren wie Heinrich Böll, Elisabeth Langgässer und Marie Luise Kaschnitz wurden im Deutschunterricht gelesen und interpretiert.

Ich habe Deutsch und Katholische Theologie in Münster und in Freiburg studiert. Die prägenden Impulse gaben die großen Themen des II. Vatikanischen Konzils (z.B. "Nostra Aetate" , die Erklärungen zur Religionsfreiheit und das Verhältnis zu den nichtchristlichen Religionen) und meine theologischen Lehrer, Professor Walter Kasper, Dogmatik, Professor Anton Vögtle, NT und die Professoren Alfons Deissler und Herbert Haag, AT. Insbesondere Professor Herbert Haag, der uns "Laientheologen" in Münster jüdisches religiöses Leben erschlossen hat und der uns über das Judentum als einer lebendigen Religion der Gegenwart zu berichten wusste, hat mein persönliches Interesse für das Judentum geweckt. Privat traten auch jiddische Literatur und Werke jüdischer Autoren immer mehr in meinen Gesichtskreis.

Während meiner Unterrichtstätigkeit am Gymnasium habe ich über viele Jahre hin mich theologisch fortgebildet und dabei besonders mein Interesse am AT und am Judentum entwickelt. Tagungen an den evangelischen und katholischen Akademien des Landes , zwei

Hebräisch-Sprachkurse in der Schweiz und Israel-Reisen, insbesondere die Fortbildungstagung in Yad Vaschem, Jerusalem, förderten meine fachliche Kompetenz und entwickelten mein Interesse am Judentum in Geschichte und Gegenwart.

Die Bekanntschaft mit dem Verleger Heinz M. Bleicher und langjährigen Vorsitzenden der Stuttgarter Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit und mit der Publizistin und Direktorin der Katholischen Akademie der Diözese Rottenburg Stuttgart Elisabet Plünneke, deren Nachfolgerin ich geworden bin, motivierten mich zu aktiver Mitarbeit. Daher engagiere ich mich besonders bei der Organisation und Mitarbeit für die gemeinsame Weihnachtstagung der Akademie mit dem Katholischen Bibelwerk Stuttgart und der GCJZ Stuttgart. Die Thematik dieser Tagungen orientiert sich immer am Christlich-Jüdischen Dialog. Seit einigen Jahren gestalte ich zusammen mit jüdischen und christlichen Frauen das gemeinsame Morgenlob dieser Tagung.

5. Über viele Jahre hinweg habe ich mich auch an den Begegnungen mit ehemaligen jüdischen Bürgern Stuttgarts aktiv beteiligt, die in ihrem Besuchsprogramm der Stadt Stuttgart auch als Zeitzeugen gefragt waren. Persönliche Kontakte wurden geknüpft, die Besuche in meiner und in der Schule meines Mannes und in unserer Familie ermöglichten.

6. Ich verstehe mich in meiner Tätigkeit als Katholische Vorsitzende auch als "Netzwerkerin" zwischen Institutionen, die gleiche Anliegen und Zielsetzungen in unserer Gesellschaft zur Sprache bringen. Das Erinnern und gemeinsame Gedenken, das hellwache Bewusstsein für die gefährlichen "Zeichen der Zeit" in Hinblick auf Antisemitismus, Rassismus und Fremdenfeindlichkeit ist in meinen vielen Reden zu gegebenem Anlass der "rote Faden".

7. Ich bemühe mich, konstruktiv in Konfliktsituationen und bei Meinungsverschiedenheiten kritisch mitzuwirken, z.B. in der Auseinandersetzung mit dem evangelischen Publizisten und Pfarrer Jörg Zink, bei den Irritationen des Landesrabbiners Joel Berger im Zusammenhang mit einer Rede des Vizepräsidenten des deutschen Verfassungsgerichts Mahrenholz und bei den heftigen Auseinandersetzungen um die Weltgebetstags - Liturgie Palästinensischer Frauen, aber auch innerhalb des Vorstands der Stuttgarter GCJZ selbst.

8. Im persönlichen Gespräch oder im brieflichen Kontakt wichtige Persönlichkeit für unsere Veranstaltungen zu werben und zu gewinnen, das war mir immer ein besonderes Anliegen, z. B. für unser deutsch-polnisches Projekt in der "Woche der Brüderlichkeit 2002" Erzbischof Dr. Henrik Jozef Muszynski aus Gnesen. Aus aktuellem Anlass - er erhielt die Buber-Rosenzweig-Medaille des Deutschen Koordinierungsrates - habe ich ihn für unser 4-Tage-Projekt gewinnen können, unser Gast zu sein. Er hielt in der Domkirche von Stuttgart St.Eberhard einen Gottesdienst mit Predigt, sein Vortrag über das Massaker von Jedwabne eröffnete die "Woche der Brüderlichkeit" im Stuttgarter Rathaus, eine Podiumsdiskussion mit Frieder Birzele, dem stellvertretenden Landtagspräsidenten in der Jüdischen Gemeinde über Antisemitismus in Polen - all diese öffentlichen Veranstaltungen zeigten, wie außergewöhnlich sich Erzbischof Muszynski für die Christlich-Jüdische Verständigung und für die Deutsch-Polnische Versöhnung einsetzt.

2. Biographien

Ahl, Ruth ist 1927 geboren und arbeitet als freie Publizistin und Vortragende, von 1947 bis 1986 war sie Redakteurin der Zeitschrift „Frau und Mutter“. 1990 veröffentlichte sie das Buch „Eure Töchter werden Prophetinnen sein“. Sie wurde mit dem katholischen Journalistenpreis für eine Artikelserie zur feministischen Theologie ausgezeichnet.⁹⁴⁹

Ankermüller, Willi wurde am 18. März 1901 in Bad Neustadt an der Saale (Unterfranken) geboren. Nach Absolvierung des Humanistischen Gymnasiums Schweinfurt studierte Anker-müller an der Universität Würzburg Rechts- und Staatswissenschaft. Im Herbst 1927 bestand er die juristische Staatsprüfung. Im März 1925 erwarb er an der gleichen Universität den juristischen Doktorgrad, und war von 1928 an in Schweinfurt als Rechtsanwalt tätig. 1933 wurde er von den Nationalsozialisten in „Schutzhaft“ genommen. 1945 wurde er als Landrat in Hofheim (Unterfranken) eingesetzt und im Sommer 1946 zum Landrat in Bad Neustadt an der Saale gewählt. 1946 wurde er als CSU-Abgeordneter für den Landkreis Bad Kissingen in den Bayerischen Landtag gewählt. Nach kurzer Tätigkeit als Staatssekretär wurde er 1947 Bayerischer Innenminister.⁹⁵⁰

Auerbach, Philipp war Jahrgang 1906 und wurde in Hamburg geboren. Nach dem Besuch verschiedener Universitäten erwarb er den Doktor der philosophischen Fakultät Erlangen. Während des politischen Umsturzes 1933 wurde er inhaftiert und emigrierte nach seiner Freilassung nach Belgien. Am 10. Mai 1940 wurde er dort verhaftet, wurde nach Berlin ausgeliefert und wegen „Hochverrats“ zum Tode verurteilt. Nachdem er zwei Jahre in Berlin inhaftiert war, wurde er in das Konzentrationslager Auschwitz und später nach Buchenwald verschleppt. Am 11. April 1945 befreiten ihn dort die Amerikaner und er blieb noch drei Monate dort als Zivil-Administrator. Von dort erhielt er seine Berufung als Oberregierungsrat nach Düsseldorf. Am 15. September 1946 erfolgte seine Ernennung zum Staatskommissar für rassistisch, religiös und politisch Verfolgte in München.⁹⁵¹ 1952 warf man Auerbach Veruntreuung von Geldern und Ämterhäufung vor. Der folgende Gerichtsprozess zermürbte ihn so, dass er sich am 16. August 1952 das Leben nahm.⁹⁵²

Barth, Carola wurde am 24. September 1879 in Salzschlirf geboren und studierte in Bonn, Marburg und Jena Geschichte, evangelische Theologie und Deutsch. 1907 bestand sie das Oberlehrerexamen. Im gleichen Jahr erwarb sie als erste Frau Deutschlands die Lizentiatenwürde. Von 1908 bis 1909 hielt sie sich als Stipendiatin des Kaiserlichen Deutschen Archäologischen Institutes in Kleinasien auf. Von 1910 bis 1921 war sie Studienrätin in Frankfurt am Main. Bis zu ihrer Pensionierung im Jahr 1934 war sie Oberstudiendirektorin in Köln. Sie beschäftigte sich mit Arbeiten über den Japaner Kagawa.⁹⁵³

Bäuerle, Theodor wurde am 16. Juni 1882 in Unterurbach im Kreis Waiblingen geboren. Nach dem Besuch des Lehrerseminars Nürtingen studierte er in Stuttgart Ästhetik und Literatur. Von 1911 bis 1912 studierte er in Frankfurt Sozialwissenschaften, Philosophie und Pädagogik. 1918 übernahm er die Geschäftsführung des von Dr. Robert Bosch gegründeten Vereins für Volksbildung. Er war an der Gründung des „Hohenrodter Bundes“ beteiligt, einer Arbeitsgemeinschaft von Personen, die sich für die Bildung des Volkes engagierten. Diese Arbeit lösten die Nationalsozialisten auf. Durch antifaschistische Tätigkeiten erwachsen Bäuerle erhebliche Schwierigkeiten.⁹⁵⁴ Bäuerle war mit dem ehemaligen Leipziger Bürgermeister Carl Friedrich Goerdeler befreundet, der das Attentat auf Hitler am 20. Juli 1944 plante.

⁹⁴⁹ Vgl. Ahl, Ruth: Feminismus im christlich-jüdischen Gespräch, in: Freiburger Rundbrief 1/1998

⁹⁵⁰ Vgl. Knudsen, Knud: Welt ohne Hass, Berlin 1950, S. 187

⁹⁵¹ Vgl. ebd., S. 188

⁹⁵² Vgl. GcJZ München: Reden, Lernen,Erinnern: 50 Jahre Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit München, München 1998, S. 20

⁹⁵³ Vgl. ebd.

⁹⁵⁴ Vgl. Schmitt, Carl: Theodor Bäuerle (1882-1956), Engagement für Bildung in schwierigen Zeiten, Schwäbisch Gmünd 2005, S. 105ff

Bäuerle wusste von den Plänen und kam deshalb für einige Zeit ins Gefängnis, verriet aber nichts. Beide hatten sich als Angestellte der Firma Bosch in Stuttgart kennengelernt.⁹⁵⁵ Im Jahr 1945 wurde er zum Ministerialdirektor des Baden-Württembergischen Kultusministeriums berufen und war ab 1947 dort Minister. Seine literarische Tätigkeit umfasste das Gebiet der Sozialpädagogik und das Arbeitsleben, sowie Fragen der Schulreform. 1988 gründete er die Heinz M. Bleicher Stiftung. Er trug das Bundesverdienstkreuz erster Klasse und die Verdienstmedaille des Landes Baden-Württemberg.⁹⁵⁶ 1952 bis zu seinem Tod 1956 war er Vorsitzender der CJZ Stuttgart.

Ben-Chorin, Schalom ist 1913 in München geboren und studierte in München Literaturgeschichte bei Artur Kutscher und Vergleichende Religionswissenschaft bei Josef Schnitzer. Nachdem die Gestapo ihn mehrfach verhaftet hatte, emigrierte er 1935 nach Jerusalem. Für sein Engagement für bessere Beziehungen zwischen Christen und Juden, Israelis und Deutsche und für die Völkerverständigung allgemein erhielt er mehrere Auszeichnungen, darunter die Buber-Rosenzweig-Medaille 1982.⁹⁵⁷

Benz, Wolfgang ist 1941 geboren. Er hat Geschichte Politikwissenschaft und Kunstgeschichte in Frankfurt a.M. studiert. Er arbeitete von 1969 bis 1990 beim Institut für Zeitgeschichte in München. Seit 1990 ist er Professor an der TU Berlin und Leiter des Zentrums für Antisemitismusforschung. Er hat zahlreiche Bücher über das „Dritte Reich“ und den Rassismus geschrieben.⁹⁵⁸

Berger, Joel, geboren 1937 in Budapest, wurde 1944 von Raoul Wallenberg aus dem „Internationalen Ghetto“ gerettet. Er erwarb sein Rabbinerdiplom 1963 in Budapest. 1968 emigrierte er nach Deutschland. Er war Rabbiner in Düsseldorf, Bremen und Stuttgart und lange Zeit Landesrabbiner von Württemberg.⁹⁵⁹ Heute kümmert er sich um die jüdische Wohlfahrtsstelle. Joel Berger ist ein entschiedener Kritiker des christlich-jüdischen Dialoges.

Bleicher, Heinz M. ist am 9. Februar 1923 in Mettingen geboren. Seine Mutter war Jüdin. In seiner Kindheit erlitt er einen schweren Schock, denn Bleichers Vater weigerte sich, sich von seiner Frau scheiden zu lassen und unternahm einen Selbsttötungsversuch, der zwar misslang, aber zu seiner völligen Erblindung führte. Die Schwestern und Brüder der Mutter wurden nach der Reichspogromnacht verhaftet und ins KZ gebracht, eine Schwester und ein Bruder wurden dort ermordet. Heinz M. Bleicher, der evangelisch getauft war, wurde aktives Mitglied der evangelischen Jugendarbeit und des CVJM. Er war im Krieg als Mitglied einer Nachrichtentruppe Augenzeuge von Massakern. Als „jüdisch Versippter“, wie es im Nazi-Jargon hieß, verschleppte man ihn ins Arbeitslager Wolfenbüttel. 1945 heiratete er die Rotkreuzschwester Maria Oeler. Diese hatte seine Eltern in den letzten Kriegswochen bei sich auf dem Land versteckt. Das Ehepaar bekam eine Tochter und drei Söhne. Bleicher arbeitete in der Stadtverwaltung Stuttgart, bei der Württembergischen Feuerversicherung und als Direktor der Deutschen Postreklame. Er studierte Psychologie am Stuttgarter Institut für Tiefenpsychologie. Er war Mitglied bei der CJZ, beim DKR und bei der Buber-Rosenzweig-Stiftung. Er engagierte sich für das Einladungsprogramm für ehemalige jüdische Bürger Stuttgarts, die Renovierung der Synagoge Freudental und die guten Beziehungen der CJZ

⁹⁵⁵ Vgl. Schmitt, Carl: Theodor Bäuerle (1882-1956), Engagement für Bildung in schwierigen Zeiten, Schwäbisch Gmünd 2005, S. 105ff

⁹⁵⁶ Vgl. ebd., S. 189/GcJZ/DKR: Tätigkeitsberichte der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit 1998, S. 261

⁹⁵⁷ Vgl. Ben-Chorin-Schalom: Paulus, der Völkerapostel aus jüdischer Sicht, München 1984⁴, Vorbemerkung

⁹⁵⁸ Vgl. Perlentaucher: Wolfgang Benz, <http://www.perlentaucher.de/autoren/5022.html>, Erscheinungsdatum: 26.08.2008, Abrufdatum: 26.08.2008

⁹⁵⁹ Vgl. Erler, Hans; Koschel, Ansgar: Der Dialog zwischen Juden und Christen, Versuche des Gesprächs nach Auschwitz, Frankfurt 1999, S. 255

zur israelischen Gemeinde Shavei Zion. Er starb am 9. März 2005. Heinz M. Bleicher war Träger der Otto-Hirsch-Medaille der CJZ Stuttgart.⁹⁶⁰

Böhm, Franz wurde am 16. Februar 1895 in Konstanz geboren. Nach Ablegung der beiden juristischen Examen wurde er 1924 Staatsanwalt am Landgericht Freiburg. 1926 bis 1932 war er Referent im Reichswirtschaftsministerium in Berlin, von 1933 bis 1936 Privatdozent an der Universität Freiburg. 1936 wurde er mit einem Lehrstuhl an der Universität Jena betraut. Seine scharfen Angriffe auf die Judenpolitik im "3. Reich" führten 1940 zur Entziehung der Lehrbefugnis. Ende April 1945 wurde er zum Prorektor an der Universität Freiburg gewählt und war ordentlicher Professor an der gleichen Universität. Von Oktober 1946 bis Februar 1947 war er hessischer Minister für Kultus und Unterricht, danach ordentlicher Professor der Rechte an der Universität Frankfurt am Main. Von 1948 bis 1949 war er Rektor der Universität Frankfurt am Main.⁹⁶¹

Braun, Stephan ist am 30. August 1959 in München geboren. Seit 1996 ist er Landtagsabgeordneter der SPD. Er studierte Politikwissenschaft, evangelische Theologie und Pädagogik in Israel und New York. Seit 1988 ist er Kirchenjournalist. Er hat folgende politischen Ämter inne: Vorsitzender des Gremiums nach Artikel 10 GG (Post- und Fernmeldegeheimnis), Mitglied in dem für Verfassung und Recht zuständigen ständigen Ausschuss, stellvertretendes Mitglied im Innen- Wirtschafts- und Sozialausschuss.⁹⁶² Er hat folgende Bücher veröffentlicht: Braun, Stephan; Hösch, Daniel (Hrsg.): Rechte Netzwerke, eine Gefahr, Wiesbaden 2004; Braun, Stephan (Hrsg.): Der Jugend eine Chance, Stuttgart 1999

Bultmann, Rudolf Karl wurde am 20. August 1884 in Wiefelstede geboren. Er studierte Theologie an den Universitäten Tübingen, Berlin und Marburg von 1903 bis 1906. 1912 habilitierte er in Marburg für die Neutestamentliche Wissenschaft. Er lehrte seit 1912 in der Universität Breslau, 1916 in der Universität Gießen und seit 1921 an der Universität Marburg, wo er auch als ordentlicher Professor tätig war. Seine Hauptwerke sind: "Die Geschichte der synoptischen Tradition" (1921), "Jesus" (1926), "Glauben und Verstehen" (1933), "Das Johannesevangelium" (1941), "Die Theologie des Neuen Testaments I" (1948) und "Das Urchristentum im Rahmen der antiken Religionen" (1949).⁹⁶³

Dempf, Alois wurde 1891 in Altmünster geboren. Er war zwölf Jahre Privatdozent und Extraordinarius für Philosophie in Bonn, später in Wien, bis zur Absetzung durch die Nationalsozialisten. Zu dieser Zeit verfasste er das Werk "Selbstkritik der Philosophie". Nach 1945 arbeitete er erneut als Dozent in Wien, zur Zeit des Kongresses in München. Von den zahlreichen Werken ist das bedeutendste "Sacrum imperium", eine Staatsphilosophie des Mittelalters.⁹⁶⁴

Ehrlich, Ernst Ludwig wurde 1921 in Berlin geboren und studierte bei Leo Baeck. 1943 gelang ihm die Flucht aus dem Nazideutschland in die Schweiz. Ab 1943 lebte er in Basel. Er war Professor für Neuere Geschichte und Literatur an der Universität Bern und Zentralsekretär der Christlich-Jüdischen Arbeitsgemeinschaft in der Schweiz. Er war als jüdischer Berater von Kardinal Bea für das II. Vatikanum tätig und war maßgeblich an "Nostra Aetate" beteiligt.⁹⁶⁵ Er ist Verfasser zahlreicher Schriften über die Hebräische Bibel, das Judentum sowie den christlich-jüdischen Dialog. Er war 33 Jahre als Direktor des europäischen B'nai B'rith tätig und war ab 1994 Ehrenvizepräsident dieser Organisation. Als Mitherausgeber veröffentlichte er: "Meinetwegen ist die Welt erschaffen". Das intellektuelle Vermächtnis des

⁹⁶⁰ Pressemitteilung der Landeshauptstadt Stuttgart vom 11.3.2005

⁹⁶¹ Vgl. Knudsen, Knud: Welt ohne Hass, Berlin 1950, S. 189

⁹⁶² Landtag Baden Württemberg: Abgeordnetenhandbuch der SPD, http://www.landtag-bw.de/Gremien/abg_info.asp?abg=434, Stuttgart 2009

⁹⁶³ Vgl.: ebd., S. 190

⁹⁶⁴ Vgl.: ebd.

⁹⁶⁵ Deutschlandradio Kultur: Aus der jüdischen Welt, 26.10.2007, 18.00, Sendung zum Tod von Ernst Ludwig Ehrlich

deutschsprachigen Judentums. 58 Portraits“ (1997).⁹⁶⁶ Er war im Vorstand der GcjZ Frankfurt.

Fingerle, Anton ist am 5. Januar 1892 geboren. Er war klassischer Philologe. Am 8. Mai 1945 wurde er als Stadtschulrat nach München bestellt. Damals gehörte er dem „Komitee zur Bekämpfung des Antisemitismus“ an. In der neugegründeten GcjZ München leitete er den Erzieherausschuss und die Frauenarbeitsgruppe. Fingerle war engagiert, was sich darin zeigte, dass er an allen Sitzungen der GcjZ München teilnahm und auch die Gründung der Gesellschaften Augsburg und Regensburg unterstützte. Die Vorstandssitzungen fanden bis 1970 in seinem Amtszimmer, das er als Stadtschulrat hatte, statt.⁹⁶⁷

Frankemölle, Hubert, geboren 1939, studierte an der Universität Paderborn katholische Theologie. Zahlreiche Veröffentlichungen, auch im Internet, liegen von ihm vor, unter anderem: „Juden und Christen im Gespräch über Dabru emet - Redet Wahrheit“. Er versucht, das Neue Testament im jüdischen Kontext zu verstehen. Er ist Vorsitzender der GcjZ Paderborn, Mitglied im Deutschen Koordinierungsrat und im Gesprächskreis „Juden und Christen“ beim Zentralkomitee der deutschen Katholiken (ZdK).⁹⁶⁸

Freund, Hugo wurde am 5. Mai 1890 in Bruchsal geboren. Er studierte Medizin und Psychologie. Er war Leiter der Sozialabteilung des Sächsischen Innenministeriums in der Zeit vor 1933. Er machte Auslandsaufenthalte in Palästina, in den USA und England, die vor allem seine Kenntnisse des sozialen Lebens erweiterten. Zur Zeit des Kongresses war er als Arzt und Sozialpsychologe in Frankfurt am Main tätig. Er arbeitete besonders auf dem Gebiet der Gruppenpsychologie.⁹⁶⁹

Goodman-Thau, Eveline ist als Jüdin in Wien geboren, floh 1938 mit ihren Eltern nach Holland, wo sie in einem Versteck den Holocaust überlebte. 2001 wurde sie erste Rabbinerin Österreichs in Wien. Heute leitet sie die Hermann-Cohen Akademie in Deutschland, lebt aber in Jerusalem.⁹⁷⁰

Heine, Heinrich, Dichter, geboren 1797, versuchte Zeit seines Lebens auf humorvolle und teilweise blasphemische Art, zwischen Juden und Christen (und Franzosen und Deutschen) zu vermitteln. In seinen Gedichten schildert er die damaligen jüdisch-christlichen Verhältnisse. Nach einem bewegten Leben, unter anderem als Korrespondent für französische und deutsche Zeitungen und zwölfjähriger Krankheit starb er 1856 in Paris.⁹⁷¹

Henrix, Hans Hermann wurde 1941 geboren. Er studierte Wirtschaftswissenschaften und Theologie. Ab 1969 war er Dozent für Theologie und Ökumene an der Bischöflichen Akademie des Bistums Aachen. Von 1984 bis 1987 war er katholischer Vorsitzender des DKR. Ab 1988 war er Direktor der Bischöflichen Akademie des Bistums Aachen.⁹⁷²

Jakubowski, Jan Mordechai ist am 26. Januar 1921 in Krakau geboren. Er besuchte im Alter von vier Jahren die jüdische Religionsschule (Cheder) und später die Volksschule und das Gymnasium in Kattowitz. Auf der Flucht vor den deutschen Truppen nach Osten verloren

⁹⁶⁶ Vgl. Erler, Hans; Koschel, Ansgar: Der Dialog zwischen Juden und Christen, Versuche des Gesprächs nach Auschwitz, Frankfurt/New York 1999, S. 356

⁹⁶⁷ Vgl. GcjZ München: Reden, Lernen,Erinnern: 50 Jahre Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit München, München 1998, S. 27

⁹⁶⁸ Vgl. Frankemölle, Hubert: Jesus und kein Ende, in: Publik-Forum 6/2006, S. 30

⁹⁶⁹ Vgl. Knudsen, Knud: Welt ohne Hass, Berlin 1950, S. 190

⁹⁷⁰ Vgl. Schrupp, Antje: Adam und Eva: Auf ein Neues, Eveline Goodman-Thau über die Schöpfungsgeschichte und den Dialog der Geschlechter, in: Publik-Forum, Juni 2004

⁹⁷¹ Vgl. Mende, Fritz: Heinrich Heine, Chronik seines Lebens und Werkes, Stuttgart², 1981

⁹⁷² Vgl. Münz, Christoph; Sirsch, Rudolph W.: Wenn nicht ich, wer? Wenn nicht jetzt, wann? Zur gesellschaftlichen Bedeutung des deutschen Koordinierungsrates der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit (DKR), Münster 2004, S. 302

sich die Familienangehörigen von Jan Jakubowski und er kam in verschiedene Ghettos und schließlich in ein Arbeitslager. Er konnte sich eine neue Identität besorgen und konnte überleben, indem er den größten Teil seines Arbeitslohnes in einer Elektrofirma seinen Beschützern überließ. 1957 wanderte er mit seiner Frau und seinen beiden Töchtern nach Israel ein. Dort bildete er Elektrotechniker aus. 1961 kamen er und seine Familie nach Stuttgart, wo er eine Anstellung als Entwicklungsingenieur der AEG fand. Sein Hobby waren Acrylglasstiche, und so konstruierte er z.B. für das ZDF ein „Weihnukka-Bild“: Einen Weihnachtsbaum mit brennenden Öllämpchen. Ab 1994 war er Vorstandsmitglied der Stuttgarter CJZ. Außerdem war er noch Mitglied bei der „World Conference Religions für Peace“, bei WIZO und der Israelitischen Religionsgemeinschaft Württembergs. Zu seinem 80. Geburtstag stellte er seine Autobiographie „Mein Überlebenskampf mit Beteiligung des Himmels“ vor.⁹⁷³

Joelsen, Walter, geboren am 15. Juni 1926, musste als Junge, weil er von den Nazis als „Halbjude“ eingestuft war, Zwangsarbeit in Thüringer Bergwerken verrichten und durfte nicht weiter zur Schule gehen. Trotzdem studierte er später evangelische Theologie. Er arbeitete als Fernsehredakteur und evangelischer Pfarrer, Religionslehrer, Studienprofessor in Lindau, Studentenpfarrer an der Kreuzkirche in München und 1965–1985 als Fernsehmoderator beim ZDF.⁹⁷⁴

Jordan, Hans Werner gehörte zu einem Netzwerk katholischer und evangelischer Christen, die sich im „Dritten Reich“ um den Schutz von den Nationalsozialisten verfolgter „nichtarischer“ Christen kümmerten. Er war selbst als „Nichtarier“ eingestuft worden.⁹⁷⁵

Kammerer, Gabriele ist 1968 geboren, studierte Evangelische Theologie, Soziologie und Philosophie und ist heute freie Autorin und Rundfunkjournalistin in Berlin⁹⁷⁶

Koschel, Ansgar kam am 18.10.1943 in Seligenstadt/Hessen auf die Welt. Er studierte u. a. in Tübingen Theologie und Philosophie. Er war 1969-1972 Bildungsreferent des Bistums Limburg und arbeitete danach als Religionslehrer und später als wissenschaftlicher Assistent der Gesamthochschule Essen. 1976-1982 war er Bundesvorsitzender der Deutschen Pfadfinderschaft Sankt Georg, 1977-79 Präsident des Rings Deutscher Pfadfinderverbände. 1982 wurde er Generalsekretär von Pax Christi, 1990 Generalsekretär des Deutschen Koordinierungsrates der GcjZ. Danach war der Direktor der Katholischen Akademie Rabanus Maurus. Er engagierte sich an vielen Stellen sozial, unter anderem auch in Sarajewo und Israel. Am 5. März 2007 verstarb er.⁹⁷⁷

Küng, Hans ist katholischer Theologe. Er veröffentlichte 1990 eine programmatische Schrift, „Projekt Weltethos“. Daraufhin bekam er den Auftrag, für das „Parlament der Weltreligionen“ in Chicago eine Weltethos-Erklärung zu verfassen. Ihm geht es mit seinem Projekt, aus dem eine Stiftung Weltethos entstanden ist, darum, das Gemeinsame der Weltreligionen zu erkennen.⁹⁷⁸ Er ist Kuratoriumsmitglied beim DKR.

⁹⁷³ Tenné, Meinhard: Die ganze Welt ist eine schmale Brücke, das Wichtigste ist, sich gar nicht zu fürchten, in: Brücke, Informationsbrief der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit Stuttgart, Nr. 2/8 2008, S. 10ff

⁹⁷⁴ Kraft, Sybille: Zeitzeuge Walter Joelsen, <http://www.br-online.de/br-alpha/alpha-forum/alpha-forum-walter-joelsen-gespraech-ID1204635445182.xml?requestid=840959>, Erscheinungsdatum: 04.03.2008, Abrufdatum: 21.08.2008

⁹⁷⁵ Schönlebe, Dirk: München im Netzwerk der Hilfe für „nichtarische“ Christen (1938-1941), Magisterarbeit, <http://www.landesbischof-meiser.de/downloads/Hilfe.pdf>, Abrufdatum: 26.08.2008, S. 69

⁹⁷⁶ Vgl. Münz, Christoph, Sirsch, Rudolf: wenn nicht ich, wer? Wenn nicht jetzt, wann? Zur gesellschaftspolitischen Bedeutung der Deutschen Koordinierungsrates der Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit (DKR), S. 303

⁹⁷⁷ Akademie Rabanus Maurus: Nachruf für Ansgar Koschel, in: GcjZ Niedersachsen-Ost: Rundbrief, Nr. 2/2007, S.1

⁹⁷⁸ Kuschel, Karl-Josef: Juden, Christen, Muslime, Herkunft und Zukunft, Düsseldorf 2007, S. 323

Lamm, Hans ist 1913 in München geboren und wuchs in Lehel (Münchner Innenstadt) auf. Sein Vater, Ignatz Lamm, war Metallhändler. 1937 ging Hans Lamm nach Berlin, um Judentum zu studieren, aber 1938 musste er in die USA, nach Kansas City, auswandern, wo die anderen Familienmitglieder bereits warteten. Ignatz Lamm jedoch kam in das KZ Dachau und konnte nach seiner Freilassung als letzter nach Amerika folgen. Er gewöhnte sich in den USA nie ein und starb 1944. Hans Lamm studierte in den USA Soziologie. 1945 kehrte er nach Deutschland zurück. Er war Übersetzer des "International Military Tribunal" in Nürnberg. Später arbeitete er als Auslandskorrespondent für "Aufbau" in New York und für Presseagenturen. Bei Hans-Joachim Schoeps schrieb er seine Dissertation: "Über die innere und äußere Entwicklung des deutschen Judentums im 3. Reich".⁹⁷⁹

Lang, Hugo ist am 3. Dezember 1892 in Rottenburg a. L. geboren. Er trat nach dem Gymnasium in die Benediktinerabtei St. Bonifaz in München ein und studierte Philosophie und Theologie an der dortigen Universität. Er promovierte in Tübingen 1926 zum Dr. theol.. Seit der Priesterweihe 1916 war er in der Seelsorge tätig. Ab 1945 war er Radioprediger am Münchner Sender, ab 1946 Professor für Enzyklopädie der Theologie an der Theologischen Fakultät München.⁹⁸⁰

Lapide, Pinchas ist am 28. November 1922 in Wien geboren. Als 15jähriger kam er in ein Konzentrationslager an der tschechischen Grenze, konnte aber nach einigen Wochen nach Polen fliehen. Nachdem er ein Jahr bei einem Bauern unterkommen konnte, floh er 1940 nach Palästina. Mit der jüdisch-englischen Brigade kam er nach Italien und später wieder nach Wien. 1945 war er Verbindungsoffizier zwischen Russen und Amerikanern in Wien. Nach seiner Dienstzeit, ab 1946, studierte er in Wien Sprachkunde und legte die Dolmetscherprüfung in Russisch, Französisch, Deutsch und Englisch ab. Er ging zurück nach Israel. Dort war er von 1951 bis 1962 im diplomatischen Dienst, konnte Papst Paul VI bewegen, antijüdische Stellen aus Religionsbüchern entfernen zu lassen und arbeitete als Kulturattaché in Brasilien. Nebenbei studierte er Politikwissenschaften, dozierte an der Hebräischen Universität in Jerusalem und studierte Literatur. Ab 1964 befasste er sich mit dem Christentum und dem Neuen Testament. 1969 siedelte er mit seiner Familie nach Frankfurt a.M. um. 1971 erlangte er den Doktorgrad in Philosophie. Er förderte den christlich-jüdischen Dialog und veröffentlichte zahlreiche Bücher zu christlich-jüdischen Themen.⁹⁸¹

Lapide, Yuval ist der Sohn von Pinchas und Ruth Lapide. Er ist am 7.8.1961 in Jerusalem geboren. Seit 1974 lebt er in Frankfurt. Yuval Lapide ist diplomierter Betriebswirt, er studierte außerdem an den jüdischen Hochschulen Straßburg, New York und Paris rabbinische Bibel-exegese und mittelalterliche jüdische Philosophie und Mystik. Er arbeitet derzeit in einer Gruppe der Nachkommen der Überlebenden des Holocaust.

Lauwers, Josef ist 1902 in Brüssel geboren und studierte am King's College in London. Er erhielt verschiedene Ehrendokortitel für Mathematik, Physik und Chemie. 1947 wurde er zum Professor für vergleichende Erziehung an der Londoner Universität ernannt. 1937 war er sechs Monate lang Berater der Haupterziehungsabteilung (Rockefeller Foundation) in den USA. 1939 war er Gastdozent an der Columbia University. 1944 übernahm er das Amt des Leiters des Komitees für besondere Erziehungsfragen, zu dem er vom Rat der Erziehungsminister ernannt worden war. Er repräsentierte die UNESCO bei Konferenzen in China, Indien, Pakistan und Ägypten. Er leitete Delegationen von Erziehern in Australien und Neuseeland. Außerdem besuchte er viele Länder des Ostens. Unter anderem veröffentlichte er: "Biologie und Erziehung" (1934), "Der Film in den Schulen" (1935) und "Rundfunk und

⁹⁷⁹ Tremml, Manfred; Weigard, Wolf: Geschichte und Kultur der Juden in Bayern, München 1988, S. 324ff

⁹⁸⁰ Vgl.: Knudsen, Knud: Welt ohne Hass, Berlin 1950, S. 190

⁹⁸¹ Schledorn, Horst: Pinchas Lapide, Leben und Werk,

http://lapide.la.funpic.de/index.php?option=com_contact&Itemid=3, Abrufdatum: 26.08.2008

Film als Vermittlungsfaktor für Erziehung” (1938). Er war Berater für Erziehungsprobleme beim Internationalen Rat der Christen und Juden (ICCJ).⁹⁸²

Lempp, Wilfried wurde am 29. Mai 1889 in Oberiflingen im Schwarzwald geboren. Nach dem Studium der Theologie trat er in den Dienst der evangelischen Diasporakirche in Galizien ein und arbeitete als Mitarbeiter Theodor Zöcklers. 1935 kehrte er in seine württembergische Heimatkirche zurück und übernahm eine Pfarrei in der Stuttgarter Altstadt, die im Brennpunkt des Kirchenkampfes stand. Eine die politischen Methoden dieser Zeit verurteilende Predigt führte zu seiner Verhaftung durch die Gestapo. Ab 1945 war er Prälat für den Heilbronner Sprengel mit Sitz in Schwäbisch Hall.⁹⁸³

Maaß, Hans wurde 1935 in Mannheim geboren. Er studierte Theologie in Heidelberg. Seine Schwerpunkte waren “Altes und Neues Testament” und Kirchengeschichte. Danach war er Lehrvikar in Weingarten. 1959 absolvierte er ein praktisch-theologisches Seminar in Heidelberg. 1960 bestand er das 2. Examen und wurde ordiniert. Er ist seit 1961 verheiratet und hat drei Kinder. Er war Pfarrer in Madingen im Kreis Emmendingen. Ab 1971 war er neben dem Gemeindepfarramt auch Schuldekan. Ab 1977 war er als Kirchenrat in der Kirchenleitung u. a. mit den Aufgabengebieten Religionsunterricht an Grund- Haupt- Sonder- und Realschulen, Gemeinschaft Evangelischer Erzieher in Baden, Kindergottesdienst, Konfirmandenunterricht usw. betraut. Als Vorstandsmitglied des DKR setzte er sich bei der Evangelischen Kirche für einen besseren und sorgfältigeren Umgang mit den jüdischen Themen ein. Ab Sommersemester 1992 hatte er einen Lehrauftrag an der PH Karlsruhe. Seit April 1998 ist er im Ruhestand und erfüllt noch Sonderaufträge.⁹⁸⁴

Mayer, Alfred ist am 20. November 1888 in Frankfurt am Main in einer in Deutschland bis ins 17. Jahrhundert nachgewiesenen jüdischen Familie geboren. Er studierte in Heidelberg, München und Berlin Rechtswissenschaft und promovierte 1913 in Heidelberg. 1914 - 1918 war er Soldat im ersten Weltkrieg. Von 1922 bis 1938 arbeitete er als Rechtsanwalt in Wiesbaden. Nach seiner Inhaftierung im KZ Dachau emigrierte er nach England, wo er in Nordwales bei einer kommunalen Finanzverwaltung tätig war. Am 1. November 1946 wurde er in seine alte Stelle als Rechtsanwalt und Notar in Wiesbaden wieder eingestellt. Neben zahlreichen Aufsätzen und Veröffentlichungen in der deutschen und englischen Presse über literarische Gebiete waren seine Hauptwerke: “Bekenntnis zu Europa” (1947), “Idee und Liebe” (1948), ein Buch über Goethe und “Annals of European Civilization 1501-1900”.⁹⁸⁵

Mayer, Reinhold ist 1926 geboren. Er beschäftigte sich erstmals in den 50er Jahren mit der jüdischen Geschichte und Religion. 1975 begann er als Assistent für das neu gegründete Institutum Judaicum der Universität Tübingen zu arbeiten. Die Otto-Hirsch-Medaille bekam er, weil er sich in Schulen und Gesprächskreisen für die Verständigung zwischen Juden und Christen einsetzte.⁹⁸⁶

Michel, Otto, der Gründer des Tübinger Institutum Judaicum ist 1903 in im heutigen Wuppertal geboren. Der evangelische Theologe war erst Pastor in Halle, dann Pastor in Lüdenscheidt. Im „Dritten Reich“ entthob ihn die Regierung wegen Zugehörigkeit zur bekennenden Kirche seines Amtes. Er arbeitete ab 1940 bis 1943 als Stellvertreter des antisemitischen Theologieprofessors Gerhard Kittel in Tübingen. Nach dem Krieg besuchte Michel alle Dörfer der Tübinger Gegend, um eine Beziehung zum Judentum herzustellen. 1957 gründete er das Tübinger Institutum Judaicum. Obwohl er missionarisch tätig war, lehnte er jegliche Juden-

⁹⁸² Vgl. Knudsen, Knud: Welt ohne Hass, Berlin 1950, S. 191

⁹⁸³ Vgl. Knudsen, Knud: Welt ohne Hass, Berlin 1950, S. 191

⁹⁸⁴ DKR: Hans Maaß, http://www.deutscher-koordinierungsrat.de/01_02_04.php?gid=10&mID=470,

Abrufdatum : 26.08.2008

⁹⁸⁵ Vgl. Knudsen, Knud: Welt ohne Hass, Berlin 1950, S. 192

⁹⁸⁶ CJZ Stuttgart: Brücke, Informationsbrief der CJZ Stuttgart, Nr. 1/2006

missionierung ab. Professor Reinhold Mayer war zunächst sein Assistent und trat später in seine Fußstapfen.⁹⁸⁷

Münnich, Rickleff ist neuer evangelischer Präsident des Deutschen Koordinierungsrates (seit Mai 2007). Geboren wurde er 1954 in Höxter. Ab 2007 war er Pfarrer in Erfurt, zuvor Landesjugendpfarrer in Thüringen und Studentenpfarrer in Weimar. Von 2003 bis 2006 war er Vorsitzender der Konferenz Landeskirchlicher Arbeitskreise (KLAK).⁹⁸⁸ Neben seiner Tätigkeit als Präsidiumsmitglied betreibt er eine Agentur für deutsch-israelische Begegnungen mit, genannt „ahavta“.

Osten-Sacken, Peter von der ist Professor und Leiter des Institutes „Kirche und Judentum“, einem Zentrum für christlich-jüdische Studien an der Humboldt-Universität zu Berlin. Er ist Träger der Buber-Rosenzweig-Medaille.⁹⁸⁹

Osten-Sacken, Thomas von der hat sich ab 1991 länger im Irak aufgehalten. Er lebt heute in Frankfurt am Main und arbeitet als Publizist für „Konkret“ und „Jungle World“. Außerdem gehört er als Mitbegründer zur staatliche Hilfsorganisation Wadi e.V. an, die Frauenhäuser, kommunale Projekte, Kampagnen gegen Genitalverstümmlung, die Resozialisierung von Strafgefangenen und Gesundheitsprojekte vor allem im Nordirak fördert, aufbaut und betreut.⁹⁹⁰

Rendtorff, Rolf wurde 1925 geboren und ist emeritierter Professor für Alttestamentarische Theologie in Heidelberg. Er war viele Jahre Vorsitzender der Studienkommission „Kirche und Judentum“ der EKD und u. a. Ehrenmitglied des Council der World Union of Jewish Studies in Jerusalem.⁹⁹¹

Schaller, Berndt ist evangelischer Vorsitzender des deutschen Koordinierungsrates und erster Vorsitzender der Buber-Rosenzweig-Stiftung. Schaller ist 1930 in Heidelberg geboren, ist emeritierter Professor der ev. Theologie an der Georg-August-Universität Göttingen mit den Schwerpunkten Judaistik und Neues Testament. Er war Mitglied des EKD-Kommission Kirche und Judentum bis 1997⁹⁹².

Schoeps, Hans-Joachim wurde am 30. Januar 1909 in Berlin geboren. Von 1938 - 1946 war er Emigrant in Schweden, 1949 wurde er auf den Lehrstuhl für Religions- und Geistesgeschichte nach Erlangen berufen. Er ist Verfasser von 105 Büchern und Abhandlungen. Das bekannteste Werk ist: „Jüdisch-christliches Religionsgespräch“ (1949). Er war Herausgeber der Zeitschrift für Religions- und Geistesgeschichte im Verlag Junge und Sohn in Erlangen.⁹⁹³

Schumann, Sara Ruth, geb. Abraham, ist 1938 geboren. Sie überlebte die Nazizeit mit ihrer Familie in der Nähe ihrer Heimatstadt Bremen. Danach machte sie eine kaufmännische Aus-

⁹⁸⁷ Interview vom 04.07.2008 mit Frau Angela Müllenbach-Michel, Vorsitzende der GcjZ Osnabrück bzw. Schmidt, Christoph: Otto Michel, http://www.bautz.de/bbkl/m/michel_o.shtml, Erscheinungsdatum: 28.09.2006, Abrufdatum: 25.08.2008

⁹⁸⁸ epd-Dokumentation: Bilanz und Perspektiven des christlich-jüdischen Dialogs, Frankfurt a.M. 2005, S. 96

⁹⁸⁹ GcjZ/DKR: Woche der Brüderlichkeit 2005, Hannover 2005, S. 18

⁹⁹⁰ Anti-Defamation-Forum: New Iraq – Wandel und Demokratisierung in der ehemaligen Republik der Angst, <https://www.adf-berlin.de/wbb2/thread.php?postid=5279>, Erscheinungsdatum: 04.05.2006, Abrufdatum: 26.08.2008

⁹⁹¹ Rendtorff, Rolf: Christen und Juden heute, Neue Einsichten und neue Aufgaben, Neukirchen 1983, Umschlagtext

⁹⁹² Vgl. Münz, Christoph; Sirsch, Rudolph Hrsg.): Wenn nicht ich, wer? Wenn nicht jetzt, wann?“ Zur gesellschaftlichen Bedeutung des Deutschen Koordinierungsrates der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit (DKR), Münster 2004, S. 303

⁹⁹³ Vgl. Knudsen, Knud: Welt ohne Hass, Berlin 1950, S. 193

bildung und eine Ausbildung zur Krankenschwester. 1959 heiratete sie und bildete sich im Selbststudium in Kunst und Kunstvermittlung weiter. 1974 eröffnete sie eine eigene Galerie für moderne Kunst in Oldenburg. Ab 1977 war sie Mitarbeiterin des Kulturdezernats der Stadt Oldenburg. Von 1981-`91 war sie Leiterin der "Artothek" und Leiterin der Kulturabteilung der Stadt Oldenburg. 1992 begründete sie die Jüdische Gemeinde Oldenburg mit, deren Vorsitzende sie im Anschluss war. Sie ist stellvertretende Vorsitzende im Landesverband der Jüdischen Gemeinden von Niedersachsen, Vorstandsmitglied der GcjZ Oldenburg und Mitglied des Rundfunkrates des NDR.⁹⁹⁴

Stöhr, Martin wurde 1922 in Singhofen an der Lahn geboren. Er studierte Soziologie und Evangelische Theologie in Mainz, Bonn und Basel. Er ist emeritierter Professor für Systematische Theologie an der Universität Gesamthochschule Siegen. Von 1965 bis 1984 war er evangelischer Vorsitzender des Deutschen Koordinierungsrates der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit. Von 1990 bis 1998 war er Präsident des Internationalen Rates der Christen und Juden.⁹⁹⁵

Talmon, Shemaryahu ist 1920 in Breslau geboren, wanderte 1939 nach Palästina aus. Von 1952-64 war er akademischer Direktor der pädagogischen Hochschule in Jerusalem, ab 1955 Ordinarius für Bibelwissenschaft. Er ist durch seine Vortragstätigkeit für den christlich-jüdischen Dialog bekannt.⁹⁹⁶

Weißtanner, Josef arbeitete für die Caritas und war zehn Jahre Sekretär des Kardinals Faulhaber in München von 1929 bis 1939 und beteiligte sich an Geleitschreiben und Empfehlungsschreiben an ausländische Stellen für auswandernde "Nichtarier". Geboren wurde er am 10. Februar 1901 in München. Er absolvierte das Humanistische Gymnasium in Freising 1922, studierte an der dortigen philosophisch-theologischen Hochschule ein Semester Philosophie, danach studierte er von 1922 bis 1929 an der Gregoriana in Rom Philosophie und Theologie. 1928 wurde er in Rom zum Priester geweiht. Von 1939 bis 1946 war er Domprediger in München, danach Domkapitular in München. Sein Hauptgebiet war die Caritas.⁹⁹⁷

Zietlow, Carl F. war ein amerikanischer Methodistenpfarrer und Vorstandsmitglied in der NCCJ. Er kam im März 1948 nach Berlin und initiierte zusammen mit General Lucius Clay, dem Hauptverantwortlichen der HICOG, die Gründung von „Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit“.⁹⁹⁸

Zwiedineck-Südenhorst, Otto von wurde am 24. Februar 1871 in Graz geboren. 1895 promovierte er zum Dr. der Jura. Ab 1901 war er Privatdozent an der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät in Wien. Ab 1902 war er Professor für Nationalökonomie in Karlsruhe, von 1915 bis 1918 Referent für jüdische Angelegenheiten und Zensor im Gouvernement Lodz. 1920 wurde er Ordinarius in Breslau, ab 1921 wohnte er in München, wo er zur Zeit des Kongresses „Gemeinschaft, nicht Feindschaft“ 1949 eine Professur in Soziologie innehatte.⁹⁹⁹

⁹⁹⁴ GcjZ/DKR: Tätigkeitsberichte der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit 1998, S. 261

⁹⁹⁵ Vgl. Erler, Hans; Koschel, Ansgar: Der Dialog zwischen Juden und Christen, Versuche des Gesprächs nach Auschwitz, Frankfurt/New York 1999, S. 360

⁹⁹⁶ Talmon, Shemaryahu: Juden und Christen im Gespräch, Neukirchen 1992

⁹⁹⁷ Vgl. Knudsen, Knud: Welt ohne Hass, Berlin 1950, S. 193

⁹⁹⁸ Vgl. Grimm, Ulrich Werner: Die erste Mahnmaldebatte, in: Im Gespräch, 50 Jahre GcjZ Berlin, Berlin 1999

⁹⁹⁹ Ebd.

3. Literaturliste

3.1 Bücher, Themenhefte, Jubiläumsschriften

- Adorno, Theodor W.: Studien zum autoritären Charakter; Frankfurt 2007²⁵
(Erstausgabe: Adorno, Theodor W. ; Frenkel-Brunswik, Else (Hrsg.): The Authoritarian Personality, New York 1950)
- Adorno, Theodor W.: Negative Dialektik, Frankfurt a.M. 1982
- Adorno, Theodor W.: "Ob nach Auschwitz noch sich leben lasse", Frankfurt 1997
- Allport, Gordon W.: Treibjagd auf Sündenböcke, Berlin 1951²
- Augustinus, Aurelius: Der Gottesstaat, Buch 17, München 1911-16 (Erstausgabe Anfang des 5. Jahrhunderts)
- Auffahrt, Christoph; Bernard, Jutta: Metzler Lexikon Religion, Band 3, Stuttgart 2000
- Battenberg, Friedrich: Das europäische Zeitalter der Juden; zur Entwicklung einer Minderheit in der nichtjüdischen Umwelt Europas, Bd. 2, Darmstadt 1990
- Ben-Chorin, Schalom: Bruder Jesus, der Nazarener aus jüdischer Sicht, München 1967
- Ben-Chorin, Schalom: Vom Kirchenvater Abraham und anderen Ungereimtheiten, Randerlebnisse im christlich-jüdischen Dialog, Wuppertal, 1983
- Ben-Chorin-Schalom: Paulus, der Völkerapostel aus jüdischer Sicht, München 1984⁴
- Bischöfe Deutschlands, Österreichs und der Schweiz (Hrsg.): Die Bibel, Altes und Neues Testament, Einheitsübersetzung, Stuttgart 1980
- Bischöfe Deutschlands und Österreichs, Gotteslob, katholisches Gebet- und Gesangbuch, Ausgabe des Bistums Rottenburg-Stuttgart, Stuttgart 1995³
- Brechenmacher, Thomas: der Vatikan und die Juden, Geschichte einer unheiligen Beziehung vom 16. Jh. Bis zur Gegenwart, München 2005
- Brockhaus, F. A. (Hrsg.): Brockhaus Kompaktwissen, Wiesbaden 1983
- Brown, Sterling W.; Knudsen, Knud C.: Überwinde deine Vorurteile, Berlin/München 1949
- Brumlik, Micha: Was stimmt? Judentum, die wichtigsten Antworten, Freiburg im Breisgau 2007
- Buber, Martin: Das dialogische Prinzip, Gerlingen 1997
- Buber, Martin: Pfade in Utopia, Über Gemeinschaft und deren Verwirklichung, Neuausgabe Heidelberg 1985
- CJZ Stuttgart e. V. (Hrsg.): Gegen das Vergessen, 40 Jahre CJZ in Stuttgart, Stuttgart 1989
- Daxelmüller, Christoph: Jüdische Kultur in Franken, Würzburg 1988
- D'Ambrosio, Richard: Der stumme Mund, Frankfurt a.M. 1972
- Deutscher Bundestag: Grundgesetz für die Bundesrepublik Deutschland, Bonn 1989
- DKR: 50 Jahre Woche der Brüderlichkeit, Bad Nauheim/Karlsruhe, 03.03.2002

- Dutschke, Rudi: Die Revolte, Wurzeln und Spuren eines Aufbruchs, Reinbek 1983
- Eder, Manfred: Die "Deggendorfer Gnad". Entstehung und Entwicklung einer Hostienwallfahrt im Kontext von Theologie und Geschichte, Passau 1992
- Emuna, Blätter des DKR der Gesellschaften für Christlich-jüdische Zusammenarbeit, Köln, Sammelbände 1966-1978
- epd-Dokumentation: Bilanz und Perspektiven des christlich-jüdischen Dialogs, Frankfurt a.M. 2005
- Fingerle, Anton; Ben-Chorin, Schalom (Hrsg.): Im Geiste der Brüderlichkeit, München 1965
- Flusser, David: Die konsequente Philologie und die Worte Jesu, Hamburg 1963
- Flusser, David: Jesus, Hamburg 1968
- Foschepoth, Josef: Im Schatten der Vergangenheit, Die Anfänge der Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit, Göttinger 1993
- Fuchs, Werner; Klima, Rolf: Lexikon zur Soziologie, Opladen 1973
- GcjZ Augsburg-München-Regensburg (Hrsg.): Reden, Lernen, Erinnern, 50 Jahre Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit e. V., München 1998
- GcjZ/DKR: Redet Wahrheit, Themenheft 2007, Hannover 2007
- Gemeinschaftswerk der evangelischen Publizistik: Der christlich-jüdische Dialog auf dem Prüfstand, Beiträge einer Tagung des Deutschen Koordinierungsrates der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit und der Konrad-Adenauer-Stiftung, Frankfurt a. M., 2004
- Gesangbuchverlag Stuttgart GmbH (Hrsg.): Evangelisches Gesangbuch, Stuttgart 1996
- Gidal, Nachum T.: Die Juden in Deutschland, von der Römerzeit bis zur Weimarer Republik, Gütersloh 1988
- Gniechwitz, Susan: Antisemitismus im Lichte der modernen Vorurteilsforschung: Kognitive Grundlagen latenter Vorurteile gegenüber Juden in Deutschland, Berlin 2006
- Godel, Rainer; Hagen, Sigrid (Hrsg.): Jüdisch-christliches Gespräch und Kirchenreform, Verhältnisbestimmungen, Berlin 1983
- Haag, Herbert: Abschied vom Teufel, Einsiedeln 1969
- Habermas, Jürgen: Theorie des kommunikativen Handelns, Bd. I, Frankfurt a. M. 1988
- Heine, Heinrich: Deutschland, ein Wintermärchen, Berlin 1961
- Henrix, Hans Hermann; Licharz, Werner: Welches Judentum steht welchem Christentum gegenüber? Frankfurt a. M. 1985
- Henrix, Hans Hermann (Hrsg.): 1492-1992: 500 Jahre Vertreibung der Juden Spaniens, Aachen 1992
- Henrix, Hans Hermann; Stöhr, Martin (Hrsg.): Exodus und Kreuz im ökumenischen Dialog zwischen Juden und Christen, Diskussionsbeiträge für Religionsunterricht und Erwachsenenbildung, Aachen 1978
- Homans, George Caspar: Theorie der sozialen Gruppe, Köln/Opladen 1960 (Originaltitel: The human group, 1950)

- Homolka, Walter; Zenger, Erich: „...damit sie Jesus Christus erkennen“, Die neue Karfreitagsfürbitte für die Juden, Freiburg 2008
- Honecker, Martin: Grundriss der Sozialethik, Berlin 1995
- Horkheimer, Max: Sozialphilosophische Studien. Aufsätze, Reden und Vorträge 1930-1972, Frankfurt a. M. 1981²
- Jacob, Benno: Auge um Auge. Eine Untersuchung zum Alten und Neuen Testament, Berlin 1929
- Jansen, Dorothea, Einführung in die Netzwerkanalyse, Opladen 2003
- Kaminer, Wladimir: Russendisko, München 2000
- Kirstein Keshet, Yehudit: Checkpoint Watch, Zeugnisse israelischer Frauen aus dem besetzten Palästina, Fulda 2007
- Knudsen, Knud: Welt ohne Hass, Berlin 1950
- Koschel, Ansgar; Eler, Hans: Der Dialog zwischen Juden und Christen, Versuche des Gesprächs nach Auschwitz, Frankfurt 1999
- Kotzur, Hans-Jürgen (Hrsg.): Die Kreuzzüge, Katalog zur Ausstellung im Dommuseum Mainz, Mainz 2004
- Küng, Hans; Lapidé, Pinchas: Jesus im Widerstreit, ein jüdisch-christlicher Dialog, Stuttgart 1976
- Kuschel, Karl-Josef: Juden, Christen, Muslime, Herkunft und Zukunft, Düsseldorf 2007
- Lamm, Hans: Von Juden in München, München 1959
- Lapidé, Pinchas: Jesus, ein gekreuzigter Pharisäer?, Gütersloh 1990
- Lau, Israel M.: Wie Juden leben, Gütersloh 2005⁶
- Ledig, Eva-Maria: Eine Idee für Kinder, die Internationale Jugendbibliothek; München 1988
- Lempp, Wilfried: Brüderlichkeit statt Toleranz, in: Knudsen, Knud: Welt ohne Hass, Berlin 1950
- Luckner, Gertrud; Thieme, Karl (Hrsg.): Freiburger Rundbrief, Freiburg 1948 bis 1986
- Marcuse, Herbert: Nachgelassene Schriften, Bd. 4: Die Studentenbewegung und ihre Folgen, Springe 2004
- Mende, Fritz: Heinrich Heine, Chronik seines Lebens und Werkes, Stuttgart², 1981
- Münz, Christoph; Sirsch, Rudolf (Hrsg.): Wenn nicht ich, wer? Wenn nicht jetzt, wann? Zur gesellschaftspolitischen Bedeutung des Koordinierungsrates der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit, Münster 2004
- Pfisterer, Rudolf: Verantwortung, Stuttgart 1985
- Rendtorff, Rolf: Christen und Juden heute, Neue Einsichten und neue Aufgaben, Neukirchen 1983
- Rendtorff, Rolf: Wir sind eure jüngeren Brüder, in: DKR: Themenheft 2002
- Rienecker, Fritz; Maier, Gerhard: Lexikon zur Bibel, Wuppertal 2006⁶

Ritter, Gallus O.S.B.: Das heilige Mirakel, ein Spiel vom Gnadenwunder zu Deggendorf, Musik von Max Kanzlsperger, Metten 1926

Rosten, Leo: Jiddisch, eine kleine Enzyklopädie, München 2007⁴

Schindelbeck, Dirk: Pater Leppichs Reden, in: Damals, das Magazin für Geschichte und Kultur, Nr. 10/1998

Schleichert, Hubert: Wie man mit Fundamentalisten diskutiert, ohne den Verstand zu verlieren, oder Anleitung zum subversiven Denken, München 1997⁵

Schmitt, Carl: Theodor Bäuerle (1882-1956), Engagement für Bildung in schwierigen Zeiten, Schwäbisch Gmünd 2005, S. 105ff

Sichrovsky, Peter: Wir wissen nicht, was morgen wird, wir wissen wohl, was gestern war, Köln 1985

Swidler, Leonard: The Passion of the Jew Jesus, recommended changes in the Oberammergau passion play after 1984, New York 1984

Talmon, Shemaryahu: Juden und Christen im Gespräch, Neukirchen 1992

Treml, Manfred; Weigard, Wolf: Geschichte und Kultur der Juden in Bayern, München 1988

Vasel, Stephan: Philosophisch verantwortete Christologie und christlich-jüdischer Dialog, Schritte zu einer doppelt apologetischen Christologie in Auseinandersetzung mit den Entwürfen von H. J. Kraus, F. W. Marquardt, P. M. van Buren, P. Tillich, W. Pannenberg und W. Härle, Gütersloh 2001

Vogt, Hannah: Recht muss doch Recht bleiben; die Prozesse gegen NS-Gewaltverbrecher, Hessen 1964

Wallraff, Günter; Spoo, Eckhardt: Unser Faschismus nebenan, Köln 1975

Wollasch, Hans-Josef: Betrifft: Nachrichtenzentrale des Erzbischofs Gröber in Freiburg, die Ermittlungsakten der Geheimen Staatspolizei gegen Gertrud Luckner 1942-1944, Konstanz 1999

3.2 Aufsätze

Ahl, Ruth: Feminismus im christlich-jüdischen Gespräch, in: Freiburger Rundbrief 1/1998

Ackermann, Ulrike: Dokumentation/Ausstellung zur Geschichte/Entstehung der GcjZ, 1988

Adorno, Theodor: Zur Bekämpfung des Antisemitismus heute“, in: Erziehung vorurteilsfreier Menschen, Frankfurt 1962

Akademie Rabanus Maurus: Nachruf für Ansgar Koschel, in: GcjZ Niedersachsen-Ost: Rundbrief, Nr. 2/2007

Aktionsausschuss des DKR: Anregungen und Vorschläge zur Abänderung der Satzung des DKR der GcjZ e.V., Frankfurt a. M., 1952, BArch B259/7

Améry, Jean: Über die Entwürdigung des Menschen, in: Emuna, Blätter des DKR der Gesellschaften für Christlich-jüdische Zusammenarbeit, Köln, Heft 1/1967

Auf der Maur, Eva: Hans Jonas, Gedanken über Gott. Drei Versuche, in: Freiburger Rundbrief, Zeitschrift für christlich-jüdische Begegnung, Jahrgang 3/1996

Bleicher, Heinz M.: Tätigkeitsbericht der CJZ Stuttgart 1987, Stuttgart 1988

- Brandt, Henry G.: Achtet Gemeinsames, in: GcjZ/DKR: Rundschreiben 1/2007, Bad Nauheim, 2007
- Bunche, Ralph: Nur ein Weg zum Frieden, in: Sonderausgabe der Allgemeinen Wochenzeitung der Juden in Deutschland, 1952
- Cars, Max: Eine lange und gute Tradition, Domtüren öffneten sich für die Feier sofort, in: GcjZ/DKR: Woche der Brüderlichkeit 2005, Hannover 2005
- CJZ Stuttgart: Brücke, Informationsbrief der CJZ Stuttgart, Nr. 1/2006
- DKR: Was halten sie vom Christentum, Frau Cohn?, in: GcjZ/DKR: Redet Wahrheit, Themenheft 2007, Hannover 2007
- Dreier, Werner: Ach, ging's nur zu wie in der Judenschul! Anregungen für eine Auseinandersetzung mit dem Antisemitismus in der Schule, Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes, Jahrbuch 2008
- Deutsche Bibelgesellschaft (Hrsg.): Begegnung mit der Bibel 7-9, Begleitheft 3
- Eckert, W.P.: Darstellung von Juden in der christlichen Kunst, in: Freiburger Rundbrief Nr. 77/80, Freiburg 1969
- Eckert, W.P.; Levinson, Nathan; Stöhr, Martin: Brief an die deutschen Bischöfe, in: Freiburger Rundbrief Nr. 61/64, Freiburg 1965
- Eckert, Willehad Paul: Antijudaismus im Neuen Testament?, in: Freiburger Rundbrief Nr. 65/68, Freiburg 1968
- Frankemölle, Hubert: Jesus und kein Ende, in: Publik-Forum 6/2006
- Frede-Wrenger, Britta: Zum 27 Januar: Denken und Glauben nach Auschwitz. Einige Gedanken zu einem Satz von Elie Wiesel, in: CJZ Stuttgart: Brücke, Informationsbrief der CJZ Stuttgart, Nr. 1/2006
- GcjZ/DKR: Woche der Brüderlichkeit 2005, Hannover 2005
- GcjZ Hamburg: Programm für die Zentrale Feier der Woche der Brüderlichkeit in Hamburg, 1949-2009 „So viel Aufbruch war nie“, Hamburg 2009
- Grimm, Ulrich Werner: Die erste Mahnmaldebatte, in: Im Gespräch, 50 Jahre GcjZ Berlin, Berlin 1999
- Gümbel, Miryam: Puzzlearbeit des Erinnerns, Wie Historiker des Stadtarchivs die Namen der Münchner Schoa-Opfer zusammentrugen, in: Jüdische Allgemeine, 19.07.2007
- Hegmann, Jenny: Vom Aufbau der CJZ Stuttgart, in: CJZ Stuttgart e.V. (Hrsg.): Gegen das Vergessen, 40 Jahre CJZ in Stuttgart, Stuttgart 1989
- Heinz, Hanspeter: Religiöser Raub? – Wege und Irrwege christlich-jüdischer Gebetsgemeinschaft, in: Herderkorrespondenz 2003
- Henrix, Hans Hermann: Ökumenische Theologie und Judentum, Gedanken zur Nichtexistenz, Notwendigkeit und Zukunft eines Dialogs, in: Freiburger Rundbrief Nr. 105/108, Freiburg 1976
- Hermann, Ingo: Die Juden und wir anderen, in: Emuna, Blätter des DKR der Gesellschaften für Christlich-jüdische Zusammenarbeit, Köln, Nr. 2/1966
- Höfer, Josef; Rahner, Karl (Hrsg.): Lexikon für Theologie und Kirche, Bd. 3, Freiburg 1959 (Artikel: „Extra ecclesiam nulla salus“)

Junginger, Horst: Das Bild des Juden in der nationalsozialistischen Judenforschung, in: Hoffmann, Andrea (Hrsg.): Die kulturelle Seite des Antisemitismus zwischen Aufklärung und Schoah, Tübingen 2006

Kehrer, Günter: Religionssoziologie, Berlin 1968

Krotzer, Gunther: Der Judenmord von Deggendorf und die Deggendorfer „Gnad“, in: Eckert, Willehad Paul; Ehrlich, Ernst Ludwig (Hrsg.): Judenhass – Schuld der Christen? Versuch eines Gesprächs, Essen 1964

Kugelmann, Cilly: Die jüdische Minderheit, in: Schmalz-Jacobsen, Cornelia; Hansen, Georg: Ethnische Minderheiten in der Bundesrepublik Deutschland, Ein Lexikon, München 1995

Lamm, Hans: Kain und Abel (1967), in: GcjZ; DKR (Hrsg.): 50 Jahre Woche der Brüderlichkeit, Bad Nauheim 03.03.2002

Landessynode der Evangelischen Kirche im Rheinland im Januar 1980: Zur Erneuerung des Verhältnisses von Christen und Juden, in: DKR/Evangelischer Arbeitskreis Kirche und Israel in Hessen und Nassau, Frankfurt 1987

Lehmann, Kardinal Karl: Grußworte, in: Münz, Christoph; Sirsch, Rudolph (Hrsg.): Wenn nicht ich, wer? Wenn nicht jetzt, wann?“ Zur gesellschaftlichen Bedeutung des Deutschen Koordinierungsrates der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit (DKR), Münster 2004

Lengwenus, Helga: Die Synagoge als „Mutter der Kirche“, in: Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit; DKR (Hrsg.): 50 Jahre Woche der Brüderlichkeit, Bad Nauheim 2002

Luckner, Gertrud: Professor Thieme in memoriam, in: Freiburger Rundbrief Nr. 57/60, Freiburg 1964
Rösch, Mathias: Die Münchner NSDAP 1925-33, eine Untersuchung zur inneren Struktur der NSDAP in der Weimarer Republik, Oldenburg 2002

Marx, Karl: Wer ist denn mein Nächster? - Zur Woche der Brüderlichkeit 1963 und zu Purim im Jahr 5723, Allgemeine Wochenzeitung der Juden in Deutschland, Nr. 50/1963

Miller, Alice: Am Anfang war Erziehung, Frankfurt 2006²²

Paucapalea: „Summa“ des Kirchenrechts, 1114-1148

Rundschau, in: Freiburger Rundbrief Nr. 81/84, Freiburg 1970

Rundschau, in: Freiburger Rundbrief Nr. 85/88, Freiburg 1971

Rundschau, in: Freiburger Rundbrief Nr. 97/100, Freiburg 1974

Rundschau, in: Freiburger Rundbrief, Nr. 77/80, Freiburg 1969

Schmelzkopf, Christiane: Antijudaismen in der christlichen Erziehung, in: Hässler, Hans-Jürgen (Hrsg.): Kultur gegen Krieg, Würzburg 1989

Schmidberger, Franz: Die Zeitbomben des Zweiten Vatikanischen Konzils, Vortrag, gehalten am 9. April 1989 in Mainz, Stuttgart 1989

Schoeps, Hans Joachim: Die Erwählung Israels, in: Israel und Christenheit, Frankfurt 1961

Schrupp, Antje: Adam und Eva: Auf ein Neues, Eveline Goodman-Thau über die Schöpfungsgeschichte und den Dialog der Geschlechter, in: Publik-Forum, Juni 2004

Schwendemann, Wilhelm: Holocaust im Unterricht - Von der Unmöglichkeit zu unterrichten und der Macht psychodynamischer Strukturen im Unterricht, in: Gemeinschaftswerk der Evangelischen Publizistik (GEP) gGmbH (Hrsg.): epd-Dokumentation: Wie sagen wir es unseren Kindern?, die Behandlung der Schoah im schulischen Unterricht, Frankfurt am Main, Heft 4/5 2006

Seiler, Matthias: Tritt ein für die Schwachen! : Hans Werner Jordan - ein Pfarrer jüdischer Herkunft im Einsatz für "nichtarische" Christen während des „3. Reiches“, in: Zeitschrift für bayerische Kirchengeschichte, Nr. 74/2005

Spies, Gerty: Und das Leben ging weiter, in: GcJZ München-Nürnberg/Fürth-Augsburg-Regensburg-Bamberg-Würzburg (Hrsg.): Im Geiste der Brüderlichkeit, München 1965

Tambour, Barbara: Anleitung zur Kaltherzigkeit, in: Publik-Forum Nr. 10/2008 (23. Mai 2008)

Tenné, Meinhard: Die ganze Welt ist eine schmale Brücke, das Wichtigste ist, sich gar nicht zu fürchten, in: Brücke, Informationsbrief der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit Stuttgart, Nr. 2/8 2008

Weiß, Ingrid, Begrüßung, in: Brücke, Informationsbrief der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit Stuttgart Nr. 1/2006, Stuttgart 2006

3.3 Zeitungsartikel, Meldungen

„Altes Volk Israel, sei nicht zu alt zur Umkehr“, in: Stuttgarter Zeitung, 10.03.1988

„Begegnung mit der Synagoge“, in: Stuttgarter Zeitung, 04.03.1952

„Das Unrecht hinter dem angeblich Guten, Woche der Brüderlichkeit ist gestern mit Vortrag des Landesrabbiners eröffnet worden“, in: Stuttgarter Zeitung, 12.03.2003

„Den anderen annehmen“, in: Stuttgarter Zeitung, 05.03.1991

„Den Wert des anderen erkennen“, in: Stuttgarter Zeitung, 06.03.2001

„Die Woche der Brüderlichkeit soll auch Zivilcourage stärken“, in: Stuttgarter Zeitung, 10.03.1998

„Die Woche der Brüderlichkeit“, in: Stuttgarter Zeitung, 28.02.1953

„Ernsthafte Ermahnungen zu Verständnis und Toleranz“, in: Stuttgarter Zeitung, 10.03.1955

„Es gibt kein Vergessen“, Juden und Christen bemühen sich um Dialog, in: Stuttgarter Zeitung, 08.03.1988

„Es gilt, Menschenwürde und Freiheit zu verteidigen“, in: Stuttgarter Zeitung, 09.03.2008

„Grafeneckprozess nicht vor Ende des Jahres“, in: Schwäbisches Tagblatt 19.03.1948

„Harmoniesoße“ hemmt Dialog, in: Stuttgarter Zeitung, 08.03.1994

„In unserer Mitte leben – mit uns leben“, in: Stuttgarter Zeitung, 05.03.1996

„Israel hat ein Recht auf unsere Solidarität“, in: Stuttgarter Zeitung, 07.03.1990

„Israel, Staat der Hoffnung“, in: Stuttgarter Zeitung, 10.03.1956

„Juden verprellt: Nur einen Tag bei Kirchentag“, in: Stuttgarter Zeitung, 10.03.1999

„Kreuzzüge kann niemand mehr ungeschehen machen“, in: Stuttgarter Zeitung, 14.03.2000

„Oberlandesgerichtspräsident a.D. Perlen 70 Jahre“, in: Stuttgarter Zeitung, 06.10.1954

„Öffentliche Warnung der Bundesregierung: Bonn warnt vor Unterstützung staatsfeindlicher Organisationen“, in: Schwäbisches Tagblatt, 29.09.1951

„Parallelen zur Emigration nach 1933 und der Asyldebatte - Schmerzhaftes Erinnerungsstück“, in: Stuttgarter Zeitung, 11.03.1992

„Passionsspiele beendet: Besucherrekord bei den 110 Aufführungen“, Reformierte Nachrichten/[sda](#)/[dpa](#), 9. Oktober 2000

„Philipp Auerbach wegen angeblicher Untreue aus dem Staatsdienst entlassen“, in: Stuttgarter Zeitung, 10.03.1951

„Religion soll greifbar werden“, in: Stuttgarter Zeitung, 05.03.1997

„Streiflicht“, in: Süddeutsche Zeitung, 10.03.1958, S. 1

„Streit um Sterbehilfe: Hospizleiter attackiert Stuttgarter Sozialbürgermeisterin“, in: Stuttgarter Zeitung, Stuttgart 21.09.2006

„Woche der Brüderlichkeit mahnt zur Umkehr“, in: Stuttgarter Zeitung, 16. 03.1999

„Woche der Brüderlichkeit, Gelegenheit zur Begegnung“ in: Stuttgarter Zeitung, 10.03.1992

Bericht über Purimball, in: Stuttgarter Zeitung, 08.03.1999

Bleicher, Heinz M.: Eröffnungsrede der Woche der Brüderlichkeit, in: Stuttgarter Zeitung, 11.03.1987

Brenner, Michael: Als in der Synagoge die Orgel erklang: Reinheit der Glaubens oder Einheit der Gemeinden? Zur Geschichte des Streits zwischen orthodoxen und liberalen Juden, in: Die Welt, 18.05.2004

Brocke, Edna: Über Kreuz. Wie ist es um den christlich-jüdischen Dialog bestellt? Anmerkungen aus aktuellem Anlass, in: Jüdische Allgemeine
 Direktorium des Zentralrates der Juden in Deutschland zur Eröffnung der Woche der Brüderlichkeit, Sonderausgabe der Allgemeinen Wochenzeitung der Juden in Deutschland, 1952
 Drobinski, Matthias: Eine Umarmung für den Rabbi, in: Süddeutsche Zeitung, 11.03.2006
 epd-Meldung, 07.09.1972, BA B 259/824
 epd-Meldung, 10.02.1981, BA B 259/824
 epd-Meldung, 10.04.1981, BA B 259/824
 epd-Meldung, 23.04.1972, BA B 259/824
 epd-Meldung, 29.10.1986, BA B 259/824
 Gümbel, Miryam: Einfach mal das Maul aufmachen, in: Süddeutsche Zeitung, 18./19.11.1989
 Gümbel, Miryam: Puzzlearbeit des Erinnerns, Wie Historiker des Stadtarchivs die Namen der Münchner Schoa-Opfer zusammentrugen, in: Jüdische Allgemeine, 19.07.2007
 Kaiser, Alexander: „Abi goes East“, in: Jüdische Zeitung, Nr. 35/Juli 2008
 Leins, Carolin: „Mehr Miteinander, auch im Gebet, In der Woche der Brüderlichkeit steht die Verantwortung jedes einzelnen im Mittelpunkt“, in: Stuttgarter Zeitung, 17.03.2004
 Loerzer, Sven: Woche der Brüderlichkeit in München eröffnet, Süddeutsche Zeitung, 03.03.1986
 Molitor, Johannes: Deutsche Weihnacht und Rundfunkverbrechen, Deggendorfer Geschichte (48) – Zwölf Jahre der Diktatur, in: Passauer Neue Presse, 30.11.2002, Lokalteil Deggendorf
 Müller-Münch, Ingrid: Ein Vaterland im Pass und eins im Herzen, in: Frankfurter Rundschau, 25.04.1996
 Nennecke, Charlotte: Zeitgeschichte - den Kindern erzählt, in: Süddeutsche Zeitung, 06.03.1961
 Probst, Robert: Historiker über Filbinger, in: Süddeutsche Zeitung, 14./15.04.2007
 Rehm, Martin: „Dem Radikalismus die Wurzel ausreißen“, in: Süddeutsche Zeitung, 08.03.1967
 Roth, Jürgen: Abschied vom Silberbeil, in: taz, 25.09.2007
 Von Gemmingen, Eberhardt (Hrsg.): Radio Vatican Newsletter

3.4 Internetseiten

Anti-Defamation-Forum: New Iraq – Wandel und Demokratisierung in der ehemaligen Republik der Angst, <https://www.adf-berlin.de/wbb2/thread.php?postid=5279>, Erscheinungsdatum: 04.05.2006, Abrufdatum: 26.08.2008
 Ateliers et Presses de Taizé : Geschichte, die Anfänge, http://www.taize.fr/de_article6600.html, Erscheinungsdatum: 21.03.2008, Abrufdatum: 30.12.2008
 BArch, Bestandsgeschichte des Nachlasses von Oskar Messter, <http://www.bundesarchiv.de/foxpublic/61ABF7990A062212000000008B5F3DC7/findmittelinfo.html>, Abrufdatum: 30.08.2008
 Brandenburgische Zentrale für politische Bildung: Synagoge, <http://www.politische-bildung-brandenburg.de/juden/kultur/synagoge.htm>, Erscheinungsdatum: 27.10.2006, Abrufdatum: 13.02.2009
 Bychowski, Artjom: Euphorie im Unglück: - Studien zur „Ideologie der fortgeschrittenen Industriegesellschaft“, http://kleinervogel-v.de/forum/index.php?option=com_content&task=view&id=17&Itemid=25, Erscheinungsdatum: 8. März 2008, Abrufdatum: 3. April 2009
 DAAD: VIP-Galerie, http://www.daad.de/alumni/de/4.2.4_11.html, Abrufdatum: 23.08.2008
 Dempf, Alois: Die Einheit der Kultur des Abendlandes, in: Knudsen, Knud: Welt ohne Hass, Berlin 1950
 DKR: Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit, http://www.deutscher-koordinierungsrat.de/01_06.php, Erscheinungsdatum: 19.07.2008, Abrufdatum: 26.08.2008
 dpa-Meldung, 21.05.1985
 DKR: Hans Maaß, http://www.deutscher-koordinierungsrat.de/01_02_04.php?gid=10&mid=470, Abrufdatum : 26.08.2008
 Dohrn, Susanne: Ernst Ludwig Ehrlich verstorben, in: Vorwärts, Berlin, 26. Oktober 2007, <http://www.vorwaerts.de/nachrichten/ernst-ludwig-ehrlich-gestorben>, Abrufdatum: 6. April 2009
 Erlenbach, Hans Dieter: Bringt der Bühnenschreck einen türkischen Jesus?, http://www.echo-online.de/kultur/template_detail.php3?id=536130, 16.11.2007, Abrufdatum: 12.11.2008
 Evangelisch-Lutherisches Dekanat Rosenheim: Protestanten unter der Burg Hohenaschau, <http://www.rosenheim-evangelisch.de/550.php>, Abrufdatum: 26.08.2008

- Frankemölle, Hubert, Juden und Christen nach Papst Johannes Paul II, in: Münz, Christoph (Hrsg.): Compass-Infodienst, http://www.compass-infodienst.de/Hubert_Frankemoelle__Juden_und_Christen_nach_Johannes_Paul_II.227.0.html
- Franz Anthoefer, <http://www.vaeternotruf.de/besatzungskinder.htm>, 16.06.2008
- Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit Augsburg-München-Regensburg (Hrsg.): Geschichte: Vorsitzende, <http://www.gcjz-m.de/index.php?id=76>, 2002-2006, Abrufdatum: 02.05.2006
- Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit Augsburg-München-Regensburg: Wer wir sind (2008), <http://www.gcjz-m.de/new2/index.php?sm=2>, Abrufdatum: 15.08.2008
- Grimm, Ulrich Werner: Die erste Berliner Mahnmal-Debatte, Berlin 1999, <http://www.textagentur-grimm.de/mahnmal.html>, Abrufdatum: 12.08.2008
- Heinz, Hanspeter; Homolka, Walter: Juden und Christen beten zum gemeinsamen Gott, Wege und Irrwege christlich-jüdischer Gebetsgemeinschaft, http://www.whomolka.de/PDFs/Beten_gemeinsam.pdf, Abrufdatum: 25.02.2009
- Herweg, Rachel Monica: Frauen im Judentum II, Jüdische feministische Frauenaufbrüche und die Initiative Bet Deborah, Compass Infodienst, Nr. 21, November 2005, http://www.compass-infodienst.de/Rachel_Monika_Herweg_Frauen_im_Judentum_-_Grundlagen_juedischer_Religositaet_u.2336.0.html
- Hegge-Gemeinschaft: Tagung: Der Beitrag des Judentums für das Werden Europas, <http://www.die-hegge.de/programm/12mai2006/12mai2006.html>, Abrufdatum: 6. April 2009
- Hochschule St. Georgen, Frankfurt: Religionspädagogik und Pastoralpsychologie, Viera Pirker, <http://www.sankt-georgen.de/rp-pps/pirker.html>, Erscheinungsdatum: 9. März 2009, Abrufdatum: 3. April 2009
- Jüdisches Zentrum Jakobsplatz: Jüdisches Leben in München heute, <http://www.juedischeSueddeutscheZeitungentrumjakobsplatz.de/gemeinde.html>, Abrufdatum: 12.08.2008
- Junge Liberale Mecklenburg und Vorpommern e.V.: Kreisvorstand, http://lv.julis-mnw.de/index.php?option=com_sobi2&catid=8&Itemid=86, Erscheinungsdatum: 2008, Abrufdatum: 3. April 2009
- Katholische Universität Eichstätt-Ingolstadt: Mehr zur Person, http://www.ku-eichstaett.de/Fakultaeten/RPF/professuren/exegese_at/person.de, Erscheinungsdatum 07.11.2006, Abrufdatum: 12.08.2008
- Kleinmann, Eberhard: Portrait, <http://www.ulrichskirche-sulzbach-murr.de/PfarramtII.htm>, Abrufdatum: 22.08.2008
- Kloke, Martin: Israel – Alptraum der deutschen Linken? <http://www.compass-infodienst.de>, Erscheinungsdatum: Januar 2007, Abrufdatum: 5.6.2007, S. 2, auch erschienen in: „Exklusive Solidarität. Linker Antisemitismus in Deutschland“
- Kraft, Sybille: Zeitzeuge Walter Joelsen, <http://www.br-online.de/br-alpha/alpha-forum/alpha-forum-walter-joelsen-gespraech-ID1204635445182.xml?requestid=840959>, Erscheinungsdatum: 04.03.2008, Abrufdatum: 21.08.2008
- Kulturamt Stuttgart: 2005 – Michael Wieck, <http://www.stuttgart.de/sde/item/gen/151723.htm>, Abrufdatum: 14.08.2008
- Meldung des Bistums Limburg: Frieden, Gerechtigkeit und Versöhnung waren seine Schwerpunktthemen, http://www.hausamdom.bistumlimburg.de/index.php?persongroup=&_1=133530&_0=15&sid=e773aa644222008fa0e3386a2f989601, Erscheinungsdatum: 06.03.2007, Abrufdatum: 16.08.2008
- Landtag Baden Württemberg: Abgeordnetenhandbuch der SPD, http://www.landtag-bw.de/Gremien/abg_info.asp?abg=434, Stuttgart 2009
- Mitgliederversammlung der 83 GcjZ: Gesellschaften bekräftigen Solidarität mit Israel http://www.deutscher-koordinierungsrat.de/01_04.php, Bonn, 03.05.2008, Abrufdatum: 06.05.2008
- Müller-Hansen, Melitta, Evangelische Morgenfeier, Bayern 1, 08.06.2008 (podcast)
- Münz Christoph (hrsg.): Compass-Infodienst, Online extra Nr. 51
- Oberstein, Peter: Siedlung Ludwigsfeld, die letzten Überlebenden, <http://www.sueddeutsche.de/immobilien/artikel/770/138487/>, Erscheinungsdatum: 18.10.2007, Abrufdatum: 12.08.2008
- Ökumenische Centrale Frankfurt: ACK, Geschichte, <http://www.oekumene-ack.de/Geschichte.74.0.html>, Erscheinungsjahr: 2006, Abrufdatum: 13.01.2009
- Ökumenischer Rat der Kirchen : Die katholische Kirche, <http://www.oikoumene.org/de/mitgliedskirchen/kirchenfamilien/die-katholische-kirche.html>, Erscheinungsdatum: 01.01.2006, Abrufdatum: 13.01.2009

- Pangritz, Andreas: Marquardt, Friedrich Wilhelm, in: Bautz, Friedrich-Wilhelm (Hrsg.): Biographisches-Bibliographisches Kirchenlexikon, Nordhausen 2005, <http://www.kirchenlexikon.de/>
- Perlentaucher: Wolfgang Benz, <http://www.perlentaucher.de/autoren/5022.html>, Erscheinungsdatum: 26.08.2008, Abrufdatum: 26.08.2008
- Prem, Klaus: Pressemitteilung: Modell Assisi: Können Mitglieder verschiedener Religionen miteinander beten?, Universität Augsburg, <http://idw-online.de/pages/de/news6240>, Erscheinungsdatum: 28.08.1998, Abrufdatum: 24.02.2009
- Rommel, Manfred: Das ist uns wichtig, http://www.alemannia-judaica.de/cjz_stuttgart.htm, Erscheinungsdatum: 23.05.2008, Abrufdatum: 14.08.2008
- Schledorn, Horst: Pinchas Lapide, Leben und Werk, http://lapide.la.funpic.de/index.php?option=com_contact&Itemid=3, Abrufdatum: 26.08.2008
- Schmidt, Christoph: Otto Michel, http://www.bautz.de/bbkl/m/michel_o.shtml, Erscheinungsdatum: 28.09.2006, Abrufdatum: 25.08.2008
- Schönlebe, Dirk: München im Netzwerk der Hilfe für „nichtarische“ Christen (1938-1941), Magisterarbeit, <http://www.landesbischof-meiser.de/downloads/Hilfe.pdf>, Abrufdatum: 26.08.2008, S. 69
- Sieger, Jörg: Von unsinnigen Antworten, <http://www.ioerg-sieger.de/godi/themen/wort.htm>, Erscheinungsdatum: 26.04.2002, Abrufdatum: 31.08.2008
- Simon, Heinrich: Leben im Judentum, Berlin 2003, in: Zentralrat der Juden: Der jüdische Gottesdienst, <http://www.zentralratjuden.de/de/topic/204.html>, Abrufdatum: 10.01.2009
- Sobczak, Sanda; Wilczynski, Ita et.al. (Hrsg.): Fundamentalismus im Judentum, <http://jutta.buschmans.de/gkreligion/produkte/fundamentalismusjudentum.pdf>, Abrufdatum 16.08.2008
- Stadt Stuttgart: Frau Bürgermeisterin Gabriele Müller-Trimbusch, <http://www.stuttgart.de/item/show/305824/1/pers/197?>, Abrufdatum: 14.08.2008
- Stöver, Bernd: Rezension zu: Arnold, Klaus: Kalter Krieg im Äther. Der Deutschlandsender und die Westpropaganda in der DDR. Münster u.a. 2002, in: H-Soz-u-Kult, <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/rezensionen/2003-2-090>, Erscheinungsdatum. 14.05.2003, Abrufdatum: 26.08.2008
- Strecker, Marius; Neukirch, Johannes: E wie evangelisch, Internetseite der Evangelisch-lutherischen Kirche in Bayern und der Evangelisch-lutherischen Landeskirche Hannovers, 2008 <http://www.e-wie-evangelisch.de/>, Abrufdatum: 12.08.2008
- Union progressiver Juden in Deutschland e.V.: Interreligiöse Beziehungen, <http://www.liberales-juden.de/cms/index.php?id=82>, Abrufdatum: 16. Februar 2009
- Wagner, Silvan: Passionsspiel Oberammergau, <http://lic.ned.univie.ac.at/pl/node/6372>, Erscheinungsdatum: 29.07.2008, Abrufdatum: 30.12.2008
- Wolffsohn, Michael: David Ben Gurion, in: DKR: Themenheft 2008 online, http://www.deutscherkoordinierungsrat.de/04_01_mehr.php?pNUM=1&mID=76, Abfragedatum: 16.08.2008
- Zentralrat der Juden in Deutschland: Mitglieder der Allgemeinen Rabbinerkonferenz, <http://www.zentralratjuden.de/de/article/1494.html>, Abrufdatum: 25.02.2009
- Zeyden, Maya: Umgang mit der Tradition des Anderen, Vortrag für Bet Deborah, http://www.berlin-stadtderfrauen.de/sarah-hagar/koop_veranst/zehden.doc, Erscheinungsdatum: 25.05.2003, Abrufdatum: 14.02.2009

3.5 Akten, Tätigkeitsberichte

- Aktionsausschuss des DKR: Anregungen und Vorschläge zur Abänderung der Satzung des DKR der GcjZ e.V., Frankfurt a.M., 1952, BArch B 259/7
- Aktionsausschuss des DKR: Erläuterungen zur Tagesordnung der Mitgliederversammlung und Kuratoriumssitzung vom 25. Mai 1952 in Frankfurt a.M., BArch B 259/7
- Aktionsausschuss: Protokoll der Sitzung vom 11.06.1960, BArch B-259/630
- BArch B 259/41
- BArch B 259/75
- BArch B 259/105
- BArch B 259/606
- BArch B 259/795
- BArch B 259/824
- BMI: Antwort der Bundesregierung auf die kleine Anfrage der Abgeordneten Ulla Jelpke und der Fraktion der PDS: Ausländerfeindliche und rechtsextremistische Ausschreitungen in der Bundesrepublik Deutschland im Dezember 2000, Berlin 2001
- Braun, Stephan; Warscher, Sigrid; Weiß, Ingrid: Tätigkeitsbericht 2006 der GcjZ Stuttgart e.V., Stuttgart 2007 (Archiv der Geschäftsstelle)
- Brief an den Geschäftsführer des DKR, BArch B 259/41

- Brief zweier Mitarbeiter der Hannoveraner Gesellschaft an den Aktionsausschuss des DKR, Hannover, 14.01.1954, BArch B 259/132
- Briefe der Gesellschaften an den DKR, 1957, Protokoll der Sitzung vom 13. Juni 1957, BArch B 259/34
- Briefwechsel, BArch B 259/51
- DKR: Aktenvermerk vom 07.12.1948, BArch B 259/77
- Cahn, Max L.: Niederschrift über die ordentliche Mitgliederversammlung des DKR, Oberursel 1958, BArch B-259/628
- CJZ Stuttgart: Tätigkeitsberichte 2005-2007, Stuttgart 2006-2008
- CJZ: Satzung der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit Stuttgart e.V., Stuttgart 1980
- Deutscher Zentralverlag, Liste der auszusondernden Literatur (Buchstabe P), Berlin 1948
- DKR: Aus der Geschichte der christlich-jüdischen Zusammenarbeit in Deutschland, BArch B 259/795
- DKR: Informationen, Frankfurt 1977, S. 3ff, BArch B 259/606
- DKR: Informationen, Frankfurt 1978-1979, BArch B 259/606
- DKR: Präambel, Bad Nauheim 1994
-
- GcjZ/DKR: Tätigkeitsberichte 1991, Bad Nauheim 1992
- GcjZ/DKR: Tätigkeitsberichte 1995, Bad Nauheim 1996
- GcjZ/DKR: Tätigkeitsberichte 1996, Bad Nauheim 1997
- GcjZ/DKR: Tätigkeitsberichte 1997, Bad Nauheim 1998
- GcjZ/DKR: Tätigkeitsberichte 1998, Bad Nauheim 1999
- GcjZ/DKR: Tätigkeitsberichte 1999, Bad Nauheim 2000
- GcjZ/DKR: Tätigkeitsberichte 2000, Bad Nauheim 2001
- GcjZ/DKR: Tätigkeitsberichte 2005, Bad Nauheim 2006
-
- DKR-Vorstand: Bericht, Frankfurt 31. Mai 1953, BArch B 259/75
-
- Emnid KG: Ergebnisse der Befragung: „Hassen die Deutschen?“, Bad Nauheim 1959, Bundesarchiv, B 259/10
-
- Evangelische Kirche in Deutschland: Christen und Juden III, Schritte der Erneuerung im Verhältnis zum Judentum, Hannover 2000
-
- Foschepoth, Josef: 40 Jahre christlich-jüdischer Dialog: Anfänge, Entwicklungen, Perspektiven, Frankfurt 1989, BArch B 259/795
-
- GcjZ Hamburg an ihre Freunde, BArch B 259/34; GcjZ Hamburg: Brief an den DKR vom 14.06.1957, BArch B 259/34
-
- GcjZ/DKR: Rundschreiben 1/2007: Die Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit, Bad Nauheim 2007
-
- GcjZ/DKR: Satzung, Bonn, 21.05.2006
-
- GcjZ/DKR: Tätigkeitsberichte der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit 1988, Frankfurt 1989
-
- GcjZ/DKR: Themenheft: 50 Jahre Woche der Brüderlichkeit, Abel, steh auf, damit es anders anfängt zwischen uns allen, Bad Nauheim 2002
-
- Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit Augsburg-München-Regensburg e.V.: Zum Gedenktag für die Opfer des Nationalsozialismus 2007 (Einladung), München 2007
-
- Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit Stuttgart: Tätigkeitsbericht 2005, Stuttgart 2006, (Archiv der Geschäftsstelle Stuttgart)
-
- Griepenkerl, Ela: Antrag an die Mitgliederversammlung, Lüneburg 2008 (bei der Autorin)
-
- Korrespondenz DKR-BMI, BArch B 259/522

Kuratorium des DKR: Interpretation der Satzungs-Präambel der deutschen GcjZ, Bad Nauheim 1951, BArch B 259/7

Manuskripte für ein geplantes Buch „Rasse und Erziehung“, BArch B 259/132

Müller-Trimbusch, Gabriele; Warscher, Sigrid; Weiß, Ingrid: Tätigkeitsbericht 2007 der GcjZ Stuttgart e.V., Stuttgart 2008 (Archiv der Geschäftsstelle Stuttgart)

Niederschrift über die ordentliche Mitgliederversammlung des DKR der GcjZ e.V., Oberursel 1958, BArch B 259/628

Niederschrift zur Mitgliederversammlung des DKR am 12.06.1960, S. 128, BArch B 259/631

NZ/ADN: Neue Zeit, 24.09.1957, BArch B 259-57

Paffrath, Liselotte: Tagebuch 1951-`54, Bad Nauheim, BArch B 259/4

Protokoll der Mitgliederversammlung des DKR und der Gesellschaften vom 09.05.1965 im Gesellschaftshaus des Palmengartens Frankfurt, BArch B-259/636

Protokoll über die Internationale Christlich-Jüdische Jugendkonferenz vom 10.-20.09.1962 in Driebergen, Holland, S. ...3, BArch B 259/636

Schmelzkopf, Christiane: Brief an Berndt Schaller, Laichingen 2003

Schmelzkopf, Christiane: Brief an Esther Kraus, 13.05.2007

Schmidt, Peter: Bericht über die Tagung der Konfessionsausschüsse, Frankfurt 1949, BArch B 259/112

Scholkmann, Katharina: Plakat des FJE, 2007

Senator für Volksbildung, Brief, Berlin 1952, BA B 259/41

Sirsch, Rudolf: Bericht des Generalsekretärs, Bonn 2000

Sirsch, Rudolf: Bericht des Generalsekretärs, Bonn 2001

Sirsch, Rudolf: Bericht des Generalsekretärs, Bonn 2002

Sirsch, Rudolf: Bericht des Generalsekretärs, Bonn 2003

Sirsch, Rudolf: Bericht des Generalsekretärs, Bonn 2004

Weis, Irene: Protokoll der Mitgliederversammlung des Erzieherausschusses, Frankfurt 1962, BArch B 259/643

Zietlow, Carl F.; DKR: Richtlinien für den Aufbau und die Organisation der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit, BArch B 259/105

Zink, Wolfgang: Israel 1976 und die Christen, in: Allgemeine Jüdische Wochenzeitung, 20.08.1976, S. 11, BArch B 259/824

3.6 Interviews

Eigene Interviews:

Interview vom 06.04.2006 mit Herrn Rudolf Sirsch, Generalsekretär des Deutschen Koordinierungsrates

Interview vom 08.09.2006 mit Herrn Rudolf Sirsch, Generalsekretär des Deutschen Koordinierungsrates

Interview vom 11.12.2006 mit Rudolf Sirsch, Generalsekretär des Deutschen Koordinierungsrates

Interview vom 05.01.2007 mit Frau Rachel Dror, Vorsitzende des „Projekt Schule“, Stuttgart

Interview vom 11.05.2007 mit Hans Hermann Henrix, ehemaliges Vorstandsmitglied des DKR

Interview vom 27.07.2007 mit Frau Rachel Dror, Vorsitzende des „Projekt Schule“, Stuttgart

Interview vom 03.05.2008 mit Frau Daniela Köppler, Herrn Christoph Knack, Frau Annika Böhm, und Herrn Jens Hoppe, Mitglieder des Forums Junger Erwachsener

Interview vom 03.07.2008 mit Frau Ingrid Weiß, Vorsitzende der CJZ Stuttgart

Interview vom 04.07.2008 mit Frau Angela Müllenbach-Michel, evangelische Vorsitzende der GcjZ Osnabrück

Interview vom 15.07.2008 mit Frau Marina Fundaminski, Geschäftsführerin der CJZ Stuttgart

Interview vom 24.07.2008 mit Frau Ingrid Weiß, Vorsitzende der CJZ Stuttgart

Andere:

König, Evelyne: Interview vom 11.03.2007 mit Esther Schapira und Georg Haffner

Stadtteilbüro Neuperlach: Interview mit Frau Nina Safian, Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit München, in: Jahresbericht Stadtteilbüro Neuperlach, München 2007

3.7 Aufzeichnungen mündlicher Äußerungen

Rede vom 11.03.2007 von Ernst Elitz zur Eröffnung der Woche der Brüderlichkeit in Mannheim

Rede vom 11.03.2007 von Günther Oettinger zur Eröffnung der Woche der Brüderlichkeit

Rede vom 11.03.2007 zur Eröffnung der Woche der Brüderlichkeit in Mannheim von Berndt Schaller

Rede vom 12.03.2007 von Christoph Kähler im Jüdischen Gemeindezentrum Mannheim

Rede vom 12.03.2007 von Julian-Chaim Soussan im Jüdischen Gemeindezentrum Mannheim

Rede vom 12.03.2007 von Kardinal Lehmann im Jüdischen Gemeindezentrum Mannheim

Beiträge und Podiumsdiskussion im Rahmen der Konferenz: Der christlich-jüdische Dialog im deutschen Südwesten in Vergangenheit und Gegenwart, Schloss Großlaupheim, 10.05.2007

Goodman-Thau, Evelyne: Eine unorthodoxe orthodoxe Frau, Vortrag mit anschließender Diskussion im evangelischen Gemeindezentrum München am 03.11.2003

Ivanova, Victoria, Bericht am Zeitzeugenabend am 25.01.2007 in der Seidlvilla, Übersetzer: Peter Oberhuber (Unterlagen bei der Autorin)

Mensing, Björn: Zwischen Kreuz und Hakenkreuz, Vortrag am 08.02.2006 im Evangelischen Gemeindehaus in Lichtenfels

Charlotte Knobloch, Ansprache in der Evangelischen Akademie Tutzing, übertragen von Deutschlandradio Kultur am 13. 2. 2007, 10.55 Uhr

Deutschlandradio Kultur: Aus der jüdischen Welt, 26.10.2007, 18.00, Sendung zum Tod von Ernst Ludwig Ehrlich

Deutschlandradio Kultur: „Antisemitismus in Europa“, Sendung vom 07.02.2008, 14:00 Uhr

Schöne, Hubert: Charlotte Knobloch im Gespräch mit Hubert Schöne, in: BR-Online (Hrsg.): Alpha-Forum, Sendung vom 06.09.1999

SWR 1 Radioreport, 25.01.2008, 21:30 Uhr

4. Abkürzungen

BArch=	Bundesarchiv Koblenz
B 259=	Aktenbestand des Deutschen Koordinierungsrates im Bundesarchiv Koblenz
GcjZ=	Gesellschaft(en) für christlich-jüdische Zusammenarbeit e.V.
DKR=	Deutscher Koordinierungsrat der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit e.V.
ICCJ=	International Council of Christians and Jews (Sitz heute: Heppenheim)
NCCJ=	National Council of Christians and Jews, heute: National Conference for Community and Justice, amerikanische Nationale Organisation für christlich-jüdische Zusammenarbeit
KLAK=	Konferenz Landeskirchlicher Arbeitskreise Christen und Juden
WB=	World Brotherhood
DP=	Displaced Person
CJZ=	Christlich-Jüdische Zusammenarbeit
WIZO=	Women´s International-Zionist Organisation
WdB=	Woche der Brüderlichkeit